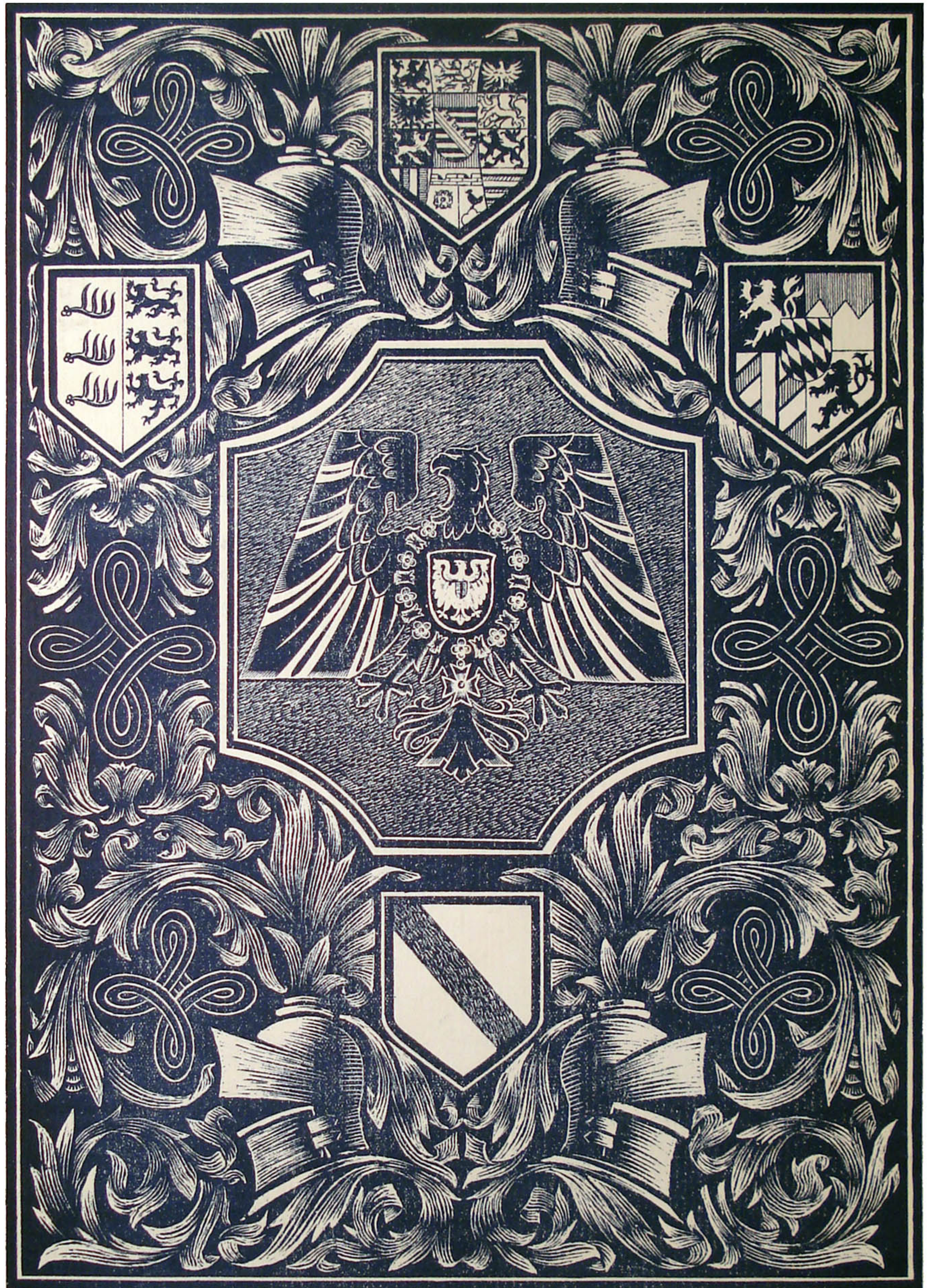
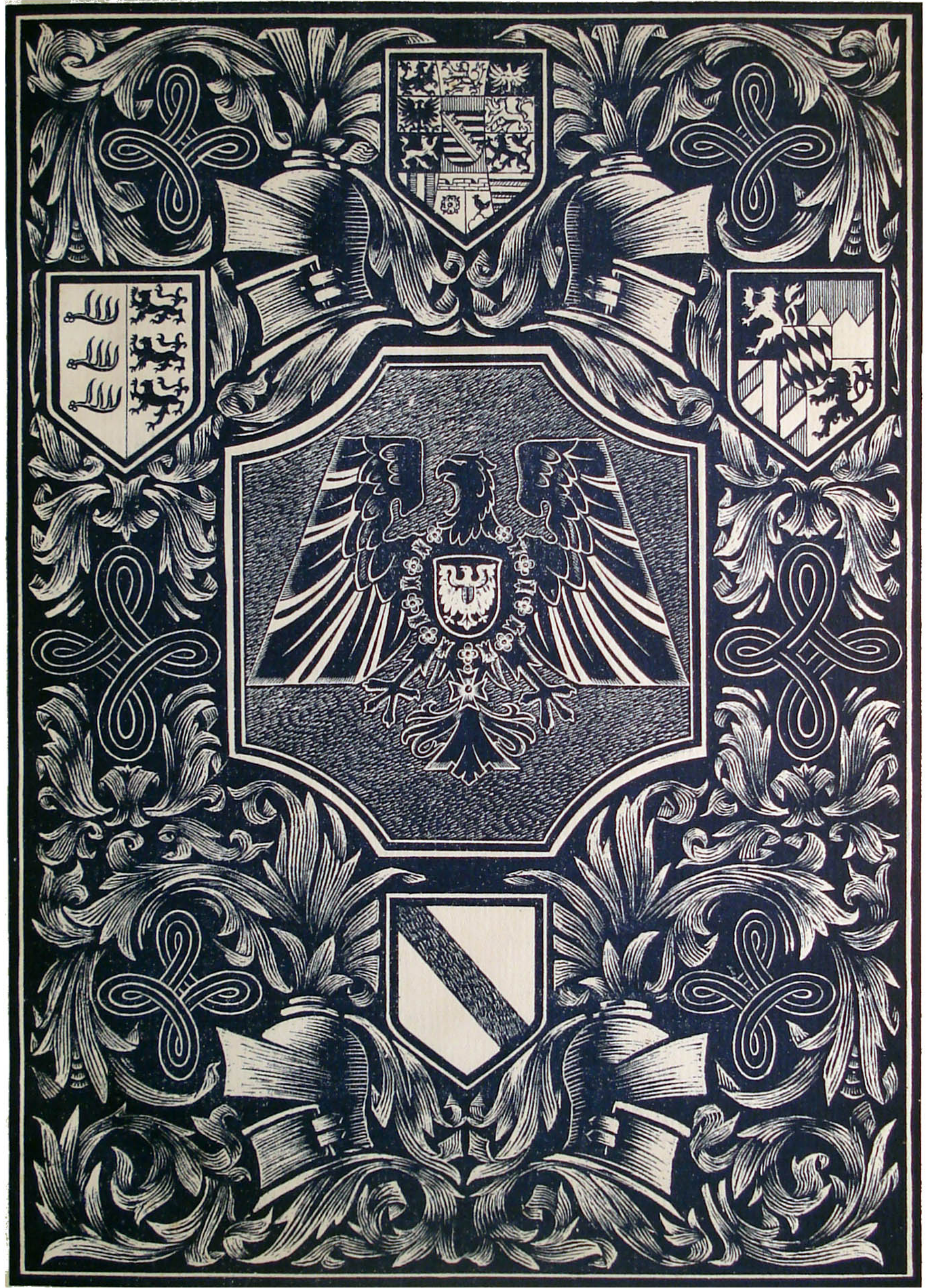




Deutsche Gedenkhalle







DEM
DEUTSCHEN
VOLKE

Deutsche Gedenkhalfe

Bilder aus der vaterländischen Geschichte

Herausgegeben
von Professor Dr. J. v. Pflugk-Harttung
Ergänzt von Professor Haefke
Mit vierzig Kunstblättern nach
Gemälden berühmter
Meister



National-Verlag

G. m. b. H.

Berlin und München 1923

Berlin und München



**Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck verboten**

Deutsche Gedenkhalle

Inhalts - Verzeichnis

Kunstbeilagen

Literarische Mitarbeiter

Inhalts=Verzeichnis

	Seite
Verzeichnis der Kunstbeilagen	VI
Literarische Mitarbeiter	VIII
Deutsche Gedenkhalle (Vorwort)	X
Die alten Germanen, von Karl Schumacher	1
Römer und Germanen, von Carl Schuchhardt	5
Die Hunnenschlacht, von Julius von Pflugk-Harttung	11
Die Franken, von Felix Dahn	18
Deutsche Volksrechte, von Karl Zeumer	26
Kaiser Karl der Große, von Julius von Pflugk-Harttung	34
Die Begründung des deutschen Reiches, von Gerhard Seeliger	40
Kaiser Otto der Große, von Ernst Bernheim	43
Canossa, von Julius von Pflugk-Harttung	50
Friedrich I. Barbarossa, von Ernst Bernheim	57
Die Kreuzzüge, von Max Sdrolek	62
Die Entstehung der deutschen Territorien, von Georg von Below	71
Herrn- und Freienstand im deutschen Mittelalter, von Richard Schröder	77
Rudolf von Habsburg, von Dietrich Schäfer	85
Ludwig der Bayer, von Sigmund von Riezler	91
Huß und Hussiten, von Max Sdrolek	100
Die Burggrafen von Nürnberg und das Reich, von Martin Spahn	108
Die Anfänge der Mark Brandenburg, von Paul Hirsch	114
Entstehung und Ausgang der Hanse, von Goswin Freiherr von der Ropp	119
Der Bauernkrieg, von Max Lenz	126
Charakter und Bedeutung der deutschen Renaissance, von Karl Lamprecht	132
Martin Luther, von Max Lenz	139
Albrecht Dürer, von Ludwig Keller	145
Das Zeitalter der Gegenreformation, von Martin Philippson	150
Der Dreißigjährige Krieg, von Hans von Zwiédineck-Südenhorst	157
Deutschlands Verfall im Dreißigjährigen Kriege, von Hans von Zwiédineck-Südenhorst	165
Kaiser und Reichsfürst nach dem Dreißigjährigen Kriege, v. Georg Friedrich Preuß	174

	Seite
Das deutsche Reich und Ludwig XIV., von Georg Friedrich Preuß	180
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, von Ludwig Keller	187
Der Große Kurfürst als Kriegsherr, von Hermann Granier	192
Friedrich I. von Preußen, von Ernst Berner	199
Die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms I., von Otto Krauske	205
Gottfried Wilhelm von Leibniz, von Ernst Troeltsch	211
Der Erste und Zweite Schlesiſche Krieg, von Georg Evert	218
Der Siebenjährige Krieg, von Guſtaf Dickhuth	224
Das Zeitalter Friedrichs des Großen, von Reinhold Koſer	229
Klopſtock und Leſſing, von Jakob Minor	235
Immanuel Kant, von Houſton Stewart Chamberlain	241
Goethe und Schiller, von Otto Harnack	247
Preußen und Deutſchland während der franzöſiſchen Revolution, von Paul Bailleu	253
Königin Luſe, von Paul Bailleu	258
Die Doppelschlacht von Jena und Auerſtedt, von Rudolf von Caemmerer	263
Der Zusammenbruch des preußiſchen Staates, von Rudolf von Caemmerer	269
Stein-Hardenbergſche Reformen, von Otto Hünke	274
Preußens Erhebung und der Frühjahrsfeldzug 1813, von Ottomar Freih. von der Oſten-Sacken und von Rhein	281
Der Herbfeldzug 1813, von Ottomar Freih. von der Oſten-Sacken und von Rhein	288
Der Feldzug 1814, von Albert von Piſter	294
Belle-Alliance, von Julius von Pflugk-Harttung	298
Das Zeitalter der Reſtauration, von Friedrich Meinecke	304
Friedrich Wilhelm IV. und Deutſchland, von Friedrich Meinecke	310
Bismarcks Anfänge, von Friedrich Meinecke	316
König Wilhelm I., von Erich Marcks	322
Der deutſch-däniſche Krieg 1864, von Auguſt Keim	326
Der Krieg von 1866, von Ludwig Freiherr von Falkenhausen	331
Der Krieg gegen das franzöſiſche Kaiſerreich 1870, von Colmar Freih. v. d. Goltz	338
Der Krieg gegen die franzöſiſche Republik 1870/71, von Karl Ritter von Endres	349
Die Gründung des Deutſchen Reiches, von Erich Marcks	357
Die Könige Bayerns, von Karl Theodor von Heigel	364
Die Könige Sachſens, von Guſtav Buchholz	371
Die Könige Württembergs, von Eugen Schneider und Paul von Stälin	377
Wilhelm I. als Deutſcher Kaiſer, von Dietrich Schäfer	386
Kaiſer Friedrich III., von Julius von Derby duvernois	393
Das Deutſche Reich 1888–1914, von Hans Haefſcke	400
Das Deutſche Reich im Weltkriege, von Hans Haefſcke	434
Nachwort	469

Kunstbeilagen

[illegible][illegible][illegible]

Heinrich IV. in Canossa, von Eduard Schweizer. (Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München)

Kaiserkrönung Ludwig des Bayers in Rom, von August Kreling. (Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München) ♦

Die Verurteilung des Johann Huß auf dem Konzil zu Konstanz, von Dáclav von Brožik.
 (Mit Genehmigung von Charles Sedelmeyer, Paris) ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

Kaiser Karl V. bei Fugger in Augsburg, von Karl Becker. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin) ♦

Gefangennehmung Luthers im Thüringer Walde, von Ferdinand Graf von Harrach

Gustav Adolfs Tod in der Schlacht bei Lützen, von Wilhelm Räuber ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

Der Große Kurfürst bei Fehrbellin, von Wilhelm Camphausen. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin) ♦

Übergang des Großen Kurfürsten über das Kurische Haff, von Wilhelm Simmler

Königskrönung Friedrichs I., von Anton von Werner. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin) ♦

Schlacht bei Hohenfriedeberg, von Karl Röchling ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

[illegible][illegible]

Friedrichs des Großen Tafelrunde zu Sanssouci, von Adolph von Menzel

Die Begegnung König Friedrichs II. mit Kaiser Joseph II. in Meisse, von Adolph von Menzel

Abchied der Armee von Friedrich dem Großen, von Georg Schöbel. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin) ♦

Weimar 1803, von Otto Knille. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin) ♦ ♦ ♦ ♦

Königin Luise mit ihren Söhnen im Park von Louisenwahl, von Karl Steffek.
 (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin) ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆

Feindtödt der elf Schill'schen Offiziere vor Wesel, von Adolf Hering ♦ ♦ ♦ ♦ ♦

[illegible]

Literarische Mitarbeiter

	Seite
Bailleu, Paul, Dr. phil., kgl. preuß. Geheimer Archivar und Geheimer Staatsarchivar	253, 258
Below, Georg von, Dr. jur. et phil., Geheimer Hofrat, ord. Universitätsprofessor	71
Berner, Ernst, Dr. phil., kgl. preuß. Geheimer Archivar, Hausarchivar, Professor	199
Bernheim, Ernst, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor	43, 57
Buchholz, Gustav, Dr. phil., Universitätsprofessor	371
Caemmerer, Rudolf von, Generalleutnant z. D.	263, 269
Chamberlain, Houston Stewart, Schriftsteller	241
Dahn, Felix, Dr. jur. et phil., kgl. preuß. Geheimer Justizrat, ord. Universitätsprofessor	18
Dickhuth, Gustaf, kgl. preuß. Oberstleutnant, Militärlehrer a. d. Kriegsakademie	224
Endres, Karl Ritter von, kgl. bayer. Generalleutnant, Chef des Generalstabes der Armee, Inspekteur der Militär-Bildungsanstalten	349
Evert, Georg, kgl. preuß. Oberregierungsrat	218
Falkenhausen, Ludwig Freiherr von, General der Infanterie z. D.	331
Folz, Colmar Freiherr von der, Dr. phil., kgl. preuß. General der Infanterie, kommandierender General	338
Granier, Hermann, Dr. phil., kgl. preuß. Archivar	192
Haefcke, Hans, Dr. phil.	400, 434, 469
Harnack, Otto, Dr. phil., Professor an der Technischen Hochschule	247
Heigel, Karl Theodor von, Dr. phil., kgl. bayer. Geheimer Rat, Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, ord. Universitätsprofessor	364
Hinke, Otto, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor	274
Hirsch, Paul, Dr. phil., kgl. preuß. Bibliothekar	114
Keim, August, kgl. preuß. Generalmajor	326
Keller, Ludwig, Dr. phil., kgl. preuß. Geheimer Archivar und Geheimer Staatsarchivar	145, 187
Koser, Reinhold, Dr. phil., kgl. preuß. Geheimer Oberregierungsrat, Generaldirektor der kgl. preuß. Staatsarchive	229

	Seite
Krauske, Otto, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor	205
Camprecht, Karl, Dr. phil., kgl. sächs. Geheimer Hofrat, ord. Universitätsprofessor	132
Lenz, Max, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor	126, 139
Marcks, Erich, Dr. phil., großherzogl. bad. Geheimer Hofrat, ord. Universitätsprofessor	322, 357
Meinecke, Friedrich, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor	304, 310, 316
Minor, Jakob, Dr. phil., k. k. Hofrat, ord. Universitätsprofessor	235
Osten-Sacken und von Rhein, Ottomar Freiherr von der, kgl. preuß. Oberstleutnant	281, 288
Pfister, Albert von, Dr. phil., Generalmajor z. D.	294
Pflugk-Hartung, Julius von, Dr. phil., kgl. preuß. Archivrat, ord. Universitätsprofessor a. D.	11, 34, 50, 298
Philippsohn, Martin, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor a. D.	150
Preuß, Georg Friedrich, Dr. phil., Universitätsdozent	174, 180
Riezler, Sigmund von, Dr. phil., kgl. bayer. Geheimer Rat, Vorstand des Maximilianeums, ord. Universitätsprofessor	91
Ropp, Goswin Freiherr von der, Dr. phil., kgl. preuß. Geheimer Regierungsrat, ord. Universitätsprofessor	211
Schäfer, Dietrich, Dr. phil., kgl. preuß. Geheimer Regierungsrat, ord. Universitätsprofessor	85, 386
Schneider, Eugen, Dr. phil., kgl. württemberg. Archivrat	377
Schröder, Richard, Dr. jur. et phil., großherzogl. bad. Geheimer Rat, ord. Universitätsprofessor	77
Schuchhardt, Carl, Dr. phil., Museumsdirektor, Professor	5
Schumacher, Karl, Dr. phil., Museumsdirektor, Professor	1
Sdralek, Maximilian, Dr. theol., Domherr, ord. Universitätsprofessor	62, 100
Seeliger, Gerhard, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor	40
Spahn, Martin, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor	108
Stälin, Paul von, Dr. jur., kgl. württemberg. Geheimer Archivrat, Direktor des kgl. württemberg. Geheimen Haus- und Staatsarchivs	377
Troeltsch, Ernst, Dr. theol., großherzogl. bad. Geheimer Rat, ord. Universitätsprofessor	211
Verdy du Vernois, Julius von, Dr. phil., kgl. preuß. General der Infanterie, Kriegsminister a. D.	393
Zeumer, Karl, Dr. jur. et phil., Universitätsprofessor	26
Zwiedineck-Südenhorst, Hans von, Dr. phil., ord. Universitätsprofessor	157, 165

DEUTSCHE
KÖNIGE UND
RÖMISCHE
KAISER
DEUTSCHER
NATION.

LUXEMBURG 1308-1313



Deutsche Gedenkhalle

Immer wieder finden wir in der deutschen Geschichte den jähen Sturz von stolzer Höhe in schmachvolle Niedrigkeit. Und nicht der äußere Feind ist es gewesen, sondern stets der durch Fremdtümelei genährte Bruderkwitz, der diesen Wechsel herbeigeführt hat. Aber die Not schmiedete jene, die die Natur zu Brüdern bestimmt hatte, zusammen. Und von neuem geboren, sprengte das deutsche Volk die Ketten, die die Nachbarn ihm angelegt hatten.

Abermals tief erniedrigt und großer materieller Güter beraubt, liegt heute unser Volk wieder am Boden. Geblieben ist ihm nur seine geistige Eigenart. Und um dieses wichtigste Gut wird es zunächst kämpfen müssen. Denn „der Geist ist es,



OTTO I.

WELFEN.



FRIEDRICH I.

HOHENSTAUFEN.



WITTELSBACH-PFALZ



RUDOLF I



WITTELSBACH-BAYERN 1742-1745



HABSBURG-1273-1308



DEUTSCHE
KAISER.



WILHELM-I.

DOM 18. JANUAR
1871
BIS ZUM 9. MÄRZ
1888

FRIEDRICH-III.

DOM 9. MÄRZ
1888
BIS ZUM 15. JUNI
1888

WILHELM-II.

DOM 15. JUNI
1888
BIS ZUM 9. NOV.
1918

PORENZOLLEN



der sich den Körper baut".
Dazu aber ist not, daß wir erst
einmal kennen lernen, was
unsere Art ist. Und wo lernten
wir sie besser kennen als in
der stolzen, leidbelasteten Ge-
schichte unseres Volkes? Dar-
um hin zu ihr mit dem Ver-
stande, aber auch mit dem
Herzen, um uns mit dem deut-
schen Geiste zu erfüllen!
In keinem aber hat sich dieser
Geist so herrlich offenbart wie
in dem, der uns das Reich ge-
schaffen hat, dessen Schatten
trotz allem noch auf uns fällt.
Darum:

„Auf ewig bleiben wir
verloren,
Wird nicht des Reiches
Schöpfers Geist
In jedem von uns neu
geboren,
In jedem, der ein Deutscher
heißt.“



die Türe ist das Maus der
Frau! von Pfirsichenbude

Die alten Germanen.

Von Karl Schumacher.

Um zu beweisen, daß die Germanen von jeher in dem Lande gewohnt haben, in welchem sie von den Römern angegriffen wurden, sagt der römische Schriftsteller Tacitus in seiner im Jahre 98 n. Chr. verfaßten Germania: »wer sollte auch aus Asien, Afrika oder Italien nach Germanien streben, das häßlich in seiner Landschaft, rauh an Klima, traurig zu bebauen und anzuschauen ist für einen Jeden, dessen Vaterland es nicht gerade ist.« Und weiterhin schildert er Germanien als »ein Land, das im einzelnen zwar verschiedenartig sei, im allgemeinen aber von Urwäldern und Sümpfen starre, an Saaten ertragfähig, ohne Obstbäume, aber reich an Vieh, wenn auch unansehnlichem«. Wie das ganze Bild, welches Tacitus von dem Lande und Leben der Germanen entworfen hat, sich durch Klarheit und Bestimmtheit auszeichnet, so enthalten auch vorstehende Bemerkungen manche treffliche Beobachtung. Andererseits sind sie aber auch nicht frei von Irrtum und Einseitigkeit. Einseitig ist ohne Zweifel das Urteil über das Klima und Aussehen des Landes, weil es von einem Sohne des milden Südens gefällt ist, der den Garten Italiens mit seinen üppigen Ackerfluren, weiten Gemüesflächen und herrlichen Obstgärten vor Augen hatte. Irrtümlich ist aber auch seine Ansicht über die Ureinwohner und gewissermaßen Geschichtslosigkeit der Germanen. Die Gewährsmänner des Tacitus und seines Vorgängers, des älteren Plinius, dessen 20 Bücher über die Geschichte der germanischen Kriege leider völlig verloren sind, die römischen Offiziere in den Rhein- und Donaukastellen, konnten zwar wertvolle Berichte über die augenblicklichen Zustände und Vorkommnisse bei den Germanen liefern, auch manches Geschichtszeugnis aus der jüngsten Vergangenheit,

wie über die Kämpfe zwischen Germanen und Galliern, in Erfahrung bringen, allenfalls auch noch gewisse allgemeinere Rückschlüsse ziehen aus den Göttersagen und Heldenliedern, die nach Tacitus die einzige Art geschichtlicher Überlieferung und Darstellung bei den Germanen bildeten, — aber um tiefer einzudringen in die Geschichte und Vergangenheit dieses rauhen Volkes, dazu fehlte ihnen wohl nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Neigung. Wurden doch die Germanen überhaupt erst seit etwa 80 v. Chr. in der griechischen und römischen Literatur von den Galliern unterschieden und mit dem bei diesen gebräuchlichen Namen (Nachbarn? Streitmänner?) bezeichnet. Über diese mangelhafte und einseitige Überlieferung der Griechen und Römer, deren ungünstige Darstellung unsere Anschauungen noch heute stark beeinflusst, ist unser Wissen über die alten Germanen erst in den letzten Jahrzehnten hinausgekommen, hauptsächlich durch die Ergebnisse der Ausgrabungen. Dem Spaten ist es gelungen, aus Moos und Schuttdiebstinterlassenschaft jener Urzeiten selbst aufzudecken, Befestigungsanlagen, Wohnungen, Gräber, und so die sichersten Urkunden jener Vergangenheit zu erbringen. Sind wir auch noch nicht imstande, diese Dokumente nach allen Richtungen hin zu enträtseln und in geschichtlichem Sinne zu verwerten, so können wir doch schon jetzt eine Reihe von Tatsachen erkennen, welche die früheren Vorstellungen über die alten Germanen wesentlich berichtigen und erweitern. Vor allem sehen wir jetzt klar, daß schon lange vor den Germanen Völker anderer Abstammung auf Germaniens Boden gesessen haben. So gut wie die Länder um das Mittelmeerbecken war auch Germanien zum mindesten schon von der Diluvialzeit an bewohnt, wie die paläolithischen Höhlenfunde längs des Rheines und der Donau, im Lahntal, in Thüringen, am Harz und anderwärts

mit aller Sicherheit dartun. Auch in der jüngeren Steinzeit, die bis an das zweite Jahrtausend v. Chr. heranreicht, nahmen den größten Teil des spätern Germanien verschiedene nichtgermanische und zum Teil nicht einmal arische Völkerstämme ein, nur das Gebiet an der Ost- und Nordsee scheint schon in dieser frühen Periode von Germanen besetzt worden zu sein. Die Verbreitung der Germanen von da nach Süden geschah aber nur ganz allmählich. Noch um das Jahr 500 v. Chr. waren sie nicht über den Thüringer Wald vorgeedrungen, um 100 v. Chr. noch nicht über den Main, und erst zu Cäsars Zeit erreichten sie den Oberrhein.

Während dieser langen Zeiträume war die Kultur der Germanen natürlich mannigfachen Veränderungen unterworfen, wie sie durch die Kulturwandlungen des gesamten mittleren Europa bedingt waren. In der jüngeren Steinzeit war der Germane gekleidet in Tierfelle und Pelze und geschmückt mit Ringen, Anhängern und Zieraten aus Horn und Knochen, seltenen Steinen und Muscheln, Tierzähnen usw. Das Wild des Waldes wie seinen menschlichen Gegner erlegte er mit der Steinaxt und Holzkeule, oder mit Speiß und Bogen aus gleichem Stoffe; seine häuslichen Arbeiten verrichtete er mit Äxten, Hämmern, Meißeln, Schlegeln, Hacken aus verschiedenartigem Gestein, mit Messern, Schabern, Bohrern, Sägen usw., meist aus Flint, dann Pfriemen, Ahlen, Nadeln aus Horn und Knochen. Den Zustand des nomadisierenden Jägers hatte er längst überwunden, er wohnte in geschlossenen Dorfgemeinschaften und trieb geregelten Ackerbau und Viehzucht. Die Herstellung der Geräte, vor allem die Gebilde der Töpferei mit ihrer eigenartigen Verzierungsweise verraten ein ganz staunenswertes Geschick und schon einen gewissen Kunstsinne und Geschmack. Mit Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. erhielten sie aus

den vorgeschritteneren Gegenden am östlichen Mittelmeerbecken Geräte aus Metall, zunächst von Kupfer und Bronze. Von nun ab bestand die Wehr der Männer aus Schwertern, Dolchen, Äxten, Lanzen, Pfeilspitzen aus Erz, gelegentlich begegnen sogar schon Helme und Schilde, und ebenso vermehrten und verbesserten sich die Geräte des täglichen Lebens, vor allem der Schmuck, für den sich die goldglänzende Bronze besonders eignete. Auch der Hausbau machte Fortschritte: es vervollkommneten sich die stroh- oder reißigüberdeckten Grubenhütten und die eben-erdigen Block- und Fachwerkhäuser, wie am deutlichsten die Totenurnen in Hausform lehren. Während in der Steinzeit die Toten in der Erde bestattet wurden, nicht selten in Steinkammern, welche gleichfalls die Form des damaligen Hauses nachahmten, wurden sie im Verlauf der Bronzezeit verbrannt und in Aschenurnen beigelegt. Nach der Größe mancher dieser Urnenfriedhöfe zu schließen, dürften die Dörfer schon damals zum Teil recht beträchtlichen Umfang gehabt haben. Dieser Kulturzustand der reinen Bronzezeit dauerte bei den Germanen der norddeutschen Tiefebene bis in die Mitte des letzten Jahrtausends v. Chr., während bei den rätischen und gallischen Stämmen Süddeutschlands das Eisen schon längst seinen Einzug gehalten hatte. Von den Einflüssen dieser älteren Stufe der Eisenzeit, der sog. Hallstattperiode (ca. 1000 bis 500 v. Chr.), war nördlich des Thüringer Waldes wenig zu verspüren. Erst die jüngere Eisenzeit, die sog. La-Tène-Periode (ca. 500 bis Chr. Geburt), hat auch den Germanen Norddeutschlands allmählich das Eisen und die damit zusammenhängenden Errungenschaften höherer Zivilisation gebracht. Ihre äußere Kultur unterschied sich, von der größeren Dürftigkeit abgesehen, nunmehr wenig von derjenigen der Gallier.

Als nach dem Cimbern- und Teutonenzug die germanischen Volksmassen des

Elbgebietes unter Ariovist und anderen Führern die bisherige Grenzscheide gegen die Gallier, das deutsche Mittelgebirge und die Mainlinie, überschritten und das Land von Böhmen bis zum Elsaß eroberten, und als bald auch am Mittel- und Unterrhein Germanen siegreich vordrangen, ergaben sich mannigfache Wechselbeziehungen zu dem römischen Reiche und dessen überlegener Kultur. Eine Reihe von Stämmen, wie die Triboker bei Straßburg, die Nemetes bei Speier, die Vangionen bei Worms, die Bataver an der Rheinmündung, die Mattiaker bei Wiesbaden, ein Teil der Sueben im unteren Main- und Neckartal, die Hermunduren an der oberen Donau, wurden entweder vollständig dem römischen Reiche einverleibt oder genötigt, zu diesem in ein Schutzverhältnis zu treten, und nahmen in beiden Fällen vieles von der römischen Zivilisation an. Selbst als die unter Kaiser Domitian begonnene Grenzsperrre (limes) von Andernach am Rhein bis Regensburg an der Donau in schärferer Weise das Imperium Romanum und das freie Germanien schied, machten sich die westlichen Volksstämme des letzteren, wie die Chatten in Hessen, die Chauken zwischen Ems und Elbe, die Cherusker zwischen Weser und Elbe und manche andere, die Vorteile römischer Zivilisation rasch zunutze.

Wie sahen nun die Germanen zur Römerzeit aus? Wie waren sie bekleidet und bewaffnet? Wie wohnten sie? Auf solche Fragen geben uns ergiebigen Aufschluß die römischen Denkmäler, die Schriftstellernachrichten und die Ausgrabungsfunde selbst. Auf dem Siegesdenkmal des Augustus bei Adamklissi an der Donaumündung sehen wir germanische Bastarner dargestellt, welche, gewissermaßen als Vorläufer der Goten, zu Beginn des 2. Jahrhunderts v. Chr. von der oberen Weichsel nach der unteren Donau und dem Schwarzen Meer

ausgewandert waren. Es sind hohe, breitschulterige Gestalten mit struppigem, in einen Knoten aufgebundenem Haupthaar, langem Bart, mit nacktem oder nur von einem kleinen Überwurf bedecktem Oberkörper, angetan mit einer engen, bis auf die Füße reichenden Hose, die durch einen Gürtel festgehalten wird; bewaffnet sind sie mit Lanzen und Krummschwertern. Auf der Siegessäule des Kaisers Marcus Aurelius finden wir Sueben, Langobarden und Markomannen vertreten, welche seit dem Einfall des Ariovist in Böhmen und dem Auszug des Marbod aus dem Dekumatenlande von Böhmen bis Regensburg an der Donau saßen. Es sind ähnliche Gestalten wie die des erstgenannten Denkmals, aber alle erscheinen schon reicher bekleidet, meist mit Obergewand und Mantel angetan, was wohl mit dem fortschreitenden Einfluß der nahen römischen Kultur zusammenhängt. Chatten und Sueben lernen wir namentlich durch die Grabsteine römischer Reiter bei den Rheinkastellen kennen, auf welchen der Römer über einen germanischen Gegner hinwegsprenkend dargestellt ist. Es sind meist halbnackte, nur mit einem Mantel oder langen Hosen bekleidete Männer von ziemlich wildem Aussehen, die ganz der Taciteischen Schilderung entsprechen. »Als Hülle tragen alle einen Mantel, der durch eine Spange oder, wenn diese fehlt, durch einen Dorn festgehalten wird, im übrigen sind sie unbekleidet, wenn sie so den ganzen Tag über am Herde oder Wachfeuer sitzen. Nur Wohlhabendere unterscheiden sich durch reichere Gewandung, die aber eng anliegt.« Auch die Behauptung dieses Schriftstellers, daß die Sueben und ihnen verwandte oder sie nachahmende Völker ihr Haupthaar auf der Seite oder auf dem Scheitel zu einem Knoten vereinigen, erfährt durch das Monument von Adamklissi und die rheinischen Grabsteine Bestätigung. Die Kleidung der germanischen Frauen unter-

schied sich nach Tacitus wenig von denjenigen der Männer; auch sie trugen enganliegende Oberkleider und Hosen, statt des Mantels öfters ein schleierartiges Umhängetuch. Und tatsächlich begegnet diese Tracht auf Münzen, welche Kaiser Domitian nach seinen Chattenkriegen mit der Umschrift *Germania capta* (*devicta*, *subacta*) prägen ließ, sowie auf einer interessanten Skulptur des Mainzer Museums, wogegen die Darstellungen der Marcus-Säule und anderer italisch-römischer Bildwerke weniger naturgetreu erscheinen, weil sie mehr von künstlerischer Tradition beeinflusst sind. Diese durch Denkmäler und Literaturberichte gegebenen Anhaltspunkte werden in erfreulicher Weise ergänzt durch die Bodensfunde selbst. Wie der trockene Sand Ägyptens nicht nur die Zeugen des Altertums aus Stein, Ton, Holz und Metall erhalten hat, sondern auch die Menschen selbst mit ihrer ganzen Tracht, so hat die Moorsäure der norddeutschen, dänischen und holländischen Torfmoore uns nicht bloß die Waffen, Geräte und den Schmuck von Germanen des 2. bis 4. Jahrhunderts n. Chr. gerettet, sondern auch diese selbst, wenn auch in mumifizierter Gestalt, noch angetan mit allen ihren Kleidungsstücken. So ist im Dämmerdorfer Moor in Schleswig die Leiche eines jungen Germanen zum Vorschein gekommen, der einen Mantel aus Wolle in Drellgewebe, eine lange Hose aus gleichem Stoffe, einen Ledergürtel, zwei Fußbinden aus wollenem Köpergewebe und Schuhe aus behaarter Rindshaut trug. »An Körperkräften und Ausdauer« — schreibt ein Marinearzt — »ist der Mann den kräftigsten unter unseren heutigen Marineheizern und Matrosen-Artilleristen, welche ausgesucht starke Leute sind, weit überlegen gewesen.« Die Grabfunde lehren namentlich die Waffen und Schmucksachen der Germanen kennen, wenn sie auch durch den Leichenbrand nicht selten stark beschädigt

sind. Sie zeigen uns, daß die Schwerter, und zwar Langschwerter (*spata*) wie bei den Galliern, nicht Kurzscherter (*gladius*) wie bei den Römern, keineswegs so selten waren wie Tacitus behauptet, wenn auch die kleinen scharfen Lanzen (*framea*) augenscheinlich bevorzugt wurden.

Die Wohnungen der Germanen haben auf der Marcus-Säule, von einigen wenigen viereckigen Häusern abgesehen, die Form eines Bienenkorbs, wie auch die gallischen Hütten von den alten Autoren beschrieben werden; sie waren offenbar aus Stroh- und Flechtwerk. Daß aber neben diesen ebenerdigen Hütten auch Grubenwohnungen im Gebrauch waren, und zwar bei allen Germanen, beweisen sowohl die Schilderung des Tacitus wie die Ausgrabungen. Tacitus sagt, daß sie auch unterirdische Gruben anzulegen pflegten und mit vielem Mist zudeckten, als Zufluchtsstätte für den Winter und Aufbewahrungsort für die Früchte. In solchen unterirdischen Räumen wurde noch im Mittelalter, ja in manchen Gegenden bis in unsere Tage hinein von den Frauen gesponnen und gewoben (die sog. *duncs*, von Dünger). Die Wände der germanischen Lehmfachwerkhütten waren nicht selten durch allerlei Eindrücke und Linienwerk verziert, wie Tacitus berichtet und die Bodensfunde bestätigen. Die Hütten und umfriedigten Hofstätten lagen ziemlich weit auseinander, bildeten aber geschlossene Dorfgemeinschaften. Städte im Sinne der Römer gab es nicht. Die Ackerfelder waren, wenn auch zur Bewirtschaftung unter die Einzelnen verteilt, Eigentum der Gesamtheit. Sie wurden immer nur einige Jahre hintereinander zum Getreidebau verwendet und dann wieder eine Reihe von Jahren dem Graswuchs (d. h. der Viehweide) überlassen. Die Viehzucht spielte eine sehr große Rolle und machte den Besitz ausgedehnter Ländereien notwendig.

Außer der Aufzucht von Großvieh blühte namentlich die Schweinezucht; auch Schafe und Ziegen sind nicht selten unter den Opfertieren der Grabbeigaben vertreten. Diese wilde Feldgraswirtschaft erklärt auch, warum die Germanen damals so leicht ihre Wohnsitze wechselten. Von den suebischen Völkerschaften berichtet z. B. Strabo, wenn auch wohl etwas übertreibend: »Sie wechseln mit Leichtigkeit ihre Wohnsitze, wegen der Spärlichkeit ihrer Lebensweise Ihre Nahrung gewähren ihnen meistens die Herden, wie bei den Nomaden, weshalb sie auch wie jene alle ihre Habe auf Wagen packen und sich mit ihrem Vieh hinwenden, wohin es ihnen gefällt.«

Der Wanderlust der Germanen setzte zwar die Errichtung des Limes und die römische Rhein- und Donaulinie für lange Zeiten eine wirksame Schranke entgegen, aber auf die Dauer ließen sie sich nicht zurückhalten. Wie die Fluten eines hochgeschwollenen Sees über einen morsch gewordenen Schutzdamm, so brachen um die Mitte des dritten Jahrhunderts die neuen Völkerbünde der Alamannen und Franken schließlich über den Grenzwall vor, und zu Beginn des fünften Jahrhunderts hatten die Germanen die entferntesten Länder Europas, ja Nordafrika überschwemmt. Es begannen jene unruhigen Zeiten der Völkerwanderung, die neue Stammverbände und Staatengebilde, neue Völkerberührungen und Völkermischungen brachte und die Germanen zu Herren eines großen Teils von Europa machte.



Römer und Germanen.

Von Carl Schuchhardt.

Schon gute hundert Jahre vor den Zeiten des Arminius und Varus hatten die Römer die erste Bekanntschaft mit den Germanen gemacht. Die Cimbern und Teutonen waren an der Nordgrenze Italiens erschienen und hatten durch stürmische Erfolge die stolze Roma in einen Schrecken versetzt, der ihr noch lange in den Gliedern zitterte.

Die Römer haben die jütische Halbinsel immer den cimbrischen Chersonnes genannt und nicht daran gezweifelt, daß die Cimbern und Teutonen von dort gekommen seien. Sie werden damit auch Recht haben, denn wenn heute unsere Wissenschaft schon im allgemeinen mehr und mehr dazu neigt, die Heimat der Germanen im Norden zu suchen und nicht mehr in der »Völkerwiege« am Himalaja, so sind ohne Zweifel in den Jahrhunderten um Christi Geburt die Küsten des deutschen Meeres und die Elblande das Bewegungszentrum gewesen für die germanischen Wellen, die die Grenzen des römischen Reiches zu überfluten strebten.

Dem Stoß der Cimbern und Teutonen sind bald weitere gefolgt. Cäsars Einmischung in Gallien war ja auch durch solche hervorgerufen. Am Oberrhein wies er den Ariovist zurück, ließ aber seine Völker zum guten Teil am linken Ufer als Grenzwehr sitzen. Am Niederrhein vernichtete er in grausamer Weise das Heer der Usipeter und Tencterer. Am Mittelrhein ging er selber zweimal über den Fluß, um jedesmal in einem kurzen Zuge den Sigambrenn wenigstens eine ernste Mahnung zu erteilen.

In der Zeit zwischen Cäsar und Augustus hat sich die Völkergrenze zwischen Germanen und Galliern schon im wesentlichen so festgesetzt, wie sie heute noch besteht. Augustus bemühte sich, zu

dauerndem Frieden zu gelangen. Die Ubier, die auf das linke Rheinufer übernommen wurden und dort die erste deutsche Stadt, Köln, erbauten, schienen ihn zu verbürgen. Aber die Sigambrier machten wieder einen Strich durch die Rechnung. Die clades Colliana, in der sie eine ganze Legion nahezu vernichteten, zeigte erschreckend die bleibende Gefahr.

Augustus ging jetzt mit großem Plane auf die Eroberung Germaniens, auf die Verlegung der Grenze vom Rhein an die Elbe aus. Seine beiden Stiefföhne Tiberius und Drusus sollten die Sache ausführen, und zwar in gemeinsamem Angriff, indem Tiberius über die Donau weg nach dem Main zu operierte, Drusus vom Rhein aus gegen die Weser und Elbe vorginge.

Von den Zügen des Tiberius wissen wir so gut wie nichts, von denen des Drusus wenigstens einiges. Seine Basis bildete der Rhein von Mainz über Wesel bis zum Zuidersee, und zwar wurden drei Ausgangs- und Stützpunkte für die Operationen hergerichtet: Mainz, von wo aus die Straße nordöstlich ins Chattenland führte; Vetera, von wo sie die Lippe hinauf gegen Brukterer, Sigambrier und Cherusker führte, und Fleum am Zuidersee im Bataverlande, von wo man zu Schiffe die Küsten der Friesen und Chauken und die tief ins Land dringenden Wasserstraßen der Ems, Weser und Elbe erreichen wollte. Diese lange Basis wurde durch 50 Zwischenkastelle gesichert und vom Rhein in den Zuidersee der »Drususkanal« angelegt. Drusus hat die wenigen Feldzüge, die seinem Leben vergönnt waren, benutzt, um auf allen drei Linien der Reihe nach seine Waffen weit in das feindliche Land zu tragen und dabei jedesmal einen vorgeschobenen neuen Stützpunkt zu errichten. So ging er zuerst (12 v. Chr.) von Fleum aus und unterwarf die Friesen und Chauken, die von da an geduldig das fremde Joch

getragen haben; selbst an dem Darus= aufstande haben sie sich nachher nicht beteiligt, und in den Radekriegen des Germanikus gegen Arminius haben sie sogar auf römischer Seite gefochten. Gewiß wird Drusus auch damals gleich die Emsstation Amisia, wenig aufwärts von der Mündung des Flusses, angelegt haben.

Im folgenden Jahre ging Drusus von Vetera aus, unterwarf die zunächst dem Rheine wohnenden Tenkterer und Ulpeter, überschritt die Lippe, um durch das Land der Sigambrier bis zu den Cheruskern zu gelangen, kehrte dann wegen Verpflegungsschwierigkeiten und vorgeschrittener Jahreszeit um, wurde in engem Gelände von den vereinten Sigambriern, Cheruskern und Bruktern arg bedrängt, legte schließlich aber, in Freundesland zurückgekehrt, den Feinden zum Trost, das Kastell Aliso am Einfluß des Elson in die Lippe an, und ein entsprechendes Kastell gegen die Chatten dicht am Rheine.

Aliso ist aller Wahrscheinlichkeit nach wiedergefunden in den großen römischen Anlagen bei Haltern a. d. Lippe, nur 40 Kilometer aufwärts von Wesel, das Chattenkastell, welches unter Germanikus als castellum in monte Tauno wieder auftritt, vermutet man auf Grund sehr verwandter Lage und Funde in höchst bei Frankfurt. In allen drei Fällen wäre demnach der neue Stützpunkt durchaus nicht weit in Feindesland vorgeschoben gewesen; sehr erklärlich, da sonst der große Aufwand einer Etappenstraße erforderlich wurde, der sich in je einem kurzen Herbstzuge gewiß nicht schaffen ließ. Für Drusus bedeuteten diese Anlagen offenbar auch nur den ersten Schritt. Im Jahre 9 machte er gleich einen unerhörten Zug ganz bis zur Elbe. Dort hat der Sage nach ein übermenschliches Weib ihn drohend zur Umkehr gemahnt. Auf dem Rückwege ist er »zwischen Saale und Rhein« mit dem Pferde ge-

stürzt und bald darauf in den Armen seines aus Italien herbeigeeilten Bruders Tiberius gestorben.

Ein schwerer Schlag für die römische Sache in Deutschland war dieser Tod und in seinen Folgen ein merkwürdiges Beispiel, welche Rolle in der Weltgeschichte die Persönlichkeit spielt. Die Wagschale des großen Kampfes neigte sich schließlich nach der anderen Seite, weil die Persönlichkeit, die für die Römer mit Drusus dahingegangen war, für die Germanen mit Arminius erstand. Tiberius, der Drusus' Nachfolger wurde, wird von seinem Obersten Velleius als Mars-Apollo, der ohne Schwertstreich den Lorbeer der größten Eroberungen pflückt, verhimmelt, von dem Hauptgeschichtschreiber, der uns zu Gebote steht, Tacitus, als schlau berechnend, mißgünstig, intrigant abgetan. Er ist zunächst nur zwei Jahre in Deutschland geblieben und dann, wegen eines Zerwürfnisses mit Augustus, auf 10 Jahre nach dem Orient in die Verbannung gegangen. An seine Stelle trat L. Domitius, von dem wir nur den Bau von Moorbrücken wissen. Aber wir erfahren im ganzen, daß Tiberius durch sein geschicktes Auftreten Germanien fast zur Provinz gemacht habe, und wir erfahren vor allem, daß in dieser Zeit cheruskische Prinzen römische Kriegsdienste genommen haben, und daß einer von ihnen sich sogar den römischen Adel, der ihm den alten Geschlechtsnamen Arminius eintrug, verdient hat. Sein ganzes Auftreten ist ein deutsches Siegel unter die Aussage des Dio Cassius: »Die Barbaren wurden der Kultur gewonnen und gewöhnten sich an den friedlichen Verkehr. Aber sie hatten darum doch nicht ihrer Väter Sitten vergessen, nicht den heimischen Brauch, das freie Leben und die auf die Führung der Waffen gegründete Macht. Deshalb ließen sie sich wohl eine allmähliche und behutsame Umwandlung gefallen, empfanden die veränderte Lebensweise nicht als

lästig und wurden unmerklich selbst andere. Als aber Quintilius Varus den Oberbefehl in Germanien übernahm und nun gewaltsamen Wandel schaffen wollte, wie Unfreien ihnen gebot und wie Untertanen ihnen Steuern auflegte, da ließen sie sich das nicht bieten. Die Vornehmen wollten ihre Stellung nicht einbüßen, das Volk aber wollte jedenfalls nicht fremden Herren gehorchen.« Schon ums Jahr 4 n. Chr. wurde es am Rheine so unruhig, daß der Kaiser seinen Stieffohn begnadigte und hinschickte. Tiberius hatte sich aber kaum daran gemacht, bei den westlichen Germanen die Ordnung herzustellen, als die südlichen an der Donau losbrachen. Der Prinz selbst mußte sich deshalb nach Pannonien wenden, den Oberbefehl in Germanien übernahm Quintilius Varus. Als endlich nach schweren Jahren das Siegesfest über die Donaugermanen gefeiert werden sollte, erklang dazwischen mit schrillum Ton die Nachricht von der Vernichtung der drei varianischen Legionen im Teutoburger Walde.

Arminius hatte, gewiß infolge der ins Schwanken geratenen Verhältnisse, den römischen Dienst verlassen und war in seine Heimat zurückgekehrt. Er stellte sich an die Spitze der nationalen Partei und wiegte dann mit der Charakterart, die man noch heute häufig in seiner Heimat findet, den vertrauensseligen römischen Feldherrn ein, um alles für den richtigen Augenblick fest in seine Hand zu bekommen. Varus hatte sich verleiten lassen, ein Sommerlager ganz im Cheruskerlande, in der Wesergegend zu halten. Als er von da aufbrechen wollte, sei es zu einem Kriegszuge gegen einen Scheinaufstand, sei es ins Winterquartier zurück, wurde er von den Scharen derjenigen, mit denen er noch abends zuvor getafelt, überfallen. Er wehrte sich tapfer und konnte noch abends mit seinem Heere in einem neu-geschlagenen Lager sich bergen. Aber

am folgenden Tage wuchs die Bedrängnis. Der Weg führte durch unwegsames Gebirge, es stürmte und regnete, die Soldaten konnten auf dem glitschigen Boden nicht stehen, in der Enge zwischen den Bäumen wurde die Übersicht verloren. So hatten die Angreifer, die von allen Seiten herzuströmten, leichtes Spiel. Als kein Ausweg mehr blieb, stürzte sich Varus in sein eigenes Schwert. Von dem stolzen Heere wurden die meisten niedergehauen und viele gefangen; nur eine Minderzahl rettete sich in die Festung, welche allein noch dem allgemeinen Sturme standhielt: Aliso.

Diese Vernichtung hat nach Tacitus' Zeugnis »im Teutoburger Walde« stattgefunden, nicht weit von den Quellen der Ems und der Lippe. Der Teutoburger Wald kann seinen Namen nur von einer Teutoburg haben, und diese Teutoburg muß eine altgermanische Volksburg gewesen sein, wie sie als verborgenes Stelldichein für eine Unternehmung benutzt wurde. Das alles spricht dafür, daß in der einzigen altgermanischen Volksburg des Osning, in der Grotenburg bei Detmold, das Arminiusdenkmal mit vollem Rechte steht.

Der greise Kaiser Augustus soll bei der Meldung von Varus' Untergange seine sonst so berühmte Fassung ganz verloren haben. Er sandte wieder den Tiberius, der aber nur ein paar prozeßionsartige Züge machte und sich im ganzen begnügte, die Rheingrenze zu halten. Nach wenigen Jahren aber bestieg Tiberius den Kaiserthron; Germanicus, der Sohn des Drusus, löste ihn am Rheine ab, und nun schien eine neue Ära für die Eroberung Germaniens anbrechen zu sollen. Der Sohn beabsichtigte jedenfalls, das Werk des Vaters zu vollenden, aber er war nicht der geniale Feldherr wie jener. Er hatte auch einen anderen Gegner vor sich und einen anderen allerhöchsten

Kriegsherrn hinter sich: Tiberius war in seiner Brust schon längst zu einem Verzicht auf Germanien entschlossen.

Nach einem kurzen Streifzuge mit einem fliegenden Korps im Jahre 14 gegen die Marsen (wohl an der Ruhr) ist Germanicus in den beiden folgenden Jahren jedesmal mit allen acht Legionen gegen die Chatten, Brukterer und Cherusker zu Felde gezogen. Er benutzte dabei wieder die alten Ausgangspunkte seines Vaters.

Auf germanischer Seite bildeten die Cherusker wieder die Vormacht des Bundes, und bei ihnen Arminius die Seele alles Handelns. Aber er hatte, wie auch schon früher, heftige Gegner im eigenen Volke, ja in der eigenen Familie. Seiner Nationalpartei standen die Römerfreunde gegenüber, und an ihrer Spitze Segestes, dessen Tochter Thusnelda Arminius nur durch Entführung hatte zur Ehe gewinnen können. Wenn trotz dieser Schwierigkeiten Arminius stark genug war, sich dreimal dem geschlossenen römischen Heere in offener Feldschlacht entgegenzustellen und daraus zweimal überlegen hervorzugehen, so können wir die persönlichen Eigenschaften dieses erstaunlichen Mannes kaum hoch genug einschätzen. Vor dem Kriege ist er durch das Land geflogen und hat mit feuriger Beredsamkeit alle Gaue aufgerufen, für jede Schlacht diktierte er den Römern den Kampfplatz. Über die Weser hinüber hat er mit seinem Bruder Flavus, der im römischen Dienste verblieben ist, eine Unterredung, in der er ihm Dinge sagt, daß jener nach Pferd und Waffen ruft und gewaltsam weggeführt werden muß. Als es zwei Tage darauf, in der Schlacht bei Idistavissus, ihm schlecht geht, wischt er sich sein eigenes Blut über das Gesicht und entkommt so dem Getümmel, um schon nach kurzer Zeit an einer anderen, besser gewählten Stelle mit seinem Heere wieder schlachtbereit zu sein.



In der Mitte des Bildes steht Hermann, umgeben von einigen seines Gefolges am Fuße einer mächtigen Eiche. Mehrere Germanen sind beschäftigt, eine Trophäe an dieser aufzuhängen, während zwei andere Legionsadler und Waffenstücke herbeifragen. Durch die hügelige Landschaft schlängelt sich der Zug der siegreichen Germanen und gefangenen Römer. Dieser Zug nimmt hinter den Hauptfiguren vorbeiführend nach rechts seinen Fortgang, wo ein dülsterer Wald mit brennenden Altären denselben aufnimmt. □



Das sind einzelne Züge. Das Bild wird aber erweitert durch die Art, wie er seine Schlachtfelder wählt, wie er den Kampf gestaltet und wie er hinterher im großen seine Politik einrichtet.

Im Jahre 15 hatte Germanikus zunächst einen Zug ins Chattenland gemacht, hinter der Eder Mattium zerstört und in der von Arminius' Leuten belagerten Feste des Segestes die Thusnelda erbeutet. Im Sommer drang er dann in drei Heeresabteilungen vom Unterrhein aus vor, sammelte sein Heer an der Ems, »verwüstete das Land zwischen Ems und Lippe bis in die letzte Ecke des Bruktererlandes« und besuchte das nahegelegene Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Dann ließ er sich von Arminius, der vor ihm auswich, in unwegsames Gebiet (in avia) verlocken und nahm sofort die Schlacht an, als jener Halt machte. Die Legionen stürmten vor, Arminius ging zurück, um dann plötzlich zu stehen und die Römer nun gleichzeitig in den Flanken fassen zu lassen von den Abteilungen, die er seitwärts in den Wäldern verborgen hatte. Es war dieselbe Taktik, die in unseren Tagen die Buren im ersten Teil ihres Krieges gegen die Engländer so oft mit Erfolg geübt haben. Auch Arminius hatte vollen Erfolg. Die Römer gaben den Feldzug auf. Das Heer ging geschlossen an die Ems und von da, wie es gekommen war, in drei Abteilungen an den Rhein zurück. Dabei wurde Caecina mit seinen vier Legionen bei den Moorbrücken, die er zu überschreiten hatte, und wo Arminius ihn bereits erwartete, noch dem Untergange nahegebracht.

Die Germanen trachteten mit allen Kräften ihr Kriegsglück weiter auszunutzen. Im folgenden Frühjahr (16) standen sie in »unermesslichen Scharen« vor Aliso, so daß Germanikus erst mit sechs Legionen herbeieilen mußte, die Festung zu entsetzen und ihre Verbindungen mit dem Rheine herzustellen, ehe er den

neuen Feldzug beginnen konnte. Daß er dann mit den sechs Legionen an den Rhein zurückging und sie mit den zwei übrigen auf Schiffe setzte, um sie den Strom hinunter, über die Nordsee, und die Ems hinauf gegen die mittlere Weser zu führen, ist der klarste Beweis dafür, daß Aliso an der unteren Lippe, also bei Haltern gelegen hat, nicht bei Eisen-Paderborn, von wo man in halb so viel Zeit die Weser erreichen kann als allein den Rhein. Ein Aliso bei Haltern aber zeigt uns, wie wenig weit die Römer in allen diesen Kriegen ihre Hauptstützpunkte vorgeschoben hatten, wie richtig also das Urteil derjenigen war, die von einer neuen gänzlichen Eroberung Germaniens nach der Varusschlacht von vornherein nichts wissen wollten.

Noch eine letzte Probe aber durfte Germanikus auf das römische Waffenglück machen. An der Weser hat er noch zwei Schlachten geschlagen, die eine bei Idistavisus, die andere am Angrivarischen Grenzwall, für beide hatte Arminius den Kampfplatz bestimmt; jedesmal unter dem Gesichtspunkt, daß er nicht umgangen werden wollte. Bei Idistavisus, gleich östlich der Porta, nahm er das Gebirge als Rückendeckung, das in der Scharte am Fluß und ebenso östlich in seinen wenigen Pässen schwierig zu begehen und leicht zu sperren ist. Aber Germanikus brachte es doch fertig, die Cherusker, die die Mitte des Treffens hielten, durch einen rückwärtigen Reiterangriff von dem Bergkamm herunterzuwerfen und so die Schlacht zu gewinnen. Arminius erreichte den Ausweg nach Norden — über Bückeberg weg — und stellte sich bald an einer neuen Stelle, die einen noch größeren Schutz gegen Umgehung bot, und an der er auch tatsächlich nicht umgangen worden ist. Nach der Beschreibung muß es etwa bei Lese die Enge zwischen der Weser und dem breiten Meerbachbruch (magna palus) gewesen sein mit dem Angrivarischen

Grenzwall in der Front. Die Römer erstürmten zwar den Wall, da aber eine Seitenbewegung unausführbar war, endete der Tag ohne Sieg, ja, Tacitus gesteht sogar, daß die römische Reiterei den kürzeren gezogen habe. Germanikus begab sich auf den Rückzug, den endgültigen aus Deutschland, diesmal nicht verfolgt von den Söhnen, aber um so schlimmer von den Stürmen des unwirtlichen Landes, die seine Flotte in der Nordsee zerstreuten.

Germanikus wurde abberufen. Die Römer machten keine neuen Rüstungen. Aber Arminius zog jetzt mit voller Macht gegen Marbod und überwältigte das Markomannenreich, so daß sein König bei den Römern Zuflucht suchen und sein Leben in der Gefangenschaft enden mußte. Nicht aus Ruhmsucht griff der Cherusker so energisch über die Grenzen seiner Heimat. Schon nach der Teutoburger Schlacht hatte er den Kopf des Darius an Marbod gesandt, als »drahtische Aufforderung zum Bündnis«, aber Marbod hatte den Kopf ehrerbietig nach Rom weitergegeben; und in den folgenden Germanikuskriegen übte er dieselbe Zurückhaltung. Daß mit der Schlacht am Angrivarischen Grenzwall die Römerkriege wirklich aus sein würden, konnte Arminius nicht wissen, er hätte denn als einziger Lebender in das verschlossene Herz des Tiberius Einblick haben müssen. Er rüstete sich also gegen weitere, womöglich größere Angriffe und tat daselbe, was schon beim ersten Zuge des Drusus die Sigambrier gegen die Chatten getan hatten —: er zwang den widerspenstigen Nachbar zu dem verlangten Bündnis.

Mit dieser großen Politik tritt Arminius als erster in die kurze Reihe der deutschen Männer, denen in dringender Gefahr die Zusammenfassung aller Hauptstämme zur Rettung des Vaterlandes gelungen ist. Wie oft läßt sich nicht später ein Stamm nach dem anderen

überwinden, nur weil im richtigen Augenblick keiner die anderen mit sich zu verbinden wußte. Arminius ist nicht, wie Mommsen meint, bloß der »Retter seiner sächsischen Heimat« gewesen, sondern wie Tacitus wohlerrungen sagt, »ohne Frage der Befreier Deutschlands«.

— Was die Römer weiter gegen die Germanen und in Germanien getan haben, ist Behelf gewesen, verglichen mit den großen Plänen des Drusus und Germanikus. Sie haben im ganzen die Rhein- und Donaugrenze zu halten gesucht, und das ist ihnen gelungen trotz des Aufstandes des Civilis und des späteren Markomannenkrieges. Der Dauerfriede, der schließlich erreicht wurde, beruht wesentlich auf der festen Grenze, dem Limes, dessen Entstehung und Entwicklung uns dank der ersten großen Reichsgrabung auf deutschem Boden heute klar vor Augen steht.

Der Chattenkrieg Domitians, 83 n. Chr., hat das erste Stück davon gezeitigt. Auf den Höhen des Taunus entlang wurde in weitem Bogen die Linie um die Wetterau gezogen und dann nordwestlich bis Rheinbrohl an den Rhein geführt. Das ist die Linie von 120 Meilen (180 Kilometer), von der Frontin spricht und durch deren Anlage zugleich die Schlupfwinkel der Chatten — das sind ihre Volksburgen auf den Dorhöhen des Taunus: Altkönig, Goldgrube usw. —, von denen aus sie ständig das römische Maintal beunruhigten, aufgehoben wurden. Die Linie ist dann gegen Süden fortgesetzt worden auf der Höhe des Odenwaldes neben dem Mümlingtal. Dort ist sie später, als eine systematische Kolonisation das Vorland gewonnen hatte, vorgeschoben und in fast schnurgerader Linie von Miltenberg a. M. bis Lorch i. W. geführt worden. Von Lorch lief sie im Donauegebiet bis kurz vor Regensburg weiter.

Die Bauart dieses Limes ist in den verschiedenen Zeiten verschieden gewesen.

Die älteste, domitianische Linie war anscheinend ein Flechtzaun mit einer Vorpostenkette von kleinen Erdlagern (0,6 Hektar) und Wachttürmen besetzt; solche kleine Lager haben sich verschiedentlich unter den späteren größeren Lagern, wie der Saalburg, der Capersburg, dem Kastell Zugmantel wiedergefunden. Die Garnison lag in größeren Kohortenlagern hinter der Linie in der Ebene bei Wiesbaden, Hofheim, Heddernheim, Oskarben und Friedberg. Die neue Linie in Gestalt einer möglichst gerade verlaufenden Palisade hat Hadrian angelegt und nun auch den ganzen Grenzdienst dahingehend, daß er die Garnison nicht mehr hinter der Front, sondern an ihr selbst in größeren Kastellen unterbrachte. Noch später, unter Commodus und Alexander Severus, ist dann die durchlaufende Linie verstärkt: im Rheingebiet wurde hinter der Palisade Wall und Graben errichtet, im Donauegebiet an Stelle der Palisade eine Mauer.

Diese Grenze hat bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts gehalten. Funde in einigen Kastellen zeigen uns, daß sie 259–260 von den Germanen gestürmt wurde. Aurelian hat den ganzen Limes aufgegeben. Nun wurde wirklich der Rhein die Grenze, und nun erhielten die großen bis dahin offenen Ortschaften links desselben, wie Straßburg, Trier, eine Stadtbefestigung. In diesen Gegenden hat sich dann das römische Leben noch zu großer Blüte entfaltet — Trier ist sogar eine Zeitlang kaiserliche Residenz gewesen —, bis die immer fester sich zusammenschließenden germanischen Völker das römische Reich endgültig über den Haufen warfen.

Groß und tiefgreifend ist der Einfluß gewesen, den die römische Kultur in ihrer mehrhundertjährigen Herrschaft auf die Rhein- und Donauländer geübt hat. Gab es in Germanien vorher nur offene Ortschaften, so wuchsen jetzt die ersten befestigten Städte auf und entwickelten

sich zu glanzvollen Mittelpunkten für eine weite Zukunft, wie Köln, Mainz, Trier. Auch die Gutshöfe wurden in stattlichem Viereck befestigt und so Vorbilder für alle Folgezeit. Die Hauptverkehrslinien wurden als Staatsstraßen ausgebaut. Kunst und Handwerk gaben ihre Muster einfach der merowingischen und karolingischen Zeit weiter.

So gut wie gar keinen Einfluß dagegen hat die kurze römische Besitznahme in Nordwestdeutschland hinterlassen. Die zahlreichen viereckigen Befestigungen, die man hier bis vor kurzem als römische Etappenkastele ansah, haben sich als karolingische Gutshöfe erwiesen, der Moorbrückenbau ist als alteinheimische Übung erkannt; von römischen Straßen ist noch kaum eine gefunden. Was in diesen Gegenden später an römischem Einfluß auftritt, ist erst durch den starken Verkehr der Sachsen mit Gallien und besonders durch die fränkische Eroberung gebracht worden. Die Römer selbst aber haben hier umgekehrt manches den Germanen abgesehen: die durchlaufende Wehrlinie mit breitem Ödlandstreifen, die Überquerung der Moore, das Wohnen in halbunterirdischen Holzhütten.



Die Hunnenschlacht.

Von Julius v. Pflugk-Hartung.

Als Rom zur Großmacht erwuchs, war Mitteleuropa von den Kelten bewohnt. Durch jahrhundertelange Kriege wurden sie weiter und weiter unterworfen oder verdrängt: in Norditalien, in Gallien, in Spanien und Britannien. Diesem Vordringen der Römer von Süden nach Norden und Nordwesten entsprach ein solches der Germanen nach Süden und Südwesten, von den Gestaden der Ostsee nach den Ufern der Donau und des Rheines. Naturgemäß stießen damit auch die Römer und Germanen zusammen. Zunächst

waren letztere in den Völkerwagen der Cimbern und Teutonen die Angreifer, seit Cäsars Zeit aber übernahmen die Römer diese Rolle. Ihr Versuch, Deutschland bis zur Elbe zu unterwerfen, scheiterte; Rhein und Donau wurden zur Grenze, nur von ungefähr Remagen bis Regensburg schoben die Römer sich darüber mit den mauer- und lagergeschützten Dekumatlanden hinweg. Längs dieser Grenze begannen die Germanen sich vom Krieger zum Bauern zu wandeln. Allmählich überschritten sie dieselbe, selbst die beiden Flüsse, um sich anzusiedeln und zu römischen Untertanen zu werden. So legte sich gleichsam ein doppelter Gürtel schützend um das Reich: erst eine »Militärgrenze« abhängiger oder verbündeter Germanen, und dahinter die eigentliche Kriegsmacht: die Legionen, Schiffe und befestigten Städte. Der Bestand des Reiches schien auf lange gesichert zu sein. Da plötzlich dröhnten Rosseshufe fern im Osten: ein bisher unbekanntes Reitervolk sprengte auf die Weltbühne — es waren die Hunnen. Sie kamen aus der Heimat der meisten Nomaden, aus den unermesslichen Steppen des östlichen Zentralasiens, überschritten die Wolga, stießen hier auf das roßreiche, gewiß germanische Volk der Alanen, zersprengten es und begegneten dann den Goten, welche bis hinab zum Schwarzen Meere wohnten. Auch deren König erlag der Übermacht und fiel im Kampfe. Aber die östlichen Goten wurden nicht vernichtet, sondern durften innerhalb des hunnenreiches fortbestehen mit eigenen Herrschern. Nun ging es gegen die westlichen Goten, deren König Athanarich nach der oströmischen Grenze zurückgedrängt wurde. Schwer mit Beute beladen rückten die Reiterhorden weiter gen Westen bis in die Ebenen von Donau und Theiß, vor sich her aufgeschreckte Massen. Der furchtbare Anprall brachte weithin die Germanen in Bewegung. Sie durchbrachen die

römische Grenzwehr und schweiften über das Reich, aber nicht als wüste Krieger, sondern als landsuchende wehrhafte Völker. Die Westgoten erschütterten das oströmische Reich und zogen unftet durch Italien, bis sie sich im südlichen Gallien und nördlichen Spanien niederließen. Auch Sueben, Vandalen und Alanen gelangten bis Spanien, ja sie setzten größtenteils über die Meerenge, bis Geiseric in Nordafrika ein vandalisches Staatswesen errichtete. Im nördlichen Gallien begannen die Franken, im mittleren, zwischen Rhein und Rhone, die Burgunder sich auszubreiten, während Angeln und Sachsen über das Meer steuerten und in Britannien eine Heimat suchten.

Auf allen Seiten erlitt das weströmische Reich Einbußen. Aber dennoch blieb es kraft seiner Größe, Kultur und Einrichtungen die vorwaltende Macht des Abendlandes. Und gerade damals trat ein Mann an seine Spitze, der es verstand, die Hauptlande zu einer bedeutenden Gesamtleistung zu vereinigen, der letzten, welche stattgefunden hat. Mit ihm ist endgültig der Zusammenhalt verloren gegangen, so daß die Einzelvölker sich unbeschränkt auf gewaltigen Trümmern erheben konnten. Der letzte große Vertreter des Römertums war der Heermeister Flätius. Sein Vater stammte aus dem Göttenlande Mösien, seine Mutter aus Italien. Als Geisel hat er am westgotischen und hunnischen Hofe gelebt. Flätius vereinigte in sich, was damals zum geborenen Herrscher gehörte: die Legionen sahen in ihm den trefflichen Reiter, den gewandten Fechter, den kühnen, unermüdlichen Soldaten, den klugen Feldherrn. Als Staatsmann war er zielbewußt, gewaltfam, ehrgeizig, genial und intrigant, rücksichtslos gegen Leben und Glück der Menschen, erhaben über den kleinlichen Leidenschaften des Tages, leutselig im Verkehr, doch ohne jenen Zug, der die Herzen gewinnt; auf-

gehend in dem Gedanken: groß zu sein und Großes zu leisten. Mit allen Künsten eines überlegenen Geistes arbeitete er sich empor; und zur Macht gelangt, behauptete er sie zwanzig Jahre lang trotz des ihm abgeneigten Kaiserhofes, fast einzig kraft seiner Unentbehrlichkeit. Als eigentliches Land für seine Tätigkeit erwählte er Gallien, von wo aus er nur hin und wieder seinen sorgenvollen Blick auf die Nachbarprovinzen lenkte. Da hatten sich, selbst in den römischen Gebieten, die Verhältnisse vollständig verschoben. Während früher der deutsche Krieger und der deutsche Bauer, sobald er die Reichsgrenze überschritt, sich dem römischen Staatswesen angeschlossen, er in das römische Heer eintrat oder dem römischen Beamten Steuern zahlte, so hörte dies auf, seitdem germanische Staaten auf römischem Boden entstanden waren. Nun begann das Volksbewußtsein zu erwachen und entzog dem Kaisertume die besten Kräfte. Der Gote fand jetzt bei seinem Gotenkönige, dessen er bedurfte. Weil aber die kriegsentsöhnten Provinzialen keinen genügenden Ersatz boten, so scheint Aëtius wesentlich Angehörige noch nicht eingewanderter Germanenstämme, wie Gepiden, Heruler, Skiren und dergleichen, vor allem Hunnen in seine Dienste gezogen zu haben. Zunehmend stärkere hunnische Scharen zeigen sich im römischen Heere. Doch der Hunne kehrte zurück in seine freudlose heimische Steppe und erzählte von dem blauen Himmel und den glänzenden Städten des Westens, wie uneinig dort die Menschen seien, wie zerfahren die Verhältnisse; — und dies geschah zu einer Zeit, als die hunnische Macht zusammengefaßt wurde, wie nie bislang. Der erste gewaltige Ansturm des Nomadenvolkes war allgemach durch die Weite des durchmessenen Raumes und die Ausdehnung des eroberten Gebietes zum Stehen gelangt. Der hunnische Herrschaftsbereich erstreckte sich von der

mittleren Donau bis zum Uralgebirge. Er zerfiel in eine Menge von Teilreichen unter Häuptlingen und beruhte guten Teils auf unterworfenen Völkern, die neben oder mit den Eingedrungenen vermischt wohnten und meistens in einem Verhältnisse der Tribut- und Lehnspflicht standen, ohne daß ihre inneren Zustände sonderlich beeinflusst wurden. Die namhaftesten dieser pflichtigen Völker gehörten der großen gotischen Gruppe an. Zunächst die Ostgoten, welche, stark gelichtet, sich längs der unteren Donau in Ausläufern wohl bis Pannonien niedergelassen hatten. Sie durchlebten wechselvolle Jahrzehnte und sahen jetzt einen Oberkönig mit zwei Brüdern an ihrer Spitze. Wir begegnen in dieser Dreiteilung gewiß einem Zusammenwirken der Überlieferung des amalischen Königshauses und der klugen hunnischen Politik, unter deren Hoheit sich die Goten befanden. Das nächste wohl zahlreichere Volk war das der Gepiden. Sie waren, wie die Goten, von den Gestaden der Ostsee bis in die Karpathen gelangt. Ihr König Ardarich war der Vertraute des Hunnenkönigs. Westlich von den Gepiden scheinen ursprünglich die Heruler ihre Ostseesitze gehabt zu haben, von wo sie ihre tatenfrohen Söhne in alle Weltgegenden sandten. Eine Abteilung geriet an das Kaspische Meer, wurde von den Hunnen westwärts gedrängt und in deren Reichsverband aufgenommen. Auch sie erscheinen unter ihrem Könige im hunnischen Heerlager, und neben ihnen die kampfluftigen Rugier, die Skiren und Turklingen, ja selbst Sueben, offenbar Überbleibsel des alten Suebenvolkes, aus dem die Quaden und Markomannen hervorgegangen waren. Innerhalb dieses bunten germanischen Völkergewimmels bildeten die Hunnen die eigentliche Großmacht nördlich der Donau. Zunehmend mehr traten sie mit dem römischen Reiche in Beziehung, in freundliche sowohl, wie feindliche. Aber

durch ihre Kleinfürstenwirtschaft blieben sie gelähmt, bis Rugilas (Ruas), der in Pannonien sesshaft war, sie zu Bedeutung brachte. Ein Bundesgenosse des Aëtius wirkte er klug mehr durch Politik als durch Waffen. Als Rugilas 433 starb, folgten ihm seine Neffen Attila und Bleda in der Herrschaft. Sie nahmen gegen das byzantinische Reich eine so drohende Haltung an, daß es seine Tributzahlung verdoppelte und versprach, mit keinem Feinde der Hunnen ein Bündnis zu schließen. Hierauf gestützt, seitlich gedeckt, konnten sie ihr Gebiet erweitern, wofür das griechische Gold die Mittel gewährte. Planmäßig gingen beide Könige ans Werk, sowohl durch Beseitigung oder Unterwerfung der anderen Hunnenhäuptlinge, als auch durch Eroberung nach außen. Allmählich scheint das Machtwort der Brüder über die weiten Steppen Ungarns und Rußlands gegolten zu haben bis tief nach Asien und Innergermanien hinein und bis zu den dänischen Inseln. Es war nur ein Abschluß dieser Bewegung, wenn Attila sich Bledas entledigte und als Alleinherr seine Kreise zog. Zunächst erprobte er seine Kraft gegen das oströmische Reich. Wiederholt suchte er es heim mit Mord und Brand. Im Jahre 447 gelangte er bis dicht vor Konstantinopel. Der Kaiser mußte schließlich froh über einen schimpflichen Frieden sein, der ihm fast unerschwingliche Geldzahlungen aufbürdete. Nun richtete Attila seine Blicke westwärts, um auf den Trümmern des sinkenden Westrom und der noch unfertigen germanischen Staaten ein hunnisches Weltreich zu errichten, um Europa zu unterwerfen.

Die allgemeine Sachlage und persönliche Verhältnisse wirkten zusammen. Die Tochter der Kaiserin Placidia, Honoria, von ihrem Bruder Valentinian III. hart behandelt, hatte Attila ihre Hand angetragen. Dieser ging auf das Erbieten ein und erklärte sich zum Verteidiger der Rechte seiner Verlobten. Valentinian wies

ihn ab. So in Italien. Andererseits war bei den Franken Streit um eine Thronfolge ausgebrochen. Der jüngere Sohn Meroväus war an den Kaiserhof geeilt und hatte ihn für sich gewonnen, wogegen der ältere die Unterstützung Attilas suchte. Und hinzu kam noch, daß der Vandalenkönig Geiserich fern in Afrika von Westgoten und Römern bedroht wurde und sich ebenfalls an den Hunnenkönig, als den Gegner des Kaiserhofes und seiner Verbündeten wandte, bei dem er nur zu willig Gehör fand. Damit sah Westeuropa sich in zwei Gruppen zerlegt, gewaltig wie nicht seit Jahrhunderten: auf der einen Seite das bunt zusammengesetzte hunnische Großreich und das der Vandalen, auf der anderen: Gallien und Italien, denn auch die Mehrzahl der Burgunder und Franken, der Bretonen und Armoricaner sah in Attila den gemeinsamen Feind und schloß sich den Römern und Westgoten an. Dort also das hunnisch-germanische, hier das römisch-germanische, dort das ursprünglichere, heidnische, hier das zivilisierte christliche Gebilde. An Zahl war das Hunnenheer überlegen, es wurde gelenkt durch einheitlichen Befehl. Der Kenntnisse und Bewaffnung nach lag das Schwergewicht auf römischer Seite, der außerdem die vielen, festummauerten Städte zustatten kamen. Hätten die Hunnen gesiegt, würde Westrom zwei Jahrzehnte früher gestürzt, einige Zeit alles durcheinander gegangen und dann das germanische Übergewicht wieder hervorgetreten sein, denn die Hunnen waren weder volkreich noch entwickelt genug, um dauernd herrschen zu können.

Langsam sammelten sich die weit zerstreuten Heerhaufen in dem Lagerdorfe zwischen Donau und Theiß. Dort saß in stattlichem, von römischen Gefangenen erbautem Holzhause der Gewaltige auf hölzernem Throne, unscheinbar im Kreise der hochgewachsenen Germanenfürsten, einfach gekleidet in glänzender Um-

gebung, einschiefäugiger Orientale neben blondgelockten Begleitern; aber stolz und herrisch in Haltung, der Blick lebhaft und durchbohrend. Attila war ein Mann der Tat: unternehmend, verschlagenen Geistes, tiefernt und voll Selbstbeherrschung, zuverlässig dem Freunde, zermalmend für den Feind. Was sein brütendes Hirn erobersfüchtig, weitblickend erfann, führte er durch mit der Kraft eines Soldaten und der Gewaltfameit eines Wilden. Keine Gestalt hat so breite Spuren in der deutschen Heldenfage hinterlassen, wie die des fremden Hunnenfürsten, des gewaltigen Ehel.

Noch war das Königtum der Hunnen das Wanderkönigtum der Steppe. Zog der Herrscher ein in seinen holzgefügt Hauptort, so empfingen ihn Mädchen, die singend in Reihen vor ihm herschritten unter dünnen weißen Schleiern, welche sie hoch ausgebreitet hielten, so daß unter jedem Schleier deren sieben und mehr gingen. Die Wohnstätte bestand aus einer Anzahl hölzerner Gebäude. In einem derselben wohnte Attilas Hauptgattin, mit vielen Nebenweibern auf schwellenden Teppichen gelagert. Den Hauptraum im Hauptgebäude bildete ein großer Empfangs- und Speisefaal. Hier befanden sich Sessel längs den beiden Langseiten der Wände und in der Mitte ein Divan für den König. Auf der Türschwelle wurden die Gäste mit einem Trunke bewillkommt, um dann nach dem Range gefeht zu werden. Die nächsten Vertrauten und Söhne des Königs hatten ihren Platz rechts und links neben dem Gewaltigen. Wenn alle saßen, erschien der Mundfchenk und bot Attila eine Schale Wein; dieser nahm sie und begrüßte den, welchen er auszeichnen wollte. Tische wurden hereingetragen, je für drei und mehr Personen. Die der Gäste wurden mit silbernen Schüsseln und leckeren Gerichten reich besetzt; der königliche bot bloß Fleisch auf hölzernem Teller. Nach jedem Gange der Speisen erhob man sich und trank

das Wohl des Wirtes. Beim Abendgrauen begannen Fackeln zu flammen, und zwei Sänger stellten sich dem Könige gegenüber, um seine Siege zu besingen. Dann kam ein skythischer Narr, der durch sein Gebahren allgemeines Gelächter erregte, und schließlich ein buckeliger und krummbeiniger Zwerg. Bis tief in die Nacht dauerte das Gelage. Man erkennt ein wohl durchdachtes Zeremoniell, worin das Trinken stark hervortritt — am hunnischen Hofe äußerte germanische Sitte ihren Einfluß.

Das Volk lebte in alter Weise dahin unter leichtbeweglichen Zelten, die es aufschlug und abbrach, je nach Bedürfnis; das Pferd bildete seinen Reichtum. Man aß Hirse statt Weizen, benutzte ausgehöhlte Baumstämme als Fährboote und anzündete Rohrftengel zur Beleuchtung. Galt es einen Gast besonders zu ehren, so sandte man ihm Lebensmittel und hübsche Weiber zum Beilager. Aber wieder bezeichnend: als Getränk herrschte deutscher Met und deutsches Bier. Die Strafen blieben roh: Kreuzigung war landesüblich. Im ganzen genommen lebte es sich unter Attilas Zepter so gut, daß ein verwöhnter Grieche ihn der byzantinischen Herrschaft vorzog. Trotz seiner Macht blieb er patriarchalischer König, der in eigener Person vor seinem Hause Recht sprach.

Hier nun drängten sich die verschiedensten Völker zusammen und schwirrten die mannigfachsten Sprachen durcheinander, vor allem, als im Herbst 450 der große Heerzug des Ostens gegen Westen vorbereitet wurde. Ein wildes Gewimmel drängte donauaufwärts an den Rhein, der im Frühling 451 überschritten wurde. Den Kern des Heeres bildeten die hunnischen Reiter und die Hülfsstruppen der Ostgoten und Gepiden. Unterwegs mußte die streitbare Mannschaft Folge leisten: die der Sueben, Quaden, Markomannen, Thüringer, Brukerer, rechtsrheinischen Burgunder und Franken. Mit

500 000 Mann, in der Mehrzahl Germanen, soll Attila den gallischen Boden betreten haben. Weithin verbreitete sich die Menschenflut. Am Ostersonnabend ging Metz in Flammen auf, im Juni wurde Orleans umlagert. Die Stadt verteidigte sich tapfer unter ihrem Bischof, sah sich aber schließlich zur Ergebung gezwungen. Die Bewohner sollten als Sklaven verlost werden; beutebeladen schwankten schwer die Wagen; da plötzlich nahte Erfaß: es war Aëtius mit den Bundesgenossen.

Dank der Tätigkeit des Heermeisters hatten sich die Kräfte des Westens zusammengefunden. Die Burgunder kamen, von ihrem Könige Gunduch geführt, die Franken des Merobäus, selbst sächsische und alamannische Scharen. Am meisten Schwierigkeit hatten die hochstrebenden Westgoten bereitet, bis endlich eine Eini-gung dahin erfolgte, daß sie ein selbstständiges Heer unter ihrem Könige Theoderich neben dem des Aëtius bildeten. Der Aufmarsch vor Orleans wirkte überraschend. Die Hunnen, nicht genügend beisammen und geordnet, zogen sich zurück, wurden aber ereilt und geschlagen. Der Bann war gebrochen. Aëtius drängte nach, und Attila begab sich in die Ebenen der Champagne, deren breite Flächen ihm die vorteilhafteste Verwendung für seine überlegene Reiterei gewährten. Gewiß unter wiederholten Gefechten vereinigte er seine auseinander gefluteten Massen.

Auf den katalaunischen Feldern, zwischen Châlons und Troyes, wohl bei einer früheren Ortschaft Moirey, kam es zur Entscheidung, wie es scheint im August. Hüben stand Theoderich mit den Westgoten auf dem rechten, Aëtius mit den Römern auf dem linken Flügel, in der Mitte die weniger zuverlässigen Alanen. Drüben bildete Attila mit seinen Kerntruppen das Zentrum, während die Gepiden und Ostgoten sich links befanden, den Westgoten gegenüber. Zwischen

beiden Heeren, oder auf der einen Seite, erhob sich ein Hügel. Man zauderte. Attila lebte nicht in Zuversicht des Sieges; er soll Wahrsager befragt und diese geantwortet haben: er werde geschlagen, aber der feindliche Führer fallen.

Erst um die dritte Nachmittagsstunde gerieten die Heere in Bewegung, Aëtius besetzte zuerst den Hügel und wies die ansturmenden Hunnen ab. Der Kampf stockte ein wenig, dann kam es zum allgemeinen Handgemenge, zu einem solchen, »von dergleichen nirgends im Altertume berichtet wird«. Theoderich fiel, die Seinen erfaßte wilde Wut; sie scheinen erst den ihnen entgegenstehenden Flügel über den Haufen geworfen zu haben, um dann auf das hunnische Zentrum abzuschwenken, welches die Alanen hart bedrängte. Attila geriet in Lebensgefahr. Als der Abend kam, fand er die Hunnen auf ihre Wagenburg zurückgetrieben und die römisch-westgotischen Scharen vollständig aufgelöst. In wüstem Gewoge war alles darunter und darüber gegangen; Thorismund, Theoderichs Sohn, und Aëtius sprengten einher, nicht wissend, ob zwischen Feind oder Freund.

Ein weites Leichenfeld beleuchtete die Sonne des nächsten Morgens, denn die blutigste Schlacht jener schlichtenreichen Zeit war geschlagen. Und alsbald begann die Sage ihre Fittiche zu breiten. Sie weiß zu erzählen, wie über 165 000 Krieger gefallen seien, wie ein Bach durch rinnendes Heldenblut anschwell als aus schweren Regengüssen, und wie die Verwundeten daraus getrunken, um ihren Durst zu löschen. Noch in der Nibelungennot klingt dies wieder, wo sich die kämpfenden Burgunder am Blute der Toten erquicken. Die aufgeregte dichterische Gestaltungskraft ließ es mit dem Ringen auf Erden nicht genügen, sondern die Erschlagenen sich in die Lüfte erheben und dort die Schlacht vollenden.



Karl der Große empfängt in der Basilika St. Peter in Rom die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes Leo III. ⊠

Von den Frauengestalten hinter dem Kaiser ist die dem Beschauer nächste die Kaiserin Irmen-
gard, die zweite die Schwester des Kaisers,
Prinzessin Bertha; das Kind neben der Kai-
serin, der Prinz Ludwig. Hinter der Kaiserin
steht Alkuin. Der jugendliche Ritter links, der
den rechten Arm ausstreckt, soll den Roland der
Sage vorstellen. Rechts im Vordergrund steht
man Einhard, den Historiographen des Kaisers.



Attila war abgewiesen, aber nicht besiegt. In der festen Wagenburg ordnete er die Seinen, die Hörner erdröhnten, als sei er bereit, wieder im Felde zu erscheinen. Doch weder ihm noch den Verbündeten gelüstete es nach neuer Waffenentscheidung. So kehrte Attila heim, ohne ernstlich verfolgt zu werden. Der jugendliche nunmehrige Gotenkönig scheint Verfolgung gewünscht, der erfahrene Aëtius aber davon abgeraten zu haben, weil durch sie nichts zu gewinnen, möglicherweise viel zu verlieren war.

Das Abendland betrachtete Attilas Welt Eroberungspläne als gescheitert, keineswegs aber er selbst. Er sammelte während des Winters ein neues Heer, mit dem er 453 unerwartet in Italien einbrach. Aquileja fiel, die beutegierigen Scharen ergossen sich über Venetien und die lombardische Ebene. Ein Teil der geängstigten Bewohner flüchtete auf die Sandbänke des Adriatischen Meeres bei der Mündung der Brenta, wo allmählich aus einem Lager Vertriebener das stolze Venedig erwachsen ist. Mailand und Pavia wurden erobert, Attila plante auf Rom, und der Kaiserhof dachte an Flucht nach dem Morgenlande. Allmählich jedoch erfolgte ein Umschwung: das Klima Italiens erzeugte Seuchen im Heere, die vielen festen Städte und die Bergmauer des Apennin erschwerten den Vormarsch, der Mangel an Pferdefutter muß sich geltend gemacht, und Aëtius wird Truppen zusammengezogen haben. Feindseligkeiten seitens der Ost-Römer gegen das Hunnenreich kamen hinzu, und, wie es heißt, der Aberglaube, daß König Alarich wegen Eroberung des ewigen Rom ins Grab habe sinken müssen. Als eine Gesandtschaft bei Attila erschien, den Papst Leo an der Spitze, schloß er eine Übereinkunft, infolgedessen er Norditalien räumte und über die Donau zurückging. Dies ist sicherlich aus unabwiesbaren Gründen der Krieg-

führung geschehen: Attilas zerbröckelndes Heer vermochte sich offenbar der allseitigen Schwierigkeiten nicht mehr zu erwehren. Aber den Zeitgenossen erschien sein Verschwinden so wunderbar, daß die geistliche Sage es zur Verherrlichung des Papsttums benutzte. Sie stellte neben ihren Helden, den mutigen Kirchenfürsten, die Gestalt des Apostels Petrus, das entblößte Schwert in der Hand, dem Eroberer Tod und Verderben drohend. Es handelte sich um das erste weltgeschichtliche Auftreten des Papsttums.

Wie ein verwundeter Tiger lauerte Attila in seiner Ebene. Die Mißerfolge zehrten ihm am Lebensmark; dem byzantinischen Kaiser sandte er drohend die Aufforderung, den alten Tribut zu erlegen. Plötzlich, im Jahre 453, ist der Gewaltige gestorben. Nach einem Berichte soll er sich zu seinen vielen Frauen auch die schöne Ildiko gesellt haben. Bei der Hochzeit übernahm er sich in Wein, und als man am andern Morgen in das Brautgemach trat, fand man den König am Blutsturz erstickt, das Mädchen aber weinend, mit verhülltem Haupte. Von anderer Seite heißt es: Der Hunne sei auf Aëtius' Anstiften nachts durch das Messer eines Weibes gefällt. Die Welt atmete auf: gebrochen lag die Gottesgeißel.

Auf freiem Felde, unter einem Zelte bahrten die Getreuen seine sterblichen Reste; die besten Reiter umritten sie mit feierlichem Leichengesang, dann ließen sie sich auf dem Grabhügel zu einem Ge-lage nieder: noch einmal wollten sie fröhlich sein, ihren König in der Mitte; denn sie alle wußten, mit ihm gehe das Hunnenreich zu Grabe. Bei stiller Nacht übergaben sie den Toten der Mutter Erde, von dreifachem Sarge umschlossen. Feindeswaffen und Schmuck senkten sie mit hinab. Und daß niemand die Ruhe des Ruhelosen störe und den verborgenen Schatz gewinne, erschlugen sie die, welche die Gruft geschauelt.

Attilas zahlreiche Söhne gerieten in Streit; zwischen ihnen empörten sich die erstarkten Germanen und besiegten die bisherigen Gebieter. Wie die Hunnen von Osten gekommen waren, sanken sie ostwärts zurück und verloren sich dort unter den übrigen Nomaden.

In ihrem Herrschaftsbereich erhoben Germaniens Söhne das Haupt, und bald auch auf den Trümmern des zusammenbrechenden Rom. Den Deutschen gehörte die Zukunft.



Die Franken.

Von Felix Dahn.

Zu Anfang des 3. Jahrhunderts werden bald nacheinander die Namen der Alamannen (ca. 213) und der Franken (vor ca. 235, ca. 224) zuerst genannt. Bekanntlich sind das nicht neue, am Oberrhein, Mittel- und Niederrhein auftauchende Völker, sondern nur neue Namen für jüngst durch Zusammenschluß hier altangesessener Völkerschaften gebildete Gruppen. Über Entstehung und Rechtscharakter dieser Verbände ward in meinen Geschichtswerken eingehend gehandelt: hier genügt die Erinnerung, daß Spuren eines Bündnisvertrages bei den Franken nicht, wie bei den Alamannen, nachweisbar sind. Hier war das Verbindende nur die Stammesverwandtschaft und Nachbarschaft, daher wohl auch Opfergemeinschaft, besonders aber gemeinsamer Kampf zu eigener Ausdehnung wie in Abwehr der Römer und anderer Germanen. Die wichtigsten Völkerschaften, die unter dem Namen der Franken (nach Zeuß und Jakob Grimm doch wohl die »Freien«) sich zusammenschlossen, waren vor allem die Batäver am Niederrhein, sehr früh in abhängiger Bundesgenossenschaft mit den Römern und daher auch nicht unberührt von römischer Kultur, wie schon bald nach

Christi Geburt die lateinischen Namen ihrer Edelinges (Claudius Civilis usw.) dartun, ferner Kannenefaten, Sugamben, Chattwaren. Diese und wohl noch andere, ungenannte Völkerschaften bilden zusammen innerhalb der Hauptgruppe der Franken die Mittelgruppe der salischen Franken, Salier (von Ussala, dem einen Arm des Rheines), am untersten Lauf des Stromes. Weiter flussaufwärts wohnt die Mittelgruppe der ripuarischen oder Uferfranken, an beiden Ufern des Stromes siedeln die Völkerschaften der Rmsioarier, Brukterer und Ubier: Köln war deren Hauptort; aber schon nahe unterhalb der Stadt begann das salische Gebiet. Eine schwächere Gruppe waren die chavischen Franken im Hamaland. Übrigens bildete nicht einmal eine dieser Mittelgruppen, geschweige die Hauptgruppe, einen Staat, einen einheitlichen staatsrechtlichen Verband, kaum einen — gar lockeren — völkerrechtlichen: vielmehr zerfielen die Völkerschaften dieser Gruppen in selbständige Gaue: diese, nicht die Mittelgruppe, bildeten den »Staatsverband«, d. h. an ihrer Spitze stand je ein Gaukönig aus alten königlichen, in Sage und Volksglauben zu den Göttern emporsteigenden Geschlechtern, durch Volkswahl gekoren, ganz wie von alters her auch bei anderen germanischen Völkern. Vielmehr ward der Fortschritt über den Gaustaat hinaus, die Zusammenfassung mehrerer, zuletzt aller Gaue einer Völkerschaft erst sehr allmählich auf langem, blutbeslecktem Wege erreicht.

Diese Wahrnehmung führt uns sogleich mitten in den Werdegang des Frankenreiches, bei dem sich dem staunenden Forscher alsbald die Frage aufdrängt, aus welchen Gründen denn es sich erklären läßt, daß gerade die Franken, die noch im Laufe des 5. Jahrhunderts eine im Vergleich mit anderen Germanen — Ost- und Westgoten — recht un-

bedeutende Stellung einnehmen, vom Ende dieses Jahrhunderts an und im Laufe des 6. bis 9. die Vorherrschaft über alle Germanenstämme gewinnen? Die Aufstellung und wissenschaftliche — nicht »geistreich« phrasenhafte — Beantwortung solcher Fragen ist eine Hauptaufgabe ernster Geschichtsforschung. Die rasche Bewegung auf dieser Bahn wurde getragen von dem Geschlecht der Merowingen (über diesen Namen s. unten), das seit grauer Vorzeit das Königtum über einen salischen Gau innegehabt hatte: ein solcher Gaukönig Chlogio (ca. 420) gewann zu Anfang des 5. Jahrhunderts von seiner Stadt Dispargum (Duijsborg zwischen Löwen und Brüssel oder Diesthem an der Demer) aus die Deste Cambrai und von hier aus alles Land bis an die Somme. Ihm wird ein Sohn Meroveus (gestorben ca. 457) zugeschrieben: dessen Sohn war Childerich I. (geboren ca. 436, gestorben ca. 481), ein in Krieg und Frieden hervorragender Mann, der in den damaligen mannigfaltigen Wirren in Gallien meistens auf Seite der Römer und in gutem Vernehmen mit der katholischen Kirche stand, mag auch manches von seinen Beziehungen zu Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, der Legende angehören. Von Tournai aus, wo im Jahre 1653 sein Grab mit lehrreichen Gruftgaben aufgefunden wurde, erweiterte der Sohn die Herrschaft alsbald nach allen Richtungen. Dieser Sohn, Chlodovech I. (geboren ca. 466, König ca. 481, gestorben 511), mit 15 Jahren König, schon mit 45 Jahren gestorben, ist eine der wirkungsreichsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte: er hat Grundlagen gelegt, auf denen die Geschichte, ja zum Teil die Gegenwart Frankreichs und Deutschlands heute noch ruht: ohne Chlodovech kein Karl der Große. Den großen Alexander hat sein Lebenswerk nicht überlebt und nicht den weisen Friedenskönig der Ostgoten:

Chlodovechs Taten leben heute noch fort in der Kirche und in zwei Staaten. Frühzeitig, gleich nach seinem Tode, hat die Sage seine Gestalt zugleich geschmückt und verhüllt durch ihr dichtes Gerank: immerhin ist es möglich, seine Eigenart und den letzten Grund seiner — bei der Plumpheit, ja Ruchlosigkeit seiner Mittel — verblüffenden Erfolge zu erkennen. Dieser Grund war, er hatte den Zug seiner Zeit, das Bedürfnis seines Volkes scharf erkannt und strebte mit genialer Kraft und mit dem scheulosen Frevelmut, mit der Raubtierchlaueit des Barbaren dem unversiegbaren Ziele zu, das ihm von selbst entgegen zu gleiten schien. Hohe staatsmännische Weisheit war es nicht, was ihn dabei leitete: er folgte den heißen Trieben seiner Natur, die Macht, Herrschaft, Beute verlangte. Er hatte erkannt: in dem halb unbewußten Drang der Volksseele seiner Franken wogte das Verlangen, die überlebten, in die gallischen Verhältnisse durchaus nicht mehr passenden Klein-Gau-Zustände zu überschreiten und sich in größere politische Verbände von Land und Leuten zusammenzuschließen.

Nur diese Voraussetzung eines allgemeinen Zuges in den Gauen der Franken erklärt es, daß Chlodovech mit seinen rohen und ruchlosen Mitteln auf dem Wege zur Herstellung des Königtums über das ganze Volk nicht nur keinen Widerstand in den zahlreichen Gauen fand — nur in Einem Falle mußte er gegen einen solchen Gaukönig sein Heer aufbieten, das sonder Anstrengung siegte —, daß vielmehr die Bevölkerungen, die doch seine Mord- und anderen Untaten meist kennen mußten, ihm überall freudig zufließen, in der Hoffnung, von ihm zu Kampf, Sieg und Beute geführt zu werden. Es scheint sich schon fast bei seinen Lebzeiten ein Zug von echtem Volkshumor in die »Chlodovech-Sage« eingemischt zu

haben: das Volk liebte offenbar den erfolgreichen, zynisch gewissenlosen, aber geistreich witzigen, rastlos kämpfenden und Kämpfe planenden Helden und schmückte seine Lieblingsgestalt mit heiter erfundenen Stücklein.

Und dies führt uns von selbst zu dem zweiten Grund der raschen und starken Erfolge Chlodovechs und seiner Söhne und Enkel, in denen sich zum Teil auch noch die politische und kriegerische Begabung der beiden Ahnen vererbt hatte. Auch der beste Feldherr und Führer allein vermag keine Erfolge zu gewinnen; er muß ein tüchtiges, ähnlich geartetes Heer hinter sich haben, um es zum Siege führen zu können. Das traf nun zu bei dem Königshause und dem Volke der Franken: die Merowinger bilden in Vorzügen und Fehlern den Gipfel, den höchsten Ausdruck der Vorzüge und Fehler ihres Volkes: vor allem in der Raschheit von Beschluß und Ausführung. Die »raschen« Franken hießen mit Grund die Ahnherren der heutigen Franzosen, zumal im Gegensatz zu dem etwas schwerfälligeren Schlage auf dem rechten Rheinufer: Friesen, Niedersachsen, Bayern, Schwaben. Das glänzend begabte »Mischvolk« der Franzosen zeigt, daß die »Mischung« keineswegs an sich schädlich wirkt: es fragt sich eben, aus welchen Bestandteilen sie sich zusammensetzt.

Das »Mischvolk« der Römer hat die Welt erobert, das der Engländer — aus Kelten, Angelsachsen, nordischen und französischen Skandinaviern — eine noch weiter ausgedehnte Herrschaft begründet, und es sind wahrlich keine schlechten Stoffe, aus denen — Kelten, Römern, Franken, Burgundern — unsere geistreichen, obzwar recht unruhigen Westnachbarn erwachsen sind. Schon im 5. und 6. Jahrhundert übertreffen die Franken an Raschbeweglichkeit, Kampf-, Ruhm- und Beute-Gier, an Lebhaftigkeit, ja Leidenschaftlichkeit, freilich auch an

Unfälle, ihre östlichen, rein germanisch verbliebenen Nachbarn.

Und dies weist uns von selbst auf einen weiteren schwerwiegenden Grund der fränkischen Überlegenheit: die unvergleichlich glückliche geographische Lage ihres Landgebietes: Gallien. Dies vereinte alle Vorteile römischer Kultur im Süden und Westen mit allen Vorzügen germanischer, unverdorbener Naturkraft im Norden und Osten. Es ist auf diesen Vergleich näher einzugehen: er erklärt gar Vieles. — Jene Germanen, die bei ihren Wanderungen weiter als die Franken nach Westen und Süden sich vorgewagt hatten — Burgunden, West- und Ostgoten, Langobarden und vollends Vandalen — waren für das Germanentum verloren, waren als Germanen von vornherein auf den »Austerbe-Etat« gesetzt. So viele von ihnen nach Südfrankreich, Spanien, Italien, Afrika gelangt waren, so viele waren drin: nicht Einer kam nach! Die Folge war, daß sie in kurzer Zeit romanisiert wurden: die weit überlegene römische Kultur, ja schon Himmelsstrich und Boden und Volkswirtschaft, die sie vorfanden und in die sie alsbald eintraten, wirkten entscheidend: ebenso die Vermischung mit der an Zahl so erdrückend überlegenen römischen Bevölkerung. Man hat die Zahl der Einwanderer von jeher stark überschätzt: warum spricht man denn in Toledo spanisch, nicht westgotisch, in Pavia italienisch, nicht langobardisch, in Paris französisch, nicht salfränkisch? Diese frühe Romanisierung war nun zwar ohne Zweifel ein Vorzug gegenüber den nordöstlicheren Stämmen: allein mit den Vorteilen der römischen Kultur waren unscheidbar deren schwere Nachteile der Überkultur, der Fäulnis, zumal in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen, verknüpft, und auch die Sittlichkeit dieser römischen Christen war — nach den Klagen und Anklagen

ihrer Priester und nach dem Zeugnis der Geschichtsquellen — durch die neue Religion z. B. in den geschlechtlichen Dingen durchaus nicht aus der ärgsten Verderbnis emporgehoben worden. Die sittliche Verwilderung, die uns Gregor von Tours in Franken wie in Römern des 6. Jahrhunderts schauen läßt, geht vom romanischen Süden Galliens aus und ergreift von da aus allmählich auch den mehr germanischen Nordosten. Die »viel umstrittene« Loire bildet eine höchst wichtige Völkerscheide in Frankreich: nur bis an diesen Fluß gelangten die von Nordosten einwandernden Franken in dichteren zusammenhängenden Siedelungen, südwestlich — in dem Gebiet der »Langue d'Oc«, im Unterschied von der »Langue d'Oui« — fehlten zwar Franken nicht ganz — als Befahungen, Beamte, später Vassen, kamen sie auch hier vor —, aber nicht als dichte Massen landsiedelnder Bauern. Daher wurden diese Gebiete — Aquitanien, Septimanie — viel früher und stärker romanisiert als der Nordosten: war doch schon von der Zeit der ersten römischen Eroberungen in Gallien die »provincia Narbonensis«, die »Provence«, tief von römischer Kultur durchdrungen. So allein erklärt sich die Kluft, welche in der Folge dies Aquitanien so schroff von »Francia«, d. h. dem Nordosten Frankreichs, trennte — »Romani« nannte sich die Bevölkerung —, daß König Pippin in acht Feldzügen hintereinander den nationalen Widerstand unter einem einheimischen Fürstengeschlecht brechen und diese »Römer« mit blutiger Gewalt wieder an das Frankenreich heranzwingen mußte, von dem sie sich seit mehr denn hundert Jahren getrennt hatten. Die sittliche Fäulnis und Zerrüttung hatte vom Süden her früh auch die »neustrischen« (d. h. »neu-westlichen«) Franken und an der Spitze die einst so kraftvollen Merowinger ergriffen, so daß diese seit ca. 650 heillos

entarteten und erschlafften: zumal auch durch geschlechtliche Ausschweifungen. Tacitus hatte als Einen Grund der Kraft des germanischen Waldvolkes und seiner unerschöpflichen Bevölkerungsmehrung das keusche Geschlechtsleben, den späten Liebesgenuß gerühmt: diese merowingischen Königsknaben schließen Ehen im 15. bis 16. Jahre und bringen dazu ein paar uneheliche Kinder mit! Die Folgen blieben nicht aus: wie Eintagsfliegen sterben sie vor erreichter Mannheit dahin: Erlebung des vollen Mannesalters ist seltenste Ausnahme.

Zeigt sich hier in dem alten Königsgeschlecht gesteigert und klar erkennbar die schädliche Wirkung der Romanisierung, so gewährt das Aufkommen des neuen Herrscherhauses einen »typischen« Beweis für die Errettung, die Verjüngung der angesteckten und angefaulten »Neustrier« durch die »austraische« unverdorbene Naturkraft: denn das Geschlecht der Arnulfinge ist ein durchaus germanisches. Nehmen die Franzosen z. B. den großen Karl für sich in Anspruch, so ist zu erwidern: damals gab es überhaupt noch nicht »Franzosen« und »Deutsche«, nur mehr oder weniger oder gar nicht romanisierte Franken, und zu diesen zählten sonder Zweifel die Arnulfingen. Dies Geschlecht hat von dem mittleren Pippin an (Schlacht bei Tertri im Jahre 687) das Frankenreich, das in der Zeit der merowingischen Schwäche (etwa seit ca. 638) auseinandergefallen war, erst wieder zusammenerobert und dann mächtiger als je emporgebaut. In jenem halben Jahrhundert war das Herrschaftsgebiet des neustrischen Merowingen zu Paris auf einen schmalen Streifen Landes zusammengeschumpft: im Südwesten hatte sich Aquitanien von der Loire an unabhängig gemacht, im Nordosten in Austrasien, von Metz, ja schon von Rheims östlich walteten andere Hausmeier als in Neustrien, und die Herzöge der Alamannen, Bayern, Thü-

ringe verweigerten den Hausmeiern zu Metz wie zu Paris den Gehorsam, den sie nur den Merowingern zu schulden erklärten. Mit schwerer Mühe, mit harten unaufhörlichen Schlägen schmiedeten Pippin der Mittlere, sein Sohn und sein Enkel Karl der Hammer das in der neu-
strisch-romanischen Unkraft auseinandergebröckelte Reich von den Pyrenäen bis an den Harz erst wieder zusammen. Und schlagend tritt diese errettende Kraft der Aufrastier hervor, als dem kaum hergestellten Frankenreich und seiner christlichen, romanischen und germanischen Kultur durch den Islam das Verderben drohte. Als der Widerstand der Aquitanier und Neustrier von diesem fanatischen Ansturm bereits gebrochen war — bis Aulun und bis Bern waren die arabischen Raubreiter aus den Pyrenäen schon vorgeedrungen — da war es, wie ein romanischer Zeitgenosse, Bischof Isidor von Beja, bezeugt, die stäte, ruhige Kraft der Nordvölker, d. h. der Aufrastier und der Rechtsrheinischen, welche Karl dem Hammer die Schlacht am Cenon gewann, der an weltgeschichtlicher Bedeutung nur Salamis, Chälons, Trafalgar, Leipzig und Sedan zu vergleichen sind. So »recht von Herzen, hoch von oben herab, führten die Nordländer ihre Streiche, und sie standen fest wie Mauern von Eis«: an dieser ruhigen Stäte zerschellten die brausenden Reitergeschwader des Islam. Aufrastien hat damals Neustrien und Aquitanien gerettet. Deshalb war es von wichtigsten, freilich damals durchaus nicht gewollten oder auch nur geahnten Folgen, sondern durch ganz andere Beweggründe herbeigeführt, daß schon der Begründer des Reiches, daß Chlodovech bereits dies Nordostland, dies Aufrastien heranzog. hätte er, wie seine Anfänge erwarten ließen, seine Macht nur in den reichen, lockenden Süden und Westen hinein ausgedehnt — Römer bei Soissons, Goten im Süden, Kelten in der Bretagne —,

so wären die auf Neustrien und Aquitanien beschränkten Franken ohne das aufrastische Gegengewicht so völliig romanisiert worden wie eben Goten, Burgunden, Langobarden. Nun aber wandte der »landbegehrende« Merowing die Augen und — was bei ihm gleichbedeutend! — die Waffen früh auch nach dem Nordosten. Schon Chlodovech schlug durch Unterwerfung der Alamannen seinen Nachfolgern die sichere Brücke über den Rhein, auf der die Söhne dann die Thüringe, bald die Bayern, spätere Herrscher auch Friesen und zuletzt Sachsen leicht erreichen und so die Beschränkung des Reiches auf neustrisch-romanische Gebiete verhüten mochten. Allein die Überlegenheit des Frankenreiches über all seine Nachbarn gründete doch keineswegs nur auf seinem Nordosten, ebenso in seinem Südwesten: gerade in der glücklichen Verbindung von beiden Bestandteilen lag der Vorzug. Denn ohne Zweifel gewährte die Berührung mit der römischen, bald auch die Annahme der christlichen Kultur dem Merowingereich ganz gewaltigen Vorsprung gegenüber den heidnischen Nachbarn rechts vom Rhein, die in Verfassung, Wirtschaft und Sitte noch so ziemlich in den Zuständen der Urzeit verharrten. Diese Verbindung von Römischem und Germanischem findet nun auch bezeichnenden Ausdruck in der Verfassung des Reiches. So haben sich die römischen Einrichtungen im Südwesten verhältnismäßig lange erhalten, während noch hiervon im Nordosten nur schwache und bald erlöschende Spuren sich finden. Das Entscheidende auf diesem Gebiet war nun aber die Annahme des Christentums durch Chlodovech im rechtgläubigen, katholischen Bekenntnis, während alle gotischen Völker, wie Burgunden und Langobarden, als sie Christen geworden, keiserliche Arianer geworden waren. Aus welchen Gründen war die Wahl dieses Irrglaubens erfolgt? Man hat sich

viel geistreiche Mühe gegeben, diese Gründe zu finden: so meinte man, jener Glaube sei den an viele Götter und Halbgötter nebeneinander und übereinander gewohnten Germanen näher gelegen, da er ihnen verstattete, Christus als einen halbgöttlichen Sohn des obersten Gottes zu fassen. Ach nein! Es gab keine Gründe der Wahl, denn es gab keine Wahl! Die vor dem hunnischen Ansturm um das Jahr 375 nach Südwesten flüchtenden zahlreichen gotischen Stämme suchten Rettung durch Aufnahme in das römische Gebiet südlich der Donau. Nun machte aber Kaiser Valens zur Bedingung, daß die heidnischen Barbaren seinen Glauben annahmen: sein Glaube aber war der arianische, für den er mit allen Mitteln Bekenner heranzog. So sandte er seine arianischen Priester. Und die Flüchtlinge, vor die Wahl gestellt zwischen den Hunnen und dem kaiserlichen Christentum, wählten dieses: »sie glaubten den Priestern, die Kaiser Valens schickte«, sagt treuherzig die Quelle (Jordanis). So war es: hätte Kaiser Valens Priester der Isis geschickt, sie hätten diesen »geglaubt«: denn sie nahmen das Christentum nicht aus Überzeugung an, sondern als »kaiserlich römische Staatsreligion«: sie folgten durchaus nicht einem »geheimnisvollen Zug« zu diesen Lehren, deren theologische Spitzfindigkeiten sie zu würdigen nicht in der Lage waren: haben sie sich doch überall nach Kräften dagegen gewehrt. Dielmehr haben, wie die Goten die römische, die rechtsrheinischen Germanen die fränkische und die Nordgermanen die deutsche Staatsreligion angenommen.

Aber die Franken? Wie ist es gekommen, daß diese nicht das arianische, sondern das katholische Christentum wählten? Diese Entscheidung mochte lange Zeit zweifelhaft erscheinen. Fest stand nur, daß sie, mitten in Gallien, mitten in der christlich-römischen Kultur lebend, heiden

nicht bleiben konnten. Der Wotandienst setzt ein Waldbleben, ein Naturdasein voraus: in Städten wie Meß, Paris, Orleans walteten nicht die taciteischen »Schauer der Waldesgeheimnisse«! Also die Bekehrung war nur eine Frage der Zeit. Es ist noch nicht beachtet, daß Chlodowech selbst diese Erkenntnis gewonnen, ja diese Entscheidung bereits getroffen hatte, lange bevor er — seinem Dolke voraus — den Übertritt vollzog. Er hatte seiner Gemahlin, der eifrig katholischen Königstochter von Burgund, Fröthehildis, die, im Bunde mit dem hervorragenden Bischof Remigius von Rheims, unermüdlich an seiner Bekehrung arbeitete, bereits das wichtige Zugeständnis gemacht, den Erstgeborenen katholisch taufen zu lassen und ebenso nach dessen frühem Tod den zweiten Sohn. Hiermit hatte er sich also einverstanden erklärt, daß schon seine nächsten Nachfolger auf dem Thron nicht mehr wie er selbst heiden, sondern rechtgläubige Christen sein sollten; die Zukunft des Merowingenerreiches sollte also nach seinem schon vor ca. 796 gefaßten Beschluß katholisch sein. Allerdings, er selbst war noch nicht zur Taufe entschlossen, er schwankte noch zwischen den verschiedenen Bekenntnissen, die sich an seinem Hof bekämpften; — eine Schwester war Arianerin — und die Erkrankung und der Tod des Erstgeborenen führte er auf den Zorn der über dessen Taufe ergrimten Götter zurück. Aber die Errettung des zweiten Knaben aus der nämlichen Krankheit durch der Mutter Gebete zu den heiligen überzeugte ihn wieder von der Macht des Christenhimmels. So ist voll glaublich und muß durchaus nicht Erfindung Gregors von Tours sein, was über die Entscheidung für das katholische Bekenntnis erzählt wird, daß nämlich der Zweifelnde in der Not der gefährlich wankenden Alamannenschlacht gelobt habe, »dem Gott Fröthehildens« anzu-

gehören, wenn der ihm den Sieg verleihe. Man sieht, der schlaue Merowing verlangt Vorauszahlung vom lieben Gott! Sofort wird die Schlacht durch den Fall des Alamannenkönigs entschieden, und nun löst Chlodovech sein Wort ein und läßt sich von St. Remigius taufen.

Durch diesen Schritt von weltgeschichtlicher Bedeutung gewann der König die mächtigste Macht jener Zeit: die einzig organisierte — und zwar genial: auf Weltbeherrschung organisierte: die katholische Kirche: der weströmische Staat war aufgelöst, der werdende germanische noch nicht ausgebaut. Zunächst erreichte er das engste Bündnis mit dem auch in weltlichen Dingen höchst einflußreichen Episkopat in Gallien, wo die Bischöfe, die Träger der christlichen wie der Überreste der antiken Kultur, durch Bildung, Reichtum und meisterhaft gepflegte Verbindung die herrschende Macht bildeten. Der katholische Frankenkönig gewann gegenüber seinen keßerischen arianischen Nachbarn: Burgunden, West- und Ostgoten auch in deren Reichen die Bischöfe als eifrigste Helfer. Als bald führte er seine »frommen« — sie waren geschickt für den neuen Glauben bearbeitet worden! — und immer kampf- wie beutegierigen Franken gegen die keßerischen Westgoten in einen Feldzug, der offen von ihm als katholischer Kreuzzug bezeichnet und durch den Verrat der katholischen Bischöfe im Gotenreich kaum minder als durch die Wunder der Heiligen zu seinen Gunsten entschieden wurde. Er entriß den Keßern den größten Teil ihrer südgallischen Besitzungen, nur der Schutz des Ostgoten Theoderich verhinderte die Eroberung des ganzen Landes bis zu den Pyrenäen.

Auch Chlodovechs Nachfolger pflegten eifrig das beste Einvernehmen mit ihren Bischöfen, trotz häufiger Antastung des reichen Besitzes der Kirche.

Als nun aber seit Ende des 7. Jahrhunderts an Stelle der entarteten merowingischen Könige die kraftvollen arnulfingischen Hausmeier die Geschicke des Reiches leiteten, da steigerte sich das Bündnis mit den gallischen Bischöfen zu dem innigsten Bund mit dem Bischof von Rom, dem Papst; — ein Bund, der viele Menschenalter, der bis zur Auflösung des Frankenreiches bestand. Das setzt voraus — wie bei allen politischen Bündnissen! —, daß beide Verbündete dauernd ihren Vorteil dabei fanden, daß die Gründe, welche sie zusammengeführt hatten, geraume Zeit fortwirkten. Welches waren diese Gründe?

Auf Seite der Arnulfingen bestand das Bedürfnis, die Hilfe des Papstes zu gewinnen zur Beschreitung des fränkischen Königsthrons. Denn war auch dieser Schritt politisch so vollberechtigt wie kaum ein anderer Rechtsbruch in der Geschichte — ein Rechtsbruch blieb es immerhin. Ein Recht des Reichstages, einen merowingischen König abzusetzen, das Geschlecht auf dem Thron durch ein anderes zu ersetzen, bestand in keiner Weise. Vor hundert Jahren (ca. 656) hatte das verfrühte Wagnis des arnulfingischen Hausmeiers Grimoald, seinen Sohn Childibert an Stelle des austrasischen Königsknaben Dagobert II. auf den Thron in Metz zu erheben, mit dem Untergang der Empörer und tiefem Fall ihres Hauses geendet: eine ernste Warnung für den Hausmeier Pippin! Zwar hatte sein starker Vater Karl der Hammer auf diesem Wege bereits einen kühnen Schritt getan, indem er vom Jahre 737 bis zu seinem Tode (i. J. 741) ohne König regierte, den durch den Tod des Merowing Theoderich IV. erledigten Thron unbesezt ließ; — also ein Königsbeamter, major domus regiae, ohne König! Allein diese staatsrechtliche Unmöglichkeit hatte zur Folge gehabt, daß die mächtigen Herzöge der Thüringe, Alamannen, Bayern wie in Südgallien

der Aquitanische einen Gehorsam weigerten, den sie nur einem merowingischen König, nicht einem königlosen Königsbeamten zu schulden erklärten, so daß Karls Söhne sich bequemen mußten, alsbald (i. J. 743) wieder einen König Childerich III. zu erheben. Und als Pippin nun nach einigen Jahren es unternahm, sich an dessen Stelle auf den Thron zu schwingen (i. J. 751), konnte diese Brücke über das Unrecht hinüber zur Legitimität nur geschlagen werden von dem großen »Brückenschläger« — dem »Pontifex!« — zu Rom. War das altgermanische rechtmäßige Königtum durch den alten heidnischen Glauben an die Abstammung des Königsgechlechts von den Göttern geweiht gewesen, so mußte das unrechtmäßige, neue, geweiht werden durch den Vertreter des neuen — des christlichen — Glaubens. Erst nachdem der Anmaßer durch Sankt Bonifatius die Zustimmung und den Segen des heiligen Vaters in Rom eingeholt hatte, wagte er es, dem fränkischen Reichstag die durch den Papst bereits kirchlich-sittlich entschiedene Frage zur staatsrechtlichen Bestätigung vorzulegen.

Aber welche Gründe bewogen den klugen Griechen auf dem Stuhl Sankt Peters, Zacharias, zu dieser wenig christlichen, gewagten Entscheidung?

Rom und das Frankenreich waren verbunden — durch einen gemeinsamen Feind: den Langobardenkönig zu Pavia. Die Päpste hatten zwar geraume Zeit die immer wiederholten Versuche der Langobarden, Rom zu ihrer Königsstadt zu machen, lediglich durch geistige und geistliche Mittel abgewehrt: aber auf die Dauer dies durchzuführen, konnten sie nicht hoffen. Und doch war es von höchster Wichtigkeit für den heiligen Vater, nicht den Langobardenkönig in Rom zum Souverän zu erhalten. Daß bisher — seit dem Ende des Ostgotenreiches — dieser Souverän im fernen Byzanz gesessen hatte, war Voraus-

setzung der Entstehung einer weltlichen Macht des Papsttums, und der gesamten — werdenden — Weltstellung »Sankt Peters« gewesen. Ward der Bischof von Rom langobardischer Landesbischof, dann war es mit jener erstrebten großartigen, »universalen« Machtstellung vorbei. Wirksame Waffenhilfe gegen die langobardische Heere, Entsatz der so oft belagerten Stadt konnten aber nur die fränkischen Herrscher bringen, die schon gleich nach Einwanderung der Langobarden in Italien in Feindschaft und Krieg mit diesen geraten waren. Das Ende war denn, nach wiederholten Feldzügen zum Schutz des Papstes, die Einverleibung des langobardischen Reiches in das fränkische.

Allein noch ein Anderes trat hinzu, was die Päpste und die Arnulfingen aufs innigste verknüpfen mußte: das war das gemeinsame Bestreben, die heidnischen Germanen östlich vom Rhein zu bekehren und zugleich zu unterwerfen.

Schon seit Gregor dem Großen hatten die Päpste diese Aufgabe erfaßt, die bei dem Streben nach »universalen« Herrscherstellung in der Tat unabweisbar war. Und andererseits hatten die Arnulfingen scharf erkannt, daß diese rechtsrheinischen Germanen dem fränkischen, christlichen Reich wahrhaft und dauernd nur als Christen angefügt werden konnten. Das war es: diese Friesen und Sachsen kämpften zugleich für die alten Götter und die alte Freiheit gegen den neuen Glauben und die neue Herrschaft.

Denn, daß die Bekehrung ohne Zwang und Gewalt, nur vermöge der inneren Vorzüge des Christentumes, erfolgt sei — diesen Wahn sollte man doch nachgerade aufgeben. Der Mann, der ganz wesentlich die Christianisierung durchgeführt hat, Sankt Bonifatius, kehrte sofort von einer begonnenen Bekehrungsreise zu den Friesen um, als er erfuhr, der heftige Christenfeind, Herzog Rabbod, walte wieder im Land: nicht

aus Todesfurcht wahrlich — er hat durch seinen Martyrtod gezeigt, daß er den Tod für seinen frommen Zweck nicht scheute —, sondern weil er wußte, daß er wider einen solchen Feind ohne die fränkischen Waffen nichts auszurichten vermochte. Ja, er hat es in einem uns erhaltenen Brief ausdrücklich ausgesprochen, als man ihm zu Rom den häufigen Aufenthalt an dem nicht immer gerade sehr christlich moralischen Hof der Arnulfingen verübelte: »ohne die Hilfe der Frankenherrscher kann ich die Heiden in Germanien nicht bekehren«. Der Mann, der sie bekehrt hat, wird das wohl besser gewußt haben als die Theologen, die heute nach elfhundert Jahren die Bekehrung »beschreiben«!

Aber das Bündnis zwischen dem Papsttum und den Arnulfingen sollte seinen großartigen Abschluß, seine Steigerung zu weltgeschichtlicher Bedeutung erfahren, als ein Papst dem Frankenkönig die Krone des weströmischen Kaisertums auf das Haupt drückte, eine Tat, die freilich ein Recht nicht verleihen konnte, das der Verleiher nicht hatte, sondern sein Souverän, der Kaiser in Byzanz, gegen den der Bischof von Rom damit Hochverrat beging. Es war, wie wenn heute der Bischof von Breslau dem König von Ungarn die deutsche Kaiserkrone »schenken« wollte.



Deutsche Volksrechte.

Don Karl Zeumer.

Als Volksrechte bezeichnen wir die Rechtsaufzeichnungen der verschiedenen germanischen Stämme aus der Zeit vom 5. bis 9. Jahrhundert. Es sind zum größten Teil von germanischen Fürsten erlassene Gesetze, teils aber auch einfache Aufzeichnungen des geltenden Rechtes, die jedoch fast durchweg gesetzliches Ansehen erlangten. Früher nannte man

diese Volksrechte gern *Leges barbarorum*; doch wird diese Bezeichnung heute von Sachkundigen meist gemieden. Herausgegeben sind die Volksrechte mit Ausnahme der *Lex Salica*, für welche wir vorläufig noch auf andere Ausgaben angewiesen sind, am besten in der Abteilung *Leges der Monumenta Germaniae historica*.

Die germanischen Stämme, welche seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Grenzen des Römerreichs überfluteten, hatten bis dahin als Bauern- und Hirtenvölker in einfachsten Kulturverhältnissen gelebt. Dieser Kultur entsprach ihr Recht. Sie kannten weder geschriebene Gesetze noch andere Rechtsaufzeichnungen. Ihr Recht war reines Gewohnheitsrecht, gepflegt und fortgebildet allein durch die gerichtliche Tätigkeit in den Gerichtsversammlungen der Volksgemeinden, an welcher alle erwachsenen freien Männer teilnahmen. Hier im »Ding« wurden durch das Urteil der Gemeindegengenossen Verbrechen gestraft und Rechtsstreitigkeiten geschlichtet.

Bei ihren Zügen durch das Römerreich kamen nun diese Germanen in nahe Berührung mit einer hohen Kultur und einem seit Jahrhunderten durch Gesetzgebung und Jurisprudenz hochentwickelten Recht. Es war für sie eine Notwendigkeit, sich im Verkehr mit den römischen Provinzialen einer Menge von Rechtseinrichtungen zu bedienen, die aus den wirtschaftlichen und Kulturverhältnissen, welche sie hier umgaben, erwachsen waren. Erst hier lernten sie das freie Privateigentum an Grund und Boden, das Testament und Vermächtnisse, neue Vertragsarten, wie das zinsbare Darlehen und den Dollzug sowie die Beurkundung solcher Verträge durch die Schrifturkunde kennen. Die Aufnahme solcher römischen Elemente in das Recht der Germanen mußte bei diesen die Rechtspflege in den alten Formen erschweren, und diese Schwierig-

keiten mußten sich noch steigern, als germanische Stämme zur festen Ansiedelung und zur Staatengründung auf dem Boden des Römerreiches gelangten. Jetzt unterlagen sie in noch höherem Grade den übermächtigen Einflüssen der höheren Kultur der einheimischen Bevölkerung, mit welcher die einzelnen Germanen durch die Art der Ansiedelung dauernd in die engste Berührung traten. Jeder Germane erhielt ein oder zwei Drittel von dem Gut eines römischen Besitzers und wurde in diesem Gut dessen Rechtsnachfolger. Durch diese weitere Romanisierung entwuchs aber das germanische Recht völlig den bisherigen Formen des reinen Gewohnheitsrechtes. Das romanisierte Recht forderte gebieterisch eine schriftliche Gesetzgebung, für welche Gesetzgebung und Rechtsliteratur der Römer sich als Vorbild darboten. Bei den ostgermanischen Westgoten und Burgundern finden wir bereits in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts Spuren schriftlicher Gesetzgebung germanischer Könige. Zu einer umfassenden Kodifikation des Rechtes aber ist es bei beiden Völkern erst gegen Ende des Jahrhunderts gekommen.

König Eurich, der dritte Sohn und Nachfolger des Westgotenkönigs Theuderich, welcher in der Katalaunischen Völkerschlacht den Heldentod gefunden hatte, gab zuerst von allen Germanenfürsten seinem Volke um 475 ein großes Gesetzbuch nach römischem Vorbild. Verfaßt ist dieses Gesetzbuch von römischen Juristen in lateinischer Sprache, vielfach in engster Anlehnung an römische Rechtsquellen. Dadurch fand eine weitere Romanisierung des gotischen Rechtes statt: der Codex Euricianus, wie wir dieses Gesetzbuch nennen, enthält kein rein germanisches Recht, sondern ein gotisch-römisches Mischrecht. Trotzdem ist er das Vorbild geworden für die folgenden Gesetzgebungen bei ost- und westgermanischen Völkern.

Eurichs Gesetzbuch war für die Goten des Reiches bestimmt, sollte aber auch für Streitigkeiten zwischen Goten und Römern maßgebend sein. Für die Römer blieben zunächst die bisher geltenden römischen Rechtsquellen in Kraft; doch ließ im Jahre 506 Eurichs Sohn, Alarich II., die im Gebrauch befindlichen römischen Gesetze und Rechtsbücher sammeln, sichten, erläutern und zu einem Gesetzbuch für die Römer seines Reiches zusammenfassen.

Auch dieses römische Gesetzbuch Alarichs, das sogenannte Breviarium Alaricianum (Lex Romana Visigothorum), hat wie das um 20 Jahre ältere Gesetzbuch Eurichs eine weit über das Westgotenreich hinausgehende Bedeutung erhalten. Es wurde für Jahrhunderte die fast ausschließliche Quelle römischen Rechtes im Frankenreich und hat sogar in einem Falle als Grundlage für eine fast rein germanische Rechtsaufzeichnung, die im 8. Jahrhundert in Churration entstandene Lex Romana Curiensis, gedient.

Dem Beispiel des Westgotenkönigs Eurich und seines Sohnes Alarich folgte zunächst noch im 5. Jahrhundert der Burgunderkönig Gundobad. Er ließ die Gesetze seiner Vorgänger, unter denen er Gunther und Giselher, die wir aus dem Nibelungenliede kennen, nennt, sowie seine eigenen zu einem Gesetzbuch vereinigen, welches unter dem Namen der Lex Gundobadi oder Lex Gundobada (loi Gombette) jahrhundertlang auch noch nach dem Untergange des Burgunderreiches in Gebrauch blieb. Später hat dann Gundobad nicht nur dieses Gesetzbuch mit neuen Zusätzen versehen, sondern auch die wichtigsten Sätze der römischen Rechtsquellen zu einem Handbuche für die Richter seines Reiches zusammenstellen lassen, welches wir als Lex Romana Burgundionum oder mit einem schon im Mittelalter durch ein Mißverständnis entstandenen Namen als

Papianus (entstellt aus Papinianus) zu bezeichnen pflegen.

Eurichs Gesetzbuch ist auch benutzt worden für das Edikt des Ostgotenkönigs Theoderich des Großen, durch welches dieser gegen das Jahr 507 Vorschriften für die wichtigsten Rechtsfälle für Goten und Römer gab.

Von den westgermanischen Stämmen, den eigentlichen Deutschen, haben zuerst die Franken das westgotische Vorbild nachgeahmt. Die älteste und berühmteste fränkische Rechtsaufzeichnung ist die Lex Salica. Bis vor kurzem schien es festzustehen, daß die uns überlieferte älteste Gestalt der Lex Salica ein von König Chlodovech, dem Gründer des Frankenreiches, gegen Ende seiner Regierung (gegen 510) erlassenes Gesetzbuch sei. Neuerdings hat das uns in dieser Quelle entgegentretende Münzsystem Anlaß gegeben, die uns überlieferte Form des Gesetzes erst dem Ende des 6. Jahrhunderts zuzuweisen. Wie dem auch sei: der Inhalt der Lex Salica dürfte in der Hauptsache nicht später als unter Chlodovech aufgezeichnet sein. Das bezeugt nicht nur der Text des Gesetzes selbst, es zeugen dafür auch Zusätze und Nachträge, welche von Chlodovechs nächsten Nachfolgern erlassen sind, sowie die Nachrichten, welche eine wohl noch im 6. Jahrhundert verfaßte Vorrede zu dem Gesetzbuche (Prologus legis Salicae) enthält.

In dieser zum Teil sagenhaften und wohl auf alten Volksdichtungen beruhenden Vorrede wird uns berichtet, wie die Lex Salica entstanden sei aus Urteilen, welche von den Frankenfürsten ernannte rechtskundige Männer, Namens Wiso-gast, Bodogast und Salagast, an drei nacheinander abgehaltenen Gerichtsversammlungen zu Wisoheim, Salaheim, Bodoheim und Widoheim fanden. Dann aber habe König Chlodovech der Gewaltige und Schöne, torrens et pulcher, nachdem er die katholische Taufe emp-

fangen, das Gesetz verbessert. Daran schließen sich die später oft wiederholten und mißverstandenen Worte: »Es lebe, wer die Franken liebt, Christus beschütze ihr Reich« (Divat qui Francos diligit, Christus eorum regnum custodiat), welche noch neuerdings Papst Leo XIII. einem Hymnus auf die Franzosen zugrunde legte.

Von den Nachrichten dieses Prologs sind unzweifelhaft mythisch die Namen der alten Rechtskundigen und der Maltstätten, an denen sie Urteil fanden. Dagegen dürfen wir nicht bezweifeln, daß die Lex Salica zum großen Teil auf Urteilen oder Weistümern beruht; und diese sind, wie die neuere Forschung nachgewiesen hat, zum Teil im Anschluß an den Wortlaut des ältesten westgotischen Gesetzbuchs, des Codex Euricianus, formuliert. Den Inhalt der Lex Salica bilden überwiegend strafrechtliche Bestimmungen, Bußtaxen, d. h. Angaben über die Geldbeträge, welche als Sühne für begangene Missetaten an den Geschädigten zu entrichten waren. Die Straffakungen beginnen im zweiten Titel, der ursprünglich wohl den Anfang des ganzen Gesetzes bildete, mit sehr ausführlichen Bestimmungen über die Bestrafung von Schweinediebstählen. Ihnen folgen viel kürzere Bestimmungen über den Diebstahl anderer Haustiere. Daraus erkennen wir, daß schon damals die Schweinezucht, wie im ganzen Mittelalter, von besonderer Bedeutung war, und Schweineherden den größten Teil des Viehstandes bildeten. Bestimmungen des sechsten und siebenten Titels über Diebstahl an Hunden und Jagdfalken zeigen uns, daß die altgermanische Freude an der Jagd, von der uns Tacitus berichtet, auch bei den Franken fortlebte. Mit Geldzahlungen gesühnt wird nicht nur der Diebstahl, sondern jedes, auch das schwerste Verbrechen. Die höchste Buße ist das Wergeld, bei den Franken Leudis genannt, diejenige Summe, welche für die Tötung eines

freien Menschen zu zahlen war. Der freie Franke hatte ein Wergeld von 200 Schillingen, welches sich verdreifachte, wenn er zum Grafen ernannt wurde oder als Gefolgsgenosse (antrustio) in das Gefolge (trustis) des Königs eintrat. Nicht nur der Königsdienst gewährte das dreifache Wergeld: auch wer im Heere unter der Waffe stand, genoss den gleichen Schutz. Durch die Verheimlichung der Tat wurde der Totschlag zum Mord, und dieser wurde mit der verdreifachten Totschlagsbuße gesühnt, so daß der Mord, an einem Antrustionen oder im Heere an einem freien Franken begangen, mit 1800 Schillingen zu sühnen war. Welche gewaltige Summen diese Totschlagsbußen darstellen, können wir ermessen, wenn wir bedenken, daß damals ein gutes Rind etwa den Wert von 2 Schillingen hatte. Die hohe Achtung, welche bei den Franken die Frau genoss, erhellt daraus, daß die verheiratete Frau ebenfalls den Schutz des dreifachen Wergeldes genoss, und verhältnismäßig leichte Angriffe auf ihre Ehrbarkeit schwer geahndet wurden.

Neben den strafrechtlichen Sätzen nehmen prozeßrechtliche sowie privatrechtliche Bestimmungen einen verhältnismäßig geringen Raum ein; doch auch diese enthalten des Wertvollen und Interessanten so viel, wie kaum eine andere germanische Rechtsquelle jener Zeit. Nur wenig kann ich hier hervorheben.

Gleich der erste Titel führt uns die Eröffnung eines Rechtsstreites vor Augen. Der Kläger begibt sich mit Zeugen zum Hause des Beklagten und lädt ihn zur Verantwortung auf den nächsten Gerichtstag vor Gericht (ad mallum). Dadurch nötigt er den Gegner, bei Vermeidung einer Bußzahlung zu erscheinen. Wer nicht in dieser Weise geladen war, brauchte nicht zu erscheinen. Wer kein Haus, keine feste Wohnstätte hatte, konnte nicht rechtmäßig geladen werden. Wie streng diese Vorschrift aufrecht erhalten

wurde, dafür zeugt ein merowingisches Königsgesetz (Capitulare), welches wohl noch im 6. Jahrhundert dem Gesetze hinzugefügt wurde, und noch im 9. Jahrhundert ein von Karl dem Kahlen erlassenes Kapitular. Ersteres bestimmte, daß ein Antrustion, der als Gefolgsmann des Königs am Hofe lebte, also keine feste Wohnung hatte, überall geladen werden könne; und letzteres traf die gleiche Bestimmung für diejenigen Franken, deren Heimstätte durch die Normannen zerstört war, und welche nun glaubten, straflos Raubereien begehen zu dürfen, weil sie kein Haus hatten, bei dem sie rechtmäßig geladen werden konnten. Es ist das ein Beispiel für die Bedeutung der Form im altdeutschen Rechtsleben. Selbständige Tätigkeit der Partei finden wir vielfach da, wo später der Befehl des Richters eintrat. Die Handlung der Partei hatte aber zwingende Kraft für den Gegner nur dann, wenn sie in streng gesetzmäßiger Form vorgenommen wurde. Der Einzelne war im Rechtsleben auf den Beistand und den Schutz seiner Verwandtschaft weit mehr angewiesen als in späteren Zeiten. Wer als Knecht in Anspruch genommen wurde, konnte seine Freiheit nur durch den Eid seiner Sippegenossen erhärten. Die Sippegenossen mußten dem Kläger oder Beklagten im Gericht überhaupt als Zeugen oder Eidhelfer zur Seite stehen. Zu dem Wergeld, welches ein Mitglied der Sippe zu zahlen hatte, mußten die Genossen nötigenfalls einen Teil beisteuern, wogegen sie neben den nächsten Erben eines Getöteten Anspruch auf einen Teil des gezahlten Wergeldes hatten. Ein Titel der Lex Salica zeigt uns, wie nach einem offenbar uralten Brauche jemand sich lossagen konnte von seiner Sippe. Er tritt im Gericht (in mallo) vor den Thunginus, einen Volksbeamten, der damals noch Richter im ordentlichen Gericht (echten Ding) war, und erst später durch den königlichen Grafen ersetzt wurde, zer-

bricht über seinem Haupte drei Erlen-
zweige und spricht, die Teile nach den
vier Windrichtungen fortwerfend: »Ich
sage mich los von Eid und Erbe und
jedem Bande meiner Sippe.« Dann ist er
seiner Verpflichtungen gegen die Sippe
ledig, nimmt aber weder Erbe noch
Wergeld von einem Sippegenossen, und
sein eigenes Erbe und Wergeld gehört
dem Könige.

Wie zu Tacitus' Zeiten die Germanen,
so kannten auch die Franken nur natür-
liche Erben, nicht willkürlich ernannte.
Die Reihenfolge der Erbberechtigten
nennt das Gesetz in Titel 59 nicht voll-
ständig; und wohl mit Unrecht hat man
hier Spuren des sogenannten Mutter-
rechtes finden wollen. Das Grundeigen-
tum wird nur auf Männer vererbt, und
dieser Satz, übertragen auf ein Thron-
folgerrecht, welches Frauen ausschließt,
wird noch heute als Salisches Gesetz (*loi*
Salique) bezeichnet. Nur wer keine nahen
Verwandten hatte, konnte über seinen
Besitz von Todes wegen verfügen durch
eine umständliche Handlung, welche die
Franken *Adfatimus* nannten, und die
das Gesetz in Titel 46 ausführlich be-
schreibt.

Man übertrug durch Zuwerfen eines
Stäbchens (*fistuca*) das Gut auf einen
Vertrauensmann (*Salmann*), der es
nach dem Tode des Erblassers dem von
diesem gewählten Erben übergeben
mußte. Dieser erste Akt, die Übergabe
an den Salmann, geschah in einer außer-
ordentlichen Gerichtssitzung, einem »ge-
botenen Ding«, welches entweder der
Thunginus selbst, oder der Hundert-
schaftsbeamte (*centenarius*) an seiner
Stelle unter herkömmlichen Formen ab-
hielt. Der zweite Akt bestand in der
Auflassung des zu übertragenden Gutes
an den Salmann. Um sich als recht-
mäßigen Besitzer nach außen hin zu
erweisen, mußte dieser in dem zum ver-
gabten Gut gehörigen Hause eine Zeit-
lang wohnen und drei oder mehr Gäste

vor Zeugen mit dem alttümlichen
Haferbrei, den es früher gab als das
Brot, und der auch bei anderen Völkern
bei feierlichen Handlungen gebraucht
wurde, bewirten. Innerhalb einer be-
stimmten Frist nach dem Tode des Erb-
lassers mußte der Salmann im echten
Ding oder vor dem Könige wieder durch
Zuwerfen der *fistuca* dem Erben das
Gut überantworten.

Die Sprache der *Lex Salica* ist Latein;
aber ein durchaus rohes und ungefügtes
Latein, wenn auch manche Verderbnisse
auf Rechnung der späteren handschrift-
lichen Überlieferung zu setzen sind. Viel-
fach sind deutsche, d. h. altfränkische
Rechtsausdrücke im Text verwendet,
außerdem aber finden sich solche Aus-
drücke glossenartig hinzugefügt. Es sind
das die sogen. »malbergischen Glossen«,
welche ihren Namen daher führen, weil
sie mit einer oft abgekürzten Wendung
angeführt werden, die vollständig lautet:
hoc est in mallobergo (d. h. an der
Gerichtsstätte). Es sind nicht, wie man
früher annahm, keltische Worte, sondern
fränkische, welche freilich durch die Über-
lieferung oft zur Unkenntlichkeit ent-
stellt sind. Diese Worte sind aber nicht
Reste einer älteren *Lex Salica* in fränki-
scher Sprache, sondern es sind die fränki-
schen Ausdrücke, welche im Gericht, wo
natürlich fränkisch, nicht lateinisch ge-
sprochen wurde, statt der lateinischen
des Textes gebraucht werden sollten.
So sollte bei der Klage um Rinder das
Wort Ochsen (*ohseno*) gebraucht wer-
den, bei Klagen wegen höchstens drei
gestohlener Ziegen ein Wort, welches
man als »Lauchfresserin« gedeutet hat;
bei größeren Ziegendiebstählen ein als
»Schilffresserin« gedeutetes Wort.

Die Anordnung des Stoffes ist eine will-
kürliche oder zufällige. In buntem Wechsel
folgen Bestimmungen oder Gruppen von
Bestimmungen aus verschiedenen Rechts-
gebieten aufeinander. Jede logische Ab-
straktion liegt dem Gesetze fern. Nur für

einzelne, als typisch geltende Fälle trifft das Gesetz Bestimmungen. Nirgends wird z. B. gesagt, daß als Mord derjenige Totschlag gebüßt wird, welchen der Täter verheimlicht; obwohl dies die Meinung des Gesetzgebers ist. Es werden vielmehr in Titel 41 zwei besondere Fälle der Verheimlichung mit der Mordbuße bedroht: wenn der Täter den Erschlagenen in einen Brunnen oder ins Wasser wirft, oder wenn er ihn mit Zweigen bedeckt. Eine der ältesten Novellen zu dem Gesetze fügt dann noch als dritten Fall hinzu, daß der Täter den Leichnam verbrennt. Den Begriff des Mordes zu definieren, daran dachte man also auch jetzt noch nicht. Wie grundverschieden ist diese Kasuistik von der scharfen Logik der Römer, die schon in der Lex regia den Mord in einer für alle Fälle zutreffenden Weise definierten: »Wer einen freien Menschen wissentlich in böser Absicht umbringt, ist ein Mörder.« Wie von den Merowingerkönigen, so sind auch von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen der Lex Salica Novellen hinzugefügt, die wir als Kapitularien zur Lex Salica bezeichnen.

Die Lex Salica führte ihren Namen nach dem herrschenden Frankenstamm, welchem auch das merowingische Königshaus angehörte. Sie wurde das Vorbild und zum Teil die Grundlage für eine Aufzeichnung des Sonderrechtes der in der östlichen Reichshälfte, in den Rheingegenden wohnenden ribuarischen Franken, zu denen die Karolinger gehörten. Die ältesten Teile dieser Lex Ribuaria sind noch im 6. Jahrhundert entstanden, in welchen unter anderen ein für die Ribuarier erlassenes Gesetz eines fränkischen Königs enthalten ist. Abgeschlossen wurde das Ganze unter König Dagobert in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Die Lex Ribuaria trägt einen ähnlich altertümlichen Charakter wie die Lex Salica und ergänzt deren Inhalt vielfach in glücklichster Weise, doch nehmen Sätze, welche aus dem römischen Recht über-

nommene Einrichtungen und kirchliche Institutionen betreffen, bereits einen größeren Raum ein. Unter den Bestimmungen, welche altfränkischem Recht angehören, ist eine, die auch in andere Volksrechte übergegangen und als besonders bezeichnend für das germanische Strafrecht anzusehen ist, welches bei der Bemessung der Bußsätze sich vorzugsweise an den äußeren Erfolg einer Tat hält und diesen wieder nach äußeren, mehr oder weniger zufälligen Merkmalen beurteilt. Nach der Lex Ribuaria wird eine Verwundung mit einer höheren Buße bestraft, wenn aus der Wunde ein Knochensplitter tritt, der, über eine zwölf Fuß breite Straße gegen einen Schild geworfen, einen Klang hervorruft.

Nach einer im 8. Jahrhundert aufgezeichneten Nachricht sollen die Rechte der Franken, Bayern und Alamannen zuerst im 6. Jahrhundert unter König Theuderich, dem Sohn Chlodovechs, aufgezeichnet, durch spätere Könige verbessert und endlich durch eine von König Dagobert eingesetzte Kommission von vier Rechtskundigen neu redigiert sein. Auf diese Gesetzgebung Dagoberts führte man im 8. Jahrhundert die damals geltenden Gesetze zurück. Auch die älteste Aufzeichnung des alamannischen Volksrechtes und wahrscheinlich ebenso die ältesten Bestandteile des bayrischen Gesetzbuches entstanden unter Dagobert.

Alamannen und Bayern waren im 6. Jahrhundert von den Franken unterworfen und gehörten seitdem zum Frankenreiche, behielten aber unter eigenen Herzogen eine gewisse Selbständigkeit. Die Frankenkönige haben das Recht dieser Stämme aufzeichnen lassen und diese Aufzeichnungen als fränkische Reichsgesetze publiziert. Von dem ältesten Volksrecht der Alamannen, dem Pactus Alamannorum, sind uns umfangreiche Bruchstücke erhalten. Ein später, gegen 700, auf einer fränkischen Reichsversammlung erlassenes größeres Gesetz, die

Lex Alamannorum, ist uns vollständig überliefert. Einzelne Handschriften nennen einen Herzog Landfried aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts als Gesetzgeber, und manche halten daher diese Lex Alamannorum für ein auf einer alamannischen Stammesversammlung beschlossenes Gesetz.

Auch das bayrische Stammesrecht dürfte bereits unter Dagobert zuerst aufgezeichnet sein, doch ist uns nur eine spätere Bearbeitung überliefert, deren Entstehung von den Neueren, wie mir scheint, mit Unrecht, erst gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts gesetzt wird. Die Hauptmasse dieser Lex Baiuvariorum dürfte jedenfalls aus dem 7. Jahrhundert stammen. Dieses Gesetz enthält nun, wie die alamannischen Rechtsaufzeichnungen, uraltes nationales deutsches Recht; daneben aber in höchst merkwürdiger Weise zahlreiche Bestimmungen, ja ganze Titel, welche mehr oder weniger wörtlich dem ältesten westgotischen Gesetzbuch König Eurichs entlehnt sind. Es ist merkwürdig, wie man hier im Innern Deutschlands unmittelbar auf das Jahrhunderte alte Vorbild aller germanischen Rechtsaufzeichnungen zurückgriff; zumal jene Bestimmungen zum Teil nur wenig dem einheimischen Rechte entsprochen haben können.

Auch außerhalb des Frankenreiches wurde das westgotische Gesetzbuch im 7. Jahrhundert als Vorbild benutzt. Im Jahre 643 gab König Rothari den Langobarden, welche bis dahin nach ungeschriebenem Gewohnheitsrecht gelebt hatten, ein umfangreiches Gesetzbuch, den Edictus Rothari. Als Vorbild diente hier das westgotische Gesetzbuch in der erneuerten Gestalt, die es durch König Leovigild gegen Ende des 6. Jahrhunderts erhalten hatte. Der Edictus Rothari zeichnet sich durch die Schärfe der juristischen Formulierung germanischer Rechtsgedanken vor den übrigen Volksrechten aus. Ergänzt wurde das Gesetzbuch durch

spätere Könige, namentlich durch König Liutprand im 8. Jahrhundert. Durch Karls des Großen Eroberung des Langobardenreiches wurde dieses dem Frankenreiche angegliedert. Die Gesetze der Langobardenkönige, welche im Edictus vereinigt waren, blieben aber in Kraft und wurden durch zahlreiche Kapitularien Karls und seiner Nachfolger ergänzt.

Schon im 8. Jahrhundert scheint Karl der Große seine Fürsorge der Lex Salica zugewendet zu haben. Ein gereinigter, sprachlich verbesserter Text, aus welchem die inzwischen unverständlich gewordenen malbergischen Glossen fortblieben, die sogenannte Lex Salica emendata, wird als Frucht dieser Fürsorge angesehen. Ebenfalls in das 8. Jahrhundert gehören Gesetze Karls des Großen für die unterworfenen Sachsen. Dagegen ist eine größere Aufzeichnung des sächsischen Rechtes, Lex Saxonum, erst im Anfang des 9. Jahrhunderts entstanden. Das geschah infolge der erneuerten Fürsorge, welche Karl der Große nach Erlangung der Kaiserkrone der Aufzeichnung der Volksrechte seines Reiches zuwandte.

Im Herbst 802 berief der Kaiser Richter und Rechtskundige aus allen Teilen des Reiches nach Aachen, ließ hier die bereits aufgezeichneten Volksrechte einer Revision unterziehen und veranlaßte die Aufzeichnung der übrigen. Jeder seiner Untertanen sollte sein Recht in einem Gesetzbuch aufgezeichnet finden. Die damals entstandenen Aufzeichnungen von Volksrechten sind wohl sämtlich als Gesetze publiziert oder anerkannt, wenn sie auch zum Teil der Form nach sich weniger als Gesetze, wie als Vorarbeiten zu solchen kennzeichnen. Es entstanden damals außer der Lex Saxonum die uns überlieferte Form des friesischen Volksrechtes (Lex Frisionum), das Weistum über das Sonderrecht der chamavischen Franken (Ewa Chamavorum) und die Aufzeichnung des Rechtes der thüringischen Angeln und Warnen (Lex Angliorum

et Werinorum, hoc est Thuringorum). Dieses letztere Volksrecht nach Thüringen eingewanderter niederdeutscher Stammesteile enthält bei geringem Umfange wertvolle Nachrichten. Unter anderem wird hier zum ersten Male das im Mittelalter im deutschen Recht so weit verbreitete Institut des *heergewätes* als *vestis bellica* erwähnt. Die Volksrechte der Alamannen und Bayern scheinen damals nur unwesentlich verbessert zu sein, während die *Lex Ribuaria* einige wichtigere Änderungen erlitt und eine Reihe von Zusätzen erhielt. Karls des Großen Absicht, die Unterschiede des salischen und ribuarischen Rechtes gänzlich auszugleichen, wurde nicht erreicht. Aus dem bisher Mitgeteilten ergibt sich, daß die Zahl der verschiedenen Volksrechte, welche im fränkischen Reiche galten, eine nicht geringe war. Zu den eigentlichen deutschen Volksrechten kamen noch das römische Recht, nach welchem die Kirche und zahlreiche Bewohner der ehemals römischen Provinzen lebten, ferner im südlichen Gallien das westgotische und burgundische Recht und in Italien das langobardische. Die Volksrechte hatten, solange die einzelnen Stämme geschlossen beieinander wohnten, zugleich die Bedeutung von Territorialrechten. Im Laufe der Zeit aber fand eine zunehmende Mischung der Bevölkerung in manchen Reichsteilen statt. Da nun zugleich anerkannt wurde, daß jeder nach dem Recht seiner Geburt lebe, so entwickelte sich im Frankenreiche das Prinzip der Persönlichkeit des Rechtes. Gewisse Grundsätze bildeten sich aus, nach welchen rechtliche Beziehungen zwischen Angehörigen verschiedener Stämme geregelt wurden. Im Gerichtshandelte jede Partei nach ihrem Recht, verteidigte sich namentlich der Beklagte nach seinem Recht. Für Bußzahlungen war das Recht des Geschädigten, für andere Strafen das des Täters maßgebend. Im Erbrecht entschied das Recht

des Erblassers, im Vormundschaftsrecht das des Mündels. Bei Verträgen verpflichtete sich jede Partei nach ihrem Rechte.

In Gegenden mit stark gemischter Bevölkerung mußte diese Persönlichkeit des Rechtes ein starkes Hemmnis für die Rechtspflege bilden. Oft genug fehlte es in den Gerichten an Urteilern, welche des Rechtes der Parteien kundig waren. Das war eins der Momente, welche im Anfang der Regierungszeit Ludwigs des Frommen Bestrebungen hervorriefen, die auf Herstellung der Rechtseinheit im Frankenreiche gerichtet waren. Diesen Bestrebungen hat vor allen der Erzbischof Agobard von Lyon Ausdruck gegeben. In seiner Schrift „Gegen die *Lex Gundobada*“ verwarf er das im burgundischen Recht vielfach verwendete Beweismittel des Zweikampfes und forderte die Einführung des fränkischen Rechtes. Er schildert die durch die Rechtsverschiedenheit erzeugte Rechtsunsicherheit. Nicht selten sei es, daß, wenn fünf Personen sich zusammenfänden, jede nach einem anderen Recht lebe. Wie es nur einen König gäbe, so solle es im Frankenreich auch nur ein Recht geben.

Diese Bestrebungen führten nicht zum Ziele. Das Frankenreich zerfiel und löste sich auf in eine Reihe nationaler Staaten, von denen einer, das ostfränkische Reich, sich zum deutschen Reich entwickelte. In diesem ermöglichte die Schwäche der königlichen Gewalt eine Verstärkung des Stammesbewußtseins der großen zum Reiche gehörigen Stämme. Dadurch, sowie durch den Mangel einer einheitlichen Gesetzgebung und einer durchgreifenden höchsten Gerichtsbarkeit des Königs, wie sie z. B. in England eins der wirksamsten Mittel zur Herstellung eines gemeinen englischen Rechtes wurde, wurde in Deutschland die Ausbildung eines einheitlichen Rechtes für das ganze Mittelalter unmöglich gemacht. Die Stammesrechte wurden wieder zu geschlossenen Terri-

torialrechten, die schriftlichen Rechtsquellen, mit ihnen die Volksrechte, kamen aber allmählich außer Gebrauch. Abgeschrieben wurden sie noch bis in das 12. Jahrhundert hinein oft genug, tatsächlich gebraucht aber selten. Als im 13. Jahrhundert die Rechtsliteratur in Deutschland plötzlich wieder auflebte, im Anschluß an das bahnbrechende Werk Eikes von Repgow, da war in Norddeutschland nur noch die Erinnerung an Karls des Großen Gesetzgebung lebendig; die unter ihm entstandenen Aufzeichnungen der Volksrechte der Sachsen und Friesen waren aber nicht mehr bekannt. Der Sachsenpiegel kennt weder die sächsischen Kapitularien noch die Lex Saxonum. Länger hatte sich in Süddeutschland die Kenntnis der Lex Baiuvariorum und Lex Alamannorum erhalten. Beide Volksrechte wurden herangezogen, als man nach der Mitte des 13. Jahrhunderts jene Bearbeitungen des Sachsenpiegels für Süddeutschland herstellte, von denen das kaiserliche Land- und Lehnrechtsbuch, der sogenannte Schwabenspiegel, das größte Ansehen und die weiteste Verbreitung erlangt hat.

Länger als die Volksrechte in Deutschland haben die alten Quellen des Langobardenrechtes in Italien Geltung behalten. Sie haben sogar seit dem 11. Jahrhundert an der Rechtsschule zu Pavia eine Stätte wissenschaftlicher Pflege gefunden.

Die Volksrechte bilden die Grundlage unserer Kenntnis des Rechtes ihrer Zeit; doch erschöpfen sie dieses Recht keineswegs. Zur Ergänzung bieten sich uns dar die Kapitularien der Frankenkönige, die in reicher Fülle überlieferten Rechtsurkunden, sowie die Formelsammlungen, welche Muster für die Abfassung solcher Urkunden enthalten.



Kaiser Karl der Große.

Don Julius v. Pflugk-Harttung.

Die Gestalt Karls des Großen ist wie ein strahlendes Gestirn in der Dämmernacht des Mittelalters. Es hat nahezu eines Jahrtausends bedurft, bis das deutsche Volk in dem großen Preußenkönige eine ebenbürtige Erscheinung hervorzubringen vermochte.

Karl ist der universalste und schöpferischste Geist des Mittelalters gewesen, in dem alle Strömungen der Zeit zusammenfloßen, der sie nach seinem Willen und Wesen wandelte und den Völkern Mitteleuropas ihre Bahnen für Jahrhunderte wies. Seine gewaltige Urkraft erscheint um so bedeutungsvoller, wenn man erwägt, daß er nicht einmal schreiben konnte. Idealer Schwung verband sich bei ihm mit klarstem Blicke für das Wesen der Dinge und das Erreichbare, mit unwiderstehlicher Willenskraft, großplanender Schaffensgewalt, mit dem Gottgeföhle des Herrschers. Er war einer jener Menschen, die als Gebieter geboren, die ganz Handlung sind, diese aber nicht in der Willkür suchen, sondern sie sorgfältig auf dem Vorhandenen erbauen, sie gleichsam selbstverständlich daraus emporwachsen lassen, die ebenso geschickt einleiten, wie machtvoll ausführen, und in der Gegenwart die Zukunft vorzeichnen.

Als altgermanischer König vereinigte Karl die oberste Kriegs- und Rechtsgewalt, letztere in weitestem Sinne als Justiz- und Staatsverwaltung gefaßt. Da er in beidem das Höchste leistete, so erkennt die Nachwelt in ihm den gewaltigen Kriegs- und Friedensfürsten zugleich, den Mehrer und den Ordner des Reiches. Nun unterstanden ihm aber nicht bloß Germanen, sondern auch Romanen; ihnen gegenüber erschien er als Nachfolger der alten Imperatoren, deren Krone er sich auf das Haupt setzen ließ. In seiner

Imperatoreneigenschaft nahm er die Reste der römischen Kultur in Kunst, in Wissen und Können unter seinen Schutz, förderte und belebte sie neu. Wohl bekleidete er sich mit dem kaiserlichen Purpur, aber sein Hausgewand war und blieb fränkisch; wohl beugte er das Stammeswesen, aber in der Weise, daß er selber an die Spitze der Stämme trat; wohl ließ er lateinische Verse machen, das lateinische Schulwesen heben und die römisch-katholische Kirche aus tiefem Verfall erheben, aber zugleich pflegte er germanische Dichtung, germanisches Recht und trug er die Volkssprache in die Kirche; wohl umgab er sich mit dem äußeren Prunk der römischen Kirche, aber in seines Herzens Inbrunst betete er deutsch, und in deutscher Gemütsstiefe rollten ihm Tränen »zwischen Schild und Schwert«, als er den Tod seiner Gemahlin erfuhr. Karl ist der erste gewesen, der die geistige Macht der Kirche vollauf erkannte, aber sie nicht als etwas Besonderes, Außerstehendes betrachtete, sondern als Teil des Reiches, als Reichskirche. Er stärkte die Kirche, um sie sich nutzbar zu machen. Sich persönlich fühlte er durchaus als Laie, als König, als Vertreter des Staatsgedankens, der Gesamtheit.

Nach alledem erscheint der Sohn des 9. Jahrhunderts wie dem 19. angehörig, fast als moderner Mensch: praktisch und selbstbewußt, frei von Grübeleien über unergründliche Dinge, frei von Aberglauben, dessen Wirkung er für Selbsttäuschung hielt, frei von Schrecken über das Ungewöhnliche in der Natur, welches er vielmehr durch Wissenschaft zu ergründen suchte. Auf allen Gebieten war er tätig: im Schulwesen, in der Musik, in Baukunst, Malerei, Plastik, Kunstgewerbe, in Schrift, Münze, Siegel, Geschichtsschreibung, Dichtung, in Gesetzgebung, Verwaltung, Kirchendisziplin und kirchlichem Dogma. Überall bewirkte er Verbesserung, Veredelung, Vervollkommnung. Von dem antiken Rom und seiner

Kultur wurde Karl aufs tiefste beeinflusst, aber nur im Sinne des Klassischen und Schönen; das moderne Rom hatte ihm bloß lokale Bedeutung. Da sich weder Kunst noch Wissenschaft aus dem Nichts erschaffen ließ, so wurden Vorlagen benutzt, und solche bot einzig die Antike mit ihren Ausläufern. Hierbei verfuhr man dann rein menschlich, nicht kirchlich, oder doch nur kirchlich, so weit es menschlich war. Die Kunst wurde nahezu profan, wie später in der Renaissance; es war ihr gleichwertig, ob sie einen Palast schuf oder ein Gotteshaus. Die Wände der Kaiserpfalz in Aachen schmückte sie mit den sieben freien Künsten, und wie die Geistlichen, so schrieben auch Laien Bücher und trieben Kunst und Gelehrsamkeit.

Der große Laienfürst fühlte sich rings als Begründer, als Eroberer, als Weltbezwinger. Am deutlichsten zeigt sich dies in seinem Verhältnisse zu den Nachbarvölkern. Da ist er nicht der glänzende Schlachtenlenker, sondern der planmäßige kriegerische Staatsmann, der das Schwert nur führt zur Erreichung bestimmter Ziele, nur als Mittel zum Zweck, um nach Erreichung desselben die Erfolge des Schwertes alsbald durch Gesetzgebung und Verwaltung zu befestigen und fruchtbringend zu gestalten. Stets zeigt sich Überlegung und Folgerichtigkeit; es ist, wie wenn ein Unternehmen das nächste von selber bedinge. Dabei verstand er die Waffengewalt möglichst mittels eines geistigen Verbündeten zu stärken: in Italien geschah es durch das Papsttum, im übrigen Europa durch die Reichskirche.

Als »Mehrer des Reiches« erntete Karl die Früchte, welche seine Vorfahren, zumal sein Vater Pippin ausgesät hatte; ähnlich wie später Friedrich II. auf dem Boden stand, den Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte: aber beide waren nicht bloß Fortsetzer, sondern Neuschöpfer. Zunächst galt es: Ordnung des unklaren

Verhältnisses zu den Langobarden in Italien. Sie geschah im Jahre 774 durch Eroberung Pavias und Gefangennahme des Königs Desiderius, in der Weise, daß das Langobardenreich zwar äußerlich fortbestand, aber in weitgehender Personalunion mit dem der Franken verbunden wurde, deren Beherrscher sich jetzt als König der Franken und Langobarden bezeichnete.

Unvergleichlich schwieriger erwies sich die Unterwerfung der Sachsen, welche das damalige Norddeutschland, von der Elbe bis fast zum Rheine und südlich bis Werra und Unstrut bewohnten. Kriegerisch und selbstbewußt, knorrig und zäh, waren sie noch zu keinem festen staatlichen Zusammenschlusse gelangt. Im Jahre 772 eröffnete der Franke gegen sie den Krieg, der sich, fast alljährlich erneut, bis 783 hingezogen hat. In Widukind fanden die Sachsen einen Führer und Volkshelden. Selten sind während eines Krieges Glaube und Gewalt, Schwert und Kreuz derartig eng verbunden gewesen, wie in den Sachsenfeldzügen. Es ist, als ob die Leidenschaft der Sarazenen Eroberungen darauf eingewirkt hätte. Schon im ersten Jahre wurde die Irminsäule zerstört, ein gewaltiger, dem Gotte Donar geweihter Baumstamm, den wohl hölzerne Tempelanlagen umgaben. Abgeschlossen erschienen die Erfolge durch die Taufe Widukinds, bei der der Sieger als Pate waltete, und durch ein kirchliches Dankfest, auf Wunsch des Königs vom Papste verfügt. Ströme von Blut mußten die Lehre der Nächstenliebe verkünden. Der Franke scheute nicht zurück, 4500 sächsische Geiseln an einem Tage hinrichten zu lassen. Sie hatten die Treue gebrochen: freilich eine erzwungene Treue; doch Karl als oberster Gerichtsherr dachte juristisch, und auf Treubruch stand die Todesstrafe. Die Ruhe des Kirchhofs breitete sich über die Gauen der Verzweifelnden; bleiche Furcht sollte bändigen. Aber auch sie vermochte neue Erhebungen

nicht zu hindern, welche sich sowohl gegen die fremde Hoheit richteten, wie gegen das Joch Christi. Erst als jene aufhörten, um 804, konnte der Widerstand als gebrochen, konnte Sachsen als endgültig erobert gelten. Sofort wurde dies in doppelter Weise benutzt: einerseits durch Ansiedelung von Franken in den menschenarm gewordenen Waldgebieten und anderseits durch Einteilung des Landes in Bistümer, welche den fränkischen Muttersprengeln von Köln und Mainz unterstanden. Was jetzt noch fehlte, besorgte der fränkische Priester, die fränkische Verfassung und das fränkische Reichsrecht.

Unfern der Sachsen im Süden wohnten die Bayern, zu denen ebenso unsichere Beziehungen wie früher zu den Langobarden bestanden. Der Bayernherzog Tassilo hatte sich mit der Tochter des Königs Desiderius vermählt und sich äußerlich als Gegner des allbezwingenden Franken gezeigt. Doch dieser verstand mittels des Papstes die hohe Weltgeistlichkeit für sich zu gewinnen, während der Klosterklerus mehr zum Herzoge hielt. Dadurch erwuchs Zwiebracht unter den Bayern; und als nun Karl mit mächtigem Heere erschien, mußte deren Herzog sich unterwerfen. Verbittert suchte Tassilo in altem Selbständigkeitstriebe Anlehnung an seine östlichen Nachbarn, an die Avarn. Aber das gereichte ihm völlig zum Verderben, denn jetzt wurde er abgesetzt und als Mönch in ein Kloster gesperrt. Den Hauptnutzen erntete die Weltgeistlichkeit: das Bistum Salzburg mit Bischof Arno an der Spitze, denn die Herzogswürde in Bayern blieb unbesetzt.

Auch mit den Avarn erfolgte jetzt die Abrechnung. Sie bewohnten die ungarischen Steppen an Stelle der Hunnen, vielfach mit Sprengstücken derselben untermischt. Schroff noch dem Heidentume angehörig, bildeten sie in ihrer Wildheit und mangelnden Sesshaftigkeit

eine stete Gefahr für die christlich-germanische Welt, zumal für Italien. Im Jahre 791 führte Karl persönlich sein Heer über den Grenzfluß: die Enns. Aber geschickt wichen die beweglichen Reiter einer Entscheidungsschlacht aus. Erst 795 gelang es den Franken, ihre Königsburg zu erobern. Es war ein gewaltiger Ringbau mit ausgedehnten Befestigungen, der die Beute von Jahrhunderten barg. Karl verschenkte diese zum größten Teile an bischöfliche Kirchen, zumal an den Papst. Auch jetzt hob er den Oberhäuptling der Avaren feierlich aus der Taufe; das Land wurde zur Bekehrung dem Salzburger Bistum übertragen. Schon vorher, 789, war der gewaltige Franke über die Elbe bis an die Peene gelangt und hatte die nördlichen Slawen bezwungen.

Wie hätte bei solcher Ausdehnungskraft des Reiches nach Osten und Süden die nach Westen gegen die Sarazenen Spaniens ausbleiben können. Bis an den Ebro erstreckte sich bald die fränkische Macht, galt die fränkische Hoheit.

Zur Deckung seiner weiten Gebiete gründete Karl ringsumher sogenannte »Marken«: sie bestanden aus vorläufig eroberten Grenzländern, die mit Grenzgrafschaften verbunden, durch Burgen geschützt, unter dem Befehl eines Markgrafen standen: eines Kriegsmannes, der zugleich die Verwaltung ausübte. Diese Marken haben sich teilweise kräftig entwickelt und sind die Anfänge späterer Staatenbildungen geworden. Auch an den Bau von Flotten hat Karl der Große gedacht, doch blieben sie in den Anfängen und dienten nur Verteidigungszwecken. Der Aufgaben waren zu viele. Das Reich der Franken war und blieb ein Festlandstaat.

In dem Dargelegten finden wir eines der weltgeschichtlichen Verdienste Karls des Großen. Es besteht darin, daß er die bislang getrennten, untereinander verfeindeten Völker Mitteleuropas zusammenschweißte und dadurch frucht-

bringende Keime für die Zukunft gesetzt hat. Die Erwerbung der Kaiserkrone bildete den äußeren Abschluß, wir möchten sagen: bedeutete die Krönung dieser Entwicklung.

In der früheren Zeit erscheint Karl als Mehrer, in der späteren als Ordner des Reiches: es galt, die mannigfaltigen Gebiete innerlich zu vereinigen und gleichzeitig sie einzeln lebensfähig zu machen. Seit alters her lag die Verwaltung in Händen von Grafen. Sie waren Vorsteher eines Gaus und als solche erste Regierungsbeamte und Gerichtsherren. Zu ihrer Überwachung dienten die Bischöfe und die sogenannten Königsboten, welche Karl als seine Stellvertreter das in bestimmte Sprengel geteilte Land beaufsichtigend durchreisen ließ. Gewöhnlich ihrer zwei: ein Geistlicher und ein Laie, erstatteten sie auf den Reichstagen Bericht über ihre Tätigkeit und ließen durch den Kaiser ausführen, was ihnen nicht gelungen war. Alljährlich tagte ein Reichstag, das sogenannte Maifeld, gebildet aus den Großen des geistlichen und weltlichen Standes, verbunden mit einer Heerschau. Vereint mit der Krone wurde dort die Gesetzgebung gehandhabt, gingen von dort die königlichen Kapitularien aus, die Bestandteile eines einheitlichen Reichsrechts gegenüber den verschiedenen Volksrechten. Sie umfaßten gleichzeitig die geistlichen und weltlichen Dinge. Daneben ordnete Karl das Finanzwesen, zumal die Bewirtschaftung der großen Kron Güter durch königliche Amtleute, die Waldrodungen, Münze, Zölle und dergleichen mehr. Aber alle Vielgeschäftigkeit und die zahlreichen Neuschöpfungen genügten keineswegs immer den Bedürfnissen, denn das Reich war zu umfangreich geworden und blieb zu unfertig und ungesüß.

Eine weitere Großtat Karls beruht in seiner Beziehung zur Kirche, namentlich zum Papsttum: sie hat geradezu die Geschichte des Mittelalters bestimmt.

Die Verbindungen Roms mit dem Frankenreiche hatte bereits Papst Gregor III. eingeleitet. Der Nachfolger Petri war beim Sturze der Merowinger und der Erhebung der Karolinger nicht unbeteiligt geblieben. Am 28. Juli 754 salbte Papst Stefan III. im Dome von St. Denis bei Paris: Pippin, seine Gemahlin und seine Söhne Karl und Karlmann. Durch die Weihe der Kirche wurde also das neue Herrscherhaus geheiligt und durch Übertragung des römischen Patriziats mit der ewigen Stadt und ihrem Hauptwürdenträger verknüpft. Zugleich begann Rom sich von der bisherigen, der byzantinischen Hoheit zu lösen und in eigenem Namen zu schalten. Der Hauptvertreter dieser Selbständigkeit ist Papst Hadrian I. gewesen, der das römische Münzrecht ausübte und keinen Herrn neben sich als Jesus Christus anerkannte. Aber nach Unterwerfung der Langobarden begann das Schwergewicht des fränkisch-langobardischen Reiches auf dem hochstrebenden Römer zu lasten und ihn immer mehr zu beengen, bis nach seinem Tode in Leo III. ein Mann den heiligen Stuhl bestieg, der völlig abhängig von dem gewaltigen Staatsgebietler wurde. Neben einem karolingischen Weltreiche mußte ein kleiner päpstlicher Kirchenstaat verkümmern.

Das Königtum erschien dem Franken allumfassend: es gebot gleichmäßig über Laien und Geistliche. Ihm gegenüber haben sich die Unterschiede beider verwischt, sie sind untergegangen in dem Gedanken des Staates, dargestellt in der Krone. Kirche und Reich galten ihm als gemeinsamer, untrennbarer Begriff. Die Geistlichen, voran die Bischöfe, sind ihm Beamte, wie Grafen; er beratschlagt mit ihnen und weltlichen Räten die geistlichen Dinge, welche er dann von Geistlichen und königlichen Sendboten durchführen läßt. Zwischen geistlichen und weltlichen Bestimmungen macht er keinen Unterschied, wohl aber zwischen Weltklerus

und Kloster; während er jenen zur Reichskirche, zu einem staatlichen Werkzeuge gestaltet, hat er kein einzelnes Kloster gestiftet. Die dogmatischen Ergebnisse der katholischen Kirche führt er als Grundgesetze ein in das fränkische Reich: er, der Gebieter des Reiches! denn für ihn gleichen diese auf einem Reichstage durchberatene Kanones den übrigen dort erlassenen Bestimmungen. So bereicherter die Krone durch die kanonischen Satzungen, eben weil sie fähig und bestimmt ist, alles in sich aufzunehmen. In den karolingischen Büchern erklärte der machtvolle Gebieter, daß er kraft der Gabe Gottes das Steuerruder der Kirche im Umfange seines Reiches übernommen habe; ihm sei sie in den stürmischen Fluten dieser Welt zur Leitung anvertraut. Er fühlt sich als Mitarbeiter der Bischöfe bei ihrer geistlichen Tätigkeit. Wie diese an die heiligen der Kirche anzuknüpfen pflegten, so hielt Karl es mit einem Könige des alten Testaments. Sein Reich erschien ihm wie das der Israeliten im Buche der Könige: als Zusammenfluß der geistlichen und weltlichen Gewalt. Für einen Papst mit geistlicher Oberhoheit war darin kein Raum.

Gesteigert wurde alles durch die Kaiserwürde. Sie bildete den Abschluß der bisherigen Entwicklung, den sinnbildlichen Ausdruck des Erreichten, gewissermaßen eine Krönung der Ereignisse in der Person des Herrschers. Dennoch scheint ihre Übertragung keineswegs ganz im Sinne Karls stattgefunden zu haben. Als er mit seiner Umgebung im Dezember des Jahres 800 zu Rom weilte, beherrschten der Prozeß des Papstes und die Imperatorenstimme die Gemüter. Ein Reichstag wurde im Dome St. Peters eröffnet, welcher beschloß, dem Könige Karl den Kaisernamen zu geben und ihn um dessen Annahme zu ersuchen. Dieser Beschluß wird als »Bitte des gesamten Christenvolkes« bezeichnet. Der Herrscher scheint eine ausweichende Antwort ge-

geben zu haben. Da die Bitte augenscheinlich nicht ohne sein Zutun geschehen ist, so wird es sich bei dem Zaudern weniger um Annahme der Würde, als um die Art der Annahme, um die äußere Form der Übertragung gehandelt haben, über die nichts allgemein Verbindliches feststand.

Da ist nun das Papsttum in einer Weise aufgetreten, deren Folgen die Welt bewegen sollten. Papst Leo III. befand sich seinen Widersachern gegenüber in so unsicherer Stellung, daß ein schützendes Kaisertum ihm zur Notwendigkeit geworden war. Aber eben deswegen mußte er wünschen, es nicht vom fränkisch-römischen Volke oder von Byzanz, sondern von der eigenen apostolischen Würde ausgehen zu lassen. In kühnem und klugem Entschlusse unternahm er zu gewähren, seinerseits zu vollziehen, was längst nicht mehr zu hindern war, dessen er selber bedurfte. Als der Franke am Weihnachtstage im Dome St. Peters gebetet hatte, setzte der Papst ihm eine goldene Krone auf das Haupt und die Anwesenden begrüßten ihn als Imperator. Nach dem Zurufe adorierte der Kirchenfürst den neuen Kaiser, d. h. er kniete vor ihm nieder, berührte und küßte sein Gewand, wie es ehemals den römischen Kaisern geschehen.

Hiermit wurde ein Tatbestand geschaffen, schwerlich nach Wunsch des Gekrönten, aber immerhin ohne dessen Widerspruch. Der Frankenkönig war jetzt Kaiser, und zwar durch die Hand, durch Verleihung des Papstes.

Das Kaisertum gewährte keine eigentlich neuen Befugnisse, außer im Gebiete des Kirchenstaates, wo es die formelle Anerkennung des karolingischen Besitzstandes zum Ausdruck brachte. Der Franke übernahm hier die kaiserlichen Rechte, soweit er sie nicht schon als König gehandhabt hatte. Die Römer gehörten jetzt zu seinen Untertanen, und der Papst war in seinen Augen deren erster. In

Wirklichkeit hat er sich von der ewigen Stadt stets möglichst fern gehalten, sie erschien ihm nie als Hauptstadt seines Reiches; er besaß dort nicht einmal einen eigenen Palaß, sondern wohnte im Lateran, also in der päpstlichen Hofburg und im Regierungsgebäude des Kirchenstaates. Erst für die späteren Karolinger erhielt Rom als Ort eine größere Wichtigkeit; zur eigentlichen Residenz- und Kaiserstadt hat es erst Otto III. zu machen versucht.

Karl der Große verlegte sein ganzes Schwergewicht auf germanischen Boden; hier im Herzen des stark nach Osten gerückten Frankenreiches, in den Rheinlanden und besonders in Aachen nahm er seinen Aufenthalt. Während der späteren Jahre seines Lebens wurde Aachen geradezu Residenz, der wirtschaftliche, politische, kirchliche und geistige Mittelpunkt des Großstaates. In Aachen pflegten die Reichsversammlungen zu tagen, in Aachen wurden die fremden Gesandten empfangen, und sie kamen von Konstantinopel, von Bagdad und Cordova. In Aachen entfaltete sich ein Glanz, eine Pracht, ein gelehrtes, literarisches und künstlerisches Leben, welches dasjenige Roms weit hinter sich ließ.

Da erhob sich die säulengetragene, farbenleuchtende Kaiserpfalz, vielfach als »Lateran« bezeichnet. Überragt wurde sie von dem Münster, einem Zentral- und Kuppelbau, wie die Hagia Sophia in Konstantinopel. War der Palaß der Mittelpunkt des weltlichen Reiches, so das Palaßgotteshaus das stolze Symbol der Reichskirche. Auf der Pfalz erhob sich ein eherner fliegender Adler, die Kirche ließ oben aus in einem goldenen Apfel: beides Sinnbilder der weltlichen Macht und Herrschaft. Pfalz und Kirche wurden durch eine Säulenhalle verbunden, als Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit: der Einheit von Staat und Kirche. Wohl vor dem Portikus stand die

Reiterstatue Theoderichs des Großen, bewehrt mit Schild und Lanze. Karl hatte sie aus der ostgotischen Hauptstadt Ravenna bringen lassen; nicht die eines römischen Imperators, sondern eines germanischen Geistes- und Herrschergenossen. Mit bewußter Absicht war dem lateinischen Rom das deutsche Aachen, der päpstlichen Pfalz die fränkische, der Peterskirche der Kaiserdom gegenübergestellt, welcher zugleich Schloßkapelle und Grabgemach bildete.

Dem germanischen Geiste schien die Zukunft erworben zu sein, und doch vielfach anders hat sich die Welt gestaltet.



Die Begründung des deutschen Reiches.

Von Gerhard Seelliger.

Als mit Ludwig IV. die eine Linie des karolingischen Hauses (im Jahre 911) ausstarb, schien das Dasein des ostfränkischen Reiches in Frage gestellt. Selbständige partikulare Gewalten waren groß geworden in den Zeiten, da das Königtum die bedeutsamen Aufgaben nicht zu erfüllen vermochte, da Wirren im Innern und Heimsuchungen durch äußere Feinde das Reich bedrängten. Natürlich, daß hierbei die von alters her bestehenden Stammesgebiete den wichtigsten Rahmen abgaben für die unerläßliche partikulare Bildung. Hatten sich auch die neuen Stammesherzoge nicht gegen das Königtum erhoben, wollten sie auch zunächst die königliche Gewalt nicht verdrängen, sie nur gleichsam ergänzen, so drohte doch die Gefahr, daß nach Ludwigs IV. Tode kein Vertreter der Reichseinheit erstehen werde. Aber das Bedürfnis nach einer staatlichen Gemeinschaft der deutschen Stämme war größer als das partikulare Sonderinteresse. Nur die Lothringer schlugen

damals eigene Wege ein, die anderen deutschen Völker wählten im November 911 zu Forchheim den fränkischen Herzog Konrad zum König.

Insofern das Königtum von 911 lediglich auf der Wahl der Stämme Ostfranciens beruht und nicht auf Erbllichkeit begründet ist, leitet es eine neue Epoche der deutschen Geschichte ein, insofern es aber dem Vertreter des bisher führenden Stammes zufiel und insofern dieser ganz die Bahnen karolingischer Politik beschritt, schließt es sich aufs engste den vorangegangenen Regierungen an. Erst nach dem Zusammenbruch des Alten vermochte sich das bedeutsam Neue zu erheben. Konrads unglückliche Regierung ist eine Periode des Zerfalles. Noch weiß der König sich nicht mit den neuen herzoglichen Gewalten auseinanderzusetzen: er kämpft im Sinne der karolingischen Überlieferung gegen sie, die nicht mehr zu meistern sind, er sucht Anschluß an die Kräfte der Kirche, deren geistige Mittel in diesen harten Zeiten des selbstsüchtigen Kampfes versagen. Und so zieht er umher, unermüdlich, ruhelos, ohne Erfolg.

Seine Persönlichkeit tritt uns aus den allzu großzügigen Notizen der Zeitberichte nicht lebensvoll und individuell entgegen. Er mag ein tapferer Kriegermann gewesen sein, voll Biederkeit, Frömmigkeit, Treusinn. Aber im Grunde war er eine schwächliche Natur, den stürmischen Zeiten gewaltiger Umbildungen nicht gewachsen. Als Konrad im achten Jahre seines unheilvollen Regiments starb, war die Kraft des Monarchen und des Reiches gebrochen: im Könige schien das Königtum selbst besiegt zu sein.

Auf dem Sterbebette hatte Konrad erkannt, daß die nächste Zukunft nicht den Franken, sondern den Sachsen gehöre. Er berief seinen Bruder Eberhard, versammelte die Großen seines Stammes um sich, ermahnte zu einmütiger Wahl



Kaiser Otto I. befehligt an der Spitze der vereinigten deutschen Stämme am 9. August 955 die Ungarn auf dem Lechfelde, südlich von Augsburg. Über dem Kaiser flattert das Reichsbanner mit dem Bilde des Erzengels Michael. Zur Rechten des Kaisers der heilige Udalrich (Ulrich), Bischof von Augsburg, der vorher seine Stadt erfolgreich gegen die Ungarn verteidigt hatte. Herzog Konrad von Franken fällt, durch einen Pfeil in die Kehle tödlich verwundet. □



und wies auf seinen unbeflegten Gegner hin, auf den Sachsenherzog Heinrich: Eberhard mußte versprechen, diesem Zepter und Krone zu überbringen.

Die letzte Maßregel Konrads war die weiseste seines Lebens, das Vermächtnis an Heinrich seine erfolgreichste Tat. — Eine anmutige Volksage berichtet, daß die Fürsten, die nach vollzogener Wahl das Ergebnis dem Herzog Heinrich melden und ihn zur Krönungsstadt Aachen geleiten wollten, den neuen König beim Vogelfang antrafen. Erst Schriftsteller des 12. Jahrhunderts kennen den Beinamen »Finkler« und die damit in Verbindung stehende Fabel. Aber die alte Sage hat recht, soweit sie das Schlichte und Volkstümliche im Wesen Heinrichs ausdrücken will. Leutseligkeit und Würde, freundliche Heiterkeit und doch zugleich entschlossener Ernst, Milde und Strenge vereinigten sich in der Persönlichkeit des Königs, der auch beim fröhlichen Mahle und beim Waffenspiel lustiger Genossen vornehme Zurückhaltung nie verleugnete.

Biedere Einfachheit des Wesens und eine gewisse Abneigung gegen prunkvolle Repräsentation mögen wohl Heinrich veranlaßt haben, Salbung und Krönung abzulehnen, die in karolingischer Zeit üblich geworden, die Konrads Königtum eingeleitet hatten und die auch ihm angeboten wurden.

Nur Franken und Sachsen hatten (Mai 919) Heinrich zu Fritlar gewählt. Es galt zunächst auch die anderen Stämme, vor allem die Alamannen und Bayern, zu gewinnen und zu unterwerfen. Rasch ist das dem König gelungen, mehr durch Drohen und Versprechen als durch Krieg und Sieg. Einen fruchtlosen Kampf gegen das Herzogtum hat er nicht versucht, die partikularen Mächte vielmehr anerkannt, ihnen Selbständigkeit weitesten Umfangs gewährt und nur eine gewisse Unterordnung verlangt.

Andere wichtige Aufgaben harrten zu-

nächst noch der Lösung. Lothringen, durch die Teilungsverträge des 9. Jahrhunderts dem Ostreich zugewiesen, hatte sich dem schwachen Zepter des westfränkischen Königs unterworfen; die Ungarn durchzogen als räuberische Feinde fast alljährlich deutsches Gebiet. Vorsichtig und klug, ohne Überhastung und ohne übertriebene Anspannung der eigenen Kräfte erreichte Heinrich sein Ziel. Lothringen fügte er wieder dem Reichsverbande ein (925), als die günstige politische Lage es ermöglichte. Die Ungarn aber dauernd fernzuhalten, zunächst von Sachsen, bedurfte es langer organisatorischer Arbeit, umfassender Vorbereitungen. Deshalb schloß Heinrich 924 einen neunjährigen Frieden und bewog die Feinde, für den Empfang von Jahresgeldern auf die üblichen Raubzüge zu verzichten. Mag das auch stürmischem Heldengeiste wenig zugesagt haben, es war politisch klug und unerläßlich. Denn noch fehlten Sachsen befestigte Orte als sichere Stützpunkte für kriegerisches Vorgehen und als Mittelpunkte für eine systematische Verteidigung des Landes gegen eindringende Feinde. Noch fehlte auch in Sachsen ein Reiterheer, das den schnellen Bewegungen der Magyaren folgen und begegnen konnte. Beides hat Heinrich geschaffen. Nichts grundsätzlich Neues, nur eben das, was der fortgeschrittenere Westen und Süden des Reiches schon besaß.

Tag und Nacht war man mit Erbauung der Burgen beschäftigt, erzählt der Geschichtschreiber Widukind; der König aber hieß den neunten von den auf dem Lande wohnenden Kriegersleuten in die befestigten Orte ziehen, hier für die acht Genossen Wohnungen errichten und den dritten Teil der Früchte des Landes empfangen und verwahren. Auch alle Versammlungen, Zusammenkünfte und Gelage sollten in den befestigten Orten begangen werden, damit man im Frieden lerne, was im Kriege zu tun sei. In

späteren Zeiten hat man diesem Wirken Heinrichs eine Bedeutung zugeschrieben, die ihm nicht zukam und nicht zukommen konnte; man hat Heinrich als den deutschen Städtegründer und als den Erwecker ritterlichen Lebens gepriesen. Beides mit Unrecht. Denn Rittertum und Städtewesen gehören einer späteren Periode an. Nur mittelbar vorbereitet hat der erste sächsische König die Entfaltung dieser gesellschaftlichen Bildungen, besonders des sächsischen Städtewesens, durch Maßnahmen, die in erster Linie der Landesverteidigung und der dauernden Beseitigung der Ungarngefahr galten. Feldzüge gegen die slawischen Nachbarn, gegen die Dalemizier und Heveller, gegen die Czechen und Milizier erprobten gleichsam die jahrelangen Vorbereitungen: der Bruch mit den Ungarn konnte gewagt werden. Das Volk ward zusammenberufen und befragt: es wünschte die Befreiung, ließ seine Stimme zum Himmel erschallen und gelobte, die Rechte erhebend, Teilnahme am Kampfe. Als die Boten der Ungarn den üblichen Jahrestribut holen wollten, wurden sie mit leeren Händen heimgeschickt. Und als daraufhin die wilden Scharen in Thüringen eindrangen, überfiel sie Heinrich und siegte am 15. März 933 in einer entscheidenden Schlacht bei Riade, einem Ort, den wir vermutlich in der Unstrut-
gend aufsuchen haben. So war das Reich im alten Umfange geeint, der Feind besiegt und dauernd ferngehalten durch treffliche Organisation der Landesverteidigung. War damit Heinrich am Ende seiner Aufgaben angelangt, hat er absichtsvoll seine Macht auf Deutschland beschränkt, weiteren Zielen entsagt, den Glanz der Kaiserkrone verschmäht? Zum Träger einer kleindeutschen politischen Idee darf Heinrich gewiß nicht gemacht werden. Christlich-universelles Gepräge, nicht national-beschränktes, zeigen damals die Kräfte, die das gesellschaftliche Leben und die

staatlichen Machtendenzen des Zeitalters beherrschten. Von einer Opposition gegen diese Mächte ist bei Heinrich nichts zu entdecken. Keineswegs begnügte er sich mit der Ordnung im Innern und der Sicherung der Grenzen nach außen; auch er erstrebte Macht über deutsches Gebiet hinaus.

Wie er Ende der zwanziger Jahre die Slawen glücklich bekämpfte und unterworfen hatte, so bekriegte er 934 den Dänenkönig, schob die Grenze bis zur Treene nördlich hinaus und zwang Dänemark in ein Verhältnis der Abhängigkeit. Auch sonst fehlt es nicht an Anzeichen, daß seine Macht einen universellen Aufbruch zu nehmen begann. Der universalherrschaftliche Gedanke, den die ostfränkischen Könige stets vertreten hatten, ist auch in Heinrich lebendig gewesen. Die Ehrungen, die der italienische König Hugo ihm darbot, die der westfränkische und burgundische König ihm bei Gelegenheit mehrerer Zusammenkünfte erwies, gemahnt an die allerdings mehr ideelle Oberstellung, die einst Arnulf im gesamten Frankenreiche genossen hatte. Verschmähte es auch Heinrich, in die wirren Verhältnisse Westfranciens selbst einzugreifen, so nahm er doch die Hulldigung eines der Bedeutendsten der westfränkischen Großen entgegen und bezeugte damit, daß völlige Selbstbeschränkung auf Deutschland seinem politischen Streben durchaus nicht eigentümlich war. Und so wird denn auch eine vielbesprochene Nachricht des sächsischen Geschichtschreibers zu beurteilen sein, die Meldung, daß der König nach Unterwerfung aller ringsum wohnenden Völker beschloß, nach Rom zu ziehen, daß er es aber, von Krankheit ergriffen, unterlassen mußte. Gewiß nicht um eine fromme Pilgerfahrt kann es sich hier handeln, sondern um jene Romfahrt, die das kaiserliche Diadem zu bringen pflegte. Die universalistischen Tendenzen waren nicht erstorben; sie sind damals nur nicht

zur vollen Entfaltung gelangt. Und das liegt in den Zeitverhältnissen begründet und in der Persönlichkeit des Monarchen. Nicht von Anfang an winkte einem theokratischen Universalismus Erfolg. Heinrich war ein vorsichtiger Baumeister, der Stein auf Stein setzt nach bestimmtem Plan, auf festgefügttem Grunde; der stets seine eigene Kraft kennt und die seiner Gegner, der langsam und sicher in die Höhe strebt. Das zunächst Notwendige und Erreichbare aber war die Einigung der zum Ostreich gehörenden deutschen Stämme, die Schaffung eines Einheitsstaates, der die partikularen Bildungen nicht brutal zu beseitigen, sondern sanft zu überwinden sucht.

Das notwendige Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte im deutschen Volk hergestellt zu haben, ist das große Verdienst des ersten Königs aus sächsischem Hause. Die staatliche Einigung der deutschen Völker, die sich schon in unbewußt nationalen Impulsen des 7. Jahrhunderts ankündigte, die in den Teilungen des merowingischen Reiches vorbereitet wurde, die in den Verfassungskämpfen des 9. Jahrhunderts und die besonders seit dem Verduner Vertrag von 843 nach Verwirklichung rang, die aber dann durch das Auftreten der Herzogsgewalten gefährdet schien — sie hat Heinrich vollendet. Nicht als eine luftige Konföderation von fünf Völkern, als ein loser Staatenbund erscheint uns das neue deutsche Reich. Wohl sind die Herzöge selbständig in vielem, sogar die Verteidigung des Landes bleibt ihnen in der Hauptsache überlassen, aber sie sind doch in den Kreis des partikularen königlichen Beamtentums gezogen, und dem Monarchen ist die Möglichkeit gegeben, zu gelegener Zeit seinen Einfluß kräftiger anzuspannen. Bis zu welchem Punkte Heinrich diese Entwicklung tatsächlich geführt hat, das zeigen die Vorgänge bei der Krönungsfeier seines Nachfolgers Otto, Vorgänge, in denen so recht deutlich die Ergebnisse

der Politik Heinrichs hervortreten: die vier Herzöge dienten öffentlich dem neuen Herrn und bekundeten ihre zur Dienstbarkeit verpflichtende Unterordnung. Als Heinrich am 2. Juli 936 auf der Burg Bodfeld starb, an jenem stillen Ort inmitten der prächtigen Wälder des Harzes, wo so mancher der späteren Könige Erholung in heißer Jahreszeit fand, da war ein wichtiger Prozeß in der staatlichen Bildung der westgermanischen Stämme zu einem gewissen Abschluß gelangt, da waren die unerläßlichen politischen Voraussetzungen für das Dasein eines deutschen Volkstums geschaffen, ja — so kann man sagen — die Grundlinien der deutschen staatlichen Entwicklung für alle Zukunft fest gezogen. Die damals gewonnene Eigentümlichkeit des politischen Zustandes der Deutschen ist niemals mehr ganz verlassen worden. Der Einklang der partikularen und zentralen Kräfte ward noch oft gestört, die von Heinrich überwundenen und dem Organismus des Ganzen eingeordneten Sondermächte haben sich wieder erhoben, der Territorialismus ist im Zeitalter der universalen Kaiserpolitik gewachsen und das Reich einer langsamen Auflösung preisgegeben worden; aber schließlich ward Kraft und Einheit auf dem von Heinrich gewiesenen Wege zu gewinnen gesucht: das Reich, ein festgefügtter Bau, einheitlich stark und doch individuell verschieden und frei beweglich in seinen einzelnen Gliedern.



Kaiser Otto der Große.

Von Ernst Bernhelm.

Im Hochsommer des Jahres 936 bestieg der Sohn Heinrichs I. von Sachsen, Otto, den Königsthron zu Aachen. Ein gewaltiges Werk sollte ihm gelingen, das von seinen Vorgängern erst kaum begonnen war: er sollte der eigentliche

Begründer der deutschen Monarchie und ihrer Bedeutung als Großmacht in Europa werden.

Die Gestalt und das Wirken Ottos I. stehen auf dem Grunde eines Volkstums, das überall erst im Aufstieg zu höherer Kultur begriffen war. Das Land noch erfüllt von Wald und Sumpf, städtischer Anbau, Verkehr und Handel noch unentwickelt, bäuerliche Wirtschaft durchaus vorherrschend; die Bevölkerung demgemäß in sozialer und geistiger Hinsicht wenig unterschieden, nur die Geistlichkeit im Besitz schulmäßiger Bildung und Gelehrsamkeit, und die Masse der Hörigen und Knechte ausgeschlossen von politisch-sozialer Gleichberechtigung. Man kennzeichnet das Milieu dieser Zeit vielleicht am verständlichsten, wenn man es ein heroisches nennt. Durchweg sind es derbe, persönliche Impulse, welche die Handlungen der Menschen bestimmen, nur einzelne hervorragende Geister zeichnen sich durch höhere, sachliche Motive aus, die aber doch auch meist ein stark persönliches Gepräge tragen, so vor allen Otto selbst. Er will von Anfang an wahrhaft herrscher sein: als Erben der Karolinger fühlt er sich, als Gesalbten des Herrn, als christliche Obrigkeit, die von Gott gesetzt ist, um Frieden und Gerechtigkeit zu wirken, für die Ausbreitung des Gottesreiches hienieden zu streiten. Kraft dieser hohen Auffassung seines Berufes erfüllt ihn ein starkes Bewußtsein seiner Rechte, aber auch seiner Pflichten, er strebt hoch, aber er überhebt sich nicht und vermag selbst seine Schwäche, den aufwallenden Zorn, zu bezwingen, daß er sich nicht zu tyrannischer Willkür und Eigensucht, den »Ur-sünden des Teufels«, hinreißen läßt. So erscheint er als ein seltener Mann in jener Zeit subjektiver Leidenschaften, welchem von den führenden Persönlichkeiten nur etwa sein Bruder Brun ebenbürtig ist.

Die schwersten Aufgaben harrten des

jungen Fürsten. Zunächst mußte er die Stammesherzöge wahrhaft der königlichen Autorität unterwerfen. Mit deren Empörungen verband sich gefährlicher Derrat seiner mißvergnügten Brüder Thankmar und Heinrich, Erzbischofs Friedrich von Mainz, des mächtigsten Geistlichen im Reich, und anderer Bischöfe. Otto besiegte sie alle in den Jahren 938 bis 939, den Franken, den Bayern, den Lothringer und ihre Bundesgenossen. Die bedenkliche Eigenmacht des Herzogtums suchte er nun zielbewußt unschädlich zu machen: das Herzogtum Franken, dessen Herr im Kampfe gefallen war, besetzte er nicht wieder, er zog es als Nachfolger des fränkischen Königsstammes direkt an die Krone; die übrigen Dukate, auch Schwaben, verließ er, wie es die Gelegenheit gestattete, im Laufe der nächsten Jahre an Angehörige der königlichen Familie, denen meist durch Vermählung mit Töchtern der einheimischen Herzogsgeschlechter auch im Lande ein festerer Anhalt gegeben wurde; die Unterwerfung Bayerns ward zudem ausgenützt, um dem Herzogtum das wichtige Hoheitsrecht dauernd zu entziehen, welches Heinrich I. der Krone hatte abgewinnen lassen: die Einsetzung der Landesbischöfe.

Eine gewaltige Energie sehen wir Otto in diesen Kämpfen betätigen: in dem einen Jahre 939 zog er dreimal von Sachsen an den Rhein und zurück, um bald dort, bald hier die Gegner zu fassen — eine Leistung, die uns fast unglaublich erscheint, wenn wir bedenken, daß diese Entfernungen zu Pferde auf schlechten Wegen durchmessen werden mußten.

Der abtrünnige Thankmar war im Kampfe gefallen. Heinrich versuchte noch einmal, im Jahre 941, den Bruder zu stürzen; er ließ sich in eine Verschwörung ein, um ihn durch Überfall zu töten. Der Plan ward entdeckt, ver-

eilt; Heinrich entfloß, stellte sich aber unerwartet dem Könige beim Weihnachtsfeste in Frankfurt, und Otto nahm den rückfälligen Verräter in Gnade auf, — eine großherzige Tat, die durch die unwandelbare Treue Heinrichs von nun an belohnt und in alter wie neuer Zeit im Liede gefeiert worden ist.

Die gesicherte innere Macht ermöglichte dem Könige alsbald, sich energisch der äußeren Verhältnisse anzunehmen.

Der westfränkische Herrscher aus dem alten Karolingerhause, Ludwig d'Outremer, seit 931 Schwager Ottos durch dessen Schwester Gerbirga, lag in schweren Kämpfen mit den Großen seines Landes, besonders mit dem ehrgeizigen Herzog Hugo von Francien, ebenfalls einem Schwager Ottos, und diese Kämpfe zogen das benachbarte Lothringen oft in Mitleidenschaft. Beide Parteien bewarben sich um den Beistand des tapferen Verwandten und Nachbarn, und Otto machte durch wiederholtes Eingreifen das Übergewicht der deutschen Krone zugunsten des legitimen Herrschers geltend. Dieses Übergewicht war von um so größerer Bedeutung, da die Karolinger noch keineswegs die Erinnerung an die frühere Vorherrschaft ihres Hauses abgegeben hatten. Gerade damals deutete man in jenen Kreisen die von alters her umlaufenden Weissagungen über den weltbeherrschenden römischen Kaiser der Zukunft auf einen Sprößling des Karolingerhauses. Es war entscheidend für die europäische und die deutsche Geschichte, daß Otto den Willen und die Macht besaß, die Erbschaft des römischen Kaisertums, das zuletzt in den Händen des ostfränkischen Karolingerzweiges gewesen war, seiner Krone zu gewinnen. Die natürliche Anziehungskraft, welche die kraftvolle Haltung des deutschen Königs ausübte, rief ohnedies seine Einmischung in die wirren Verhältnisse Burgunds und Italiens herbei. Dort nahm er sich des verwaisten Königssohnes

Konrad an, hier trat er für die Königs-
witwe Adelheid, Konrads Schwester,
ein, die von dem Usurpator Berengar
verdrängt und gefangen gesetzt war.

Im Herbst 951 brach Otto mit Heeres-
macht nach Italien auf. Ungehindert zog
er in Pavia ein und nahm das König-
reich Italien ohne weiteres als Erbe der
deutschen Krone in Besitz. Doch den An-
spruch des Erbrechts befestigte er durch
neue Familienbände. Ottos Gemahlin,
die englische Prinzessin Edith, war 946
gestorben, allgemein betrauert und
wegen ihrer werktätigen Frömmigkeit
bald als Heilige verehrt, in Legenden
und Sagen verherrlicht. Nun gewann
er Adelheid, die junge Witwe des letzten
einheimischen Königs, die inzwischen in
abenteuerlicher Flucht dem Gefängnis
entkommen war, zur Gattin. Mit ihr
zog er im Februar 952 über die Alpen
heim, die vollständige Niederwerfung
der Gegner seinem Schwiegersohn Her-
zog Konrad von Lothringen überantwor-
tend. Schwere innere Verwickelungen,
die noch einmal die ganze Macht des
Königs auf die Probe stellten, knüpften
sich an diese Ereignisse.

Der Sohn Ottos von Edith, Liudolf, fühlte
sich in mehr als einer Hinsicht zurück-
gesetzt, gekränkt. Er sah sich in seiner
Stellung am Hofe und in seinem Herzog-
tum Schwaben beeinträchtigt durch den
ihm an sich unsympathischen Oheim Hein-
rich, welcher Brautwerber bei Adelheid
gewesen war und für sein Herzogtum
Bayern bedeutende Grenzmarken Ita-
liens hinzugewonnen hatte. Er fürchtete
von der neuen Ehe des Vaters den
Verlust der Thronfolge, auf die er bis
dahin hatte rechnen können. Alle Feinde
des Königs, besonders Erzbischof Frie-
drich von Mainz, der sich mit dessen
starkem Kirchenregiment nicht befreun-
den konnte, schürten den Groll des Prin-
zen. Sein Schwager Herzog Konrad,
selbst persönlich gekränkt, und zwar, wie
er meinte, auch durch Schuld Heinrichs,

trat den Mißvergnügten bei. Man wiegelte die Bayern gegen die herrische Regierung ihres Herzogs auf, und ein gefährlicher Aufstand, der von Lothringen bis Bayern reichte, ja selbst in Sachsen Teilnehmer fand, brach aus, um so gefährlicher, da auch die Anhänger Ottos vielfach die Abneigung gegen den hochfahrenden Herzog Heinrich teilten, während der jugendliche Königssohn allgemeine Sympathie genoß. Aber diese Sympathie wurde bald verschert. Die Ungarn, immer auf der Lauer, drangen bei so guter Gelegenheit Anfang 954 ins Land und zogen unter furchtbaren Verwüstungen bis über den Rhein; sie schienen Liudolfs Herzogsgebiet zu verschonen, Konrad schien in Lothringen gemeinsame Sache mit ihnen gegen die Königlichen zu machen — man mußte diese »Kinder des Satans« geradezu als Bundesgenossen der Empörer ansehen. Otto aber ergriff mit hochherziger Energie die Aufgabe des Königtums, das Vaterland von dieser Geißel zu befreien. Es gelang ihm, durch Verhandlungen die bereits eingeschüchterten Empörer für die gemeinsame Sache zu gewinnen. Nur Liudolf zögerte noch, erschien dann aber, rasch von Impulsen, wie es die Menschen dieser Zeit waren, unvermutet vor dem Vater, erbat und erhielt Verzeihung. Die Einnahme Regensburgs im Mai 955 beseitigte die letzten Reste des zweijährigen Bürgerkrieges.

Es war dringend genug. Nicht nur die Ungarn fielen im Sommer 955 von neuem in Bayern ein und rückten bis vor Augsburg, auch die Slawen zwischen der unteren Elbe und der Ostsee erhoben sich drohend gegen die Grenzgrafen. Kaum von dem langen, schweren Bürgerkriege aufatmend, bot der König alle Kräfte gegen den Erbfeind auf. Wie so manches Mal tritt uns hier der Kampf für das Vaterland als der harte Zuchtmeister des Gemeingefühls in unserer Geschichte entgegen. Alle die deutschen Stämme

unter Führung ihrer Grafen und Herzöge folgten des Königs Heeresaufgebot zur Entsetzung Augsburgs; Otto selbst war da an der Spitze seiner Sachsen, und er selbst griff zuletzt entscheidend mit seiner auserlesenen Reiterchar ein, als am 10. August 955 die ungeheure Schlacht auf dem Lechfelde wogte. Eine völlige Niederlage der Ungarn war das Ergebnis des heißen Kampfes, das durch eine vernichtende Verfolgung noch wirksamer gemacht wurde. Augsburg war befreit, und befreit Deutschland für immer von dem furchtbaren Feinde. Als siegreichen Gottesstreiter gegen das heidnische Teufelsvolk pries man Otto, den Großen, den Vater des Vaterlandes, Imperator nannte man ihn. Wie sich das Heer durch einen Fasttag zu dem heiligen Kampfe vorbereitet hatte, wie Otto dem heiligen Laurentius, dessen Namenstag der 10. August war, für einen glücklichen Ausgang die Stiftung einer Kirche gelobt hatte, so feierte man nun in allen Reichskirchen den Sieg in festlichem Gottesdienst.

Doch der unermüdbliche Herrscher ruhte nicht auf den errungenen Lorbeeren. Noch im Oktober zog er mit dem Grenzgrafen Gero gegen die Slawen aus und schlug sie an der Reckenitz im Mecklenburgischen nieder. Barbarisch ging es in diesen nationalen Kämpfen zu, und die Geschichtschreiber der Zeit berichten es ohne Bedenken: nach der Schlacht an der Reckenitz ward das abgeschlagene Haupt eines Slawenhäuptlings als Trophäe aufgesteckt und ringsherum häufte man die Leichen von 700 enthaupteten Gefangenen. Wiederholt noch half Otto in den folgenden Jahren seinen Markgrafen Gero und Hermann Billung die Marken gegen die Slawen zu befestigen und diese zur Unterwerfung zu zwingen. Wie wir gesehen haben, hatte der König mit seiner Familienpolitik in den Herzogtümern schlechte Erfahrungen gemacht. Liudolf und Konrad waren wegen ihrer

Empörung abgesetzt, und Otto griff nun überall früher oder später bei neuen Beseßungen auf Angehörige der einheimischen Geschlechter zurück; nur in Bayern folgte nach dem Tode Heinrichs, bald nach der Ungarnschlacht, dessen unmündiger Sohn, freilich unter Vormundschaft seiner Mutter Judith aus dem alten Herzogshause. Statt bei dem Herzogtum suchte und fand Otto nun eine entsprechende Stütze der Krone bei der hohen Geistlichkeit. Sicherer als jenes konnte er diese beherrschen in fester Ausübung der Kirchenhoheit, welche das germanische Königtum herkömmlich besaß: er übte auf die Einsetzung der Bischöfe und Reichsäbte maßgebenden Einfluß, nicht selten bis zu einfacher Ernennung; er nahm von ihnen als förmlich Belehnten die schuldigen Dienste der Reichsvasallen voll auf in Anspruch, ja, im Hinblick auf diese Dienste stattete er sie um so freigebiger mit Kronland und Verwaltungsrechten aus. Die drei ersten Erzbistümer des Reiches: Mainz, Trier, Köln, verband er noch besonders mit den Interessen der Krone, indem er sie, wie sich die Gelegenheit durch Vakanz bot, — von dem ewigen Widersacher Friedrich, dem Mainzer Erzbischof, hatte ihn dessen Tod 954 befreit — mit nächsten Verwandten besetzte. Dem Kölner, seinem in jeder Beziehung hervorragenden Bruder Brun, übergab er zudem die Verwaltung des schwierigen Herzogtums Lothringen; eine ungewöhnliche Maßregel. Auch die christliche Mission wußte Otto, wie einst Karl der Große, zugleich in den Dienst des Staates zu stellen, so daß sie der Befestigung und Erweiterung der deutschen Macht- und Kultursphäre diene. Das Bistum Hamburg-Bremen ließ er in dessen zweifelhafter Metropolitansstellung Köln gegenüber bestätigen, ihm die auf dänischem Boden neu gestifteten Bistümer Harhus, Schleswig, Ripen unterstellen und wies ihm damit die Aufgabe der Mission im skandina-

vischen Norden zu. Ganz neu schuf Otto nach Überwindung vieler Schwierigkeiten 968 das Erzbistum Magdeburg mit mehreren Suffragankirchen im vielumstrittenen Slawenlande. Diese und andere kirchliche Maßregeln traf er in stetem Einvernehmen mit dem Papste. Wenn er sich weniger als die Karolinger um die innerkirchlichen Angelegenheiten kümmerte, so lag es offenbar nicht daran, daß er sich die Befugnis nicht zuschrieb, sondern daran, daß er nicht ein so lebhaftes Interesse dafür besaß, oder nicht die Mühe dazu hatte. Denn er achtete den Papst als geistliches Oberhaupt der Kirche, als Stellvertreter Christi in Glauben und Lehre, als Hüter des Kirchenrechts. Aber er betrachtete sich als nebengeordnete christliche Obrigkeit und ließ, gleich Karl dem Großen, keine direkte disziplinäre Einwirkung Roms auf die Reichskirche zu, ja, er nahm, zum Teil weitergehend als Karl, in seiner Eigenschaft als Schutzherr der Kirche die Souveränität über Papst und Kirchenstaat in Anspruch. Dieser Anspruch kam zu voller Geltung, da Otto, in Nachfolge der karolingischen Vorgänger, als Inhaber des Königreichs Italien und gemäß seiner beherrschenden Stellung, die Kaiserkrone gewann.

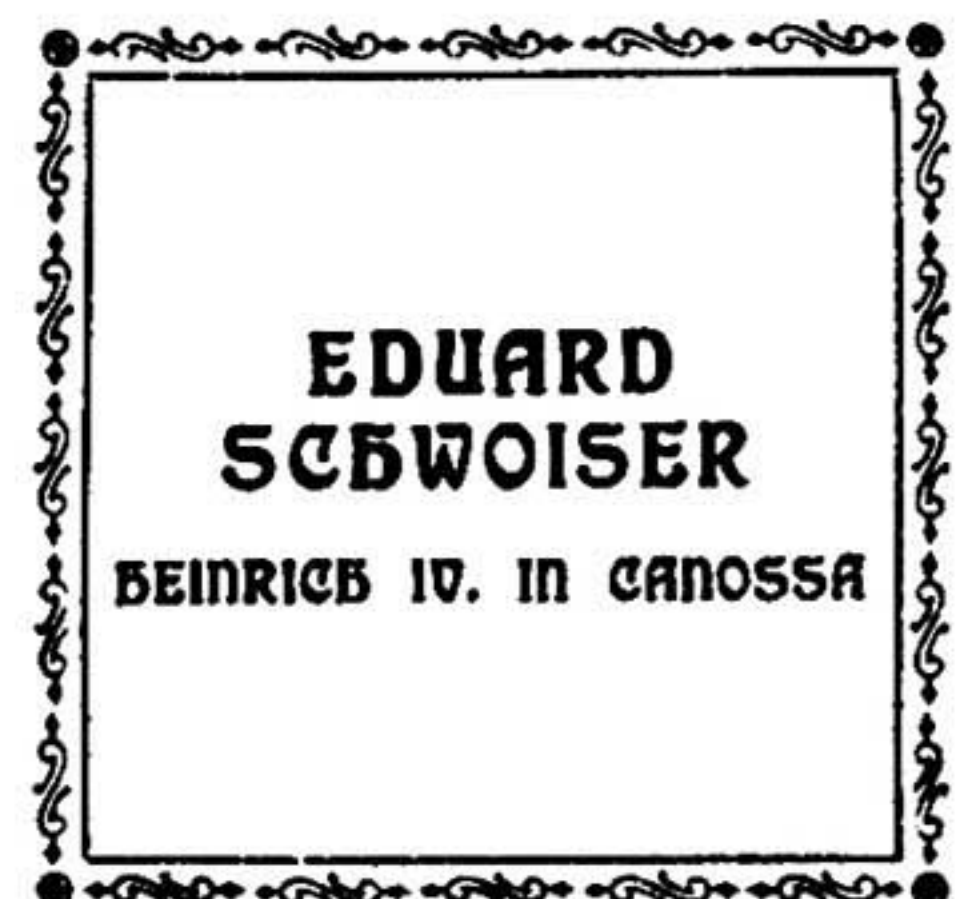
Das Papsttum war nach jenem großartigen Aufschwung moralischer und kirchenpolitischer Autorität, den es seit Nikolaus I. zur Zeit der späteren Karolinger genommen, in lange, schmähliche Abhängigkeit von den einheimischen Machthabern geraten, und endlich hatte ein römischer Stadtyrann zugleich die päpstliche Würde an sich genommen. Otto verständigte sich mit diesem, Johann XII., der sich von manchen Feinden bedroht sah und nach Beistand verlangte, indem er ihm die Stadtherrschaft zusicherte. Als das deutsche Heer im August 961 in Oberitalien erschien, wickelte der Usurpator Berengar, der inzwischen dort wieder als König geschaltet hatte, in

seine Burgen, und ungehemmt gelangte Otto nach Rom, ward dort in der Peterskirche am 2. Februar 962 unter feierlichen Zeremonien zum Kaiser gekrönt. Durch eine Urkunde, nach dem Muster der seit der Karolingerzeit üblichen sogenannten Pacta, begründete der neue Kaiser von neuem das gegenseitige staatsrechtliche Verhältnis, das man als ein Verhältnis der Souveränität auf Seiten des Papstes bezeichnen kann. Aber die gegenwärtige Macht des fremden Herrschers gefiel wie so manches Mal früher und später den Römern nicht, sobald die gewünschte Hilfe geleistet war. Johann konspirierte mit des Kaisers Gegnern in Oberitalien und mit unteritalischen Fürsten; er wurde von einer Synode zu Rom auf Anklage Ottos abgesetzt. Gegen den unter des Kaisers Ägide erwählten Leo VIII. erhoben sich die Römer, als Otto sich nach Oberitalien entfernt hatte; der Kaiser mußte die Stadt nach längerer Belagerung erobern und streng eingreifen, um die Stellung Leos zu befestigen. Den inzwischen nach Johanns Tode gegen Leo von der antikaiserlichen Partei aufgestellten Papst Benedikt und den besiegten Berengar führte Otto gefangen mit sich, als er im Jahre 965 nach fast vierjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte. Aber Berengars Sohn Adelbert fuhr fort, Umtriebe gegen die deutsche Herrschaft anzuzetteln, die deutschfeindliche Partei in Rom erhob sich gegen den Nachfolger Papst Leos, Johann XIII., der mit Zustimmung Ottos unter Mitwirkung seiner Legaten eingesetzt worden war. So entschloß Otto sich, im August 966 zum dritten Male über die Alpen zu ziehen und gründlich durchzugreifen. In Pavia und in Rom, das ihm ohne Widerstand die Tore öffnete, hielt er strenges Gericht über die Hochverräter, die Stadtherrschaft legte er fester in die Hand eines Präfekten, der etwa wie der Dogt in den deutschen Bistümern Beamter des geistlichen

Herrn war, doch die hohe Gerichtsbarkeit im Namen des Kaisers ausübte. Er gedachte nun auch Unteritalien zu erobern.

Diese Lande unterstanden noch immer seit alter Zeit dem Kaiser von Byzanz, zerfielen aber größtenteils in eine Reihe von fast unabhängigen Kleinstaaten, die in ewigem Streit lagen und allen Anzettlungen im übrigen Italien, namentlich im benachbarten Kirchenstaat, bereiten Rückhalt boten. Jeder weitblickende, energische Herrscher über Mittel- und Oberitalien mußte bestrebt sein, diesen Herd der Unsicherheit zu beseitigen, und in der Tat haben es seit Karl dem Großen immer wieder die Päpste, die deutschen Kaiser, wie später andere Fürsten, versucht. Aber es war das Schicksal Italiens, daß dies nie völlig gelingen sollte. Auch Otto gelang es nicht, obwohl er es erst auf diplomatischen Wegen, dann durch fast zweijährige Kämpfe zu erreichen suchte. Ihm fehlte dazu, wie man seinem Unterhändler in Byzanz, dem Bischof Liudprand von Cremona, mit treffendem Hohn vorhielt, die erforderliche Flottenmacht, um der vorzüglichen Marine der Byzantiner entgegenzuwirken. Das Ergebnis aller Bemühungen war ein Friedensschluß, der den Verzicht auf Unteritalien außer der Lehnshoheit über die Fürsten von Benevent und Capua einbrachte und die Hand der byzantinischen Prinzessin Theophano für den Sohn des Kaisers, den jungen Otto, welcher bereits in seinem siebenten Jahre, 961, zum König erwählt und 967 zum Mitkaiser erhoben war. Im April 972 fand zu Rom die Hochzeit statt, und im August des Jahres kehrten die Herrscher nach Deutschland zurück. — Der Tod hatte in den letzten Jahren die Reihen der nächsten Verwandten und Freunde des alten Kaisers mächtig gelichtet: sein getreuer Bruder Brun war 965 gestorben, 968 sein Sohn Wilhelm, der Erzbischof von Mainz, sowie seine Mutter Mathilde, sein alter Waffen-

Der Fürstentag zu Tribur hatte Heinrich IV. für abgelegt erklärt, falls er sich nicht binnen Jahresfrist vom Banne löse. So entfloß er sich denn im Jahre 1077 zum Gang nach Canossa. Ein Spott seines übermächtigen Gegners, Gregors VII., der oben im Gespräche mit der Großgräfin Mathilde von Tuscan sichtbar ist, steht er in der Januarkälte bühend im Schloßhof.





genosse Markgraf Gero 965, der andere wackere Slawenbekämpfer, Hermann Billung, folgte 973. Wie eine Mahnung an das eigene Ende mochte es Otto nach dem Glauben der Zeit berühren. Nach kurzer Krankheit verschied auch er am 7. Mai 973 zu Memleben, in seinem zweiundsechzigsten Lebensjahr; neben seiner ersten Gattin Edith ward er im Dom seiner Stiftung Magdeburg bestattet. Einen mächtigen Eindruck hinterließ die große Persönlichkeit Ottos, und nachhaltig war die Wirkung seines Tuns. Gleich einem Löwen erschien er schon den Zeitgenossen; in Liedern und Legenden, wie in der Geschichtschreibung lebte das glorreiche Andenken an ihn fort als den Helden der Sachsen, als den Vorkämpfer gegen die Reichsfeinde und die Feinde der Christenheit, als den Schirmer des Friedens und der Gerechtigkeit; namentlich sein unnachlässiges und doch gerechtes Wirken als Richter, seine großmütige Versöhnlichkeit trotz des leicht aufbrausenden, schreckhaften Zornes blieben in dankbarer Erinnerung. Sein Werk war es, wie es sein Vater Heinrich begonnen, daß der Sachsenstamm voll- auf in die Gemeinschaft der deutschen Entwicklung eintrat, sowohl in politischer wie in kultureller Hinsicht, und zugleich, daß das Königtum sich als wahrhaft souveräne Macht über den einzelnen Stämmen befestigte, frei auch von dem Partikularismus des Stammes, dem der König selbst angehörte. Seine innere Politik folgte ohne schöpferisches Eingreifend dem Zuge der Entwicklung, indem er die Souveränität über die weltlichen und geistlichen Reichsbeamten und Großen zugleich als Lehnshoheit gelten ließ und zur Geltung brachte. Nachdem sein Versuch, die Herzogtümer gewissermaßen in ein patriarchalisch familiäres Verhältnis zum Königshause zu bringen, sich nicht bewährt hatte, gab er von neuem und dauernd der königlichen Macht die unvermeidliche, doch ver-

hängnisvolle Stütze des Reichsklerus, den er hob, um sich mit ihm zu heben, den er beherrschte, um mit ihm zu herrschen. Ottos Werk war es auch, daß Deutschland in die Mitte der europäischen Politik, der Weltpolitik eintrat, zu allem Segen und zu allen Leiden, welche es unserem Dolke gebracht hat. Die deutsche Herrschaft wurde von ihm ausgedehnt über die Slawenstämme jenseits der Elbe und Saale bis zur Oder, einschließlich der Lausitz, über das polnische Herzogtum bis zur Warthe und über das Herzogtum Böhmen; von Bayern aus begann die Wiedereroberung der durch die Ungarn eingenommenen Ostmark; in den Nachbarreichen Burgund und Westfrancien übte Otto maßgebenden Einfluß, Dänemark hielt er freundschaftlich in den durch Heinrich I. gezogenen Grenzen. Ober- und Mittelitalien nebst der kaiserlichen Hoheit über den Kirchenstaat und ein Teil des alten Herzogtums Benevent kamen an das deutsche Reich, und dieses wurde so in die Reihe der Westmächte eingefügt, die um die Vorherrschaft in den Mittelmeerländern rangen: der Byzantiner und der einander feindlichen Staaten, der Mohammedaner in Westasien, in Afrika, Sizilien und Spanien. Mit diesen, sowie mit den Bulgaren und Russen, die gegeneinander und gegen Byzanz um die Balkanhalbinsel kämpften, trat Otto in Beziehung; auf seinen Reichstagen drängten sich zunehmend die Gesandten aller dieser fernen Völker.

Die Ruhe und Sicherheit, die sich unter Ottos Regiment allmählich im Innern und nach außen einstellte, ermöglichte nach langem Niedergang wieder ein lebhaftes Ansteigen der gesamten Kultur im Reiche, nicht ohne sein eigenes Zutun.

Obwohl er keine geistige Bildung genossen, besaß er doch Interesse dafür und lernte noch in reiferen Jahren lesen, unterstützte die anregende Tätigkeit seines gelehrten Bruders Brun und schätzte die feinere Bildung seiner zweiten Gattin

Ädelheid, eine Bildung, die er auch seinem Sohne Otto zuteil werden ließ. Mehrfach zog er auswärtige Gelehrte an den Hof. Die Taten Ottos, seine Bistums- und Klostergründungen, die Hebung des Klerus durch ihn trugen zur Wiederbelebung der Studien bei. Die alten Stätten der Bildung: die Klöster Korbey, Herford, Fulda, Reichenau, Sankt Gallen, erneuten ihre Schulen und ihre literarische Tätigkeit, namentlich Sankt Gallen ward eine Pflanzschule für Gelehrte und Lehrer, die man weithin an Bistümer und Abteien zog. Allerdings blieb die Teilnahme an Schule und Literatur ganz wesentlich auf die Geistlichkeit beschränkt, im Grunde deshalb, weil die Bildung in Sprache und Geisteslateinisch war. In diese lateinische Bildung trat damals das Sachsenland erst eigentlich ein und ging mit rascher Empfänglichkeit voran. In den zahlreichen Klöstern, namentlich auch Frauenklöstern, die hier von der königlichen Familie und anderen gestiftet oder begünstigt wurden, entwickelte sich bald ein reges geistiges Leben. Zu Gandersheim schrieb die Nonne Hrotsvit ihre merkwürdigen Werke, die Bearbeitung der Komödien des Terenz in christlich erbaulichem Sinne und die epische Dichtung über Ottos Taten; der Korbeyer Mönch Widukind verfaßte eine sächsische Geschichte, die er bis zu Ottos Tode fortführte — natürlich alles in lateinischer Form, denn die deutsche Sprache ringt sich noch nicht zur Literatursprache empor, die Anläufe des 9. Jahrhunderts fanden keine Nachfolge. Die deutsche Dichtung blieb Volksdichtung, gering geschätzt von der gebildeten Welt, der Geistlichkeit; sie entstand und lebte im Volksmunde, der fahrende Sänger trug sie von Ort zu Ort, und das unverdorbene Gedächtnis bewahrte sie, so daß noch im 12. Jahrhundert Sagen und Lieder aus Ottos Zeit lebten und aufgezeichnet werden konnten. Auch die bildenden Künste finden neue Pflege und nehmen neuen Aufschwung.

Die Anfänge des romanischen Baustils, wie sie sich in der Basilika des Klosters Gertrude, eines der ältesten Beispiele, erhalten haben; Wand- und Buchmalerei, mancherlei technische Künste, auch die Kriegskunst, blühten auf.

Unter der Gunst gesicherter Verhältnisse beginnt endlich der innere Ausbau des Landes mächtig um sich zu greifen, Rodung und Entwässerung, Verfeinerung und intensivere Handhabung des Ackerbaues, der Obst- und Gartenzucht. Die politische Expansionskraft bewirkt zugleich ein Vordringen deutscher Kolonisation und Siedelung in den östlichen Marken auf der ganzen Linie von der Ostseeküste bis Ungarn: jene große Bewegung der deutschen Kultur nach Osten, welche trotz einzelner bedeutender Rückschläge unaufhaltsam fortgehen sollte.

So war diese Zeit nach allen Richtungen eine Epoche folgenreichster Begebenheiten, und in ihrer Mitte steht die heldenhafte, hochragende Gestalt Kaiser Ottos des Großen.



Canossa.

Von Julius von Pflugk-Hartung.

Selten ist die Geburt eines Kindes sehnsüchtiger erhofft worden, als die des dritten Saliers. Da der Knabe zur Welt gekommen, herrschte eitel Freude und Jubel; dem Sohne des mächtigen Heinrich schien eine glänzende, glückliche Zukunft gewiß. Doch anders wollte es das Schicksal: es gestaltete das Leben Heinrichs IV. zu einer gewaltigen Tragödie, zu einem verzweifelten Ringen mit mächtigen Widersachern, zu einem Kampfe der Krone gegen selbstsüchtige Fürsten, nach Ungebundenheit ringende Volksstämme und Herrschaft erstrebende Päpste.

Das deutsche Königtum war ursprünglich eine patriarchalische Fürstengewalt über

ein bestimmtes Volk gewesen, welche sich auf die Heeres- und Gerichtshoheit stützte. Unter den Merowingern hatte sie dann an Umfang und Gehalt zugenommen, bis Karl der Große ihr das Kaisertum verband. Seine Nachfolger faßten diese Würde nicht territorial, nicht als Regierungshoheit über Land und Leute, sondern universal, unbegrenzt. Das alte römische Kaisertum hatte die Würde des obersten Priesters eingeschlossen. Als es christlich wurde, behielt es den Gedanken der höchsten Kirchenhoheit durchaus bei und ernannte demnach die Bischöfe, auch die von Rom, gleich wie andere Beamte. Die politischen Verhältnisse hatten dann aber die römischen Bischöfe mehr und mehr emporgehoben und sie zu geistlichen Territorialherren gemacht. Der Gedanke der antiken weltlichen Lebensfreude und der altgermanischen waffenklirrenden Gefolgstreue begann von der Kirche überwuchert zu werden, welche die Anschauung ausbildete, die Welt sei vom Übel und Heil nur im Himmel beziehungsweise in dessen irdischer Verkörperung: der Kirche. Damit war angedeutet, das Geistliche stehe höher als das Laientum, es erhebe sich über demselben, müsse es beherrschen, — und an der Spitze der abendländischen Geistlichkeit befand sich der Nachfolger Petri. So gab es also zwei Würden nebeneinander, beide mit dem Anspruche auf Oberhoheit: das Kaisertum und das Papsttum. Es war ein Zwiespalt in die Welt geraten, der naturgemäß zum Kampfe drängte, und dieser Kampf hat die Geschichte des Mittelalters beherrscht. Wenn die Staatsgewalt ihre alten Grundlagen des Untertanenverhältnisses und der persönlichen Treue bewahrt hätte, so wäre sie übermächtig erschienen. Aber zu einer Zeit, als das Königtum schwach gewesen, hatte sich in den einzelnen Stämmen, aus denen das deutsche Reich bestand, eine eigene Würde ausgebildet: das Stammesherzogtum. Es war recht

eigentlich emporgekommen im Gegensatz zur Krone, enthielt also einen revolutionären Zug, der ihm stets geblieben ist. Nun gab es nicht bloß König und Volk, zusammengehalten durch das Bindemittel des Beamtentums, sondern dieses Beamtentum fehlte, und zwischen König und Volk standen die Herzöge, welche gleichsam den Volksstamm dem Könige gegenüber, den König beim Stamme vertraten.

Die Regierungszeit eines der kräftigsten Könige, Heinrichs III., ist angefüllt mit Kämpfen gegen die Herzöge; sie haben seine beste Kraft verzehrt. Um eine Stütze gegen die mächtigen Vasallen zu erhalten, kam er auf den Gedanken zurück, den bereits Otto I. verwirklicht hatte, die Kirche für seine Zwecke zu verwenden. Das war aber nur möglich, wenn man sich des Papsttums sicher wußte. Kaiser Otto hatte dies in der Weise durchgeführt, daß er das Papsttum niederdrückte, gewissermaßen ohnmächtig zum Werkzeuge seiner Pläne machte. Heinrich war kirchlicher, idealistischer gesonnen. Er hoffte durch ein würdiges Handinhandgehen beider Mächte sein Ziel zu erreichen. So ist er es gewesen, der auf dem Konzil zu Sutri das sich selbst entehrende Papsttum aus dem Sumpfe des römischen Adels- und Stadtregentes herausriß und es auf eine reinere, weiter schauende Höhe stellte. Seine Bestrebungen trafen zusammen mit denen einer Reformbewegung seitens der Kirche. Wer weiß, wie die Zukunft sich gestaltet hätte, wenn nicht der Salier in bester Manneskraft aus dem Leben geschieden wäre, noch nicht 39 Jahre alt, das bedrohte Reich seinem sechsjährigen Sohne gleichen Namens hinterlassend.

Eine vormundschaftliche Regierung wurde eingesetzt, zunächst unter Leitung der Königin-Mutter, einer schönen, aber schwachen Frau, die zu versöhnen und mit Verschwägerung Politik zu treiben

suchte, wobei sie ein wahres Talent bewährte, solche Personen in hohe Ämter zu bringen, die am gefährlichsten darin wurden. Schon war die Ehrfurcht vor der Krone derartig gesunken, daß der hochfahrende Erzbischof Anno von Köln der Mutter ihren Sohn mit List und Gewalt entreißen und selber in den Vordergrund der Geschäfte treten konnte. Aber er fand seinen Meister in dem gewandten, großplanenden Erzbischofe Adalbert von Bremen, der ihn verdrängte, bis auch er einer Fürstenverschwörung erlag und Anno abermals die Regierung übernahm. Die Staatsgewalt war zu einem Spielball von Parteien und Priestern geworden. Der junge König zählte beim Sturze Adalberts erst 15 Jahre; er empfand den ihm angetanen Zwang mit so verbissenem Grimme, daß er auf das Krankenlager sank.

Das Jahrzehnt der Vormundschaft Heinrichs IV. ist entscheidend für die deutsche Geschichte geworden, denn in ihm vermochten alle Gegner der Krone ihre Kräfte zu sammeln und zu stärken. Hatte Heinrich III. mit der Kirche Reichspolitik getrieben, so führte jetzt die Kirche die Reichspolitik weiter auf eigene Faust, und unterdessen gewannen die großen Laienfürsten Zeit, ihre Macht ungestört in den Herzogtümern auszubilden. Und während daheim die Kirchenhäupter die Krone erniedrigten, löste sich fern in Italien das deutsch-kaiserlich gedachte Papsttum los und verfiel der Reformrichtung, welche schroff kirchlich, also kaiserfeindlich empfand.

Kaum war der junge Heinrich volljährig geworden, als er auch schon zeigte, daß er nicht gesonnen sei, sich weiter leiten zu lassen, daß in ihm das Herrscherblut der Salier rolle. Aber seine Macht war abgewirtschaftet, wogegen sich die der nächsten Gegner, die der Herzöge, gewaltig emporgeschwungen erwies. Es galt diese Bewegung zurückzudämmen.

Klug griff Heinrich auf die Gedanken

seines Großvaters Konrad II. zurück: möglichster Verzicht auf äußere Politik, um desto mehr Kräfte im Innern zu gewinnen, Anlehnung an die mittleren und unteren Klassen des Volkes, an die Gemeinfreien, kleineren Lehnsträger und bewaffneten halbfreien, die sogenannten Ministerialen. Nach einem siegreichen Feldzuge gegen die Slawen und Niederwerfung eines Aufstandes ging er gegen den Führer der fürstlichen Oligarchie vor, gegen Otto von Nordheim. Er verurteilte ihn wegen Hochverrats und entzog ihm sein Herzogtum Bayern. Natürlich fügte Otto sich nicht, aber er wurde gefangen gesetzt. Erzbischof Adalbert war an den Hof zurückgekehrt. Sein Rat wird hier gewirkt und den König zu dem jetzt einsetzenden Verhalten gegen die Sachsen bestimmt haben.

Das damalige Herzogtum Sachsen umfaßte Norddeutschland, ungefähr vom Rhein bis zum Main und zur Oder, alle drei Flüsse nicht ganz erreichend. Es war bewohnt von kernigen, trohigen Männern, die selbstbewußt, möglichst ihren eigenen Weg gingen und sich wenig kümmerten um das weitere Reich. Die dadurch verursachte Lockerung des Gesamtzusammenhangs mußte um so bedrohlicher erscheinen, als die Krone ihre Haupteinkünfte gerade aus großen sächsischen Domänen bezog. Von den Reichsgütern ging Heinrich aus, seine Königsmacht zu kräftigen. In Goslar, auf sächsischem Boden, nahm er seine fast ständige Residenz; er besetzte Lüneburg, die Hauptfestung der sächsischen Herzöge, und hielt den Herzogssohn Magnus in Haft. Mit der Niederdrückung des Volksstammes suchte er die des Herzogtums zu verbinden. Den Zähringer Berthold entsetzte er seines Lehns, mit seinem Schwager Rudolf von Schwaben lebte er in schlechtem Vernehmen.

In diese deutschen Dinge verschlangen sich italienische Ereignisse. Nach altem Herkommen hatte der König das Erzbistum

Mailand besetzt; die römische Kurie, geführt von dem klugen, hochstrebenden Reformpapste Alexander II., bestritt die Berechtigung dazu; bei Hofe gab man nicht nach. Es kam im Mailändischen zum offenen Kampfe. Auf der Fastensynode des Jahres 1073 verhängte Alexander den Bann über mehrere Räte des Königs. Es waren dieselben Männer, gegen welche die deutschen Fürsten und die Sachsen grimmigen Groll hegten. In ihrer Person vereinigte sich also ungeachtet der Haß der drei kaiserfeindlichen Parteigruppen. Die Verhältnisse lagen straff gespannt, als Alexander II. starb und Gregor VII. folgte: einer der gewaltigsten Männer, die je der Priesterrock umhüllt hat.

Zunächst kamen die Gegensätze dort zum Ausbruch, wo sie sich am meisten zugespitzt hatten. Die Sachsen schlugen los in Empörung, Heinrich mußte über die Grenze fliehen. Er fand bei den Fürsten keine Unterstützung, sondern diese traten mit den Sachsen in Beratung. Es kam zu einem Vertrage, der einer vollständigen Niederlage des Königs glich. Die Feinde hatten sich die Hand gereicht, und die Krone war erlegen.

Aber das Bündnis erschien zu unnatürlich. Bald erkannten die Fürsten, daß die sächsische Bauernschaft ihnen über den Kopf wuchs, daß eine demokratische Bewegung einsetzte, die den hohen Herren gefährlicher zu werden drohte, als der Thron es je gewesen. Da die erregten Aufständischen selbst nicht vor Kirchenschändung zurückschreckten und zugleich das Papsttum mit hochgespannten geistlichen Anforderungen einsetzte, erblickten Fürsten und Geistliche plötzlich ihren Hort im Könige. Massenhaft strömte man seinem Heere zu. An der Unstrut besiegte er die sächsischen Bauern; sie streckten die Waffen und baten um Gnade. Ihre Räbelführer Otto von Nordheim, Herzog Magnus und andere wurden gefangen gesetzt; und um den Triumph des Saliers

zu vollenden, starb wenige Monate später Anno von Köln: es war im Dezember 1075. König Heinrich stand auf dem Gipfel seiner Erfolge, wer hätte ahnen sollen, daß er im nächsten Jahre unter Drangsal und Not über die Alpen zog — nach Canossa.

Zum besseren Verständnisse der Zeitlage müssen wir uns folgendes vergegenwärtigen. Die Kirche war verweltlicht. Die Bischöfe erschienen nicht mehr als bescheidene Hirten ihrer Herde, sondern als mächtige Grundherren, verwickelt in Reichs- und Sprengelpolitik; oft waren es lieberliche Junker oder Männer, die Trunk, Jagd und Krieg mehr liebten denn die Messe. Die Pfarrer auf dem Lande lebten durchweg in der Ehe, befangen in Aberglauben und Unwissenheit. Die Kirchenämter wurden vielfach nach Gunst vergeben oder wie eine Ware verkauft. Gegen dieses Treiben erhob sich eine Reformbewegung von finsterem Ernst. In der Glut des romanischen Südens gezeitigt, war sie unter Anno von Köln nach Deutschland gekommen, wo sie namentlich in einigen Klöstern festen Fuß faßte. Den Pfarrern und mehr noch den Pfarrersfrauen, den Bischöfen und vornehmen Äbten wurde das fanatisch-asketische Treiben peinlich und unbecquem. Aber nur um so ungestümer drängte es vorwärts und erreichte mit Leo IX. den Stuhl St. Petri. Dieser deutsche Papst verlieh der apostolischen Würde jenes Gepräge, welches sie jahrhundertlang behalten hat. Auf allen Seiten erfolgte ein religiöser Aufschwung: in England siegte Wilhelm der Eroberer unter dem Banner des heiligen Petrus, in Spanien wichen die Mauren vor den Lanzen der begeisterten Glaubensritter, in Sizilien erlagen sie den Schwertern der Normannen, welche dem Papste als Lehnsherrn huldigten. Alles das wirkte auf das Oberhaupt der Kirche zurück, und dieses war, wie wir sahen, Gregor VII.: ein Mann, entschlossen, die Welt

zu reinigen von ihren Schlacken. Streng, willensstark und leidenschaftlich vereinigte er sittlichen Ernst mit staatsmännischem Geschicke. Seine Herrschsucht kannte um so weniger eine Schranke, als ihn der Gedanke durchzitterte, was er für sich erringe, das erkämpfe er der Kirche, das gewinne er Gott. Von solch furchtbarer Höhe seines Wahnens herunter schürte er unbedenklich den Bruderkrieg, nährte er absichtlich die Zwietracht unter den Völkern. Scharfen Blickes erkannte er, wie die kirchliche Reform in letzter Linie eine Stärkung des Papsttums bedeute. Mit allen Mitteln, mit eiserner Folgerichtigkeit suchte er sie deshalb durchzusetzen, ein Dekret folgte dem andern; schließlich verlangte er auf Grund alter Kanones die Bischofswahl von Klerus und Volk unter Zustimmung des Papstes.

Für die geänderten Verhältnisse, denen zufolge die Bischöfe nicht bloß Diener der Kirche, sondern auch Beamte des Reiches geworden waren, ausgestattet mit dem Grundbesitz und den Rechten des Reiches, für diese Dinge, die dem Könige fast die ausschließliche Besetzung der Bistümer anheimgegeben hatten, dafür war in dem theokratischen Systeme eines Gregor kein Raum. Aber eben deshalb kam es zum Bruch mit der Krone, mußte es dazu kommen: kanonisches Recht und das der Gewohnheit stießen schroff aufeinander. Den äußeren Anlaß boten die Dinge im Mailändischen. Wie sein Vorgänger, so bannte auch Gregor die Räte des Königs. Dieser antwortete mit der Erhebung eines neuen Erzbischofs. Der Papst verlangte von ihm Kirchenbuße wegen seines Umganges mit den Gebannten, forderte Enthaltung von Bischofsernennungen, ja, er scheint sogar mit Bann und Absetzung gedroht zu haben. Die Boten wurden schimpflich abgewiesen: der Krieg war erklärt.

Nach Worms berief König Heinrich ein Nationalkonzil, auf dem 26 Bischöfe er-

schiienen, die ihrem Kirchenhaupte den Gehorsam kündigten und es seines Amtes verlustig erklärten. Der Beschluß wurde durch eine Synode norditalienischer Bischöfe anerkannt und dann nach Rom gebracht. Als die Boten den Brief auf feierlicher Fastensynode überreichten und der eine dem Papste zurief, von dem angemessenen Stuhle Petri herabzusteigen, da brach ein gewaltiger Sturm des Unwillens los. Wohlberechnet beantwortete Gregor Schlag mit Gegenschlag. Über die zu Worms versammelten, die lombardischen Bischöfe und schließlich über den König selber mit seinem Anhang wurde der Bann gesprochen. Sie wurden ihrer Würden enthoben und alle Christen des Eides entbunden, den sie dem Könige geleistet hatten. In einem Gebete an den heiligen Petrus beteuerte Gregor die Selbstlosigkeit seines Handelns.

Es galt die Vorherrschaft der Welt. Außerlich schien sie sich zugunsten des gegenwärtigen Besitzers, des Königtums, wenden zu müssen, — da traten zwei Mächte in den Sturmesgang der Ereignisse und brachten die Entscheidung, entschieden die Zukunft zugunsten des Papstes: das waren die eigenwilligen Sachsen und Deutschlands Fürsten. Die Fürsten hatten erlebt, wie die Unterwerfung der Empörer zur fortgesetzten Stärkung der Königsmacht benutzt wurde. Sie begannen zu fürchten, wenn der gewaltig emporstrebende, jugendliche Salier auch den Papst bezwinge, so sei sein Übergewicht entschieden. Inzwischen trugen die Sachsen knirschend ihre Demütigung, stets bereit, sich neu zu erheben. Man sieht, es gab drei ganz verschiedene Elemente, deren gemeinsames Ziel eine Schwächung der Krone bedeutete; unter sich waren sie einander fremd, nahezu feindlich, aber der gleiche Gegner führte sie als Bundesgenossen zusammen. Die Fürsten blieben einem nach Worms angesetzten Reichstage fern; der König erließ dringende Ausschreiben zu einem

neuen; und als sich die Gegenströmung immer bedrohlicher gestaltete, hoffte er, durch kühne Tat zu schrecken. Schnell raffte er ein Heer zusammen und warf sich auf Sachsen. Doch es war bereits zu spät, die Widersacher ihm überlegen; der König mußte zurück. Es war ein Mißerfolg in entscheidender Stunde. Er gestaltete sich zur Niederlage durch die Einmischung des Papstes, der den gebannten Bischöfen den Wiedereintritt in die Kirchengemeinschaft erleichterte, die rückläufige Bewegung steigerte und den Anhang des Königs lichtete. Gregor lag nichts daran, den Salier vom Throne zu stürzen, er wollte nur seine Ansprüche durchsetzen. Anders aber die Fürsten und die Sachsen.

Sie traten in Ulm zusammen und brachten die Absetzung ihres Lehnsherrn zur Sprache. Ein Tag in Tribur sollte die Entscheidung bringen. Vergebens suchte Heinrich denselben zu verhindern. Er mußte ihn und sogar den Beschluß geschehen lassen: der Bann solle als rechtskräftig gelten und der Gebannte sich infolgedessen der Regierungsgeschäfte enthalten. Am 2. Februar des folgenden Jahres habe ein Reichstag in Augsburg stattzufinden, um über den Salier unter dem Vorsitz des Papstes abzuurteilen. Dies scheint die öffentliche Abmachung gewesen, daneben aber insgeheim von den Fürsten vereinbart zu sein, daß der Bann als verjährt zu gelten habe, wenn Heinrich sich nicht binnen Jahresfrist davon lösen lasse, und er alsdann kraft der Verjährung seiner Würde verlustig gehe. Die Verjährung trat am 22. Februar ein, mithin nur wenig später als die geplante Augsburger Versammlung. Zuverlässige Boten sollten nach Rom eilen, um die Beschlüsse bekannt zu machen und den Papst flehentlich zu bitten, nach Deutschland zu kommen und den Streit zu entscheiden. Inwiefern Heinrich von diesen Dingen unterrichtet gewesen, ist zweifelhaft. Er schloß vorläufig mit den Fürsten ab und

begab sich nach Speier. Allmählich wird er dann die Triburer Vereinbarung im ganzen Umfange erfahren haben, und damit »wußte er«, wie ein gleichzeitiger Chronist berichtet, »daß sein ganzes Heil darauf beruhe, wenn er vor dem Jahrestage von dem Kirchenbanne freigesprochen würde, und es keineswegs für geraten erachte, wenn er die Ankunft des römischen Bischofs in Deutschland erwarte, und seine Sache derartig feindseligen Richtern und hartnäckigen Anklägern zur Untersuchung anheimgäbe«. Trat er, ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Gläubigen, in Augsburg auf, so war seine Sache im voraus verloren; anders wenn es geschah als König und Herr, dann lag die Regierungsgewalt wieder in seinen Händen, er stand vor den Gegnern als Macht zu Macht. Und noch mehr, vielleicht ließ sich der ganze Augsburger Tag vereiteln, der für das Königtum eine unverlöschliche Schmach bedeutete. So kam alles darauf an, sich rechtzeitig vom Banne lösen zu lassen. Das war nicht leicht, denn vorsorglich hielten die Fürsten die Alpenpässe besetzt, und der Winter war ungewöhnlich streng. Doch es blieb keine Wahl. Im Dezember begab sich der Träger der mächtigsten Krone Europas über das damals zum Reiche gehörige, ihm anhängende Burgund nach Italien. Die Reise durch das verschneite Hochgebirge gestaltete sich beschwerlich und gefährvoll; doch sie gelang. Wohlbehalten erreichte der König mit seinem Kinde und seiner treuen Gemahlin das Tal von Susa. Schnell verbreitete sich die Kunde von seiner Ankunft. Von allen Seiten strömten die Papstfeinde der Lombardei herbei, um sich jubelnd unter seinem Banner zu scharen. Aber Heinrich ließ sich nicht beirren; er wußte, es gelte seine Krone in Deutschland, und der Papst war schon, unterwegs zum Augsburger Tage, bis in die Gegend von Mantua gekommen. Fürchtend, abgeschnitten zu werden, begab Gregor sich

zurück nach dem festen, der ihm schwärmerisch ergebenen Gräfin Mathilde von Tuscan gehörigen Canossa. Hier trafen ihn die Boten des Königs mit der Versicherung, ihr Gebieter käme friedlich als Bußfertiger, um sich vom Banne lösen zu lassen. Nichts konnte dem Papste unerwünschter sein. Durch Beratungen suchte er ihn fernzuhalten. Als Politiker durfte er den Salier nicht absolvieren, als Priester mußte er es.

Der König blieb fest. Mit nur wenigen Getreuen begab er sich den gewundenen Bergpfad nach Canossa empor; und dort am Tore der Burg, in der üblichen Büsserkleidung, verweilte er drei Tage lang. Der Papst hätte gern gesehen, wenn der stolze Salier ungeduldig geworden und davongegangen wäre. Er verschob die Lösung bis aufs äußerste. Aber der kaum 26jährige leidenschaftliche Jüngling bewang sich und seinen Grimm und nötigte den klugen und greisen Priester dadurch zu dem schwersten Fehler seines Lebens. Die Befreiung vom Banne erfolgte; Priester und Laie nahmen ein gemeinsames Mahl, und der Laie zog den Burgweg hinunter — jetzt war er wieder König! Seit jenem Tage begann das Gestirn des Papstes zu sinken, bis der scheinbar gewaltige Sieger vertrieben und verlassen fern in Salerno gestorben ist. Heinrich sperrte seinerseits die Alpenpässe und hielt damit den Papst in Italien zurück: der Hugsburger Tag war vereitelt, — doch nicht also die Selbstsucht der Fürsten. Zu Forchheim wählten sie Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkönige, zum ersten Gegenkönige, den die deutsche Geschichte kennt. Eine blutige Zeit war hiermit eröffnet. Noch Jahrhunderte später zerstampften die Hufe der Rosse blühende Gefilde und warf die Faust des Kriegers den Feuerbrand auf das Dach des friedlichen Bauern, bloß um die Frage, ob der Herrscher Ludwig oder Friedrich heißen solle, und dem Bauern war längst eines so gleichgültig

als das andere. Nicht in Canossa, zu Forchheim fiel die Entscheidung.

Kein zeitgenössischer Schriftsteller hat in dem Bußakte von Canossa etwas Entwürdigendes gesehen. Nur jene Norditaliener, welche ein gewaltiges Vorgehen verlangten, gerieten in Wut über die Wendung der Dinge, denn auch ihre Bischöfe waren gebannt und hatten Bann mit Bann erwidert. Anders die Anschauung der übrigen Christenheit; ihr zufolge konnte der herrenstolze Salier durch seine christliche Demut nur Achtung gewinnen. Er zähmte die wilden Triebe seiner Brust, er beugte sich vor der geistlichen Hoheit des Stellvertreters Christi auf Erden, vor der der König gleich dem Bettler ist. Heinrich IV. erwies sich hiermit als guter Katholik, und wie lebhaft die Mitlebenden dies empfanden, wie hoch sie es ihm angerechnet haben, beweist der Umstand, daß der zweite Bannstrahl, den der Papst auf ihn schleuderte, das Ziel nahezu verfehlt hat. Der Tag von Canossa war für den siebenten Gregor ein kirchlicher Sieg und eine politische Niederlage. Erst späterer Zeit ist es vorbehalten geblieben, dies besser zu wissen, wie sie so vieles besser zu wissen glaubt. Und noch eines. Nicht dem deutschen Königtume haftet der Makel an, den der Vorgang von Canossa in den Anschauungen Unkundiger bedeutet. Das Gegenteil ist richtig: auf dem toskanischen Burgberge hat der Träger seine Krone vor dem unverwindlichsten politischen Makel bewahrt, der ihr sonst sicher in Hugsburg zuteil geworden wäre. Die kirchliche Nachgiebigkeit wurde ihm aufgezwungen durch die widerstrebenden Gewalten im Reiche. König Heinrich ist denselben unseligen engherzigen Trieben erlegen, an denen später das Reich zugrunde ging, denen wir das namenlose Elend verdanken, welches fast die ganze deutsche Geschichte durchzieht.

Möge die Gegenwart lernen aus den Fehlern der Vergangenheit.

Friedrich I. Barbarossa.

Von Ernst Bernhelm.

Kaiser Friedrich der Rotbart, von dem die Sage meldet, von dem unsere Dichter singen, ist unserem Volke durch lange Jahrhunderte das Symbol aller Macht und Herrlichkeit deutschen Kaisertums gewesen und ist es noch. Wenn auch jene Sage von seiner Verzauberung und Wiederkehr ursprünglich seinem Enkel Friedrich II. gegolten hat und er erst seit dem 16. Jahrhundert allmählich an dessen Stelle gerückt ist, wie neuere Forschung erwiesen, so darf die Geschichte doch dieser volkstümlichen Auffassung recht geben; nur verkennt das historische Urteil über aller Macht und Größe die Schwächen und Illusionen dieses Kaisertums nicht, deren verhängnisvolle Wirkungen Friedrich I. selbst bereits erfahren mußte, und an denen sein Geschlecht endlich zugrunde ging.

Als gottgesandter Friedensfürst wurde der junge, doch schon erprobte Schwabenherzog begrüßt, da er im März 1152 nach einmütiger Wahl der Großen den Königsthron bestieg, um den verderblichen Fader der Staufer und Welfen, denen beiden er durch seine Abstammung angehörte, glücklich zu schlichten. Ein Friedensfürst meinte er selbst zu sein, in dem tiefen Sinne jener altchristlichen Anschauung, die in ihrer Ausprägung seit Augustinus und Gregor dem Großen die mittelalterliche Welt beherrschte: es habe Christus der Herr sein Doppelamt als Priester und König um der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens willen hienieden an zwei Gewalten verteilt, die geistliche und die weltliche Obrigkeit, an ihrer Spitze Papst und Kaiser. Beide sollten, einig zusammenwirkend, jeder in seiner Sphäre, das Reich Gottes, die Kirche Christi auf Erden ausbreiten und fördern als ein Abbild des himmlischen Reiches in Frieden und Gerechtigkeit,

sie sollten die Christenheit schirmen und schützen gegen den Widersacher Gottes und der Menschen, den Teufel und sein Reich des Abfalls, selbstsüchtigen Hochmuts, tyrannischen Zwistes und Unrechts. Mit dem weitgefaßten Begriff des Friedens, der vollkommenen göttlichen Harmonie, hatte Augustinus diese heilige Aufgabe christlichen Regiments umschrieben, und in merkwürdiger Übereinstimmung kam dieser christlichen Anschauung die germanische entgegen: daß die Hauptaufgabe des Herrschers sei, Frieden zu wirken. Noch mehr, uralte Prophezeiungen wiesen eben dahin: die jüdische Messiasidee und die sibyllinischen Weisagungen der Römer hatten sich mit den christlichen Deutungen der heiligen Schrift, namentlich der Apokalypse, verschmolzen zu der unauslöschlichen Hoffnung auf einen Nachfolger der römischen Cäsaren, der vor Anbruch des jüngsten Tages ein mächtiges Weltreich des Friedens im Kampfe mit dem Antichrist begründen werde; und diese Hoffnung richtete sich, wie vordem und nachdem auf so manchen unserer kaiserlichen Herrscher, auch auf Friedrich I. Galt doch der deutsche König und Kaiser als Nachfolger der Cäsaren, seitdem durch Karl den Großen das römische Kaisertum auf den Inhaber der fränkischen Krone übergegangen war.

In der Person des deutschen Königs und Kaisers konzentrierten sich so hohe Aufgaben, Erwartungen, Ansprüche; und Friedrich war der Mann, sie alle zu ergreifen. Konnte er sie erfüllen? Konnten sie überhaupt erfüllt werden? Gegen die Verwirklichung des umfassenden Imperialismus standen unüberwindliche alte und neue Mächte, Mächte des Fortschritts, der Zukunft.

Ein ungelöster Widerspruch lag von jeher in dem Verhältnis der beiden höchsten Gewalten. Sollten sie auch gleichberechtigte Vertreter der einen christlichen

Obrigkeit sein, jeder in seiner Sphäre, so war die Abgrenzung der beiderseitigen Sphären von alters her schwankend und umstritten, und hatte bekanntlich im Verlaufe des Investiturstreites eine starke Verschiebung zugunsten der päpstlichen Sphäre erfahren. Nicht nur war die frühere Kirchenhoheit des fränkischen und deutschen Königs durch die neu errungene monarchische Stellung des Papstes kraft seiner Potestas jurisdictionis innerhalb der Kirche durchbrochen, sondern der Kirchenmonarch hatte sich auch als Souverän Roms und des Kirchenstaates von der alten Souveränität unter dem Kaiser befreit; ja, es war der Schirmgewalt des Kaisers über die Kirche mit ihrem Einfluß auf die Papstwahl und ihrem Anflug von Cäsaropapismus ihr Gegenstück in dem großartigen System Gregors VII. entgegengestellt: die heiligende Schirmgewalt des Stellvertreters Christi über alle Reiche der Welt, über Kaiser, Könige und Fürsten in Gestalt päpstlicher Oberlehnshoheit. Es trat Friedrich entgegen, dieses System, in der kecken Frage des päpstlichen Legaten Roland, des späteren Papstes Alexander III., auf dem Reichstage zu Besançon im Oktober 1157: »Von wem hat denn der Kaiser seine Krone, wenn nicht vom Papste?« In dieser Frage lag die ganze Idee des päpstlichen Universalismus, und Friedrich hat das nicht verkannt. War diese Idee an sich auch nicht neu, so war sie es doch in dieser Form und Energie praktischer Betätigung: unter dem Kampfesruf »Befreiung der Kirche« hatte sie sich gegen den herkömmlichen Einfluß weltlicher Herrschaft gekehrt und hatte Bundesgenossen gefunden in den jungen Mächten der Zeit, welche gegen dieselbe Herrschaft kämpften unter dem Banner der Freiheit, der Selbstbestimmung, der Autonomie, namentlich der Fürsten und Städter. Diese Mächte wurzelten tief in dem Boden der fortschreitenden geistigen, sozialen, wirtschaftlichen

Entwicklung einer Zeit, welche begann, sich aus dem patriarchalischen Geist und Zustand ackerbauender Bevölkerungen loszulösen und den freieren Formen einer nach Nationalinteressen, nach Beruf und Erwerb differenzierten Gesellschaft zuzustreben. Das Königtum selbst hatte diese Entwicklung durch Überantwortung mannigfaltiger Hoheitsrechte unterstützt — jetzt verlangte man mehr, als das Königtum gewähren mochte. Friedrich versuchte hochgemut, sich diesem Zuge der Zeit entgegenzustellen, ihm Halt zu gebieten, ihn zurückzuwerfen. Nicht auf allen Punkten, nicht überall zugleich. Er konzentrierte seinen Angriff zunächst auf die am meisten gefährdete Stelle: das Papsttum und Italien. In Italien hatte das Papsttum seine politische Theorie am weitesten verwirklicht: es war souveräne Landesmacht im Kirchenstaat, es besaß die Lehnshoheit über das normännische Königreich, das in Unteritalien und Sizilien die Herrschaft errungen hatte gegen die alten Souveränitätsrechte des byzantinischen Kaisers und des deutschen Imperiums. Die Städtekommunen Oberitaliens waren in der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung weit vorgeschritten und hatten, Mailand voran, ihren Stadtherren und dem hinter diesen stehenden Reiche die meisten Hoheitsrechte entzogen. Friedrich wollte die alte Königs- und Kaisermacht in Italien wieder herstellen, er wollte das Papsttum auf seine frühere Stellung zurückdrängen. In diesem gewaltigen Unternehmen, so glorreiche Erfolge er zeitweilig dabei erlangte, unterlag er doch dem gemeinsamen Widerstand aller derer, die er unmittelbar bedrohte, und die im Papsttum, glänzend vertreten durch die Persönlichkeit Alexanders III., energische Führung fanden, einem Widerstande, der unterstützt ward durch die zunehmende Sympathie der Neutralen und selbst der kaiserlichen Hilfsmächte, welche sich in ihren Inter-

essen mittelbar durch den Imperialismus gefährdet sahen, nämlich der Nachbarstaaten, des Kaisers von Byzanz, der weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands. Nahm dieser Imperialismus doch geradezu die abschreckende Gestalt des Cäsaropapismus an, als der Kaiser, fortgerissen durch den Feuergeist seines Kanzlers Rainald von Dassel, nicht nur über die Besetzung des päpstlichen Stuhles entschied, sondern mit tyrannischem Gewissenszwang die weltlichen und geistlichen Reichsfürsten, ja alles Volk zu dem Schwur nötigte, den er selbst geleistet: Alexander niemals als Papst anerkennen und dem kaiserlichen Gegenpapst wie dessen Nachfolgern unverbrüchlich anhängen zu wollen, außer im Falle, daß nach dem Abtreten beider eine gemeinsame Neuwahl zustande käme. Wer sich widersetzte, ward in die Acht getan, mit Feuer und Schwert heimgesucht. Eine kurze Weile schien es, als sollte die harte Gewalt siegen. Wie ein symbolisches Siegesfest nahm es sich aus, da der Kaiser am 29. Dezember 1165 zu Aachen die Erhebung der Reliquien Karls des Großen und dessen Heiligsprechung durch den kaiserlichen Papst feierte. Aber die Zeiten des Cäsaropapismus waren vorüber: die jungen aufstrebenden Mächte standen ein für die Ideen der Freiheit, welche damals das Papsttum in seinem Emanzipationskampf vertrat, wenn es ihnen später auch untreu werden sollte, und die alten Mächte versagten mehr und mehr. Nach der schweren Niederlage bei Legnano am 29. Mai 1176 überzeugte sich Friedrich allmählich von der Ausichtslosigkeit seines Kampfes. Entscheidender, überwindungsreicher, demütigender als die Szene zu Canossa war jene im Dorhof der Marcuskirche zu Venedig am 24. Juli 1177, als der Kaiser sich vor dem Thron Alexanders niederwarf und demselben Manne, den er niemals hatte anerkennen wollen, als rechtmäßigem Papste huldigte, ihm ungeschmälert die

monarchische und souveräne Stellung zugestand, welche das Papsttum in Kirche und weltlicher Herrschaft durch den Investiturstreit gewonnen hatte. Der Friedensschluß erstreckte sich solidarisch auch auf die Bundesgenossen der Kurie und führte nach längeren Präliminarien zu Verträgen, worin im wesentlichen die Autonomie der Städte unter Anerkennung nicht drückender Hoheitsrechte des Reiches zugestanden und die Herrschaftsansprüche über das Normannenreich aufgegeben wurden. In dem Prinzipienkampf war Friedrich unterlegen; doch nicht umsonst hat er ihn gekämpft. Zwar war es nicht gelungen, die monarchische Entwicklung des Papsttums, die Entwicklung der Stadtfreiheit zurückzuschrauben, wohl aber hatte Friedrich die Position des Kaisertums, wie sie von Heinrich IV. verteidigt, von Heinrich V. befestigt war, festgehalten gegen die Übergriffe, welche unter Konrad III. und zuerst unter Friedrich selbst dagegen versucht waren; die Welt war durch den Ausgang des Kampfes vor den Extremen eines unumschränkten kaiserlichen wie päpstlichen Cäsarismus zunächst verschont. Mit einsichtiger Entschlossenheit trat Friedrich auf den gemäßigten Standpunkt zurück, und, des kräftezehrenden Konfliktes ledig, konnte er nun seine ganze Energie auf den Ausbau der realen Grundlagen seiner Herrschaft richten. Die Einleitungen dazu hatte er zum Teil schon getroffen.

Er war nicht gesonnen, die sich bildende Landesherrlichkeit der Fürsten zurückzuwerfen, wenngleich er energisch dafür sorgte, daß die Oberhoheit des Königtums lebendig blieb und der Begriff und die Pflichten der Reichsuntertänigkeit nicht verloren gingen. In diesem Sinne konnte und wollte er eines nicht dulden: daß einzelne Fürstentümer sich zu einem Umfang und einer Unabhängigkeit auswuchsen, die sie nahezu dem Einfluß der Krone entzogen. Heinrich der Löwe, das

haupt des welfischen Hauses, hatte eine derartige Macht erlangt, welche sich mit dem inneren Gleichgewicht nicht mehr vertrug. Friedrich selbst war am Anfange seiner Regierung genötigt gewesen, um des Friedens willen diesem Erben Lothars III. und Heinrichs des Stolzen die zwei großen Herzogtümer Sachsen und Bayern zu verleihen und ihm wichtige Hoheitsrechte über die transalbingischen Bistümer zu überlassen — Konzessionen, welche den altherkömmlichen Grundsätzen der deutschen Regierung durchaus widersprachen. Der Herzog hatte die Gunst der Umstände hochstrebend benutzt, um namentlich in Sachsen nach innen und außen um sich zu greifen, durch Familienverbindungen mit England, Dänemark und dem königlichen Hause selbst seine Stellung zu heben und zu festigen; er bedrohte mehr und mehr geradezu die Reichsunmittelbarkeit des Sachsenlandes. Wiederholt waren die dort durch ihn beeinträchtigten weltlichen und geistlichen Fürsten mit den Waffen gegen ihn losgebrochen, ohne ihn wesentlich einengen zu können; er nahm gegen den Kaiser selbst, dessen Gunst ihm kaum noch eine Steigerung seiner Macht einbringen konnte, und dessen Ungunst er verblendet nicht fürchten zu müssen glaubte, eine eigenwillig rücksichtslose Haltung ein. Nach Friedrichs Heimkehr aus Italien erfolgte die unvermeidliche Abrechnung, auf welche die Gegner Heinrichs klagend drangen, welche das renitente Verhalten des Herzogs wie ein tragisches Verhängnis heraufbeschwor. Die erschütternde Szene, da der stolze Fürst sich nach schweren Kämpfen auf dem Reichstag zu Erfurt im November 1181 vor dem Kaiser niederwarf und um Gnade bat, erscheint gewissermaßen als Gegenstück zu der Szene in der Marcuskirche 1177 und wäre ohne diese kaum möglich geworden. Beide Herzogtümer wurden Heinrich abgesprochen, an andere verliehen, und

zwar beide in verkleinertem Maße, indem von Sachsen ein neues Herzogtum in Westfalen, von Bayern ein neues Herzogtum Steier abgetrennt ward; wichtige Marken wurden zudem selbständig gestellt, und die großen Lehen, welche Heinrich besonders den geistlichen Herren abgenötigt hatte, diesen zurückgegeben. Nur die altererbten Hausgüter Braunschweig und Lüneburg nebst Zubehör blieben aus Gnade den Welfen erhalten; ihr Haupt mußte ins Exil wandern. Mit größerem Rechte und mit allgemeinerer Freudigkeit als im Jahre 1165 beging Friedrich um Pfingsten 1184 zu Mainz eine glänzende Feier, wie ein Siegesfest, gelegentlich der Wehrhaftmachung seiner zwei ältesten Söhne. Die Gefahr, die schon mehrfach gedroht, daß Sachsen sich vom Reiche lostrenne, war glücklich beseitigt, im ganzen zum Heile der deutschen Nationalentwicklung, wenn auch nicht ohne den Verlust der rüstigen Abwehr und Expansivkraft nach außen, besonders Dänemark gegenüber, welche die einheitliche Herrschaft des Welfen dargeboten hatte. Während Dänemark sich mehr und mehr emanzipierte, wahrte Friedrich den Einfluß des deutschen Reiches auf die alten Dependenzstaaten Böhmen, Polen, Ungarn, soweit es die Verhältnisse ohne allzu tiefe, bestimmende Eingriffe gestatteten. Friedrichs Absichten und Ansprüche hinsichtlich der äußeren Politik gingen viel weiter. Er sah sich nicht nur in der Idee als den Erben des weltbeherrschenden römischen Kaisertums und zugleich als das weltliche Oberhaupt der Christenheit an, sondern er strebte auch diese Idee politisch zu verwirklichen. Wenn er, wie ein Konstantin der Große, die Ordnung der kirchlichen Wirren durch ein von ihm berufenes Konzil in die Hand nahm, wenn er von den Königen des Abendlandes die Anerkennung des von ihm genehmigten Papstes forderte, wenn sein Kanzler Reinald von Dassel die Herr-

scher Frankreichs und Englands öffentlich als kleine Provinzialkönige bezeichnen durfte, so war das keineswegs, wie man es wohl angesehen hat, nur eine vorübergehende Hingabe an die hochsteigenden Ideen jenes seines Kanzlers, sondern es entsprach den dauernden Anschauungen Friedrichs selbst.

Seine wesentlichste Fürsorge widmete er jetzt dem Ausbau einer fest gegründeten inneren Hausmacht, indem er die Mittel, welche die moderne Entwicklung damals den Fürsten an die Hand gab, einsichtig und umfassend für sein Haus und die Krone ergriff. Durch Kauf, Erbschaft und Heirat brachte er gewaltige Güterkomplexe zu dem alten staufischen Familienbesitz hinzu, sich und seinen Söhnen ließ er einträgliche große Lehen von den geistlichen Fürsten übertragen, und alle diese Komplexe von Haus- und Krongut, die sich in breitem Gürtel besonders durch das südliche Deutschland bis ins Burgundische hineinzogen, besetzte er durch zahlreiche Burgen, besetzte diese mit ritterlichen Dienstmannen unter königlichen Burggrafen als zuverlässiger, stets bereiter Streitmacht. Seinem ältesten Sohne Friedrich hatte er das Herzogtum Schwaben übertragen; der zweite, Heinrich, war 1169 bereits zum Könige gewählt und somit die Thronfolge des Geschlechtes gesichert. Auch in Burgund, das sich in den letzten Zeiten dem Reiche stark entfremdet hatte, faßte Friedrich durch die Heirat mit der reichbegüterten burgundischen Erbtöchter Beatrix festen Fuß, und er spannte dort die Kirchenhoheit über die mächtige Geistlichkeit schärfer an, als es die Bestimmungen des Wormser Konkordats eigentlich gestatteten. Dieselbe Politik schlug er in großem Maßstabe in Italien ein. Von seinem Oheim Welf hatte sich Friedrich gegen bedeutende Geldentschädigung außer Eigengütern des Hauses in Bayern und Schwaben dessen große Reichslehen in Mittelitalien abtreten lassen. Nun brachte er im Jahre 1186 trotz

aller Gegenwirkungen des Papstes die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Constanze, der Erbin des Normannenreiches, zustande und gewann dadurch mit einem Schlage seinem Hause und der deutschen Krone jenes so viel umstrittene Unteritalien nebst Sizilien, welches seit Gregor VII. die Stütze und der Rückhalt der päpstlichen Emanzipationsbestrebungen gewesen war. Schwerer als vordem durch den Prinzipienkampf bedrohte Friedrich durch diese Machstellung in Italien die freie Bewegung des Papsttums. Die straffe Handhabung der Kirchenhoheit, die sich zwar auf das Wormser Konkordat berief, aber in wichtigen Punkten darüber hinausgriff, in Deutschland wie in Italien und in Burgund, hatte auch auf diesem Gebiete ernste Konflikte mit der Kurie geschaffen. Schon zog sich in der Hand des energischen, hartnäckigen Urban III. das alte Bündnis des Papsttums mit italischen Städten, mit deutschen Fürsten zusammen, und wenn der Kaiser diesmal auch das mächtige Mailand, durch wertvolle Privilegien gewonnen, auf seiner Seite hatte, der meisten deutschen Fürsten sicher war, den Kirchenstaat durch seine Macht umschnürte, so wäre doch ein erneuter Kampf kaum vermieden worden, wenn nicht ein erschütterndes Ereignis alles andere in den Hintergrund gedrängt hätte: die Eroberung Jerusalems durch den genialen Sultan Saladin am 2. Oktober 1187. Die Nachfolger Urbans III. lenkten in den schwebenden Fragen ein, der Hauptgegner Friedrichs in Deutschland, Erzbischof Philipp von Köln, verglich sich mit ihm und alle Fehden wurden um der heiligen Sache willen beigelegt.

Es war dem Helden vergönnt, wie in Erfüllung der alten Prophezeiungen, an der Spitze des in Frieden geeinten Reiches zum Kampfe gegen den Antichrist auszuziehen. Im siegreichen Vormarsch riß ihn da mitten aus rüstigem Leben der

Unfall im allzu kühlen Bade des kleinasiatischen Flusses Saleph (jetzt Göksu) am 10. Juni 1190.

Er hinterließ seinem Sohne Heinrich die große Macht, die er seinem Hause geschaffen, aber auch die ungelösten Konflikte und die ungehobenen Schwächen des Kaisertums. Schon unter Friedrich zeigte sich, wie wir sahen, daß die patriarchalische Souveränität des deutschen Königtums und die ideale Oberhoheit des christlichen Kaisertums nicht mehr die wirksamen Mächte des geschichtlichen Lebens zu ihrem vollen Dienste hatten, wenn sie auch, wie so häufig, große Ideen und Formen, die Keime neuen Inhaltes mit gewohnter Schale deckten. All ihr Glanz fiel noch auf Friedrich I. Ihm blieb die Hureole des mächtigen Friedensfürsten trotz aller heftigen Kämpfe, die er geführt. Denn nach der Anschauung der Zeit war es ein gerechter Streit, wenn der Vertreter der christlichen Obrigkeit das Schwert gegen Rebellen und Abtrünnige zog, und selbst der Kampf mit dem wahren Haupte der Geistlichkeit ward ihm vergessen über dem sühnenden Frieden, dem er sich unterwarf, über dem heiligen Werke des Kreuzzuges, das er als sein letztes im Dienste Christi und seiner Kirche unternahm. Auch im Innern wurde Friedrichs Regiment trotz mancher Fehden als ein kraftvolles Regiment des Friedens und der Gerechtigkeit empfunden, denn er sorgte mit starkem Willen für Recht und Ordnung, namentlich auch durch die stets erneute Errichtung von Landfriedenseinungen, jenem mit der Zeit aufgekommenen Mittel zum Ersatz der geminderten unmittelbaren Wirksamkeit des Königtums in dieser wichtigen Sphäre. Zwar gelang es Friedrich nicht, die Fehde, dieses von alters her gültige Rechtsmittel zur Durchsetzung von Rechtsansprüchen und zur Abwehr von Rechtsverletzungen, ein für allemal zu verpönnen, aber er beschränkte und regelte die Fehde doch, hierin, wie

überall, durch Erfahrung über das Erreichbare belehrt und dies mit weiser Mäßigung ergreifend.

So steht er vor uns, der heldenhafte Mann in der königlich edlen wohlgebauten Gestalt, mit dem echtdeutschen Antlitz im Scheine des rotblonden Haupthaars und Bartes, der hellen, freudigen Augen, leuchtend unter den großen heldengestalteten unserer Geschichte in dem besonderen Glanze, der von Anfang an um seiner Persönlichkeit lag, und der ihm in der Erinnerung des deutschen Volkes unverblühen durch allen Wandel der Zeiten geblieben ist.



Die Kreuzzüge.

Von Max Sbralek.

Die Kräfte, die eine Erscheinung ins Dasein rufen, bestimmen auch ihr Wesen. Die romanischen und die germanischen Nationen befanden sich im 11. Jahrhundert noch in einem heldenzeitalter überquellender Jugendkraft, von der nichts deutlicher Zeugnis ablegt, als die allorten und unaufhörlich zutage tretende Übervölkerung. Mochten hunderttausende, vielleicht Millionen gerade der kräftigsten Männer der Heimat in den Kreuzfahrten verloren gegangen sein, die Folgen einer Entvölkerung sind im Abendlande so wenig gespürt worden, daß die Kreuzzüge aus manchen Gründen die Voraussetzung eines wirtschaftlichen Aufschwunges werden konnten. Es bedurfte nur eines großen und eines gemeinsamen Zieles und die überschüssige Manneskraft des Abendlandes mußte gleichzeitig in Gärung geraten auf denselben Wegen ebenso nach ruhmreichen Abenteuern wie nach reicher Beute, auf Eroberung von Burgen, Städten und Ländern ausziehen. Diese Wege wies aber dem Tatendrange eine geistige Macht. Das 10. Jahrhundert und auch

das 11. bis zur Aufrichtung des Gottesfriedens waren reich an Gewalttat und Verbrechen. Um so tiefer regte sich der religiöse Gegensatz, der der Selbstsucht den freiwilligen Verzicht auf die irdischen Glücksgüter entgegenstellte. Es gelang hervorragenden Asketen, auch ihre Zeitgenossen mit dem Bewußtsein der Sündhaftigkeit zu erfüllen und den Geist der Sühne und Bußfertigkeit zu erzeugen. Diesen Geist und diese Stimmung in die weitesten Kreise und in die Massen einzutragen, das gesamte christliche Westeuropa in geistliche Bahnen zu lenken, dazu dienten die geistlichen Orden, die von jenen Asketen teils neu gegründet, teils reformiert worden waren. Äußere Gründe, wie der Verfall der Staatsgewalten, kriegerische Bedrängnis, Hungersnot, Epidemien und ums Jahr 1000 bis tief ins 11. Jahrhundert hinein die Angst vor dem Ende der Welt und dem Eintreten des jüngsten Gerichtes verstärkten aller Orten den religiösen Bußeifer und die geistliche Strömung. Keine Bußübung aber konnte der psychischen Ausstattung jenes reckenhaften Zeitalters mehr entsprechen als die Wallfahrt, die bewaffnete Wallfahrt zu den heiligen Stätten, »wo die Füße des Herrn gestanden«, nichts konnte ihm verdienstvoller erscheinen als die Mühen, Kosten und Gefahren, die der Pilger auf sich nahm, nichts lohnender und beseligender als das Gebet an den weihervollen Stätten, wenn sie das Schwert den Feinden des Christentums entrißen hatte. So sind denn die Kreuzzüge nicht bloß aufzufassen »als ein gesteigerter Ausdruck des Verlangens, in heißer Andacht am Grabe Jesu Christi zu Jerusalem zu beten, sondern ebensowohl als ein großartiger und, wenn auch schließlich mißlungener, so doch überaus folgenreicher Versuch der gesamten Christenheit, die an den Islam verlorenen altchristlichen Gebiete im ganzen Umfange wieder zu gewinnen und daneben die Herrschaft des Kreuzes so-

gar noch nach anderen Seiten über die bisherigen Grenzen auszudehnen«.

Es war »ein großer Antrag einem großen Geist gestellt«, als Kaiser Michael den Papst Gregor VII. um Hilfe rief und die Vereinigung der Christenheit des Ostens mit der abendländischen Kirche in Aussicht stellte.

Der Papst beschloß (1074), in eigener Person an der Spitze der Gläubigen des Abendlandes zur Befreiung der christlichen Brüder im griechischen Reiche auszuziehen, die griechische und die armenische Kirche dem Papsttum zu unterwerfen, nicht nur die Selbschuken aus Kleinasien zu vertreiben, sondern bis nach Jerusalem, zu den heiligsten Stätten der Christenheit vorzudringen. Er hatte ein Heer von 50 000 Mann gesammelt, als der Ausbruch des Investiturstreites ihn zwang, auf die großen Pläne im Orient zu verzichten.

Als Kaiser Alexios 1095 das Gesuch um abendländische Waffenhilfe erneuerte, bot er, im Gegensatz zu König Michael, die Kirchenunion nicht als Gegenleistung an, und Papst Urban II. hat, im Gegensatz zu Gregor VII., darauf verzichtet, den Griechen als Preis für die Waffenhilfe die Union abzuverlangen, nicht weil die Sorge um die Befreiung Jerusalems diejenige um das Heil der Griechen überschattet hatte, sondern deshalb, weil er die Unterstützung der Griechen, die durchaus im Mittelpunkt seiner Orientpolitik stehen blieb, vom allgemein christlichen Standpunkt aus leisten wollte. Man kann den Idealismus und die Selbstlosigkeit des Papstes anerkennen und bewundern; aber realpolitisch war die Aufrichtung des griechischen Kaisertums in seiner alten kirchlich-politischen Selbständigkeit ein schwerer und verhängnisvoller Fehler, denn »indem der Papst davon absah, der Befreiung des byzantinischen Reiches eine Auseinandersetzung mit den Griechen über die Kernfragen, die sie vom Okzident trennten, vorausgehen

zu lassen, legte er den Grund zu den Zerwürfnissen zwischen Byzantinern und Kreuzfahrern, die der altchristlichen Sache im Orient den größten Abbruch getan haben; statt zur festen Basis der abendländischen Expansion im Orient wurde das byzantinische Reich ihr hauptsächlichstes Hindernis».

Die Welle der Kreuzzugsbewegung, die Urban II., ein Papst französischer Herkunft, im Süden Frankreichs, auf dem Konzil von Clermont (1095) entfesselte, erreichte auch die Ufer des Rheins. Aber mag der Eifer in Flandern, Lothringen und in Schwaben nicht gering gewesen sein, der Erregung im mittleren und nördlichen Frankreich kam er nicht gleich. Der erste Kreuzzug blieb im wesentlichen ein Werk des französischen Adels, mochte auch ein deutscher Reichsfürst, der Herzog von Lothringen, Graf Gottfried von Bouillon, der Führer der deutschen Ritter und Herren im Kreuzheere und nach der Eroberung Jerusalems der erste König dort geworden sein. Kein anderer deutscher Reichsfürst nahm an der Heerfahrt teil; denn als der Kreuzzugsgedanke die romanischen Ritterschaften und die breiten Massen der romanischen Nationen fortriß, lag Deutschland im Investiturstreite, im Kampfe zwischen Kaiser und Papst. Aber seinen Anteil an den Folgen jenes weltgeschichtlichen Ereignisses hat Deutschland doch davongetragen: Papst Urban II. hatte sich, durch den Kreuzzug eines alle Stände gleichmäßig überwältigenden kirchlich kriegerischen Gedankens bemächtigt, an die Spitze einer bald die gesamte Christenheit des Abendlandes ergreifenden Bewegung gestellt und den romanischen Nationen, die sich vor allem angeschlossen und im Anschluß an ihn wieder näher zusammentraten, von neuem einen Mittelpunkt gegeben, wie sie ihn seit den Zeiten des römischen Weltreiches nicht gehabt hatten. Nunmehr konnten die Ideen Gregors VII. wohl noch bekämpft und zeitweise

unterdrückt, aber nicht mehr ganz vernichtet werden«. Der Sieg des Papsttums im Investiturstreit war zwar noch nicht wirklich, aber doch schon ideell und moralisch entschieden, denn »den Siegen, welche im fernen Orient die fränkischen Ritter unter der Fahne des heiligen Petrus erröchten hatten, vermochten die Könige der abendländischen Christenheit nichts an die Seite zu stellen: in diesen schien gleichsam der augenfälligste Beweis für die Notwendigkeit jener allgemeinen Oberherrschaft zu liegen, welche die Nachfolger Petri jetzt in der Christenheit in Anspruch nahmen«.

Die drei im ersten Ansturm gegründeten lateinischen Herrschaften Jerusalem, Antiochien und Edessa waren durch ihre Uneinigkeit und Sonderpolitik sowie durch die Restaurationspolitik der byzantinischen Kaiser, welche die Oberherrlichkeit über diese einst von ihnen beherrschten Länder in Anspruch nahmen, besonders aber, und zwar an der verwundbarsten Stelle vom Osten her, durch die immer höher steigende Macht des Sultans Zanki bedroht, der im Dezember 1144 die Vormauer der christlichen Herrschaft in Syrien, Edessa, eroberte. Papst Eugen III. säumte nicht, nach Empfang der Hilfesuche der lateinischen Christen des Orients, am 1. Dezember 1145 ein Schreiben nach Frankreich zu senden, in welchem er mit lautem Weheruf über den Fall Edessas die Nachkommen der ersten Kreuzfahrer aufforderte, die Waffen für die heiligen Stätten zu ergreifen. Durch seine Streitigkeiten mit den Römern verhindert, persönlich nach Frankreich zu eilen, übertrug der Papst die Kreuzpredigt seinem Ordensgenossen, dem Zisterzienserabte Bernhard von Clairvaux. Dieser außerordentliche Mann hat ein Menschenalter hindurch mehr als irgendein weltlicher oder geistlicher Fürst die Weltgeschichte bestimmt. Er war längst das Orakel Frankreichs in allen kirchlichen Dingen, als seine hinreißende Be-



Ludwig der Bayer wird in der Peterskirche zu Rom zum Kaiser gekrönt. □

Unter den kaiserlichen Krieglern rechts im Vordergrund Münchner und Landshuter Bürger, kenntlich durch das Banner mit dem Münchner Kindl und den bayrischen Rauten sowie durch die drei Ellenhüte, das Wappen der Stadt Landshut. ■



beredsamkeit auf dem Reichstag zu Dezelay bei Nevers, Ostern 1146, für den neuen Kreuzzug dieselbe Begeisterung entfachte, wie Papst Urban II. auf dem Konzil von Clermont für den ersten. Auch diesmal erreichten die Wellen der Bewegung den deutschen Rhein, auch diesmal verursachten sie (wie 1097) zunächst die Untaten einer Judenverfolgung. Da deren Urheber Radulf ein Ordensgenosse Bernhards war, so hatte letzterer einen persönlichen Grund, zu ihrer Abstellung zu erscheinen. Aber mehr als dieser Anlaß leitete ihn die Absicht, auch Deutschlands König und Volk für den neuen Kreuzzug zu begeistern und so dessen Gelingen sicherzustellen. Zweimal, zu Frankfurt und zu Speier, hatte Bernhard den König Konrad III. für die Kreuzfahrt zu gewinnen vergebens versucht. Als er das drittemal zu Speier am dritten Weihnachtstage (27. Dezember 1146) des Königs Sinn in einer Unterredung zu erweichen suchte, fand er ihn schon schwankend, und sofort unternahm er es, ihn öffentlich zur Entscheidung zu drängen. Wie gewöhnlich hörte der König auch an diesem Tage mit seinem Gefolge die Messe. Die heilige Handlung war noch nicht vollendet, da erhob sich Bernhard, gegen seine Gewohnheit unaufgefordert, zur Rede und erklärte, der Festtag dürfe nicht ohne Predigt vorübergehen. Am Schluß der Rede wendete er sich mit überraschendem Freimut an den König; das jüngste Gericht stellte er ihm vor die Seele, den König Rechenschaft ablegend vor dem Throne Gottes, Christus auf dem Throne sitzend und sprechend: »Mensch, was habe ich Dir Gutes tun können und habe es nicht getan?« Während Bernhard ihm noch die Gaben, die er aus Gottes Hand empfangen, aufzählte, rief der König überwältigt unter Tränen: »Ich erkenne die Gaben der göttlichen Gnade an und will nicht ferner undankbar erfunden werden. Ich bin

bereit, dem Herrn zu dienen, da ich von ihm selbst dazu berufen werde.« Rührung und Begeisterung ergriffen die ganze Versammlung, als König Konrad das Kreuz und vom Altar die Fahne aus den Händen Bernhards nahm, um sie dem Heere des Herrn voranzutragen. Seinem Beispiele folgten viele der anwesenden Fürsten. Es war der größte Triumph, den die Beredsamkeit Bernhards gefeiert hat; er selbst, der Wunder nicht achtend, von welchen das Volk seine Reise in Deutschland begleitet sah, bezeichnete Konrads Überredung zum Kreuzzuge als das »Wunder der Wunder«.

Und doch war dieser Erfolg Bernhards weder für das Reich und die Kirche, da der Papst den Zug des Königs zur Kaiserkrönung, die Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft in Rom und den Kampf gegen König Roger von Sizilien erwartete, noch für die Kreuzfahrt selbst ein Gewinn. Denn die Rücksicht auf den König von Deutschland bewog auch diesmal die Franzosen, nicht den von König Roger vorgeschlagenen Seeweg, sondern mit den Deutschen den Landweg, durch Ungarn und das byzantinische Reich, nach Syrien zu wählen. Dadurch hat man zwei der mächtigsten Hauptursachen, welche das Mißlingen dieser und anderer Kreuzfahrten erklären, mit in Kauf genommen: man trat in einem Zeitalter spärlichster geographischer Kenntnisse und unentwickeltster Verkehrsmittel Märsche von endloser Weite bei oft unüberwindlicher Schwierigkeit der Verpflegung und in der glühenden Sonne Asiens an, und man mußte mit den Hindernissen kämpfen, welche die imperialistische Tendenz der byzantinischen Kaiser aus dem Hause der Komnenen der Kreuzfahne und ihren Fortschritten allzeit bereitete. Wenn auch König Konrad im Bunde mit Kaiser Manuel, der seine Schwägerin zur Gattin hatte, stand, so waren die Franzosen, mit den Normannen

Unteritaliens befreundet, Feinde des Kaisers, der das Fürstentum Antiochien bedrängte, und so trug das gemeinsame Unternehmen der Deutschen und Franzosen schon die Keime der Zwietracht und künftiger Konflikte in sich.

Ruhmlos und ohne jeden Erfolg verlief dieser Kreuzzug. »Die beiden Könige waren zusammen ausgezogen, eines Herzens, eines Sinnes, zu einem großen Unternehmen, in gleichem Glaubenseifer; sie kehrten nicht nur auf verschiedenen Wegen zurück, sondern auch durch die Politik in verschiedene Kriegslager getrieben.«

Bevor noch die Trümmer der königlichen Heere aus dem Orient zurückkehrten, war die Kreuzfahrt gegen die Wenden beendet. Der norddeutsche sächsische Adel hatte nicht an der Kreuzfahrt nach Syrien teilgenommen; sein Plan, gegen die heidnischen Wenden zu ziehen, hatte Bernhards Beifall gefunden. Das erste Heer der Wendenfahrer, 40000 Mann stark, unterstützt von einer dänischen Flotte, drang ins Abotritenland ein; das zweite, 60000 Mann stark, operierte, unterstützt durch eine Diversion der Polen, südlich vom ersten. Ihre Erfolge entsprachen nicht den aufgewandten Mitteln; aber sie dienten doch im allgemeinen der Stärkung des Christentums und der deutschen Herrschaft im Osten.

Auch nach dem verunglückten zweiten Kreuzzuge fehlte es den drei noch übrig gebliebenen Kreuzfahrerstaaten Syriens, dem Königreich Jerusalem, dem Fürstentum Tripolis und dem sehr geschwächten Fürstentum Antiochien weder an immer frischem Zuzug aus dem Abendlande noch an Tatkraft und Unternehmungslust, wohl aber fehlte ihren Regenten und Regentinnen jede höhere, politische Begabung, so daß sie in einem Augenblick, in welchem der Islam einen ebenso klugen als kühnen Führer in der Person Sultan Saladins erhielt, planlos handelnd die Vereinigung der beiden Zentren

mohammedanischer Macht, Ägyptens und Damaskus, in einer Hand eher förderten als hinderten. »Der Herr, ihr Gott, war von ihnen gewichen«, sagt der zeitgenössische Erzbischof Wilhelm von Tyrus von der politischen Verblendung der syrischen Christen. Jetzt begann bald der Todeskampf der christlichen Kreuzfahrerstaaten. Die Entscheidungsschlacht wurde am 4. Juli 1187 am Berge Hattin, unfern des Sees Genesareth geschlagen. Hier an den dünnen, heißen Bergabhängen sank die Ritterschaft des Königreichs Jerusalem tapfer kämpfend vor Saladins Übermacht dahin. In den nächsten Wochen fielen die festen Plätze im Lande und an der Küste Akkon, Beirut, Sidon, Caesarea, Jaffa, Gaza, danach am 2. Oktober 1187 Jerusalem selbst. »Die von den Franken an erinnerungsvollen Orten angelegten und dem Patriarchat unterstellten Bistümer erloschen, die zahlreichen Kreuzfahrerkirchen wurden zu Moscheen, in den Burgen lagen Saladins Besatzungen, das ganze Land war seines.« Der einzige nennenswerte Platz des Königreichs Jerusalem, den Saladin oder seine Emire nicht eingenommen hatten, war Tyrus unter Markgraf Konrad von Montferrat.

Die Nachricht vom Untergang der christlichen Herrschaft in Palästina wirkte wie ein Weckruf an die abendländische Ritterschaft, ihre Überlegenheit über die arabische zur Geltung zu bringen. Am 13. Januar 1188 schlossen die kriegsführenden Könige Philipp August von Frankreich und Heinrich II. von England den Frieden von Gisors, um sich zum Kreuzzuge zu rüsten. Kein Reich der Welt aber stand damals mächtiger da als Deutschland unter der Regierung des Neffen Konrads III., unter Friedrich I. Barbarossa. Das Gefühl allgemeinen materiellen und geistigen Wohlbehagens hatte alle Schichten der Nation durchdrungen. Seit dem Frieden von Venedig (1177) hatte der Kaiser das Reich von

Erfolg zu Erfolg geführt, bis die Anwartschaft auf die Erwerbung der normannischen Monarchie Unteritaliens, die Vereinigung der Mittel dieser blühenden Monarchie mit dem Imperium und den Ritterschaften Deutschlands in der Hand einer und derselben Dynastie alle bisherigen Erfolge des Kaisertums übertraf und ihm eine universale Stellung verlieh. Dies führte zu einem letzten Streite mit der Kurie. Als aber Gregor VIII. den Stuhl Petri bestieg, hielt er Frieden und bemühte sich, wie sein Nachfolger Clemens III., die Christenheit zur Wiederbefreiung des heiligen Grabes in die Waffen zu rufen. Aber von jener zündenden Gewalt, mit welcher einst Papst Urban II. und dann der heilige Bernhard die Massen zum Kampfe fortgerissen haben, findet sich bei ihrer Wirksamkeit wenig. »Die ganze Unternehmung erscheint vielmehr von Anfang an bedingt durch die freien Entschlüsse der führenden nationalen Gewalten.«

König Friedrich I. berief auf Lätare (17. April) 1188 einen »Hoftag Jesu Christi« nach Mainz. Im Dom zu Mainz, wo er am Fuße des Thronessels, den er für Christus als den Vorstehenden freiließ, Platz nahm, empfing der Kaiser mit seinem Sohne Friedrich und Tausenden von Rittern das Kreuz. Zur Sicherung des Erfolges seines Unternehmens traf er die umfassendsten Maßregeln. Das Heer, welches sich um Georgi (23. April) 1189 zu Regensburg sammelte, dürfte das schlagfertigste und glänzendste gewesen sein, welches das deutsche Reich während des ganzen Mittelalters aufgestellt hat. Die Blüte der deutschen Ritterschaft hatte sich um den Kaiser gesammelt. Der Kaiser schien die Summe seiner militärischen Erfahrungen zu verwerten, um den Sieg zu sichern.

Am 11. Mai 1189 brach er von Regensburg auf, erzwang mit Gewalt von den vertragsbrüchigen Griechen, die den Kreuzzug nur als ein wohlberechnetes

politisches Unternehmen betrachteten, freien Durchzug, Verpflegung und Transport über den Hellespont nach Kleinasien, errang durch seine schwer gepanzerten Ritter am 18. Mai 1190 einen glänzenden Sieg über den Sultan von Ikonium und fand im christlichen Armenien, dessen Fürsten Leo II. er die Krönung zum König anbot, die beste Aufnahme.

Doch da, an der Schwelle einer neuen und unberechenbaren Wirksamkeit, befand sich der Kaiser am Ende seiner Taten: auf dem Marsche von den Tauruspässen nach dem Meere, unweit der Küstenstadt Seleucia, ist Friedrich I. am 10. Juni 1190 im Flusse Saleph ertrunken. — Nach dem Tode des Führers kehrte ein großer Teil der Kreuzfahrer zur See von den armenischen Häfen aus nach Deutschland zurück. Die übrigen folgten des Kaisers Sohn Friedrich von Schwaben weiter nach Syrien, wo aber der Kern des Heeres im Juli 1190 der Pest erlag. Die letzten Überbleibsel vereinigten sich im Oktober mit den vor Akkon lagernden christlichen Scharen, welche an der Seeseite die Ankunft der Könige von Frankreich und England erwarteten. Hier starb am 20. Januar 1191 auch Herzog Friedrich von Schwaben an der Lagerseuche. Der einzige Erfolg von Wert und Dauer, den die Kreuzfahrt der beiden Könige von Frankreich und England hatte, war die Eroberung Akkons am 12. Juli 1191, das nun 100 Jahre lang der Hauptplatz der Christen und ihr letzter Besitz in Syrien blieb.

Während das Unternehmen der Hohenstaufen im Orient derartig mißglückte, gelang es bald darauf (1194) dem Kaiser Heinrich VI., von der normannischen Monarchie Süditaliens Besitz zu ergreifen. Der Machtaufschwung des deutschen Kaisertums war niemals gewaltiger. Ganz Europa und die asiatischen und afrikanischen Gestade des Mittelmeeres zog Heinrich VI. in den Kreis seiner Tätigkeit; die Leitung der ganzen Welt

schien in seiner Hand zu liegen. Und nun sollte ein gewaltiger Kreuzzug unter seiner Leitung ihn als den Gebieter der Christenheit erweisen, das Papsttum mit dem tatsächlichen Verlust des Kirchenstaates und der Lehnsherrschaft über Sizilien versöhnen und vielleicht auch durch Eroberung des oströmischen Reiches die Einheit des alten römischen Imperiums wie der Kirche wiederhergestellt werden. Am 31. März 1195 nahm der Kaiser in Bari das Kreuz, und bald darauf erging seine Anweisung zur Rüstung der Kreuzfahrt an die deutsche Geistlichkeit. Im Sommer 1197 standen etwa 60 000 Mann deutscher Kreuzfahrer in Unteritalien; die ungeheuren Entwürfe nahen ihrer Verwirklichung, da starb am 28. September Heinrich VI. in Messina an dem Rückfall eines Fiebers, das er sich während einer Jagd zugezogen hatte. Unmittelbar nach seinem Tode trat der Zusammenbruch des stolzen Gebäudes der hohenstaufischen Weltmonarchie ein, die in der Persönlichkeit Heinrichs VI. allein, dieses größten Realpolitikers des Mittelalters, ihr Fundament hatte.

Fast in demselben Moment, in welchem das staufische Haus seinen tatkräftigsten Vertreter verlor, gewann die römische Kurie einen Führer, der ihre weltgeschichtliche Stellung wiederherstellte: Papst Innocenz III. Die Größe desselben liegt in der Vereinigung asketischer Schulung mit jener eminent staatsmännischen Begabung, von welcher uns seine Briefe und politischen Aktenstücke Zeugnis geben. Von selber fiel die Leitung der Kreuzzugsbewegung in die Hand des Papsttums zurück, und mächtig und eindringlich ließ Innocenz die Posaune des heiligen Krieges ertönen. Jeder Herrscher, so schrieb er, sei vor allem Christo, dem obersten Lehnsherrn, welchem die Feinde sein Land entzissen hätten, zur Hilfeleistung verpflichtet. Aber der vierte Kreuzzug nahm eine für ihn unerwartete Wen-

dung; die Klugheit des Dogen Dandolo von Venedig entwand ihm die Leitung des Kreuzzuges, und dieser endete nicht in Syrien, sondern mit der Eroberung Konstantinopels (1204). Wenn nun auch dieser Erfolg vornehmlich von der französischen Ritterschaft errungen war, welche der Bußprediger Fulko von Neuilly für das heilige Land in die Waffen gerufen hatte, so waren doch auch damals im südwestlichen Deutschland dem Rufe des Abtes Martin von Paris bei Colmar im Elsaß Tausende gefolgt, mit denen dieser Zisterzienser Mitte April 1202 nach Italien aufbrach und dann auch wenigstens an der ersten Waffentat, der Eroberung des ungarischen Zara (24. November 1202) teilnahm.

Nichts lehrt deutlicher, daß nunmehr auch in Deutschland, wenigstens in seinen westlichen Teilen, die Kreuzzugs idee alle Volksklassen ergriffen hatte, als der Kinderkreuzzug des Jahres 1212. Wie in Frankreich der Hirtenknabe Stephan, so fand in Deutschland der zehnjährige Nikolaus aus Köln für seine Kreuzzugspredigt bereitwilliges Gehör. Mit einem Gestell, auf welchem sich ein Kreuz in Gestalt eines lateinischen T befand, trat er auf und mit der Verheißung, er werde trockenen Fußes das Meer durchschreiten und in Jerusalem ein ewiges Friedensreich aufrichten. Entsprach es der mittelalterlichen Weltanschauung, den Sünden der Kreuzfahrer das Mißlingen der Kreuzfahrten zuzuschreiben, so ist es nicht unbegreiflich, daß man von sündenlosen Kindern die Wiedergewinnung des heiligen Grabes erhoffen mochte. Während Deutschland im Thronstreit zwischen Staufer und Welfen blutete, sammelten sich gegen 20 000 Knaben und Mädchen nebst vielem liederlichen Gesindel um Nikolaus und pilgerten südwärts über die Alpen. Ging schon auf diesem Marsche ein großer Teil zugrunde, während andere, von den Beschwerden des Zuges abgeschreckt, nach Hause zurückkehrten,

so kamen doch noch mehrere Tausende über Piacenza nach Genua (25. August), dessen Podestà sie jedoch zum Abzuge nötigte. Nun durchzogen sie Italien in seiner ganzen Länge bis Brindisi; aber hier mußten sie infolge der verständigen Vorstellungen und Maßregeln des Bischofs die Rückkehr beschließen, auf welcher Hunderte am Rande der Landstraßen vom Wandern erschöpft zusammenbrachen. Ein schlimmeres Los traf die Mädchen, die jeder Art von Verführung und Vergewaltigung anheimfielen. Nur geringe Reste der ganzen Schar sahen krank, verspottet und beschimpft die Heimat wieder.

»Diese Kinder beschämen uns; während wir schlafen, ziehen sie fröhlich aus, um das heilige Land zu erobern«, soll Papst Innocenz III. ausgerufen haben, und kaum war dieses Unternehmen zerronnen, als er die ganze Christenheit zu einem neuen Kreuzzug aufrief (19. April 1213). Eine Kirchenversammlung, das vierte allgemeine Konzil im Lateran (1215), so allgemein und so stark besucht, daß die römische Kirche »vom Ebro bis zum Nil und zum Schwarzen Meer als die gemeinschaftliche Organisation der christlichen Welt erschien, innerhalb deren Unterschiede der nationalen und politischen Gemeinwesen fast verschwanden«, traf die Vorbereitungen für die endliche Befreiung Jerusalems: am 1. Juni 1217 sollten die Kreuzfahrer in Brindisi oder Messina sich einfinden. Aber der große Papst starb vorher (16. Juli 1216), und obwohl sein hochbetagter Nachfolger keine Idee aus dem großen Erbe seines Vorgängers so hingebend pflegte als die Ausführung des angesagten Kreuzzuges, so scheiterte dennoch der fünfte Kreuzzug vollständig. Der Anteil der Deutschen an ihm war aber nicht unrühmlich. Friesische und norddeutsche Seepilger suchten erfolgreich unter den Grafen Georg von Wied und Wilhelm von Holland an Portugals und Spaniens Küsten

mit den Mauren, und trugen, in Ägypten angelangt, zu der einzigen glücklichen Waffentat des Kreuzzuges entscheidend bei: der Eroberung Damiettes. Es war ferner der Rat deutscher Reichsfürsten, des Herzogs Ludwig von Bayern und des Hochmeisters des deutschen Ordens Hermann von Salza u. a., die im Einverständnis mit Kaiser Friedrich II. im Jahre 1221 einen aussichtsvollen Angriff auf Palästina von Damiette aus befürworteten, während der päpstliche Legat Pelagius zu dem verhängnisvollen Zuge gegen Kairo drängte. Als Pelagius zur Kapitulation genötigt wurde (30. August 1221) und Damiette geräumt werden mußte, bestimmte der Wortlaut des auf acht Jahre geschlossenen Waffenstillstandes, daß ihn nur ein gekrönter König sollte aufkündigen dürfen. Damit war das Eintreten des deutschen Kaisers Friedrich II. in Aussicht genommen. Seine Abwesenheit war zwar nicht die einzige und nicht die vornehmste, aber nächst dem Starrsinn und der Kopflosigkeit des päpstlichen Legaten, der dem Rat kriegserfahrener Fürsten niemals folgte und nur Papst und Kaiser als seine Übergeordneten anerkannte, eine der wichtigsten Ursachen für das Scheitern des fünften Kreuzzuges.

An seinem Krönungstage (25. Juli 1215) hatte sich Friedrich II. unter dem Eindruck einer Kreuzpredigt im Münster zu Aachen mit dem Zeichen des Kreuzzugsgelübdes geschmückt. Unter den gespanntesten Verhältnissen und doch mit dem verhältnismäßig größten Erfolg vollzog sich dieser letzte Kreuzzug, an welchem Deutschland teilgenommen hat. Solange der welfische Widerstand in Deutschland nicht gebrochen war, befand sich Friedrich tatsächlich nicht in der Lage, den Kreuzzug anzutreten. Nach deren Niederwerfung und nach der Kaiserkrönung (22. November 1220) nahm ihn die Reorganisation seiner unteritalischen Erbmonarchie so in Anspruch, daß er selbst

vom Papst Honorius III., der nur für den Kreuzzug lebte, ohne Schwierigkeiten Aufschub erhielt. Aber als er zum dritten Male im Vertrage von San Germano (25. Juli 1225) einen Aufschub von zwei Jahren erwirkte, wurde eine Überschreitung dieser Frist bereits mit dem Banne bedroht. Papst Honorius III. erlebte sie nicht. Als nach seinem Tode (18. März 1227) der achtzigjährige, rüstige und energische Gregor IX., der bisherige Geschäftsträger des Kreuzzuges, zu seinem Nachfolger bestellt worden, erkannte Friedrich II., dem es bisher gelungen war, in einem beständigen diplomatischen Gefecht die Kurie aus einer Position in die andere zu drängen, die Bedeutung dieser Wahl sofort. Er brachte die Vorbereitungen für den Kreuzzug zum Abschluß. Während er in Sizilien Steuern eintrieb, ging Hermann von Salza nach Deutschland, um die dortigen Rüstungen zu beschleunigen. Vom Mai bis August 1227 trafen etwa 60 000 Kreuzfahrer in Apulien ein, um in Brindisi auf kaiserlichen Schiffen in See zu gehen, an der Spitze der deutschen Kreuzfahrer stand Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth. Bei der unerwartet großen Zahl der Pilger stockte sowohl die Verpflegung wie die Einschiffung, und so erlag schon ein großer Teil derselben in den apulischen Häfen dem Sommerfieber. Am 8. September 1227 fuhren Friedrich II. und der Landgraf mit dem dritten und letzten Geschwader von Brindisi ab, wurden aber beide unterwegs von der herrschenden Krankheit ergriffen. Sie kehrten zurück und landeten in Otranto; hier starb am 11. September der Landgraf, und Friedrich sah sich genötigt, den Zug ohne seine Führung nach Syrien abgehen zu lassen. Da verhängte Gregor IX. am 29. September auf Grund des Vertrages von San Germano den Bann über ihn. Letzterer verteidigte sich in einem Manifest gegen die Beschuldigungen, welche der Papst

in einem Rundschreiben an die Christenheit gegen ihn erhoben hatte, widerrief, wiederholt gebannt, alle Gebietsabtretungen an das Papsttum und ging dann doch Ende Juni 1228 in Begleitung Hermanns von Salza mit 40 Schiffen und einem wesentlich deutschen Heere von ungefähr 10 000 Mann unter Segel. Nachdem er in Cypern seine Oberlehensherrlichkeit erneuert hatte, erreichte er am 7. September 1228 die Stadt Akkon. Wenn nun in Friedrich II. gegenüber seinen ritterlich gebildeten Ahnen die kriegerischen Neigungen hinter den diplomatischen zurücktraten, wenn sich bei ihm in der diplomatischen Behandlung der Geschäfte die außerordentliche Begabung seines Geschlechtes entwickelte, so mußte er den Ausgang seiner Kreuzfahrt von dem Fortgang der Unterhandlungen, welche er bereits vor seiner Abfahrt mit dem Sultan Kamil von Ägypten angeknüpft hatte, um so mehr abhängig machen, als seine Truppenmacht nicht groß war, die Templer und Johanniter dem gebannten Kaiser den Gehorsam verweigerten und das Heer auf Grund päpstlicher Anordnung seinem Oberbefehl überhaupt nicht mehr unterstand, so daß alle Befehle »im Namen Gottes und der Christenheit« erlassen werden mußten. Aber was auf christlicher Seite fehlte, wurde von mohamedanischer ersetzt. Die Spannung Kamils mit den Sultanen von Damaskus machte ihm ein Bündnis mit dem Kaiser wünschenswert, und so kam am 4. Februar 1229 der Vertrag zustande, in welchem der Sultan den Waffenstillstand mit den Christen um 10 ½ Jahre verlängerte, und ferner Jerusalem, Bethlehern, Nazareth mit den dazwischenliegenden Straßen und Ortschaften und Sidon dem Kaiser überwies. Schnell und ohne Opfer kam das heißersehnte Jerusalem in den Besitz der Christen. Jubelnd zogen sie am 17. März 1229 mit dem Kaiser in die seit 40 Jahren verlorene Stadt ein, am freu-

digsten die Deutschen, die ihre Kriegslieder sangen und abends ihre Wohnungen beleuchteten. Am 18. März begab sich der Kaiser mit allem Volk in die Grabeskirche und setzte sich selbst, da kein zur Krönung berechtigter Prälat anwesend war, zu Ehren des ewigen Königs die Krone von Jerusalem auf das Haupt. Am 19. März verließ er Jerusalem, während die heiligen Stätten auf den Befehl des Patriarchen mit dem Interdikt belegt wurden, und rüstete sich zur Heimkehr nach Italien, wo er nach raschem Waffenerfolge leicht den Papst versöhnte und dem heiligen Lande Ruhe und Frieden wiedergab und sicherte. Der letzte große Erfolg in den Kreuzzügen war einem deutschen Kaiser beschieden. Ein deutscher Reichsfürst hatte einst als erster die Krone Jerusalems getragen und ein deutscher Kaiser hat Jerusalem zum letztenmal der Christenheit zurückgewonnen. Freilich ging die heilige Stadt schon nach 16 Jahren durch die Eroberung der Chwaresmier (1244) verloren, und nie mehr hat das Kreuzesbanner als Wahrzeichen der Christenherrschaft von den Mauern der heiligen Stadt herabgeweht. Von Deutschland, dessen Kaiser wieder einmal mit dem Papste in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt war, konnte keine Hilfe gebracht werden. Nach dem Urteile des frommen französischen Königs, der die beiden letzten erfolglosen Kreuzzüge unternahm, Ludwigs IX. war aber für den Erfolg jedes neuen Kreuzzuges die Hilfe Deutschlands und seines Kaisers unentbehrlich.



Die Entstehung der deutschen Territorien.

Von Georg von Below.

Das deutsche Volk hat im früheren Mittelalter lange Zeit einen einheitlichen Staat gehabt. In diesem kamen allmählich Gewalten von selbständiger Bedeutung, Territorien und freie Städte, auf, und sie haben, im Bunde mit auswärtigen Mächten, den einheitlichen Staat schließlich zerstört. Für alles Elend, das über Deutschland infolge seiner politischen Zersplitterung hereingebrochen ist, müssen wir die Territorien mit verantwortlich machen.

Im 19. Jahrhundert haben wir wieder ein einiges deutsches Reich erhalten. Dieses ist durch die Landesherrschaft geschaffen worden, vor allem durch eine mächtige Landesherrschaft, die sich zur führenden Macht in Deutschland erhob.

Das deutsche Reich, das im 19. Jahrhundert neu begründet worden ist, hat die Gestalt eines Bundesstaates, nicht die eines Einheitsstaates. Die alten Landesherrschaften haben noch eine große Bedeutung behalten. Das neue Reich ist aufgebaut auf ihnen.

Deutschland hat vor anderen Ländern den Vorzug, daß ihm eine große Mannigfaltigkeit des Lebens eigentümlich ist. Es besitzt eine Reihe von Großstädten mit allem Reichtum des großstädtischen Lebens, die ganz unabhängig nebeneinander stehen; eine Menge selbständiger industrieller Distrikte; eine Mehrzahl von Mittelpunkten der Kunst und Wissenschaft. In den verschiedenen Landschaften pulstert ein eigenes Leben mit besonderen sozialen Verhältnissen, Sitten und Gedankenrichtungen. Auch diese Eigenschaften unseres Vaterlandes hängen zu einem sehr beträchtlichen Teile mit der Vielheit der Landesherrschaften zusammen, die im Mittelalter aufgekomen

sind und jahrhundertlang Deutschland beherrscht haben.

So gehen Unglück und Glück Deutschlands, viele seiner Mängel und seiner Vorzüge wesentlich auf die Bildung der alten Territorien zurück.

Wollen wir die Entstehung der Territorien verfolgen, so ist uns der Ausgangspunkt in Einrichtungen des fränkischen Reiches gegeben. Unter den Merowingern wurde die Grafschaftsverfassung ausgebildet, und mit der Ausdehnung ihrer Herrschaft hielt auch diese ihren Eroberungszug: überall, soweit das Gebot des fränkischen Königs galt, finden wir das Grafenamt; das ganze große Reich zerfiel in Grafschaften. Der Graf war königlicher Beamter; der König konnte ihn nach freiem Ermessen ein- und absetzen, war auch in der Wahl der Personen nicht beschränkt. Die Kompetenz des Grafen war umfassender Art. Als Inhaber militärischer Gewalt hob er den Heerbann seines Distriktes aus und führte ihn an. Mit den militärischen vereinigte er gerichtliche Befugnisse, indem er die Stellung eines obersten Richters der Grafschaft einnahm, d. h., bei der mittelalterlichen Scheidung zwischen prozessualem Zwang und prozessualer Kognition, Beamter für die Leitung des Prozesses und die Exekution war. Er besaß ferner die Polizeigewalt in der Grafschaft und übte Funktionen der königlichen Finanzverwaltung aus. Wie den Beamten jener Zeit überhaupt, so fehlte auch ihm das feste Gehalt. Ihm fielen als Dienstentschädigung namentlich die Nutzung des Grundbesitzes, mit dem das Amt ausgestattet war, und ein Drittel der Gerichtsgefälle und der Bannbußen zu. Die anderen zwei Drittel bezog der König. An diese Grafen der fränkischen Zeit knüpft der deutsche Landesherr an. Zwar haben die alten Grafschaften bedeutende Umwandlungen erfahren, bis es zur Bildung der Territorien kam. In wesentlichen Stücken erkennt man jedoch in der

Landesherrschaft das Grafenamt wieder. Wenn der fränkische Graf den Charakter eines wahren Beamten hatte, so trat hier bald eine Änderung ein. Schon am Anfang des 7. Jahrhunderts hatte der merowingische König versprechen müssen, fortan nur Grundbesitzer desselben Gaus als Grafen einzusetzen. Erachteten die Karolinger sich auch nicht an diese Bestimmung gebunden, so gelangte doch unter den letzten Vertretern dieser Dynastie eine andere, folgenswerere Neuerung zur Geltung: das Lehnrecht ergriff die Grafschaft. Die Verleihung des Amtes geschah jetzt nach lehnrechtlichen Grundsätzen, so daß sein Inhaber einen privatrechtlichen Anspruch erhielt, es für Lebenszeit des Empfängers und Verleihers übertragen wurde. Mit der allgemeinen Vererblichung der Lehen bildete sich dann auch die Vererbung der Grafenämter aus. Im westfränkischen Reich war sie bereits in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die Regel; im ostfränkischen entwickelten sich die Dinge etwas langsamer. Zunächst handelte es sich freilich nur um eine tatsächliche Vererbung; später aber folgte ihr auch die Ausbildung der rechtlichen Erblichkeit nach. Im 11., spätestens im 12. Jahrhundert ist sie zu einem allgemein anerkannten Gewohnheitsrecht geworden. Beschränkte sich die Vererbung grundsätzlich auf den Mannsstamm, so fielen praktisch Grafschaften doch mehrfach auch auf weibliche Verwandte. So weit entfernte sich das Grafenamt von seinem ursprünglichen Charakter.

Neben der Umwandlung der Grafenämter in Lehen ging eine andere Entwicklung her, welche die äußere Gestalt der Grafschaft veränderte. Die Bezirke der Grafen wurden durchbrochen durch Herstellung von Immunitätsgebieten und andere Exemtionen. Insbesondere geistliche Institute, aber auch weltliche Herren erhielten vom König Privilegien, durch die ihr Besitz in größerem oder geringerem

Maße von der Gewalt des Grafen eximiert wurde. Im Laufe der Zeit steigerte sich der sachliche Umfang der Exemption und ebenso die Zahl solcher Fälle. Sehr viele geistliche und weltliche Herren besaßen jetzt Gebiete, von denen der Graf vollständig oder fast vollständig ausgeschlossen war. Mehrfach wurde auch die Gerichtsbarkeit, die einem geistlichen Herrn zugesprochen worden war, über seinen grundherrschaftlichen Besitz hinaus ausgedehnt. Endlich verkleinerten die aufkommenden Städte mit ihren besonderen Stadtgerichtsbezirken die gräflichen Gebiete. Wohl kaum eine Grafschaft behauptete noch ganz die alten Grenzen. Oft war der Teil, über den der Graf unmittelbar gebot, jetzt nur ein bescheidener Rest seines ehemaligen Gebietes. Die durch Exemption gebildeten Bezirke sahen den verkleinerten Grafschaften im wesentlichen gleich und standen ihnen in der Gerichtsverfassung des Reiches meistens parallel. Ein Ausdruck dieser Zerstückelung, dieser Auflösung der Grafschaften war es, wenn sich jetzt die Grafen nicht mehr wie früher nach einem Gau nannten, sondern nach einer Stadt, Burg, einem Schloß, in dem sie sich gern aufhielten.

Die Grafschaftszersplitterung hätte die Stellung der Grafen schwächen müssen, wenn ihnen nicht gerade die neuen Verhältnisse Gelegenheit gegeben hätten, ihre Gewalt auf Umwegen zu vermehren, wieder größere Komplexe in ihrer Hand zu vereinigen.

In der fränkischen Zeit war grundsätzlich über jede Grafschaft ein Graf gesetzt, wie es nicht anders sein konnte, wenn der Graf wirklich Beamter bleiben sollte. Als aber mit dem Eindringen des Lehnswesens das Grafenamt mehr und mehr nach privatrechtlichen Gesichtspunkten behandelt wurde, kam es vor, daß mehrere Grafschaften unter einem Grafen standen. Man findet nun 7–15 Grafschaften in einer Hand. Einen anderen

Erwerb bot den Grafen der kirchliche Besitz. Die kirchlichen Institute bestellten nämlich für ihre Immunitätsbezirke Dögte als Verwalter der Justiz. Wie diese eximierten Gebiete den Grafschaften parallel standen, so hatte auch der Dögt in ihnen Funktionen, die denen des Grafen in seiner Grafschaft entsprachen. Und eben darum mußte der Posten eines Dögtes den Grafen beehrenswert erscheinen. In größter Zahl sehen wir sie kirchliche Dögte erwerben. Umgekehrt bot auch die Stellung eines Dögtes den Ausgangspunkt für eine Erweiterung der Herrschaft: manche mächtige Landesherrschaft der späteren Zeit setzt hauptsächlich einen alten Dögtebesitz fort. Es war in gewissem Sinne ein Rückwerb, der sich durch das Eindringen der Grafen in die Dögtämter vollzog. Oft haben die Könige den Bischöfen und Äbten, in denen sie treuere Diener als in den selbständig gewordenen Grafen sehen konnten, vollständige Grafschaften übertragen. Aber auch solche Vorgänge verursachten den weltlichen Herren nicht ganz den Verlust, der damit verbunden zu sein schien. Denn teilweise brachten sie jene Grafschaft, als Dögte oder als Lehnsgrafen der Geistlichen, wieder an sich.

Die Inhaber der Grafschaften und der Gerichtsbezirke, die diesen jetzt parallel standen, legten sich, nachdem sie sich in ihrem Besitz befestigt hatten, eine neue Bezeichnung bei. Vereinzelt im 12., ganz gewöhnlich im 13. Jahrhundert nannten sie sich Landesherrn, domini terrae. Sie wollten damit kundtun, daß ihre Stellung die eines Staatsoberhauptes sei; sie verglichen sich, wenn nicht mit dem deutschen König, so doch mit den Herrschern der Nachbarreiche. Sie fühlten sich nicht mehr als Beamte, wie die fränkischen Grafen, sondern empfanden die Selbständigkeit ihrer Gewalt; sie hatten nun auch ein Land, wie andere Fürsten. Es ist vielleicht nicht Zufall, daß die neue Bezeichnung unmittelbar nach dem Sturz des

Stammesherzogtums größere Verbreitung gewinnt. Die Stammesherzoge bildeten eine Instanz zwischen dem König und den Inhabern der gräflichen Rechte und hatten die Neigung, die letzteren herabzudrücken und von sich abhängig zu machen. Indem die Gefahr, die von ihnen den Landesherrn drohte, beseitigt wurde, traten diese unmittelbar unter den König und ihm gegenüber.

Neben dem Hinweis auf die Selbständigkeit der Stellung liegt in dem Wort Landesherr noch etwas anderes, indem die Besitzungen des Herrn als eine Einheit, als ein Land zusammengefaßt wurden. Wie vorhin angedeutet, konnten sie verschiedenen Ursprungs sein. Ein Herr besaß etwa den Rest einer alten Grafschaft, einige Kirchenvogteien und einen zugunsten eines weltlichen Großen eximierten Gerichtsbezirk; ein Stück als Lehen vom König, ein anderes von einem geistlichen oder weltlichen Fürsten, ein drittes als Allod: alles aber galt jetzt zusammen als das »Land«.

So finden wir nun statt der Grafschaften, in welche früher das Reich gleichmäßig geteilt war, Landesherrschaften, die Gebiete geistlicher und weltlicher Herren. Die neue Bezeichnung »Landesherr« war eine generelle. Sie schloß mehrere Gruppen mit besonderen Titeln ein. Voran standen nach mittelalterlicher Rangordnung die geistlichen Herren: Erzbischof, Bischof, Äbte, Äbtissinnen, Pröpste, Pröpstinnen. Ihr Besitz bestand aus alten Immunitätsbezirken, die zugunsten dieser Kirche hergestellt waren, aus Grafschaften, die der König ihr geschenkt hatte, und aus Immunitätsbezirken anderer Kirchen, welche die Vogtei ihr übertrugen, etwa dem Gebiet eines Klosters oder Stifts, dessen Vogtei der Bischof der Diözese erhielt. In der Reihe der weltlichen Landesherrn standen voran die Herzoge. Zum Teil setzten diese in ihrem vornehmen Titel die Erinnerung an das alte Stammesherzogtum

fort, besaßen jedoch nach dessen Sturz der Hauptsache nach nur eine landesherrliche Stellung. Zum anderen Teil waren die Herzoge von Haus aus bloße Titularherzoge. Auf sie folgten die Grafen, einige mit der Bezeichnung Land- und Markgrafen. Der Markgraf war ursprünglich ein wichtiger Grenzbeamter mit mehr Rechten als der einfache Graf. Im Laufe der Zeit verschwand jedoch dieser Unterschied, und der Graf bedeutete ebensoviel wie der Markgraf. Ähnlich verhielt es sich mit den Landgrafen. In den Benennungen der Grafen zeigt sich, wie schon angedeutet, daß in den Jahrhunderten seit der karolingischen Zeit die alten Grafschaften größtenteils zertrümmert worden waren. Unter den Landesherrn finden sich nicht viele, die ihren Namen von alten Grafschaften haben, wie die Grafen von Flandern, Hennegau, Brabant, Holland. Es überwiegt die Bezeichnung nach einer Burg und Stadt. Die Geschlechter nennen sich nach den Besitzungen, die ihnen gehören. Diese haben teilweise eine alte Grafschaft oder ihren Rest mitumfaßt. Aber es haben sich auch, und zwar zweifellos sehr oft, neue Grafschaften gebildet. Wie bemerkt, waren zugunsten weltlicher Herren häufig Exemtionen hergestellt worden. Ein so eximierter Bezirk mochte zunächst nicht viel bedeuten. Allein sein Inhaber konnte kirchliche Vogteien erwerben und durch deren Vereinigung mit seinem ursprünglichen Besitz sich ein beträchtliches Gebiet, eine ansehnliche »Landesherrschaft« schaffen. Wir hören aus den älteren Jahrhunderten, daß die Könige den geistlichen Instituten in Menge Gerichtsbezirke übertragen, und sind überrascht, daß hinterher die Territorien derselben doch nur einen bescheidenen Umfang haben, daß manche Stifter und Klöster ihren Gerichtsbezirk sogar ganz verloren haben. Die Lösung des Rätsels liegt in der Tatsache, daß jene Gerichtsbezirke durch das Mittel

der Vogtei, auch durch die Verleihung von Grafschaften wieder an weltliche Herren gekommen sind. Im 12. und 13. Jahrhundert wurde ein heftiger Kampf um die Vogteien geführt. Die weltlichen Großen nötigten die Kirchen, ihnen Vogteien in den Immunitätsbezirken zu übertragen. Die Könige selbst, besonders die großen Staufer Friedrich I. und Friedrich II., streckten ihre Hand danach aus. Das staufische Territorium, das sich um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts zu bilden schien, stützte sich zu einem bedeutenden Teile auf Vogteien, die die Kirchen der Familie zugestehen mußten. Die Geistlichen suchten ihren Besitz nach Möglichkeit zu wahren; aber viel verloren sie. Nur einen unvollständigen Ersatz gewährte es ihnen, wenn sie in der erwähnten Art die Vogtei über andere geistliche Institute erwarben. So ist es denn dahin gekommen, daß kirchliche Vogteien einen wesentlichen Bestandteil sehr vieler Territorien bilden. Das berühmte Haus der Habsburger liefert ein lehrreiches Beispiel. Der erste des Geschlechts, der sich Graf von Habsburg nennt, hatte neben altem Eigenbesitz schon eine Vogtei, während die Landgrafschaft im oberen Elsaß erst nachträglich an die Familie kam, und erworbenene Vogteien bildeten auch weiterhin noch lange einen Hauptbestandteil ihres Territoriums.

Die Annahme des Grafentitels ging damals ohne besondere Formalitäten vor sich. Man scheint denjenigen für würdig des Titels angesehen zu haben, der die vollen gräflichen Rechte, d. h. die volle öffentliche Gerichtsgewalt tatsächlich ausübte und über einen ansehnlichen Bezirk gebot. Wir beobachten mehrfach, daß Herren mit diesen Eigenschaften längere Zeit den bloßen Titel »Herr« führen, bis sie dann sich als Grafen bezeichnen. Solche Beispiele liefern uns außer den Habsburgern die Herren von Hohenlohe, von der Lippe und von Wied,

die erst nachträglich als Grafen erscheinen. Andere solcher »Herren«, z. B. die von Heinsberg am Niederrhein und unzählige mehr, behielten ihren bescheidenen Titel bis zu ihrem Aussterben oder dem Verlust ihrer Selbständigkeit. Die Stellung von Landesherrn aber besaßen auch sie: gegenüber ihren Untertanen übten sie dieselben Rechte wie ein Graf oder Herzog gegenüber den seinigen.

Neben den geschilderten Abstufungen ging die Unterscheidung der Landesherrn in fürstliche und nichtfürstliche her. Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts gehörten zu den Reichsfürsten die Bischöfe, Reichsäbte und Reichsäbtissinnen, die Herzöge und alle Grafen. Für diesen älteren Fürstenstand war maßgebend das Amt, insbesondere das Grafenamt. Den neueren bildeten außer jenen Geistlichen, deren Stellung gegenüber dem König jetzt als eine lehnsrechtliche aufgefaßt wurde, nur diejenigen weltlichen Landesherrn, welche mindestens eine Grafschaft unmittelbar vom Reiche zu Lehen trugen und keines anderen weltlichen Landesherrn Lehnsleute waren. Der jüngere Reichsfürstenstand charakterisiert sich so als Erzeugnis des Lehnswesens. Der Fürstenrang hatte übrigens nur für die Reichsverfassung Bedeutung, während die inneren Verhältnisse der Territorien davon unberührt blieben. Anders stand es mit der Zugehörigkeit zu dem engeren Kreise der Kurfürsten, der sich im 13. Jahrhundert ausbildete: obwohl ihre Sonderrechte gleichfalls vornehmlich die Reichsverfassung betrafen, so besaßen sie doch auch hinsichtlich der inneren Territorialverfassung Privilegien.

Wie wir gesehen, waren es keineswegs durchweg die alten Grafschaften in ihrem äußeren Umfang, an die die Landesherrschaften anknüpften. Wohl aber besteht ein fester Zusammenhang zwischen den alten Grafen und den Landesherrn in der Kompetenz: nur diejenigen, welche

die Befugnisse der fränkischen Grafen, vor allem die volle öffentliche Gerichtsbarkeit ausübten, sind zu Landesherren geworden. Der Landesherr ist der selbständig gewordene fränkische Beamte. Er verwaltet das Amt nicht mehr bloß für den König, sondern in erster Linie im eigenen Interesse.

Fragen wir, wie es gekommen ist, daß der abhängige Beamte des fränkischen Reiches zu einem selbständigen Inhaber des Amtes wurde, so haben wir zunächst der Tatsache zu gedenken, daß ein Reich von gewaltigem Umfang bei wenig entwickelter Kultur, bei mangelhaften Verkehrsverhältnissen nur selten die Kontrolle über seine lokalen Beamten festzuhalten vermag. Es besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen der räumlichen Ausdehnung eines Staates und seiner Verfassung. Dem Herrscher-genie Karls des Großen gelang es noch, über die Grafen als Beamte zu verfügen. Unter seinen Nachfolgern wurde das Band locker. Es kam hinzu, daß die Ausstattung des Amtes mit Grundbesitz den Gedanken nahelegte, es mit einem Lehen zu vergleichen und nach dessen Analogie zu behandeln. Vor allem aber führten die politischen Verhältnisse dahin, das Streben der lokalen Beamten nach Selbständigkeit zu begünstigen.

Wie wirksam dies Moment war, beobachten wir namentlich bei der Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Hatte schon der Investiturstreit des 11. Jahrhunderts die lokalen Gewalten mit dem Papsttum gegen das Königtum verbunden gesehen, so wußten die Staufer sich nur durch Konzessionen an die Landesherren im Kampfe mit der Kirche und den italienischen Städten zu behaupten. Friedrich I. gewährte einzelnen Fürsten in besonderen Urkunden namhafte Rechte. Friedrich II. lieferte durch viele Verfügungen, namentlich in zwei großen Privilegien — der *confederatio cum principibus ecclesiasticis* von 1220, die der Gesamt-

heit der geistlichen Fürsten, und dem *statutum in favorem principum* von 1232, das den geistlichen und weltlichen Landesherren gemeinsam erteilt wurde — wichtige Reichsrechte aus. Er verzichtete teils auf unmittelbare Befugnisse des Reiches, insbesondere auf nutzbare Regalien; teils gab er die Städte, in denen das Königtum wohl eine Stütze hätte gewinnen können, den Landesherren preis. Gerade damals befanden sich die Stadtgemeinden in schnellem Aufsteigen, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß sie mit den Territorien in Konflikt gerieten.

In den letzten Jahren der Regierung Friedrichs II. wurden ihm Gegenkönige von der Kurie gegenübergestellt. Damit begann ein Kampf um das staufische und Reichsgut. Ein sehr bedeutender Teil desselben ging den Staufern verloren. Aber der Gewinner war nicht ein Gegenkönig, sondern die Landesherren. Die Staufer wie die Gegenkönige mußten durch die Veräußerung von Reichsbesitz sich Anhänger erkaufen, und die Landesherren nutzten auch von sich aus den Augenblick des Zwiespaltes in der Regierung aus, um sich das königliche Gut, das in ihrer Nachbarschaft lag, anzueignen. Nach dem Fall der Staufer gab es während des Interregnums kaum eine Wahrung der Reichsrechte. Rudolf von Habsburg, der Restaurator des Königtums, bemühte sich, das königliche Gut nach Möglichkeit wieder herzustellen und zu schützen; insbesondere ergab sich für ihn auch die Pflicht, ein Verhältnis zu den selbständig gewordenen Territorialgewalten zu gewinnen. »Er war« — sagt ein neuerer Geschichtsschreiber — »auf dem Wege, die Territorien vor allem durch das Territorium zu überwinden.« Vermutlich hätte sich noch viel für das Königtum erreichen lassen, wenn auf Rudolf ein Sohn, mit der durch den Vater geschaffenen Macht, gefolgt wäre. Indessen gab man die Krone einem Mitglied eines kleinen Hauses, das sich

nur durch neue Veräußerungen von Reichsgut behaupten konnte. Und spätere Möglichkeiten, dem Königtum eine realere Grundlage zu geben, wurden auf ähnliche Weise vereitelt. So ist denn auch das Bestreben der Könige, sich eine Hausmacht zu begründen, dem Königtum nicht — wie in Frankreich — dienstbar, sondern abträglich geworden.

Es ist charakteristisch, daß sich das weitere Wachstum der territorialen Gewalten im wesentlichen ohne Mitwirkung der Reichsgesetzgebung vollzog. Das 14. Jahrhundert brachte bloß ein großes Reichsgesetz, welches diese Verhältnisse ordnete, hervor, und dies, die Goldene Bulle, regelte nur die Berechtigungen der Kurfürsten. Die anderen Landesherrn aber setzten sich ähnliche Ziele wie die, die hier von den Kurfürsten erreicht waren, und erlangten auch das Erstrebte in beträchtlichem Umfange.

Im 14. Jahrhundert, namentlich in seiner zweiten Hälfte, bildete sich in den Territorien eine landständische Verfassung aus. Damit kann die Periode ihrer Entstehung als abgeschlossen gelten, insofern sie dadurch auch ein inneres politisches Leben entfalteten. Einer Steigerung war die Landeshoheit freilich noch in hohem Maße fähig und hat sie auch gefunden, vor allem in den Bestrebungen der Reichsreform des 15. und 16. Jahrhunderts, die überwiegend auf reichständischer Grundlage aufgebaut wurde, durch die Kirchenreformation, den dreißigjährigen Krieg, den westfälischen Frieden, darauf, mit der Wendung gegen die eigenen Untertanen, durch die Ausbildung des Absolutismus.

Seit dem Ausgang der hohenstaufen lag in Deutschland der Schwerpunkt des politischen Lebens ganz unzweifelhaft in den Territorien; nur die Städte, soweit sie eine ähnlich selbständige Stellung gewonnen hatten, konnten mit ihnen konkurrieren. Da das Reich nicht die Kraft und die Fähigkeit zeigte, die staatlichen

Aufgaben zu erfüllen, so traten jene ein. Sie befestigten sich in ihrer Stellung und haben nach verschiedenen Richtungen hin bedeutende Leistungen aufzuweisen. Allerdings vermochten sie nicht, das zu erreichen, was einem großen Staat möglich war. Die Länder der Nachbarschaft, wie Frankreich und England, vollzogen in den Jahrhunderten des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit die Konzentrierung ihrer Kräfte und erhoben sich damit zu den führenden Mächten der Zeit. Hinter ihnen blieb Deutschland zurück, welches bei der Schwäche des Reiches reale Gewalten nur in den mittleren und kleinen Gemeinwesen der Territorien besaß. Aber wir werden auch durch deren zunächst weniger glanzvolle Geschichte gefesselt, weil das deutsche Leben nun einmal wesentlich auf ihnen beruhte und von ihnen schließlich besseres und höheres ausging.



Herren- und Freienstand im deutschen Mittelalter

von Richard Schröder.

Bei ihrem Eintritt in die Geschichte zerfiel das Volk der Germanen in drei Stände. Den Kern und zugleich die überwiegende Masse des Volkes bildeten die Gemeinfreien oder Volkfreien; über sie erhob sich in erheblich geringerer Zahl der Adel; unter ihnen standen in verschiedenen Abstufungen die Unfreien. Die Volkfreien bezeichnete man als »Freilinge« oder, da sie den Nacken vor niemand zu beugen hatten, als »Freihälse«; im Gegensatz zu dem adeligen Jarl (althochdeutsch und altsächsisch »erl«, angelsächsisch »eorl«) hieß der gemeine Mann auch »Kerl« oder »Karl« (angelsächsisch »ceorl«). Die Volkfreien waren einfache Bauern, aber jederzeit zu Krieg und Kampf bereit, mochte sie der Staat zur

Heerfahrt oder die Sippe zur Teilnahme an einer Fehde entbieten. Durchschnittlich schon mit vollendetem fünfzehnten Lebensjahr erlangte der freie Knabe die Waffenreife. Dann wurde er durch Vater oder Vormund an der Seite seiner Altersgenossen in der Versammlung der Landsgemeinde vorgestellt und, nachdem sie in einem öffentlichen Waffenspiel ihre Reife erprobt hatten, feierlich unter Waffenreichung in das Volksheer aufgenommen. Fortan war er als »Heermann« vollberechtigtes Glied wie in den Versammlungen der Landsgemeinde, so im Ding seines Gaufürsten. Die Friedenstätigkeit der Freien bildeten Ackerbau und Viehzucht. Wo die Ansiedlung der Germanen in Einzelhöfen erfolgt war (namentlich in der niederrheinisch-westfälischen Tiefebene und in den Gebirgen Süd- und Mitteldeutschlands), da hatte jeder freie Bauer sein eigenes Hofland, nur Wald und Weide war ungeteilte Allmende. Wo sich dagegen das Volk, und dies war weit überwiegend der Fall, dorfschaftsweise niedergelassen hatte, da nannte der einzelne nur Haus und Hof und allenfalls einen dazugehörigen Garten sein eigen, während das gesamte nutzbare Land ebenso wie Wald und Weide der Gemeinde gehörte und nur alljährlich in Teilstücken (Ackerlosen) nach Maßgabe des Bedürfnisses den einzelnen zur Acker-
nutzung überlassen wurde.

Über den Volkfreien standen die Edeling oder Adalinge (von »adal«, Geschlecht, Herkunft), bei den Nordgermanen auch Jarle (d. h. Helden) genannt. Sie alle führten ihre Geschlechter auf die Götter zurück und erfreuten sich besonders aus diesem Grunde erhöhten Ansehens bei ihrem Volke wie im Auslande. Vertraute man sich ihrer Führung an, so glaubte man auf den Beistand der Götter, die sie als ihre Ahnen verehrten, sicher rechnen zu können. Darum wurden die Könige, wo es solche gab, regelmäßig aus dem adeligsten Geschlechte genommen, und

da Priesteramt und Fürstenamt ursprünglich überall zusammenfielen, so war es nur natürlich, daß auch das Fürstenamt regelmäßig mit Männern aus dem Adel besetzt wurde. Jede germanische Völkerschaft, die einen Staat für sich bildete, umfaßte eine gewisse Anzahl von Gauen, an deren Spitze als Richter und Heerführer ein von der Landsgemeinde gewählter Gaufürst stand. Aber auch die nicht mit einem Amt ausgestatteten Angehörigen der angesehensten Adelsgeschlechter hatten Fürstenrang. In ihrer Gesamtheit bildeten die Fürsten einer Völkerschaft den Fürstenrat, der in und vor der Landsgemeinde eine hervorragende politische Stellung einnahm, und zwar in den monarchischen Staaten nicht weniger als in den Volksstaaten, an deren Spitze kein König stand. Daß es neben den fürstlichen Geschlechtern auch geringere Adelsfamilien gab, wird uns ausdrücklich bezeugt. Der Unterschied mochte sich teils auf die größere oder geringere Bedeutung der als Ahnherren an der Spitze der einzelnen Häuser stehenden Gottheiten, teils auf kriegerische oder politische Verdienste der Vorfahren gründen. Die Edeling, soweit sie nicht zu einem Fürsten- oder Priesteramt berufen waren, huldigten ausschließlich kriegerischem Berufe, dem sie nicht bloß in Heerfahrten und Fehden, sondern auch in Raubzügen und durch Beteiligung an auswärtigen Kriegen oblagen. Jeder Fürst hatte ein durch besonderes Eid in feierlicher Weise verpflichtetes Gefolge berufsmäßiger Krieger, die von ihm Roß, Waffen, Unterhalt und Lohn empfangen und in Krieg und Frieden seine ständige Begleitung bildeten. Da das Gefolge ausschließlich aus berittenen, berufsmäßigen Kriegern bestand, so ist es als der Ausgangspunkt für den späteren Ritterstand und das Lehnswesen zu betrachten. Die feierliche Form des Dienstvertrages der Gefolgsmannen (commendatio) entsprach der

späteren Belehnung oder Investitur. Der wesentliche Unterschied lag nur darin, daß die Lehnsmannen oder Vasallen nicht mehr den Unterhalt am Hofe des Herrn, sondern statt dessen ein Lehnsgut als Befoldung empfingen.

Soweit die Fürsten und ihre Gefolgsmannen nicht durch Kriegs- oder Raubzüge, Fehden oder Jagd in Anspruch genommen waren, pflegten sie der Ruhe und oft ausgelassener Geselligkeit. Ernste Friedensarbeit war ihnen fremd und erschien ihnen als ein Mannesunwürdige Beschäftigung. Deshalb traten die jungen Fürstensöhne, sobald sie das weiffähige Alter erreicht hatten, nicht wie ihre gemeinfreien Altersgenossen in das Volkshier, sondern sofort als berufsmäßige Krieger in das Gefolge eines Fürsten ein, in das Gemeinfreie und Edelinges geringerer Herkunft nur aufgenommen wurden, nachdem sie, in längerem Kriegsleben erprobt, sich einer solchen Ehre würdig gemacht hatten. Daß die fürstlichen Familien regelmäßig ihre altangestammten Edelgüter besaßen, läßt sich nicht bezweifeln. Ob sie außerdem an den jährlichen Ackerverlosungen innerhalb der Gemeinden teilgenommen haben, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Von den geringeren Edelingen ist dies jedenfalls anzunehmen, da die Ackerverlosungen nach Maßgabe des Standes (*secundum dignationem*) erfolgten, die Vornehmeren also wohl ein mehrfaches Los gegenüber den Gemeinfreien erhielten. Es wird sich hier dieselbe Wertbemessung geltend gemacht haben, die bei den Bußen für Verletzungen und den Wergeldern für Tötungen maßgebend war. Die Edelinges hatten auch später die doppelten, dreifachen oder gar sechsfachen Beträge an Wergeld und Buße zu beanspruchen.

Daß die Edelinges nicht gleich den Gemeinfreien einer bäuerlichen Wirtschaft vorstehen konnten, war bei ihrer ausschließlich kriegerischen Lebensweise

selbstverständlich. Sie waren vielmehr Grundherren, die ihre Felder durch unfreie Leute bestellen ließen. Dies geschah in der Regel in der Weise, daß die unfreien Familien nach Art der römischen Kolonen auf gesonderten Höfen angesiedelt wurden, die sie für eigene Rechnung bewirtschafteten, wogegen sie dem Herrn Zins und Dienste zu leisten hatten. Daneben gab es unangesiedelte Leute, die dem Herrn ausschließlich als Haus- und Hofgesinde dienten. Die Gemeinfreien hatten für unfreies Volk weder Platz noch Nahrung. Kam ein Freibauer ausnahmsweise einmal in den Besitz eines unfreien Knechtes, so suchte er ihn wohl immer sobald als möglich zu verkaufen. Freilassungen kamen in zweifacher Weise vor. Wenn sie in feierlicher Form durch Waffenreichung in der Landesgemeinde vollzogen wurden, so erhielten die Freigelassenen die vollen Freiheitsrechte, sie traten in die Reihe der Heerrn ein. Andere Freilassungen bedeuteten nur einen jederzeit widerruflichen Verzicht des Herrn auf die Leistungen des Knechtes, ohne daß dieser zur Freiheit oder auch nur zu einer Halbfreiheit nach Art der Hörigen der fränkischen Zeit emporgestiegen wäre. In dem jahrhundertelangen Ringen, das man als die Zeit der Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt, war der germanische Uradel, der durch seinen kriegerischen Beruf wie durch seine Führerstellung weit mehr gefährdet war als der gemeine Mann, überall außerordentlich zusammengeschmolzen. Bei den Franken gab es nach dem Aussterben des ribuarischen Königshauses nur noch ein einziges Adelsgeschlecht, das Haus der Merowinger, das seinen Stamm von einem alten Meergott herleitete. Die Karolinger waren Emporkömmlinge von volkfreier Herkunft, und mit der Beseitigung der Merowinger verschwand innerhalb des Frankenstammes, abgesehen von geringen Resten bei den

chamavischen Franken im südöstlichen Holland, die letzte Spur des alten Volksadels. Es war charakteristisch, daß Karl Martell in den furchtbaren Kämpfen mit den Mauren bei Tours und Poitiers in seinem Heere ausschließlich über Fußtruppen verfügte, eben weil ihm die zahlreichen Fürsten mit ihren berittenen Gefolgschaften, die das germanische Volksheer so wirkungsvoll ergänzt hatten, fehlten. Sein Feldherrnblick erkannte, daß er eines Reitervolkes, wie seine Gegner, auf die Dauer nicht mächtig sein würde, wenn es nicht gelänge, dem Frankenheere eine berufsmäßig ausgebildete Reiterei einzufügen. So kam er, indem er an die spärlichen Reste der altgermanischen Gefolgschaft anknüpfte, zur Einführung des Lehnswesens, das dem Reiche für alle ferneren Kriege einen genügenden Bestand rittermäßig ausgebildeter Krieger zur Verfügung stellte. Die nunmehrigen Vasallen des Frankenkönigs waren feierlich in den alten Formen der Gefolgschaft verpflichtete Soldritter, die aber statt des Soldes mit großen Lehen an Reichs- und Kirchengütern ausgestattet wurden. Da die großen Kronvasallen regelmäßig wieder andere Ritter zu Lehnsmännern hatten, die sie dem Könige beim Aufgebot zur Heerfahrt zuführen konnten, so war mit der zunehmenden Erblichkeit der Lehen der Grund für die Ausbildung eines neuen Adels, der sich aus den großen und kleinen Vasallen, sämtlich freien Standes, zusammensetzte, gegeben. Zu ihnen gesellte sich die fränkische Beamtenaristokratie in Staat und Kirche. Aber auch die großen Grundherren, die weder ein Amt bekleideten noch in ein Lehnband eingetreten waren, wurden dem neuen Herrenstande zugerechnet, da sie über zahlreiche Hinterlassen, nicht bloß unfreien oder hörigen, sondern auch freien Standes, geboten und mannigfache Hoheitsrechte, die sonst nur den Staatsbeamten zukamen, über sie ausübten.

Diese neue Klasse der Hochfreien, die sich anschickte, an die Stelle des alten Adels zu treten, war noch kein eigentlicher Adel, weil ihr die Erblichkeit fehlte, aber sie trug alle Keime eines neuen Geburtsstandes in sich und mußte sich zu einem solchen ausgestalten, sobald es üblich wurde, auch die hohen Staatsämter, zumal das Grafenamt, zu Lehen zu geben und die Amtslehen, die der Vater gehabt hatte, nach seinem Tode auch dem Sohne zu erneuern.

Der neuen Aristokratie des fränkischen Reiches mußten die Reste des alten Volksadels, die sich bei einigen nichtfränkischen Stämmen erhalten hatten, mit der Zeit erliegen. Die geringen Spuren, die noch bei Burgunden und Alemannen bestanden, verschwanden schon früh. Bei den Bayern gab es neben dem von Karl dem Großen beseitigten Herzogsgeschlecht der Agilolfinger noch fünf altheile „Geschlechter“, die sich in der Folgezeit innerhalb des neuen Herrenstandes verloren haben. Das gleiche Schicksal hatten die thüringischen Edeling, deren Zahl eine etwas größere gewesen zu sein scheint. Sehr bedeutend und zum Teil mit erheblichen Herrschaftsrechten gegenüber den Gemeinfreien ausgestattet war der sächsische Volksadel, der unter Führung des Westfalenherzogs Widukind dem großen Karl den verzweifeltsten Widerstand entgegensetzte. Nachdem aber der sächsische Adel im Jahre 785 seinen Frieden mit Karl gemacht hatte, wußte dieser ihn mit großer politischer Klugheit ganz in sein Interesse zu ziehen, einmal durch Anstellung von Edelingen als Grafen und Königsboten, sodann indem er ihnen ihre adeligen Vorrechte gegenüber den Gemeinfreien und, soweit das Staatsinteresse es zuließ, auch gewisse Herrschaftsrechte gegenüber dem Volke bestätigte, zum Teil sogar vermehrte. Infolge dieser klugen Politik beschränkten sich die späteren Aufstände der Sachsen auf das

Das Konzil zu Konstanz, das den Zweck hatte, über Suß zu Gericht zu sitzen und eine Reform der Kirche vorzunehmen, wurde auf Betreiben des Kaisers Sigmund vom Papste Johann XVIII. berufen. Anteil daran nahmen außer dem Kaiser fast alle Kurfürsten, die meisten Reichsfürsten und zahlreicher Adel. Suß wurde auf diesem Konzil zum Tode verurteilt und noch am selben Tage verbrannt. Unser Bild stellt den Moment dar, als der Bischof von Concord das Todesurteil verliest.



1. Johannes Suß; 2. Kaiser Sigmund; 3. ungarischer Magnat;
4. Heinrich, Herzog von Bayern; 5. Friedrich, Burggraf von Nürnberg; 6. Ludwig, Pfalzgraf von Heidelberg; 7. Bischof von Concord;
8. Kardinal Johann de Brogni, Bischof von Orléans, Vorsitzender des geistlichen Gerichtes; 9. Peter von Alilly, Bischof von Cambrai;
10. Erzbischof von Mailand; 11. Francesco Zabarella, Kardinal von Florenz; 12. Berchtold von Wildungen, päpstlicher Auditor;
13. Jan Železný, Bischof von Leitmeritz; 14. Wenzel von Dubé und auf Leitzitz; 15. Johann von Chlum; 16. Heinrich von Chlum;
17. Stephan von Pálec.

VÁCLAV VON BROŽIK

DIE VERURTEILUNG DES
JOHANNES SUSS AUF DEM
KONZIL ZU KONSTANZ AM
6. JULI 1415. ☒



gemeine Volk ohne Mitwirkung des Adels ja richteten sich teilweise, wie der Aufstand der sogenannten Stellinga um 842, mehr gegen den Adel als gegen den König und wurden daher jedesmal mit Leichtigkeit niedergeschlagen. Erst im Laufe des 10. Jahrhunderts hat auch der alte Sachsenadel seinen Zusammenhang mit den götterentstammten Ahnen völlig verloren und ist in den neuen Herrenstand aufgegangen. Glücklicher als die sächsischen waren die friesischen Bauern in der Bekämpfung ihres in der Karolingerzeit ebenfalls noch recht zahlreichen Adels gewesen. Nur in Westfriesland wußte dieser sich in dem Rahmen des neuen fränkischen Herrenstandes zu behaupten, während die Klasse der in Mittel- und Ostfriesland später auftretenden bäuerlichen »Edelinge« zum Teil wohl aus einem Herabsteigen alter Edeline zu bäuerlichem Leben, größtenteils aber aus dem Emporsteigen einfacher Freibauern zu bevorzugter Stellung zu erklären ist.

Auch der Stand der Gemeinfreien hat in der fränkischen Zeit wesentliche Veränderungen erfahren. Zahlreiche Freibauern wurden zu Zinsleuten größerer Grundherren und traten damit in eine hofrechtliche Unterordnung, die sie den Hörigen annäherte. Andererseits traten solche Freien, die entweder ein Lehen annahmen oder denen es ihr eigener Grundbesitz möglich machte, auch ohne Lehen ihrer Heerpflicht in rittermäßiger Weise zu genügen, in den freien Ritterstand und damit in den neuen Stand der Hochfreien über. Die übrigen Freien, die weder Ritter noch Zinsleute wurden, behaupteten als Mittelfreie ihre alte Stellung, solange das Reichsheer noch Fußtruppen gebrauchte und demgemäß von den Kleinbesitzern nur Fußdienst verlangte. Je mehr aber der Schwerpunkt des Heeres in die Reiterei verlegt wurde, desto häufiger blieben die Bauern daheim und überließen es ihrem

Grafen, berittene Stellvertreter für sie zu beschaffen, wogegen sie ihm eine Heersteuer zahlten. Seit dem 12. Jahrhundert verwendete das Reich auf den Heerfahrten nur noch Reitertruppen, die nichtritterlichen Freien nahmen nur noch an der Landwehr oder Landfolge, d. h. den allgemeinen Landesaufgeboten zur Abwehr feindlicher Überfälle, teil, zahlten dagegen für ihre Befreiung von der Heerfahrt eine feste Steuer, die Königs- oder Grafenschaft, Schoß oder Pflege, später aber, nachdem sich zu dieser aus der Heerpflicht erwachsenen Abgabe noch andere Leistungen an den Grafen gesellt hatten, gewöhnlich Bede oder Bete genannt wurde.

Demnach zerfiel im Mittelalter die freie Bevölkerung in zwei Klassen, die abgabenfreien Rittersleute und die steuerpflichtigen Bürger und Bauern, die wegen ihrer Abgabepflicht auch als »schoßbare« Leute oder »Pfleghafte« bezeichnet wurden. Eine andere, noch nicht genügend aufgeklärte Benennung für sie war »Bargilden«, später in »Biergelten« entstellt. Als eine Freiheitsminderung wurde die Steuerpflicht nicht angesehen, aber in Verbindung mit der geringeren sozialen Stellung gegenüber den Rittersleuten genügte sie doch, um zwischen beiden Klassen eine scharfe Grenze zu ziehen, die den nunmehr zu einem Geburtsstande gewordenen Herrenstand als den Stand der Edelherren von dem der Gemeinfreien trennte. Wenn aber die Steuerpflicht als eine Last öffentlichen Rechtes noch nicht als eine Minderung der Freiheit empfunden wurde, so war dies anders bei der privaten Zinspflicht der unter grundherrliches Hofrecht geratenen Vogteileute. Sie wurden im Mittelalter nicht mehr zu den Freien, sondern zu den Hörigen gerechnet. Nur die freien Erbleiheverhältnisse, die mit keiner hofrechtlichen Unterordnung verbunden waren, sondern den zinspflichtigen Grundbesitzer in seiner öffentlich-

rechtlichen Stellung unbeeinträchtigt ließen, blieben unberücksichtigt, so daß insbesondere die Ansiedler in den Kolonisationsgebieten des nordöstlichen Deutschlands, die allgemein einen Grundzins zahlten, zu den Gemeinfreien zählten. Auch die freien Nichtgrundbesitzer, die sogenannten »Gäste« oder »freien Landsassen«, die als Pächter, Handwerker oder freies Gesinde ihre Nahrung suchten, wurden dem Freienstande zugerechnet.

Der Herrenstand, nunmehr auch als der Adel oder Stand der Edelfreien bezeichnet, setzte sich zusammen aus der alten Beamtenaristokratie der geistlichen und weltlichen Fürsten und der nichtgefürsteten Grafen (bis 1180 hatte man alle Grafen noch zu den Fürsten gerechnet) und aus den freien Rittersleuten, die größtenteils Lehnsleute, zum Teil aber auch ritterliche Allodialbesitzer waren. Die Angehörigen dieser Klasse hießen »freie Herren« (liberi barones), auch wohl einfach »Freie« oder »Herren«, hier und da auch »Hauptlinge« (capitanei). Die Geringeren unter ihnen, die sich vielfach genötigt sahen, Lehnsleute ihrer mehr begünstigten Standesgenossen zu werden, erscheinen zuweilen unter besonderem Namen, so die Schöffenbarfreien des Sachsenspiegels und (im Gegensatz zu den Hochfreien) die Mittelfreien des Schwabenspiegels. Eine den Angehörigen des Herrenstandes gemeinsame Bezeichnung war »homines synodales«, »sendbare Leute«, »Semperleute« oder »Semperfreie«, so von den bischöflichen Sendgerichten, die nur noch für sie abgehalten wurden, während die Gemeinfreien die unteren Sendgerichte besuchten. Hier hatte sich dieselbe Entwicklung wie gegenüber den weltlichen Gerichten vollzogen, indem die Edelfreien auch hier überall einen privilegierten Gerichtsstand erlangt hatten.

Während in der angegebenen Weise der alte Freienstand nach oben durch die

Trennung vom Adel, nach unten durch die Auscheidung der Vogteileute erheblich vermindert wurde, wuchs aus dem Stande der Unfreien eine neue bevorzugte Klasse empor, die sich allmählich zu einem niederen Adel ausgestaltete. Schon in der fränkischen Zeit hatten die Könige auserlesene Unfreie als »pueri regis« oder »ministeriales« zu ihrer persönlichen Bedienung innerhalb der vier Hofämter des Truchsessens, Marschalls, Kämmerers und Schenken verwendet. Indem diese Hofdienste im Laufe der Zeit dauernd mit bestimmten Familien der Königsleute verbunden wurden, bildete sich ein geschlossener Stand der »Ministerialen« oder »Dienstmannen«, die bald auch an den Höfen der geistlichen und weltlichen Fürsten in derselben Weise Eingang fanden. Sie waren unfreie Leute, die aber ausschließlich zu vornehmen Diensten verwendet wurden. Neben dem Hofdienst im Rahmen des Hofamtes, dem sie durch ihre Geburt zugewiesen waren, hatten sie besonders militärische Dienste zu leisten, wurden aber auch mit Vorliebe zu wirtschaftlichen Ämtern (z. B. als Meier, Weinbergsaufseher oder Kellner, Förster, Vögte) bestellt. Vor allem aber dienten sie ihren Herren als bewaffnete Reiterleute oder Reifige, wie zu Botendiensten und als reitende Post, so zu Polizeidiensten und zu Schutzgeleiten als »Scharmänner«; zu Fehden und Jagden waren sie die jederzeit bereiten Genossen ihrer Herren. Besonders wichtig aber war ihr Eintritt in das Reichsheer, indem die Fürsten die von ihnen zu stellenden Ritterpferde (worunter man je einen schwer gepanzerten Ritter mit zwei bis vier Knappen und einem Buben, ebenfalls beritten, verstand), soweit sie nicht eine genügende Lehnsmannschaft an freien Herren besaßen, durch Aufgebot ihrer Dienstmannen besorgten. Durch alle diese Aufgaben, die sie für ihren Herrn erfüllten, wurden sie für diesen so unentbehrlich, daß die Reichsdienstmannen

geradezu als ein eiserner Bestand des Reichsgutes und die ihnen im Range gleichstehenden Ministerialen der geistlichen Fürsten als untrennbares Zubehör der einzelnen Fürstentümer angesehen wurden. Die Dienstmannen der Laienfürsten hatten etwas geringeren Rang, da sie mehr der freien Verfügung ihrer Herren unterlagen. An den Höfen der Grafen und Prälaten oder gar der freien Herren gab es nur selten einen Hofstaat mit fest organisierten Hofämtern, so daß hier für eigentliche Dienstmannen in der Regel kein Platz war. Doch fehlte es auch hier nicht an unfreien Rittersleuten, den sogenannten eigenen oder einschildigen Rittern, auch schlechthin »Ritter« (milites) genannt, nur daß diese nicht zu Hofdiensten, sondern vorwiegend zu militärischen Diensten, namentlich als Burghmannen, verwendet wurden. Durch festes genossenschaftliches Zusammenhalten wußten die Ministerialen seit dem 11. Jahrhundert überall eine erhebliche Verbesserung ihrer Stellung durchzusetzen, insbesondere erlangten sie das Recht, als Entgelt für ihre Dienste mit Lehen ausgestattet zu werden, so daß sie nunmehr als belehnte Rittersleute ungeachtet ihrer persönlichen Unfreiheit in sozialer Beziehung ihre Stellung unmittelbar hinter den Edelfreien und vor den Gemeinfreien einnahmen. In Österreich gelang es den Dienstmannen im Laufe des 13. Jahrhunderts, sich zu »Dienstherren« aufzuschwingen und die Zulassung zum hohen Adel zu erringen. Auch anderwärts ist es einzelnen Ministerialengeschlechtern, wie den Grafen von Erbach und den Dögten von Weida (den heutigen Fürsten von Reuß), gelungen, zu gleicher Stufe emporzusteigen. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts war die Bedeutung der Ministerialen bereits so groß geworden, daß das Nibelungenlied in seiner abschließenden Gestalt seine Hagen, Dankwart, Volker, Ortwin, Rumolt usw. nicht mehr als Edelherren,

sondern als Dienstmannen auffaßte. Als Lehnbesitzer hatten die Dienstmannen auch ihre eigenen Burgen, oft mehrere, von denen sie einzelne wieder an andere Dienstmannen zu Lehen geben konnten. Regelmäßig verfügten die Dienstmannen auch über unfreie Eigenritter, die ihr Eigentum waren. Diese empfingen keine größeren Lehen, sondern nur ein Wohnhaus und als Befoldung eine Rente; ihre Lehen hießen »Burglehen«, sie selbst »Burghmannen«, weil sie vorzugsweise zur Verteidigung der Burgen verwendet wurden. Eine spätere Zeit stellte ihnen die Dienstmannen als »schloßgeessenen Adel« gegenüber.

Durch die Entstehung der Ministerialität kam es zur Ausbildung einer zweiten Klasse des Ritterstandes gegenüber der der Edelherren, so daß man nunmehr zwischen höherem und niederem Ritterstande (ordo equestris maior und minor) unterschied. Aber für alle Angehörigen des Ritterstandes galten dieselben Normen, sie hatten gleiche Standesrechte und Standespflichten und unterschieden sich streng von der nichtritterlichen Bevölkerung, von der sie sich, obwohl sie zunächst nur ein Berufs- und kein Geburtsstand waren, durch die Aufstellung des Begriffes der Ritterbürtigkeit noch schärfer sonderten. Der Eintritt in den Ritterstand erfolgte, ganz wie in der germanischen Urzeit der Eintritt der jungen Freien in das Volksheer, durch Waffenreichung (nun »Schwertleite« oder »Nehmen des Schwertes«, die Anlegung des ritterlichen Schwertgürtes) im Kreise der Genossen, auch hier regelmäßig in Verbindung mit einem Waffenspiel (Turnier) zur Erprobung der Kräfte. Die Schwertleite stand ursprünglich jedem rittermäßig ausgebildeten Freien oder Ministerialen offen, seit den Hohenstaufen wurde sie aber Bauernsöhnen grundsätzlich verweigert, so daß aus nichtritterlichen Kreisen nur noch die Bürgersöhne der Städte den Ritterstand

erwerben konnten; sie gehörten, soweit sie in der Stadt blieben, zum städtischen Patriziat und bildeten den Ausgangspunkt für den späteren Stadttadel. Aber die neu in den Ritterstand Eingetretenen waren, obgleich sie im übrigen aller Standesrechte teilhaftig wurden, noch nicht ritterbürtig. Nur wer bereits in der dritten Geschlechtsfolge, also von den Großeltern her, dem Ritterstande angehörte, war ritterbürtig. Dies war die Bedeutung des sogenannten Vierahnenadels, der häufig als Bedingung für die Zulassung zu öffentlichen Turnieren und für die Aufnahme in Domkapitel, Kollegiatstifter oder Klöster aufgestellt wurde. Gegen Ende des Mittelalters ging man oft noch weiter, indem man einen auf die Urgroßeltern zurückgehenden Achtahnenadel verlangte, der deshalb auch stifts- oder turniermäßiger Adel genannt wurde.

Von dem Begriff des Ritterstandes streng zu unterscheiden ist der des Ritterordens, der seit dem 13. Jahrhundert als eine Nachbildung der geistlichen Ritterorden im ganzen Abendlande Eingang fand. Nur Personen, die bereits dem Ritterstande angehörten, konnten in den Orden aufgenommen werden. Die Aufnahme hatte außerdem die Leistung einer anerkannten Waffentat und die Ablegung eines besonderen Rittergelübdes zur Voraussetzung. Sie geschah durch die Erteilung des Ritterschlages (drei Schwertschläge auf den Rücken), der von jedem Mitgliede des Ritterordens erteilt werden konnte. Der Ritterschlag wird von Laien häufig mit der Schwertleite und den Vorgängen bei der Investitur oder Belehnung verwechselt. Durch die Schwertleite trat man in den Ritterstand, durch den Ritterschlag in den Ritterorden ein, durch die Investitur empfing der Mann von Rittersart seinen Sold in Gestalt eines Lehens. Es gab auch reine Soldritter, die eine Löhnung in Geld, aber kein Lehen empfingen. Die Angehörigkeit zum Ritter-

orden gewährte nur soziale Vorrechte. »Ritter« im eigentlichen Sinne hieß seit dem 13. Jahrhundert nur noch, wer den Ritterschlag empfangen hatte; die übrigen Ritter bezeichnete man als »Knechte« oder, zum Unterschiede von den gemeinen Knappen, als »Edelknechte«. Nur dem Ritter kam die Bezeichnung »Herr« zu, auf die unter den Laien sonst nur die Ratsherren der Städte einen Anspruch hatten; auch die goldenen Rittersporen und der Purpurmantel zeichneten den Ritter vor den Knechten aus. Im späteren Mittelalter verzichteten einsichtsvolle Rittersleute nicht selten auf den kostspieligen und nur äußere Ehren bringenden Luxus des Ritterwerdens, indem sie zeitlebens Edelknechte blieben.

Durch das Ritterwesen waren die Dienstmannen und in beschränkterem Maße auch die Eigenritter trotz ihrer persönlichen Unfreiheit zu einer bevorzugten sozialen Stellung gelangt, die sie innerhalb eines bestimmten Kreises als Genossen des Herrenstandes erscheinen ließ, so daß man anfang, beide Klassen des Ritterstandes als hohen und niederen Adel zu bezeichnen. In materieller Beziehung waren die Dienstmannen sogar erheblich besser gestellt als viele Edelfreie, denn da sie durch die Unfreiheit ihrer Person viel enger an ihren Herrn gebunden waren und insbesondere als sogenannte Ledigmänner (*homines ligii*) in allen Fehden ihrer Herren Heeresfolge leisten mußten, während die Lehnsleute von hohem Adel sich im allgemeinen nur zur Teilnahme an Reichskriegen verpflichteten, so zogen Fürsten und Grafen es mehr und mehr vor, ihre Lehen nur an Ministerialen zu verleihen. Dieser Umstand veranlaßte seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die meisten freiherrlichen Geschlechter, um materieller Versorgung willen in die Ministerialität, also aus dem hohen in den niederen Adel überzutreten. Da sie sich dabei aber vielfach ihre angestammten Freiheitsrechte

vorbehielten, so konnte man diese auch den geborenen Dienstmannen auf die Dauer nicht versagen. So erwarben diese im Laufe des 13. Jahrhunderts die volle Lehnsfähigkeit, so daß sie auch von anderen, als von ihren Dienstherrn, Lehen empfangen konnten, ferner die Fähigkeit zum Erwerbe allodialen Grundbesitzes, den Gerichtsstand vor den Landgerichten, die ihnen als Unfreien bis dahin verschlossen gewesen waren, und die Fähigkeit zum Schöffen- und sogar zum Grafenamte. Erst seit dieser Zeit fand der Grafen- und bald auch der Freiherrntitel bei dem niederen Adel, der alle wesentlichen Beschränkungen der Unfreiheit abgestreift hatte, Eingang, während die freiherrlichen Geschlechter immer mehr zusammenschmolzen und schließlich, soweit sie nicht den Grafentitel annahmen, völlig eingingen.



Rudolf von Habsburg.

Von Dietrich Schäfer.

Unter den deutschen Königen des späteren Mittelalters gibt es keinen, dessen Name in weitere Kreise gedrungen wäre als der Rudolfs von Habsburg. Einen Teil dieser Volkstümlichkeit verdankt der mittelalterliche Herrscher zweifellos neuzeitlichen Sängern, seinen schwäbischen Landsleuten, von denen der eine das festliche Krönungsmahl, der andere den Grabesritt nach Speier dichterisch verherrlichte. Aber es ist nicht zu verkennen, daß schon die Zeitgenossen dem ersten königlichen Habsburger mit wärmerer Teilnahme begegneten als den meisten seiner Nachfolger an des Reiches Herrlichkeit. Daß er der Begründer eines der glanzvollsten und lebenskräftigsten europäischen Fürstenhäuser wurde und in seiner Nachkommenschaft dem deutschen Reiche durch Jahrhunderte eine lange Folge von Königen und Kaisern schenkte,

hat dann seine Persönlichkeit in die vordere Reihe derjenigen gestellt, deren Gestalten sich zunächst unserer Erinnerung aufdrängen, wenn wir an deutsche Vorzeit zurückdenken. Die geschichtliche Forschung hat daher Rudolf von Habsburg stets mit Vorliebe ins Auge gefaßt und uns noch neuerdings durch einen ihrer angesehensten österreichischen Vertreter mit einer eingehenden und wertvollen Monographie über ihn beschenkt. Was der Dichter singt über das Ende der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, und daß wieder ein Richter war auf Erden, gibt einen treffenden Hinweis auf die Empfindungen, mit denen weite Kreise des deutschen Volkes die Wahl des Habsburger Grafen zum deutschen Könige begrüßten. Zwei Ausländer, von denen keiner durch irgendein festeres Band oder ein tieferes Interesse an deutsche Dinge geknüpft war, deren einer deutschen Boden überhaupt nicht betreten hat, während der andere sich nur in den rheinischen Landschaften gelegentlich und flüchtig sehen ließ, hatten durch ein halbes Menschenalter nebeneinander die deutsche Königswürde dem Namen nach innegehabt. Und das war der Fall gewesen in einer Zeit, wo der Reichtum deutschen Lebens und der in den glänzenden Kaisertagen geweckte Tatenrang des in allen Schichten bewegten Volkes in jeder Richtung nach neuen Gebieten suchte, der überschäumenden Kraft Betätigung zu schaffen, im Zeitalter der Kolonisation und der Städteentwicklung, der ständischen Sonderung in fürstliche, ritterliche, bürgerliche und bäuerliche Kreise. In einer Zeit, wo nur die festeste Hand und der überlegenste zielbewußte Geist die Fülle der wogenden Gewässer in sichere Betten hätte leiten können, fehlte jegliche Führung. Jedermanns Hand war gegen jedermann; es entwickelten sich die Zwischenreichszustände, die mit dem altgebrauchten Worte Faustrecht treffend gekennzeichnet sind.

Als am 1. Oktober 1273 der Graf von Habsburg von den in Frankfurt versammelten wahlberechtigten Fürsten einstimmig zum Könige gewählt wurde, war die Überzeugung, daß man doch im Reiche selbst wieder einen König haben müsse, nicht die letzte, die zur gefaßten Entschließung mitwirkte.

Rudolf von Habsburg gehört einem Geschlecht an, das sich bis in die Tage Kaiser Ottos I., also mehr als 300 Jahre vor seiner Erhöhung zur Königswürde, zurückverfolgen läßt. Ursprünglich wird es im oberen Elsaß begütert gewesen sein. Bald aber erscheint es auch in der unteren Schweiz, wo um 1020 die Habichtsburg, die dem Geschlechte den Namen gegeben hat, auf der Höhe über der Aare, da wo die Reuß sich ihr nähert, von einem Grafen Werner, der zugleich Bischof von Straßburg war, erbaut wurde. Sie steht noch heute und wird bewohnt, obgleich schlecht gehalten und zum Teil verfallen. Die beiden Hausklöster Muri im Aargau, halbwegs zwischen der Habsburg und Luzern, und Othmarsheim, links am Oberrhein zwischen dem badischen Müllheim und dem elsässischen Mülhausen, kennzeichnen den Familienbesitz, wie er sich in den folgenden Jahrhunderten erhielt bzw. langsam erweiterte. Ihn mächtig zu vergrößern, war der 1218 geborene Graf Rudolf bestimmt. Er war ein Patenkind Kaiser Friedrichs II. und ist bis nahe zum Untergange der Stauer eintreuer Verfechter ihrer Sache gewesen. Noch im Winter 1267–68 hat er mit Herzog Ludwig von Bayern und Graf Meinhard von Tirol den jungen Konradin nach Oberitalien geleitet. Ein Teil des staufischen Besitzes im oberen Schwaben ist dementsprechend auch in seine Hand übergegangen. Besonders aber ist Rudolfs Macht gesteigert worden durch die Vererbung der kiburgischen Hauptlinie, die 1264 ausstarb; sie war das weitaus mächtigste Grafenhaus im Gebiet zwischen Aare, Rhein, Alpen und Bodensee. Die

Erbschaft verwickelte ihn in scharfen Streit mit Peter von Savoyen, dem Haupt eines mächtig aufstrebenden Hauses, und nötigte ihn, an der Sprachgrenze im Gebiete des Saaneflusses seine Ansprüche gegen diese welsche Macht zu vertreten. Gleichzeitig sind die elsässischen Besitzungen in Kämpfen mit den Bischöfen von Straßburg und Basel erweitert worden. So war der Graf, als er 55jährig zum Könige gewählt wurde, der mächtigste Territorialherr, den Schwaben aufzuweisen hatte. Daß er diese Erfolge vor allem persönlicher Tüchtigkeit verdankte, unterliegt keinem Zweifel. »Sein Ruhm flog durch die Welt, daß niemand kriegsgewaltiger sei als er«, sagt der Straßburger Ellenhard. Sein politisches Geschick stand dem kriegerischen nicht nach. In den tausendfältigen Künsten des Forderns und des Nachgebens, des Einmischens und Vermittelns, des Aufschiebens, Vorbehaltens, Parteiwechsels und richtigen Losschlagens, die von der unendlich verschlungenen Diplomatie der Dynastienpolitik gefordert wurden, war er Meister. »Herrgott im Himmel, sitze fest; sonst nimmt dir dieser Rudolf deinen Platz«, soll der Bischof von Basel gerufen haben, als die Nachricht kam, daß der gegen ihn zu Felde liegende Habsburger zum Könige gewählt werden solle. Man kann nicht sagen, daß die wählenden Fürsten sich einen Scheinkönig erkoren hätten. Doch hat auch ein solcher Mann entfernt nicht vermocht, das Königtum wieder emporzuheben zu der Bedeutung, die es hundert Jahre früher gehabt hatte.

Aus König Rudolfs Regierung hat sich dem Gedächtnis am festesten eingeprägt seine Gegnerschaft gegen Ottokar von Böhmen. Seit den Tagen des Investiturstreits hatte das geschlossene böhmische Land, mit dem Mähren fortdauernd verbunden war, in den inneren Zwistigkeiten des Reiches wiederholt, unter Barbarossa auf den italienischen Feldzügen auch in der

auswärtigen Politik, eine bedeutungs-
volle Rolle gespielt. Wenige rein deutsche
Territorien waren ihm an Macht ge-
wachsen. Die Wirren, die nach Friedrichs II.
Tode hereinbrachen, hatten dem kraft-
vollen Könige Ottokar Gelegenheit ge-
geben, seine Herrschaft über die unter
Friedrich II. ans Reich gezogenen baben-
bergischen Lande, zunächst über Öster-
reich, dann über Steiermark und weiter
noch über Kärnten und Krain auszu-
dehnen, so daß sich seine Macht von den
schlesischen und meißnischen Bergen bis
zum Adriatischen Meere erstreckte, über
ein Gebiet, das nach Umfang und Be-
völkerungszahl alles, was sonst an poli-
tischen Bildungen in Mitteleuropa vor-
handen war, weit übertraf. Auch das
deutsche Egerland ist durch ihn zuerst
böhmisch geworden. Enge Beziehungen
zu schlesischen und zu benachbarten
deutschen Fürsten verstärkten das Ge-
wicht seiner politischen Stellung. Er war,
selbst ein Wahlfürst des Reiches, als Be-
werber um die deutsche Königskrone
aufgetreten. Ohne Erfolg, doch konnte
er sich auch nicht dazu verstehen, die
Wahl Rudolfs anzuerkennen. Damit war
der Zwist geschaffen, der dem Habsburger
Gelegenheit geben sollte, seinem Hause
neuen, wertvollen Besitz zu erwerben
und den Grund zu legen zu jener Groß-
machtsstellung, zu der es sich im Laufe
der Jahrhunderte emporgearbeitet hat.
Auf einem im November 1274 zu Nürn-
berg gehaltenen Reichstage ist das Recht
gefunden worden, das dem Könige zu-
stehe gegen den unbotmäßigen Vasallen
und Entfremder von Reichsgut. Er sei
vor ein Lehensgericht zu fordern, und
der König habe des Reiches Gut wieder
herbeizubringen. Als Ottokar auf drei-
malige Ladung nicht erschien und die
Herausgabe der babenbergischen Lande
schroff ablehnte, wurde er in die Acht
erklärt, wahrscheinlich am 24. Juni 1275.
Der Heereszug, den König Rudolf ein Jahr
später gegen Ottokar ins Werk setzte, war

doch weit entfernt, eine Reichsexekution
darzustellen. Auch in den Zeiten stärkerer
Königsgewalt war es außerordentlich
schwer, ja unmöglich gewesen, in solchen
Fällen ein wirkliches Reichsaufgebot zu-
sammenzubringen; die Könige hatten
sich in der Hauptsache begnügen müssen
mit den Streitkräften, die sie aus eigenem
Besitzum und durch ihre politischen Ver-
bindungen aufzustellen vermochten. Für
den neuen Herrscher wirkte hindernd,
daß der natürliche Gegensatz der Inter-
essen zwischen dem Königtum und den
Fürsten trotz der einstimmig erfolgten
Wahl bald genug seine Wirkungen
äußerte. So sah er sich auf die Kriegs-
macht angewiesen, die er seinem habs-
burgischen und dem Königsgut zu ent-
nehmen und mit Hilfe seiner weit-
verzweigten und natürlich nicht ohne
Gegenleistung aufrecht zu erhaltenden
politischen Beziehungen aufzubringen
vermochte. Seine rührige Diplomatie
sorgte dafür, daß die zu Böhmen hin-
neigenden Fürsten Ottokar entfremdet
wurden, nicht ganz ohne Versprechungen,
die später nicht gehalten worden sind.
Vor allem aber knüpfte Rudolf Bezie-
hungen zu Ottokars eigenen Untertanen.
Der Adel der habsburgischen Lande, nicht
allzu sehr erbaut über des Böhmenkönigs
durchgreifendes Regiment, wandte sich
alsbald dem Habsburger zu, als dieser,
nachdrücklich unterstützt von den west-
lichen und südwestlichen Grenznachbarn
des Gegners, gegen Ende September 1276
über Regensburg in Österreich eindrang.
Selbst unter dem Adel seiner ange-
stammten Lande erstanden Ottokar
Widersacher. Erst vor Wien stieß König
Rudolf auf ernste Gegenwehr. Paltram
vor dem Friedhofe, durch Dienst und
Gelöbnis dem Böhmenkönige persönlich
verbunden, wurde der Führer seiner
Mitbürger. Doch vermochte seine tapfere
Haltung die Sache seines Herrn nicht mehr
zu retten. Im Lager vor der Stadt kam
es am 21. November zu einem Ausgleich

zwischen den Streitenden, dem vier Tage später eben dort eine persönliche Begegnung folgte. Ottokar verzichtete auf Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Egerland und leistete für Böhmen und Mähren die Huldigung. Eine Milderung des schmerzlichen Verlustes lag in der Verabredung einer Doppelverlobung zwischen den beiderseitigen Kindern, durch die gewisse Teile der aufgegebenen Lande als Heiratsgut wieder eingebracht werden sollten.

Aber eben über die Ausführung dieser Verabredungen ist es dann bald zu neuen Zerwürfissen gekommen. Der Verlust war zu groß, als daß Ottokar ihn leicht hätte verschmerzen können, während anderseits Rudolf das babenbergische Besitztum ungern mit einem anderen teilte. So folgte dem ersten 1278 ein zweiter Waffengang. Der Zusammenstoß war schärfer, und größere Streitkräfte wurden von beiden Seiten aufgeboten. Rudolf stützte sich diesmal besonders auf ein Bündnis mit Ungarn, dessen Interessen schon wiederholt zu Zusammenstößen mit Böhmen geführt hatten. Wesentlich mit der Hilfe, die König Ladislaus herbeigeführt hatte, errang er am 26. August 1278 den Sieg bei Dürnkrut auf dem Marchfelde. Sein tapferer Gegner fand daselbst den Tod. Rudolfs schon oft bewährtem kriegerischen Geschick ist ein Anteil am Erfolge nicht abzuspochen. Da Ottokars ältester Sohn Wenzel erst sieben Jahre alt war, vermochte Rudolf, in die Erblände eindringend, den Frieden leicht zu erzwingen. Der Besitz der babenbergischen Lande ward nun vollständig gesichert, die Verwaltung Böhmens dem Brandenburger Otto dem Langen, der für Ottokars Erben im Felde erschienen war, als Vormund des jungen Wenzel auf fünf Jahre überlassen, während König Rudolf für die gleiche Zeit die Mährens an sich nahm. Die verabredeten Heiraten wurden trotz des jugendlichen Alters der Verlobten mit glänzender

Pracht vollzogen; die Verlobung einer weiteren Tochter des Königs mit einem Bruder Ottos des Langen sollte auch diese Beziehungen fester knüpfen. Von den erworbenen Landen ist Kärnten an Meinhard von Görz und Tirol, der besonders wertvolle Dienste geleistet hatte, überlassen worden, doch mit habsburgischer Anwartschaft, die schon 1335 zum Heimfall des Herzogtums geführt hat. An territorialer Macht überragte Habsburg jetzt alle anderen deutschen Fürstenhäuser.

Dieser Umschwung der Verhältnisse läßt sich nicht hinwegdenken. Aber die Frage liegt nahe und ist oft aufgeworfen worden, ob der gegenteilige Ausgang oder gar eine Nachfolge Ottokars in der Königswürde an Stelle Rudolfs für die Entwicklung der deutschen Dinge notwendig hätte verderblich werden müssen. Sie kann nur mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden. Denn Ottokars Reich war auch in seinen böhmisch-mährischen Bestandteilen keineswegs ein rein tschechisches. Ottokar selbst hat die Flut der deutschen Wanderung, die sich auch in seine Lande ergoß und gerade um diese Zeit die gebirgigen Randgebiete füllte, im ganzen Königreiche ein neues Städteleben schuf, weit mehr gefördert als eingedämmt und hätte als deutscher König schwerlich eine andere Haltung eingenommen. Von einer Gefahr tschechischer Herrschaft in Deutschland kann schlechterdings nicht die Rede sein, wohl aber boten Ottokars geeinte Lande eine ganz andere Grundlage für die Wiederaufrichtung eines starken Königtums in Deutschland, als die Rudolfs selbst nach seinem Erfolge auf dem Marchfelde. Vor allem Furcht vor der Macht Ottokars hat 1273 die deutschen Fürsten abgehalten, ihn zu wählen. Vom deutschen Standpunkte aus hat man keinen Anlaß, im Kampf der beiden Könige von vornherein Rudolf seine Sympathien zuzuwenden. Denn der weitere Verlauf seiner Re-

gierung hat deutlich gezeigt, daß der errungene Erfolg nicht ausreichte zu mehr als zu einer erweiterten Hausmachtpolitik. Ein ernsther Versuch, die großen Aufgaben, die das innere und äußere Leben der Nation stellte, zu lösen, ist von Rudolf nicht gemacht worden und konnte, wie die Dinge lagen, von ihm nicht gemacht werden. Besonders zeigt sich das in der italienischen Politik, der sich in dieser Zeit ein deutscher König ohne schwere Schädigung des Reiches nicht völlig fernhalten konnte. Daß eine Neuwahl vorgenommen worden war, während Alfons von Kastilien noch lebte, und daß sie einen deutschen Fürsten getroffen hatte, war besonders auch unter Mitwirkung päpstlichen Einflusses geschehen. Gregor X., der kurz vor Beginn seines Pontifikats im heiligen Lande gewesen war, war erfüllt von Kreuzzugsgedanken, die an einem willigen und kräftigen deutschen Könige ein brauchbares Werkzeug finden konnten. Er hatte trotz Alfons zur Neuwahl aufgefordert und der Kandidatur des französischen Königs, den Karl von Anjou aufstellte, entgegengewirkt. Er unterstützte auch Rudolfs Ansprüche gegen Ottokar und bewog Alfons, auf die Königskrone zu verzichten. Im Oktober 1275 kamen Papst und König in Lausanne zusammen. Rudolf leistete hier das Kreuzzugsgelübde; ein Romzug sollte ihm zu Pfingsten 1276 die Kaiserkrone bringen. Als dann aber Gregor X. im Januar 1276 starb, ist Rudolf derartigen Plänen nie wieder nähergetreten. Die österreichischen Bestrebungen drängten die italienische Politik völlig in den Hintergrund. Die Vermählung der Tochter Clementia mit Karl Martell, einem Enkel Karl Anjous (1281), bedeutete eine Annäherung an Frankreich, mit der eine Art Verzicht auf die Wahrnehmung der Reichsrechte gegen Süden und Westen ausgesprochen war. Es blieb den Aragonesen, den italienischen Städten und dem

Papste überlassen, Italien den Anjous und ihrer französischen Bundesgenossenschaft streitig zu machen, und die wiederholten Feldzüge, die König Rudolf in der letzten Hälfte seiner Regierung in die jetzige Westschweiz und die angrenzende Freigravität unternahm, haben nicht vermocht, die sinkende Stellung des Reiches im Arelat zu heben. Vergebens hat er versucht, dieses Königreich für einen seiner Söhne zu erwerben, vergebens auch sich 66jährig mit der 14jährigen Isabella, der Schwester des mächtigen Herzogs Robert von Burgund, vermählt. Deutschland mußte in diesen Gebieten der wachsenden Geltung Frankreichs den Platz räumen.

Und die Dürftigkeit der äußeren Erfolge ward nicht ausgeglichen durch durchschlagende innere. Auch im Reiche selbst hat König Rudolf nicht vermocht, dem Königtum wieder eine maßgebende Stellung zu erringen. Die böhmisch-österreichischen Erfolge haben sein Verhältnis zu den Kurfürsten nicht gebessert. Erst 1282 haben diese nacheinander in der Form der üblich gewordenen Willebriefe ihre Zustimmung gegeben, daß Rudolf seine Söhne mit den österreichischen Erwerbungen belehnte. Sie standen der wachsenden Macht des königlichen Hauses eifersüchtig und mißtrauisch gegenüber. Auf ihre, der übrigen Fürsten und der Städte Politik hat der König nur gelegentlichen, selten entscheidenden Einfluß gewinnen können. Die überlieferten Gegensätze dauerten fort und fanden in zahlreichen heftigen und langwierigen Fehden ihren Ausdruck. In Bayern bekämpften sich die beiden Linien des wittelsbachischen Hauses, dann der Erzbischof von Salzburg und seine Nachbarn. In Schwaben riefen die Hausmachtsbestrebungen des Königs und seine Versuche, das Herzogtum Schwaben für seinen Sohn Rudolf wieder aufzurichten, eine ganze Schar von Grafen und Herren ins Feld, unter denen die Württemberger die leistungs-

fähigsten und ausdauerndsten Gegner der Habsburger wurden. Thüringen litt schwer unter dem unnatürlichen Kriege, den Landgraf Albrecht der Entartete gegen seine Söhne Friedrich den Freidigen und Diezmann führte. Die rheinischen Erzbischöfe wurden auch unter Rudolfs Regierung nicht frei von den überlieferten Fehden, die sie mit den zahlreichen, unbotmäßigen Dynasten der Gegend auszufechten hatten. Ganz besonders wurden Vergrößerungssucht und kriegerischer Sinn des Kölner Erzbischofs Sigfrid von Westerburg Quelle und Anlaß zu zahllosen Streitigkeiten. Über die limburgische Erbfolge teilte sich der ganze Nordwesten vom Meer bis ins Gebirge in eine kölnische und anti-kölnische Partei, die ihre Sache ohne irgendwelche königliche Einmischung 1288 in einer der größten und blutigsten Schlachten des Jahrhunderts bei Worringen unterhalb Köln zum Austrag brachten. In all diesen Fehden und Verwicklungen spielte König Rudolf sehr viel weniger die Rolle des Reichsoberhauptes, als die des beobachtenden und abwartenden Dynasten, der sich bereit hält, zu rechter Zeit den eigenen Vorteil wahrzunehmen, und der seinen Augenblick zu wählen weiß. Das Gelübde, das er alsbald nach seiner Wahl abgelegt hatte, von jetzt ab ein »Schirmer des Landfriedens«, nicht mehr »wie bisher ein unersättlicher Kriegermann« zu sein, hat er doch nur sehr teilweise gehalten. Die Landfrieden, die unter seiner Mitwirkung geschlossen wurden, waren auch keine anderen als landschaftlich und zeitlich begrenzte, wie sie ohnehin üblich waren. Wenn der König 1289–90 in Thüringen in die Streitigkeiten des Landgrafen Albrecht und seiner Söhne energischer eingriff und sich dort fast ein Jahr lang der Ordnung der Verhältnisse widmete, so spielten Gründe mit, die mit der Erfüllung der Königspflicht nur in losem Zusammenhange standen. Über das thü-

ringische Gebiet ist Rudolf während seiner Regierungszeit nie hinausgekommen. Das ebene Norddeutschland, das ja überhaupt nach Otto von Braunschweig nur noch einmal einen deutschen Kaiser gesehen hat (und diesen auch nur als Landesherrn) hat er nie betreten. Nacheinander haben hier sächsische, braunschweigische und brandenburgische Herren eine Reichsverweserstellung innegehabt, und das große Landfriedensbündnis von 1283, das für diese Gebiete eine besondere Bedeutung gewann, ist ohne entscheidende königliche Mitwirkung zustande gekommen. Ohne irgendwelche Beziehungen zum Könige haben 1284–85 auch die geeinigten Hansestädte gegen Norwegen ihren ersten auswärtigen größeren Erfolg errungen.

In den letzten Jahren seiner Regierung ist König Rudolfs Politik besonders stark beeinflusst worden von dem Wunsche, einem seiner Söhne die Nachfolge im Reich zu sichern. Wäre das gelungen, so hätte der willensstarke, kluge und skrupellose Albrecht (nach dem 8. Mai 1290 konnte nur noch er als der einzige Überlebende in Frage kommen) weiterbauen können auf dem Grunde, den Rudolf gelegt hatte; vielleicht wäre es ihm im ununterbrochenen Anschluß gelungen, die gesteigerte Hausmacht zu einer wirkungsvollen Königsgewalt weiter zu entwickeln. Das heiße Begehren sollte nicht erfüllt werden; zu starke und zu zahlreiche Sonderinteressen standen ihm entgegen. So blieb König Rudolf der Begründer der Macht seines Hauses; dem deutschen Reiche hat er nicht mehr geleistet, als daß er es zum Aufatmen brachte nach den Wirrnissen des Zwischenreiches. Er hat das Herauswachsen der Fürstenrepublik, die nun für ein halbes Jahrtausend das Reich darstellen sollte, nicht zu hindern vermocht.

Was das Lied von Rudolfs Ende singt, ist geschichtliche Wahrheit. In Germers-

heim erkrankt und auf das nahende Ende hingewiesen, befahl er den Aufbruch nach Speier. Dort ist er am 15. Juli 1291 gestorben und am nächsten Tage, seiner Bestimmung entsprechend, neben Philipp von Schwaben beigesetzt worden. Mag das überschauende historische Urteil seine unmittelbaren Verdienste um Reich und Volk nicht allzu hoch einschätzen, die geschichtliche Bedeutung seiner Persönlichkeit kann nicht geleugnet werden. In der sehr energischen Vertretung seiner Familieninteressen folgte er dem Geist seiner Zeit; es ist mehr als fraglich, ob irgendein anderer Weg der Betätigung gangbar gewesen wäre. Daß in den folgenden Jahrhunderten ein deutsches Regentenhaus bestand, das zugleich im Südosten und Südwesten des Reiches, an seinen meist gefährdeten Grenzen, umfassend begütert war, ist für den Bestand unseres Volkes nicht gleichgültig gewesen und wird doch Rudolf von Habsburg verdankt. Unsere Geschichte kennt ja vom 13. bis ins 19. Jahrhundert keine andere Lage, als daß des Reiches Bestand und Gedeihen beschlossen liegt im Bestehen seiner politischen Sondergebilde. Nur wo ihre und des Reiches Interessen zusammenfallen, gewinnt das verknüpfende Band Festigkeit. Und in dieser Entwicklung nimmt die Königs- und Kaisergewalt keine andere Stellung ein als jede beliebige andere auf dem Boden des Reiches emporgewachsene Territorialmacht. Auch bei ihr wird der Umfang entschiedenen Eintretens für das Reich bestimmt durch das Maß der territorialen Interessen. Nur wer das im Auge behält, hat den richtigen Gesichtspunkt gewonnen für die Beurteilung der Bedeutung Rudolfs von Habsburg, der von ihm begründeten Dynastie und des habsburgisch-österreichischen Staatswesens für den Bestand des deutschen Volkes und Staates. Sie wird, in diesem Lichte gesehen, kaum überschätzt werden können.

Ludwig der Bayer.

Von Sigmund von Riezler.

Von der Sage umspinnen, in Dramen gefeiert, zählt der erste Wittelsbacher auf dem deutschen Thron zu den populärsten Gestalten unserer deutschen Kaiser. Seine Volkstümlichkeit ist nicht allein in seinen wechselvollen Geschicken und gewinnenden Charaktereigenschaften, sondern auch in seiner politischen Bedeutung begründet: als einsichtsvoller Gönner und Förderer des Bürgertums, als der erste deutsche König, der eine zielbewußte Städtepolitik trieb, und durch seinen schweren Kampf gegen ein in französischer Abhängigkeit und würdelosem Gelderwerb erniedrigtes Papsttum weist er Züge auf, die ihn dem modernen Menschen näher bringen. Und wie sehr er sich auch durch eigene Fehler geschadet haben mag, vor allem war er doch ein Opfer der Reichsverfassung, unter deren Gebrechen kein deutscher Herrscher mehr gelitten hat: sein Kampf mit der päpstlichen Kurie entsprang aus der Verquickung des deutschen Königtums mit dem Kaisertum und aus der deutschen Herrschaft in Italien, während der langwierige Waffengang mit Habsburg durch die Wahlverfassung und den Mangel eines Wahlgesetzes verschuldet war. Nach dem Tode Heinrichs VII. standen sich Habsburger und Lützelburger als die mächtigsten Parteien im Reiche gegenüber. Wenn aber die Führer der letzteren, Balduin von Trier und der Mainzer Erzbischof Peter von Aspelt, zuerst an Heinrichs VII. Sohn, Johann von Böhmen, als Nachfolger dachten, erkannten sie bald, daß sie mit dem Siebzehnjährigen nicht durchdringen konnten. Durch Bernhard von Henneberg ließen sie nun die Kandidatur Ludwig, dem jüngeren der beiden oberbayrischen Herzoge, anbieten. Was die Augen auf ihn lenkte, war seine Kriegstüchtigkeit. Daneben

war in seiner Vorgeschichte eine auch später bewährte Eigenschaft schon deutlich hervorgetreten: die Leichtigkeit, womit er, der Lage sich anschmiegend, seine politische Stellung wechselte. Geboren als der zweite Sohn Herzog Ludwigs II. von Bayern und Pfalzgrafen bei Rhein und der Habsburgerin Mechtild, Tochter des Königs Rudolf, war er in habsburgischer Gesinnung aufgewachsen. Früh hatte er sich mit dem älteren Bruder Rudolf entzweit, da dieser nur Oberbayern, nicht auch die Pfalz mit ihm teilen wollte. Als Vormund der niederbayrischen Prinzen hatte er bei seinem Freunde, Friedrich dem Schönen von Österreich, und dessen Brüdern einen Rückhalt gesucht. Da aber die niederbayrischen Städte, durch den wachsenden Einfluß Österreichs und Steuerdruck der heimischen Adelsregierung geschreckt, sich ihrerseits an Herzog Rudolf um Schutz wandten, wurde Ludwig auf das Mißliebige seiner habsburgischen Politik aufmerksam und versöhnte sich mit dem Bruder. Als ein österreichisch-niederbayrisches Heer durch Bayern zog, kam Ludwig seiner Vereinigung mit schwäbischen Streitkräften zuvor, überfiel die Österreicher (9. November 1313) bei Gammelsdorf nördlich Moosburg a. d. Isar und brachte ihnen eine entscheidende Niederlage bei. Von diesem Tage an, der die Blüte der österreichischen und niederländischen Ritterschaft als Gefangene in seine Hände gab, war sein Übergewicht über den älteren Bruder entschieden, sein Name in deutschen Landen berühmt. Auf einer Zusammenkunft in Salzburg (April 1314) hatte er sich aber mit Friedrich von Österreich bereits wieder ausgesöhnt, als die unselige Doppelwahl vom 19. und 20. Oktober 1314 die Jugendfreunde aufs neue entzweite.

In Mainz wurde damals das Kaufhaus »auf dem Brand« erbaut. Da sah man als Zinnen vor dem Giebel des Hauses

(jetzt in der Sammlung des Mainzer Altertumsvereins) die Standbilder des Kaisers und der Wähler, jene, die gegen Ludwig stimmten, in abwehrender Bewegung. Es waren Rudolf von der Pfalz, der auch die Stimme des abwesenden Kölners führte, Rudolf von Sachsen und Heinrich von Kärnten, der, des Königreichs Böhmen rechtmäßig entsetzt, jedoch an seinem Anspruch auf dieses festhielt.

Das bessere Recht der Wahl war auf Ludwigs Seite: er hatte, da sich die beiden sächsischen Stimmen, über deren Berechtigung nicht entschieden war (Johann von Sachsen für Ludwig), gegenseitig aufgehoben, vier gültige Stimmen: Mainz, Trier, Johann von Böhmen und Waldemar von Brandenburg, sein Gegner Friedrich von Österreich nur zwei. Das ersparte ihm jedoch — zumal man an die Forderung einstimmiger Wahl gewöhnt war — nicht den Waffengang mit Habsburg, der nun, unter der Teilnahmslosigkeit des deutschen Nordens, in Schwaben, Bayern und am Rhein acht Jahre lang sich hinzog. Hatte Friedrich die Überlegenheit der Hausmacht, so verfügte Ludwig über zahlreichere Bundesgenossen aus dem Reiche, besonders die Mehrzahl der Reichsstädte. Fand aber Friedrich bei seinen Brüdern tatkräftige Unterstützung, besonders bei dem energischen Leopold, so sah Ludwig seine Stellung erschwert durch einen neuen Bruderkrieg gegen Rudolf — den ersten hatte er wegen der Landesteilung 1311 bis 1313 geführt. Im Herbst 1315 erstürmte er die Burgen dieses häuslichen Widersachers, und am 26. Februar 1317 verstand sich Rudolf zum Verzicht auf die Regierung. Unbeachtet ist dieser Fürst, von dem nach dem Aussterben der Ludwigschen Linie 1777 alle überlebenden Wittelsbacher stammen, gestorben. Er führte den Beinamen: der Stotterer — vielleicht muß dieses Gebrechen mit in Rechnung gezogen werden, um das

auffällige Übergewicht des jüngeren Bruders zu erklären.

Viermal sind sich die Heere der Gegenkönige im Verlaufe des langen Krieges gegenübergestanden, ohne daß der Entscheidungskampf gewagt wurde. Endlich am 28. September 1322 fielen die Würfel zwischen Mühldorf am Inn und Rappin in der letzten, ohne Feuerwaffen gekämpften großen Ritterschlacht auf deutschem Boden. Sie endete mit dem glänzenden Siege der Bayern, die dem rechtzeitigen Eingreifen eines Rückhaltes unter dem Nürnberger Burggrafen Friedrich von Hohenzollern viel zu danken hatten. Mit 1300–1400 Rittern seines Heeres geriet Friedrich in Gefangenschaft. Aber noch behauptete sein Bruder Leopold eine machtvolle Stellung, die er durch Anschluß an Frankreich zu verstärken suchte: in Bar-sur-Aube versprach er dem französischen Könige, seine Wahl in Deutschland zu betreiben. Ludwig hatte mittlerweile den ersten Schritt zur Vergrößerung seiner Hausmacht gewagt, indem er nach dem Aussterben der Markgrafen von Brandenburg auf einem Nürnberger Reichstage im Frühjahr 1323 seinen ältesten gleichnamigen Sohn mit der Mark belehnte. Wenn er auch dem Böhmenkönige Johann Baufen und andere Gebiete überließ, war dieser doch verstimmt, zumal seit der junge Markgraf Friedrich II. von Meissen, der bereits mit seiner Tochter Gutta versprochen war, sich mit Ludwigs Tochter Mechtilde verlobte. Johann schloß (18. September 1323) seinen Frieden mit den Habsburgern und trug sich nun mit dem Plane, selbst Kaiser zu werden. Und fortan hatte der durch die Lützelburgische Partei auf den Schild erhobene Herrscher bald mit offener Feindschaft, bald mit versteckter Mißgunst dieses reichbegabten und ritterlichen, aber würdelosen Fürsten zu kämpfen. Als Ludwig (Anfang 1325) die Belagerung des habsburgischen Burgau notgedrungen aufhob, hinterließ dieser Miß-

erfolg im Reiche starken Eindruck. In dieser Lage knüpfte er mit dem auf der Burg Trausnitz im Nordgau gefangenen Gegenkönige Unterhandlungen an. Die alte Jugendfreundschaft machte ihre Rechte wieder geltend. Und als Friedrich daheim die Einwilligung seines Bruders Leopold in das mit Ludwig getroffene Abkommen – Verzicht auf das Königtum, aber Bündnis und Heiratsverbindung zwischen den beiden Häusern – nicht erreichte, kehrte er nach Bayern zurück, nicht mehr als Ludwigs Gefangener, sondern als sein Freund nach München. Vor ihren Beichtvätern beschworen dort die beiden Fürsten eine merkwürdige, auch urkundlich festgestellte Übereinkunft: gemeinsam wollten sie das Reich besitzen, gemeinsam Glück und Unglück tragen, Brüder sich nennen und gleiche Ehre genießen. Zweifellos war eine Teilung der Herrschaft in der Weise beabsichtigt, daß Ludwig nach Italien ziehen und die Kaiserkrone erwerben, Friedrich in Deutschland regieren sollte. Nach dem Zeugnisse eines Chronisten teilten die Freunde in der nächsten Zeit Mahlzeit und Schlafgemach. Auf einer Zusammenkunft in Ulm mit Friedrich und Leopold trat Ludwig (7. Januar 1326) Friedrich sogar das Königreich ab unter der Voraussetzung, daß dieser bis Ende Juli die päpstliche Bestätigung erlange. Die Ausführung scheiterte nicht nur, weil sich der Papst hierzu nicht verstand: das Abkommen verstieß auch gegen die Verfassung des Reiches und mußte den Widerstand der Lützelburger wachrufen. Leopolds Tod (28. Februar 1326) benahm der habsburgischen Gegnerschaft ihre größte Gefahr für Ludwig und besiegelte das Ende des Thronstreites. Doch trat zwischen Ludwig und Friedrich später wieder Verstimmung ein.

Mittlerweile hatte Ludwig durch sein Eingreifen in Italien, wo der Thronstreit allen Feinden der Deutschen zugute kam, den Kampf mit einem neuen und furcht-

baren Gegner, dem Papsttum, heraufbeschworen. »Lieber sterben,« schrieb er einmal an seinen Schwiegervater, »als das durch so viel deutsches Blut erworbene Weltreich in fremde und räuberische Hände kommen lassen.« Die Idee des Weltreiches hatte ein Vierteljahrhundert vorher auch Dante in seiner *Monarchia* verherrlicht — ein Buch, das nach Boccaccio erst dadurch recht bekannt wurde, daß Ludwig und dessen Anhänger sich seiner bedienten. Man hat die Meinung ausgesprochen, bei der unsicheren Grundlage des deutschen Königtums wäre es für Ludwig geraten gewesen, dem Papste in jeder möglichen Weise entgegenzukommen. Aber historische Erbschaften lassen sich nicht so leicht abschütteln, und den Papst zu gewinnen gab es kaum andere Wege als den Verzicht auf Herrschaft in Italien, Preisgabe der Ghibellinen, Überlassung des Kaisertums an die Franzosen. Ein so schmachliches Zurückweichen hätte den Wittelsbacher auch um jede Autorität in Deutschland gebracht. Ludwig dachte anders: in gehobenem Siegesgefühl hatte er im Frühjahr 1323 Berthold von Meißen, Grafen von Marstetten, als Statthalter des Reiches mit einem Heere in die Combardei entsandt. In Avignon regierte Johann XXII. aus Cahors, in seiner Geldgier ein echter »Kawersche« — denn wohl mit Recht bringt man den Namen der romanischen Geldhändler in Oberdeutschland, der »Kawerschen«, mit der durch Wuchergeist berühmten Stadt der Gascogne in Verbindung. Johann betrachtete sich als Lehnsherrn des Reiches, die Gegenkönige als Erwählte, denen ein Recht auch auf die deutsche Krone erst aus seiner Bestätigung erwachsen könnte. Er erklärte die Verweisung des Imperiums auf den Papst übergegangen, ließ einem erbitterten Feinde der Deutschen, dem von Kaiser Heinrich VII. geachteten Könige Robert von Neapel aus dem Hause Anjou die noch von Clemens V.

beschlossene Ernennung zum Reichsstatthalter in Italien zustellen und betraute seinen Legaten Bertrand von Pojet mit der Führung des Kampfes gegen die Ghibellinen. Als nun Berthold von Meißen dem von Robert und den Welfen bedrängten Matteo Disconti in Mailand Hilfe brachte und das welfische Heer von der Belagerung dieser Stadt abzusetzen zwang, erging am 8. Oktober 1323 der erste der sogenannten päpstlichen Prozesse gegen Ludwig: darin wurde er mit dem Kirchenbanne bedroht, wenn er nicht binnen drei Monaten das Königtum niederlege. Ludwig erließ am 18. Dezember in Nürnberg einen Protest und drang auf die Einberufung eines Konzils. Auf die päpstliche Exkommunikation vom 23. März 1324 antwortete er mit einer zweiten heftigen Appellation, die gegen den Papst Klage auf Ketzerei erhob. So griff er zur Abwehr auf das kirchliche Gebiet über, wie der Papst im Angriff auf das weltliche. Damals lag der volkstümliche Orden der Minoriten oder Franziskaner in dogmatischem Streit mit dem Papste, weil dieser die Anschauungen der Minoriten, Christus und die Apostel hätten kein Eigentum besessen und ihr Orden müsse diesem Beispiel nachfolgen, als häretisch verdammt. Die Sachsenhauser Appellation enthielt eine Erörterung über diese dogmatische Frage im Sinne der Minoriten. Ludwig hat später behauptet, sein Protonotar Meister Ulrich der Wilde habe sie oder doch die Erklärung seines Einverständnisses ohne sein Wissen aufgenommen. Ein Speierer Spirituale (so nannte sich eine strengere Richtung des Ordens), Franz von (Kaisers-)Lautern, scheint diese Unterschiebung veranlaßt zu haben.

Die Verquickung des kirchenpolitischen Streites mit einem Kampfe der Geister verleiht Ludwigs Konflikt mit der Kurie eigenartiges Gepräge. Bald wurde sein Hoflager zum Sammelpunkt geistlicher

und gelehrter Widersacher des Papstes. Außer dem haupte der Spiritualen, Ubertino von Casale, und unzufriedenen Minoriten erschienen hier die Pariser Professoren Marsilius von Padua und Johann von Jandun und überreichten ihren »Defensor pacis«. Darin war der radikalste Bruch mit der mittelalterlichen Weltanschauung vollzogen, staatsrechtlich nach antikem Muster das Volk als die Quelle aller öffentlichen Gewalt erklärt, in kirchlicher Hinsicht aber nichts Geringeres gefordert als Abschaffung des päpstlichen Primats, der Hierarchie und der weltlichen Gewalt des Papsttums. Wahrscheinlich auf Ludwigs Wunsch hat Marsilius dann die Schrift von der Übertragung des Kaisertums verfaßt, worin der päpstliche Anspruch auf Suprematie bekämpft wurde.

Auf wiederholte Aufforderungen der Ghibellinen faßte Ludwig nach Herzog Leopolds Tode den Entschluß, sich in Rom die Kaiserkrone zu holen. In Mailand setzten ihm exkommunizierte Bischöfe die eiserne Krone auf. Ergrimmt sprach ihm der Papst alle Lehen, ja alle seine Güter ab. Ihm hieß er fortan nur »der Bayer«, ein Beiname, der Ludwig blieb, ohne daß man an seinen ursprünglich herabwürdigenden Sinn denkt. In Deutschland hatte der Aufruf zur italienischen Heerfahrt besten Erfolg, so daß Ludwig statt des geringen Gefolges, das ihn auf dem improvisierten lombardischen Zuge begleitete, ein glänzendes Heer von 4000—5000 Rittern nach Rom führen konnte. Seine natürlichen Verbündeten waren in Unteritalien König Friedrich von Sizilien, in Oberitalien außer den Disconti die Ghibellinen: Cangrande de la Scala in Verona, Nikolaus und Obizzo von Este, Passarino Buonacossi in Mantua und der rücksichtslos energische Castruccio, Herr von Pistoja und Lucca. Nach Pisas Eroberung zog der Bayer am 7. Januar 1328, von der demokratischen Partei mit Jubel emp-

fangen, in Rom ein. Zum Staunen der Welt und zum Entsetzen der kirchlich Gesinnten setzte ihm Sciarra Colonna als Vertreter der vier Syndici des römischen Volkes am 17. Januar in der Peterskirche die Kaiserkrone auf. Die Darstellung auf Krelings Bild, wonach nicht Sciarra Colonna, sondern ein Bischof Ludwig die Kaiserkrone aufsetzte, wird besonders durch das Zeugnis Castruccios als falsch erwiesen. Vorher hatten die Bischöfe von Castello und Aleria die Salbung an ihm vollzogen. Mit ihm wurde seine zweite Gemahlin, Margarete von Holland, gekrönt (die erste war Beatrix von Schlesien-Glogau). Papst Johann wurde durch eine Volksversammlung auf dem Kapitol als abgesetzt erklärt, ein Minorit Peter von Corvara unter unselbständiger Mitwirkung des Volkes und Klerus tatsächlich durch den Kaiser als Nikolaus V. zum Papste erhoben. Ludwig setzte eigenmächtig Bischöfe ein, um der päpstlichen Hierarchie eine kaiserliche entgegenzustellen. Die revolutionären Theorien des Marsilius schienen verwirklicht. Aber wie so oft bei den italienischen Heerfahrten der Deutschen erfolgte auch hier bald ein Rückschlag: nach unbedeutenden Erfolgen ward der Kampf gegen die Neapolitaner aufgegeben; mit den durch Steuerforderungen ernüchterten Römern und in Ludwigs eigenem Heere zwischen Süd- und Norddeutschen brachen Streitigkeiten aus; der König von Sizilien wurde umsonst erwartet. Am 4. August räumte Ludwig Rom unter Verwünschungen und Steinwürfen des Volkes, das er als Träger der Souveränität anerkannt hatte. Fast ein halbes Jahr verweilte er in Pisa, dessen Anhänglichkeit er königlich belohnte. Dort stießen zu ihm die aus Avignon entflohenen Häupter des Minoritenordens: der General Michael von Cesena, der Publizist und Philosoph Wilhelm von Occam, Bonagratia von Bergamo. Ohne Erfolg wurde Mailand belagert, wo Azzo Disconti sich empört

hatte, und als Ludwig auf die Nachricht vom Tode Friedrichs des Schönen (13. Januar 1330) Italien verließ, war fast alles, was er eingerichtet hatte, schon zusammengebrochen — was den Sanguiniker doch nicht abhielt, sofort und immer wieder an einen neuen italienischen Zug zu denken. Die Rückkehr auf heimatischen Boden feierte er durch Gründung des Klosters Ettal mit einer Anstalt für invalide Ritter. Der einzige mehr als scheinbare politische Erfolg, auf den er zurückblicken konnte, bezog sich auf sein Heimatland und war mit schweren Opfern erkauft: der Vertrag, den er am 4. August 1329 zu Pavia mit zwei Söhnen und einem Enkel seines Bruders Rudolf geschlossen hatte, räumte diesen die Pfalz und den später als Oberpfalz bezeichneten größeren Teil des bayrischen Nordgaues ein und entschied auf 448 Jahre über die Trennung der Pfalz von Bayern.

In Deutschland hatten die päpstlichen Prozesse namenlose Verwirrung angerichtet. Doch die Mehrheit der Nation mißbilligte das Auftreten des Papstes und wahrte auch dem gebannten Herrscher die Treue. Von kirchlichen Kreisen waren ihm besonders wohlgesinnt die meisten Domkapitel, die durch den Papst ihr Wahlrecht beseitigt sahen, die Ritterorden, die Bettelorden der Minoriten und Augustiner-Eremiten. Das Bürgertum stand mit geringen Ausnahmen auf Seite der staatlichen Gewalt und fand in Ludwig einen Beschützer und einsichtsvollen Förderer. Ludwig verstand es, die mächtig aufblühenden Städte fruchtbringend in den Dienst des Reiches zu stellen und sah sich für mannigfache Pflege ihrer Interessen durch treue Anhänglichkeit belohnt. Wie Handel und Gewerbe dankten ihm Verkehr und Landwirtschaft manche glückliche Anordnung. Der wohlwollende Schutz, den er den Juden gewährte, verrät einsichtsvolle Verachtung des wüsten Pöbelgeschreies. Seinen Erblanden gab er eine organische Gesetzge-

bung in dem Stadtrechtbuche und in dem Landrecht für Oberbayern. Er war auch der erste deutsche Herrscher, in dessen Kanzlei die deutsche Sprache die lateinische in allen deutschen und weltlichen Angelegenheiten fast völlig verdrängte. Unermüdlich und erfolgreich wirkte er für den Landfrieden in Oberdeutschland, wobei er im Anschlusse an die Landfriedensbündnisse seinem zweiten Sohne Stephan eine Machtstellung in Schwaben zu begründen verstand.

Unversieglich aber waren die Schwierigkeiten in der äußeren Politik. Auch hier waren die Anfänge nach seiner Heimkehr glücklich. Einen gefährlichen Bund, der sich unter päpstlicher Führung gegen ihn gebildet hatte (Österreich, Niederbayern, die Bischöfe von Straßburg, Basel, Constanza), vermochte er bald zu sprengen. Am 6. August 1330 versöhnte er sich zu Hagenau mit den österreichischen Herzogen. Eine Zeitlang gelang es ihm, freilich nicht ohne Doppelzüngigkeit, die rivalisierenden Großmächte Lützelburg und Habsburg glücklich im Gleichgewicht zu halten. Balduin von Trier, der zum Erzbischofe von Mainz gewählt, als solcher die päpstliche Bestätigung nicht erlangte, näherte sich infolgedessen dem Kaiser. Schon warf die kärntisch-tirolische Erbfrage ihre Schatten herein. Johann von Böhmen hatte eine Ehe zwischen Margarete Maultasch, der Erbin dieser Länder, und seinem Sohne Johann Heinrich zuwege gebracht und suchte in der Hoffnung auf das Erbe Anschluß an den Kaiser. Dieser aber plante, Kärnten den Habsburgern zu überlassen, Tirol für sich zu nehmen. Johanns abenteuerlicher, wider Erwarten erfolgreicher Zug nach Italien endete mit seinem engen Anschlusse an den Papst (zu Piumaccio 17. April 1331). Eine Regensburger Zusammenkunft im Juli 1331 stellte jedoch wieder ein gutes Verhältnis zwischen ihm und Ludwig her und eine Zeitlang schien der Kaiser die

kärntischen Ansprüche der Lützelburger zu unterstützen. Im Sommer 1332 gewährte er den jüngeren niederbayrischen Herzogen Kriegshilfe gegen Heinrich d. Ä. und belagerte Straubing. Seine Erklärung, zugunsten Heinrichs d. Ä., des Schwiegersohnes König Johanns, auf das Reich verzichten zu wollen (November 1333), wenn dadurch seine immer wieder angestrebte Ausöhnung mit dem Papste erzielt würde, beruhte wohl auf einem von Johann im Einverständnis mit Frankreich ausgeheckten Plane. Ludwig ließ ihn fallen, als ein neuer theologischer Widerspruch, den Papst Johann wachgerufen hatte, sogar zu einer Spaltung im Kardinalskollegium führte. Doch die Unterhandlungen, die Ludwig mit Napoleon Orsini, dem Führer der Opposition unter den Kardinälen, in der Absicht, den Papst durch ein Konzil absetzen zu lassen, anknüpfte, verliefen im Sande und ein Feldzug gegen den päpstlich gesinnten Bischof Nikolaus von Konstanz brachte keinen Erfolg.

Mit Papst Benedikt XII., dem Nachfolger Johanns XXII., wurden die Ausöhnungsversuche aufs neue aufgenommen. So harte Bedingungen der Papst stellte, bevollmächtigte Ludwig doch seine Gesandten sie anzunehmen. Im letzten Augenblick hintertrieb der französische König den Abschluß, gegen den, wie es scheint, auch der Böhmenkönig und dessen Schwiegersohn arbeiteten. Ein Annäherungsversuch an Frankreich brachte Ludwig seinem Ziele nicht näher. Nun aber starb Herzog Heinrich von Kärnten und Tirol (1335), und König Johann wurde schwer gegen den Kaiser gereizt, als dieser Kärnten und Südtirol Österreich überließ, Nordtirol für sein Haus in Anspruch nahm. Johanns Sohn, Markgraf Karl von Mähren, setzte sich in Tirol fest, Johann selbst griff (Februar 1336) die Österreicher an. Ludwig unterstützte Otto von Österreich, überwarf sich aber durch die Forderung von vier Burgen im Enns-

und Donautale mit seinen habsburgischen Verbündeten, die nun mit Johann von Böhmen ein Bündnis schlossen. Als der Kaiser am 20. März 1339 seinerseits Frieden mit diesem Fürsten schloß, mußte er Tirol, für das er in richtiger Wertschätzung selbst Brandenburg zu opfern bereit gewesen wäre, den Lützelburgern überlassen.

Eine bedeutsame Schwenkung in der auswärtigen Politik brachte der Sommer 1337: Ludwig verbündete sich mit seinem Schwager König Eduard III. von England, der Erbansprüche auf Frankreich erhob, und stellte ihm Kriegshilfe in Aussicht. Und diese antifranzösische Politik fiel zusammen mit einer entschiedenen Stellungnahme der Reichsstände gegenüber der Kurie. Als des Reiches Bischöfe und Städte mit ihren Fürbitten für Ludwig vom Papste ungnädig abgewiesen worden waren, traten auf Versammlungen zu Lahnstein und Rense auch die Kurfürsten für ihr gebanntes Oberhaupt ein und erklärten: der König, wenn auch nur von einer Mehrheit gewählt, bedürfe zur Verwaltung des Imperiums nicht der päpstlichen Bestätigung; Sache des Papstes sei es nur, durch die Krönung den Kaisertitel zu übertragen. Ein Reichstag zu Frankfurt wies die Ansprüche und Zensuren des Papstes als nichtig zurück. Auf einer Zusammenkunft zu Coblenz (31. August 1338) sprach Ludwig König Eduard das französische Königreich zu, ernannte ihn zum Reichsverweser in deutschen Landen jenseits des Rheins und empfing dafür seine Huldigung. Zum Teil unter dem Einfluß dieses nationalen Aufschwungs gestalteten sich auch Ludwigs Verhältnisse zu den territorialen Gewalten günstiger. Heinrich von Niederbayern schloß (Februar 1339) Frieden mit ihm, vermählte seinen einzigen Sohn Johann mit des Kaisers Tochter Anna, und da sowohl dieser als sein Vater bald starben, konnte Ludwig Niederbayern an sich ziehen. Im Mai 1339 befestigte

er sein altes Bündnis mit Albrecht von Österreich. Der Ausgleich mit dem Böhmenkönige freilich vollzog sich nicht zu Ludwigs Vorteil. Und die an das englische Bündnis geknüpften Hoffnungen fanden keine rechte Erfüllung. Bei der lebhaften Kriegsstimmung gegen Frankreich, welche damals in der Nation herrschte, hinterließ Ludwigs Versagen an diesem Punkte, mochte auch der englische König manchen Anlaß dazu gegeben haben, ungünstigen Eindruck. Als König Philipp nach seiner Niederlage bei Sluys Entgegenkommen zeigte, ließ sich der Kaiser sogar für ein französisches Bündnis gewinnen, das am 24. Januar 1341 in Dilshofen beurkundet wurde, und widerrief im Juli König Eduards Reichsvikariat. Entscheidend für diese Wendung war wieder die Sehnsucht nach Ausöhnung mit der von Frankreich beherrschten Kurie, doch trat eben damals eine Spannung zwischen den Höfen von Paris und Avignon ein, welche die Absicht des Kaisers scheitern machte.

Zuletzt ließ sich doch, als Ludwig auf die wertvollste Verstärkung seiner Hausmacht nicht verzichten wollte, der Entscheidungskampf mit den Lützelburgern nicht verhindern. Der neue Herr Tirols, Johann Heinrich, hatte den Widerwillen seiner Gemahlin und zugleich Erbitterung der Tiroler Landesherren gegen sich wachgerufen. Margarete Maultasch wünschte als ihren Gemahl den verwitweten Markgrafen Ludwig von Brandenburg, und der Ausbruch einer Verschwörung trieb Johann Heinrich (November 1341) aus Tirol. Als alter Bestandteil und natürliche Ergänzung der bayrischen Lande, als Brücke zu Italien, wohin sein Herz noch immer verlangte, hatte Tirol für den Kaiser einen Wert, der ihn schwere Bedenken überwinden ließ. Nach einem Gutachten Occams wurde Margaretens erste Ehe als Scheinehe und darum als nichtig erklärt. Markgraf Ludwig, anfangs widerstrebend, ließ sich zur Ver-

mählung mit Margarete (10. Februar 1342) überreden. Trotz aller üblen Nachrede, die sich an das Vorgehen des Kaisers knüpfte, soll es diesem gelungen sein, auf der Versammlung einiger Kurfürsten zu Rense (Juni 1343) nochmals die Gemüter zu beschwichtigen. Schon stand auch der Ausgleich mit Karl von Mähren nahe, dem Ludwig die Lausitz bot, als ihn ein enger Bund des dynastischen und des kirchlichen Gegners durchkreuzte: König Johann bewog seinen Sohn zum Abbruch der Verhandlungen, da er sich eben mit Papst Clemens VI., Karls früherem Erzieher, gegen Ludwig verbündet hatte und durch das neue Oberhaupt der Kirche diesen zu stürzen gedachte. Als der Wittelsbacher sich auch bei Clemens um Ausöhnung bemühte, stellte dieser noch härtere Bedingungen als Benedikt XII. Die Stände des Reiches, die darüber berieten, mit größter Entschiedenheit die Städte, erklärten sie als unannehmbar. Balduin von Trier aber unterwarf sich dem Papste Clemens, und als die Lützelburger in Deutschland persönlich gegen Ludwig warben, fielen auch alte Anhänger von diesem ab. Sein Plan, zugunsten seines ältesten Sohnes abzudanken, ward von den Fürsten zurückgewiesen. Nochmals gelang es ihm, durch einen Bund von Feinden im Osten und durch eigene kriegerische Überlegenheit König Johann so in die Enge zu treiben, daß er Unterhandlungen einleitete. Und zum drittenmal fand Ludwig Gelegenheit, seine Hausmacht zu vergrößern, da er nach dem Tode des kinderlosen Grafen Wilhelm IV. von Holland (15. Januar 1346) seine Gemahlin, eine Schwester des Verstorbenen, mit Holland, Seeland und Friesland — Hennegau fiel ihr als Frauenlehen ohnedies zu — belehnen konnte. Der Papst aber ließ sich durch alle Gesandtschaften und Fürbitten nicht umstimmen. In entsetzlichen Fluchen im Stile des alten Testaments sprach er am 13. April 1346 ein neues Verdammungs-

urteil über Ludwig aus, und am 11. Juni 1346 setzte er durch fünf mit Mühe zusammengebrachte Wähler die längst geplante Wahl Karls von Mähren zum römischen Könige durch. Die Nation stand überwiegend zu Ludwig. Und trotz des üblen Ausganges seines ersten Gegenpapstes (mit einem Strick um den Hals hatte sich Nikolaus V. im August 1330 vor Johann XXII. gedemütigt) dachte dieser nochmals an die Aufstellung eines Gegenpapstes. In Tirol ward Karls Festsetzungsversuch vom Markgrafen Ludwig mit leichter Mühe vereitelt. Auch in Schwaben und am Mittelrhein war der Sieg auf Seite der wittelsbachischen Partei. Da endete am 11. Oktober 1347, während sich Karl von Böhmen aus gegen Bayern in Bewegung setzte, ein Schlagfluß das Leben des vielgeprüften Kaisers. Aus München war er zur Bärenjagd ausgeritten; beim Dorfe Puch, nahe dem Kloster Fürstenfeld, sank er vom Pferde und verschied gleich darauf in den Armen eines Begleiters. Die Vergiftungsgerüchte, an denen es nicht fehlte, sind unbegründet. In der Münchener Frauenkirche, wo Ludwig bestattet wurde, erhebt sich über einem Grabsteine des 15. Jahrhunderts das schöne Erzdenkmal, das 1622 Maximilian I. seinem Ahnen setzen ließ, derselbe Fürst, der trotz seiner kirchlichen Gesinnung eifrig bemüht war, das Andenken des genannten Kaisers auch durch die Geschichtschreibung ehren zu lassen.

Ludwig war eine schöne und würdevolle Erscheinung, von hohem, kräftigem Körperbau, von heller und blühender Gesichtsfarbe. Aus seinen Augen strahlte die Heiterkeit eines glücklichen Temperamentes. Ein tüchtiger Kriegermann, war er doch mild, leutselig, gütig — ein Herrscher, dem mehr daran lag, geliebt als gefürchtet zu sein. Natürliche Beredsamkeit und geschmeidige Gewandtheit verschafften ihm manchen diplomatischen Erfolg. Das Streben nach Ausdehnung

seiner Hausmacht darf man nicht tadeln, da die königliche Macht für sich allein ohne die Grundlage einer starken landesherrlichen Gewalt durchaus unzulänglich war. Durch Ausnützung ihrer Oberlehensherrlichkeit als Könige hatten auch der erste Habsburger und der erste Lützelburger auf dem Königsthron die Großmachtsstellung ihrer Häuser begründet. Daß die politische Zukunft der Deutschen in den territorialen Gestaltungen lag, war schon damals entschieden. Aber ein widriges Geschick und zum Teil die Unfähigkeit der Nachkommen hat es verschuldet, daß die von Ludwig begründete wittelsbachische Großmacht keinen langen Bestand hatte. Schon durch ihre Landesteilungen haben sie des Kaisers Söhne selbst untergraben. Tirol gelangte 1364 (definitiv 1369) an die Habsburger, die in Herzog Rudolf IV. einen energischen, auch vor Gewalttätigkeiten nicht zurückschreckenden Politiker hatten. Brandenburg fiel 1373 an den andern Rivalen, die Lützelburger, deren Haupt Karl IV. die jugendliche Unerfahrenheit Ludwigs des Römers und Ottos V. trefflich auszunützen verstand. Zuletzt fielen nach dem Aussterben der bayrisch-holländischen Linie (1425) die niederländischen Provinzen Philipp dem Kühnen von Burgund in die Hände.

Im Innern hat Ludwig wohlthätig gewirkt, in der äußeren Politik war er den ungeheuren Schwierigkeiten der Lage nicht völlig gewachsen. Sein ganzes Leben verlief als ein mühevolleres Ringen in jähem Wechsel von Sieg und Niederlage. Die Rolle, die er in diesen Kämpfen spielte, stellt der Forschung eine Fülle von Rätseln dar. Sie haben die verschiedenartigsten Antworten gefunden und manche — gestehen wir es — lassen verschiedenartige zu. An die demütigen Unterwerfungsversuche gegenüber der Kurie muß man mittelalterlichen Maßstab anlegen. Daß Ludwigs Politik in dieser Richtung nicht ganz verfehlt war,

zeigt die erfreuliche Kundgebung der Kurfürsten in Renfe. Waren aber seine wiederholten Abdankungspläne von Mutlosigkeit eingegeben oder von Berechnung? — indem er der Welt nur dartun wollte, daß er dem kirchlichen Frieden jedes Opfer zu bringen bereit sei, insgeheim hoffend, daß die Ausföhrung an unüberwindlichen Schwierigkeiten scheitern werde? Daß auch der Willensstärkste in der hohen Politik ohne Lavieren und Stellungswechsel nicht durchkommt, werden die Zeitgenossen eines Bismarck am wenigsten übersehen. Doch allzu häufig und allzu seltsam sind die Sprünge in Ludwigs Politik, als daß man sie immer aus dem Zwang der Verhältnisse erklären dürfte. Als wankelmütig erschien der Wittelsbacher schon den Zeitgenossen — Johann von Winterthur nennt ihn »allewege unbeständig und unzuverlässig«. Ihm scheint die besonnene Kraft gefehlt zu haben, die Festigkeit und Folgerichtigkeit in der Ausföhrung der Beschlüsse erzeugt. Ihm fehlte auch die geistige Durchbildung, die seine literarischen Bundesgenossen zu überzeugten Gegnern der Kurie erhob und im Kampfe stärkte. Aber auch von diesen haben die meisten vor ihrem Ende sich reuig vor der allgewaltigen kirchlichen Autorität gebeugt — noch war die Zeit zu erfolgreichem Ansturm gegen das Papsttum nicht gekommen.



Huß und die Hussiten.

Von Max Sbralek.

Man kann vom Hussitismus nicht wie von der Reformation sagen, er sei nur der Teil einer Bewegung, die mächtiger als er selbst gewesen. Die Gärung wurde zwar auch in Böhmen nicht erst durch den Hussitismus hervorgerufen; aber wenn auch sie von seiner Seite die mächtigste Rückwirkung erfahren hat,

so hat doch sie den Hussitismus nicht aus ihrem Schoß geboren. Vielmehr begannen wir hier einer in der Geschichte fast einzig dastehenden Erscheinung, daß Ideen und Richtungen, die nicht aus benachbartem, sondern aus einem fremden, durch große Länderstrecken und Meere getrennten Lande stammen, so mächtig und nachhaltig auf ein Volk einwirken, daß es in kürzester Zeit, man könnte fast sagen, seine frühere Eigenart größtenteils preisgibt.

Die fortschreitende Minderung des königlichen Ansehens seit Wenzels Thronbesteigung hatte naturgemäß die Bedeutung des Adels in Böhmen gesteigert, der mit seinem wachsenden Einfluß zugleich ein nationales Moment zur Geltung brachte, insofern gerade der Landadel am meisten an der tschechischen Nationalität festhielt. Die Rückkehr zu dem, was unter den Dorfahnen Recht gewesen ist, hat der böhmische Herrenbund, der 1393 sogar den König gefangen zu setzen wagte, auf seine Fahne geschrieben, und diese Devise richtete ihre Spitze gegen die Einrichtungen, welche das in Böhmen mächtig vorgedrungene Deutschtum und dessen Begünstigung, namentlich unter Karl IV., geschaffen hatte. Was die breiten Massen des tschechischen Volkes angeht, so mögen auch sie durch den wirtschaftlichen Aufschwung und die steigende Wohlhabenheit während der gesegneten Regierung Karls IV. für die Aufnahme nationaler Ideen und die Pflege und Vertretung nationaler Interessen vorbereitet worden sein; dennoch war bei diesen nur eine religiöse oder kirchliche Bewegung imstande, sie in ihren Tiefen aufzuregen, und nur das Zusammenwirken des religiösen mit dem nationalen Faktor hat jene mit elementarer Gewalt hervorbrechende Erhebung des tschechischen Volkes bewirkt, welche dem 15. Jahrhundert einen charakteristischen Zug verleiht und zu den außerordentlichen Erscheinungen der Religionsgeschichte zählt.

Die Regierung Karls IV. war auch für die Kirche Böhmens das goldene Zeitalter. Der große Reichtum der kirchlichen Körperschaften hatte zwar auch hier eine Verweltlichung herbeigeführt, deren Folgen auf dem Gebiete der kirchlichen Sitte und Disziplin nicht ausgeblieben sind. Gegen diese Mißbräuche, nicht aber gegen die Lehre der Kirche oder gegen den Bestand der kirchlichen Ordnung war der reformatorische Eifer von Männern wie Konrad von Waldhausen, Militsch von Kremser und Matthias von Janow gerichtet. Man nennt sie mit Unrecht die Vorläufer des Hus; sie standen in Wort und Schrift auf dem Boden der katholischen Kirche. Aber ein neues Zeitalter brach heran, als die ersten reformatorischen Schriften Wiclifs ins Land kamen; sie wirkten in Böhmen wie ein Feuerbrand. Wie im Fluge eroberten die neuen Ideen des Engländers alle Gemüter und erzeugten jene tiefe Bewegung, die alles mit fortriß: alt und jung, arm und reich, hoch und niedrig schloß sich an. Der Name des englischen Magisters, den man in Böhmen viele Jahrzehnte hindurch als den fünften Evangelisten bezeichnet hat, befand sich in aller Munde; seine Lehren vernahm man in den Sälen der Fürsten, in den Kollegien und von den Kathedern der Priester, in den Schulen der Studenten, unter dem Hause des gemeinen Volkes. Von seiner Gelehrsamkeit, seiner scharfen Dialektik wurden Wunderdinge erzählt, vornehmlich aber von seinem Eifer für »das Gesetz Christi«. In der Tat war Wiclif einer der reichsten Geister, die England jemals besessen hat, und der einzige in Wahrheit bedeutende »Reformator« vor der Reformation. Aber seine Ideen haben die elementare Wucht ihrer Wirksamkeit im öffentlichen Leben des böhmischen Volkes doch erst durch die Persönlichkeit ihres Wortführers und »Apostels« Hus erhalten.

Hus stammte aus dem kleinen, im süd-

lichen Böhmen nicht weit von der bayerischen Grenze gelegenen Marktflecken Hussineß, nach welchem er sich anfänglich Johannes de Hussynecz, später, der Sitte der Zeit folgend, einfach nach seinem Geburtsorte, und zwar in abgekürzter Form, Magister Hus nannte. Tag und Jahr seiner Geburt sind unbekannt. Aus ärmlichen und beschränkten Verhältnissen hervorgegangen, mußte er, wie später Luther, als Kirchenknabe und Sänger seinen Unterhalt verdienen und hat sich ohne Beruf dem geistlichen Stande gewidmet. Seit der Mitte der achtziger Jahre lag er in Prag den höheren Studien ob, aber er war kein hervorragender Student; die Doktorwürde hat er niemals erreicht; Leidenschaftlichkeit, Anmaßung und Eitelkeit bildeten den Grundzug seines Wesens. Vermag deutsche Geschichtsschreibung kein anderes Charakterbild von ihm zu entwerfen, so will sie doch nicht verschweigen, wie sein Bild seinen Volksgenossen voranleuchtete: Die Lauterkeit seines Lebens, das man von seiner Jugend an zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte, sein Wirken als Lehrer, seine rasche Auffassung, seine Schlagfertigkeit, die Tiefe seiner Antworten, seinen Eifer in der Predigt und seine Lehre ohne Fehl, seine Demut und Frömmigkeit, seine Verachtung des Reichtums, seine Fürsorge für die Armen, sein apostelgleiches Leben, das die Reinheit und Einfachheit der alten Kirche habe herstellen wollen, das alles rühmt die Prager Universität nach Hus' Tode in einem Auschreiben an verschiedene Königreiche und Länder. Das ist ein Bild ohne Schatten, aber das Licht, in welchem ihn seine Anhänger sahen; es begreift sich, daß sie seiner volkstümlichen, eifervollen und demagogischen Beredsamkeit lauschten und folgten. Rasch gewann Hus an der Universität Geltung; 1401 Dekan der philosophischen Fakultät, wurde er schon 1402 Rektor der Universität. Doch Hus war nicht der Mann, in einer wissenschaftlichen

Stellung seine Befriedigung zu finden. Schon 1400 war er Priester geworden und 1402 Prediger an der Bethlehemskirche in Prag, wo er an Sonn- und Feiertagen das Wort Gottes in tschechischer Sprache verkündigte und so aufs Volk zu wirken Gelegenheit fand. Ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher Hus Rektor und Prediger geworden war (1401–02), gelangten die ersten theologischen Schriften Wiclifs nach Böhmen; sie machten den tiefsten Eindruck auf ihn. Eine rezeptive, jeder Originalität und schöpferischer Selbständigkeit entbehrende Natur, erfüllte er sich ganz mit den Ideen Wiclifs. Dessen sämtliche Schriften waren ihm nicht bekannt; aber kein zweites Buch seines englischen Lehrmeisters hat er in dem Maße in sich aufgenommen, als das Buch von der Kirche. In der gleichen Absicht wie Wiclif schrieb er sein Buch »von der Kirche«, das ebenfalls 23 Kapitel zählt und fast Wort für Wort entlehnt ist, denn mit Ausnahme weniger polemischer Stellen gegen seine böhmischen Widersacher ist alles das geistige Eigentum des Engländers. Hier sind jene Grundsätze niedergelegt, welche, im Leben durchgeführt, der bisherigen Stellung der Kirche und des Klerus im Lande ein Ende bereiten mußten. Daß dieses Ende ein Ende mit Schrecken war, dafür haben wieder die heftigen Angriffe auf die Bettelmönche in Wiclifs Predigten gesorgt. Man hat diese nach dem Tode des Hus als dessen eigene im Volke verbreitet; aber auch das, was Hus in seinen eigenen Predigten über die Entartung von Kirche und Klerus, besonders über die Mönche, über die großen Nachteile des Besitzes der »toten Hand« sowohl für die Eigentümer als für ganze Länder und Reiche, über die Pflicht der Obrigkeit, die Kirche zu reinigen, sagt, hat er fast wortgetreu aus Wiclifs Predigten entlehnt und nur das Wort Anglia durch Boemia ersetzt.

Mochte Hus arm an Ideen und Gedanken

sein, die Lehren seines Lehrers auszuweiten und zur Herrschaft zu bringen, dazu war er der geeignete Mann. Vergeblich war das Verbot der Universität, die Schriften Wiclifs zu verbreiten, über ihre Sätze zu disputieren. Wirkungslos die Ungnade des Erzbischofs Sbinke von Hassenburg, der auf die Mitarbeit des Hus verzichtete und ihm seine Gunst entzog, als Hus in seinen Predigten die Habsucht und das unordentliche Leben des Klerus öffentlich angriff. Auf die Höhe seines Ansehens schwang sich Hus empor, als König Wenzel in dem herrschenden Papstschisma dem Papst Gregor XII. seine Obedienz entzog, und als seine Forderung, den beiden Päpsten gegenüber Neutralität zu beobachten, nur von der tschechischen Nation an der Universität Prag erfüllt wurde, während der Erzbischof und die drei auswärtigen Nationen (die polnische, bayrische und sächsische) an Papst Gregor XII. festhielten. Erbittert erließ König Wenzel auf Betreiben von Hus und anderen Magistern am 19. Januar 1409 das Dekret, wonach bei allen Universitätsangelegenheiten der böhmischen Nation drei, allen auswärtigen Nationen nur eine Stimme eingeräumt wurde. Die Gesamtheit der Deutschen (denn auch die polnische Nation bestand seit der Gründung der Universität Krakau fast ausschließlich aus Deutschen, Schlesiern, Pommern, Preußen), Tausende von Doktoren, Magistern und Studenten wanderten im Laufe des Sommers 1409 aus und gründeten die Universität Leipzig. Prag sank von seiner universellen Bedeutung auf die Stufe einer national-tschechischen Universität herab, aber Hus wurde 1410 nochmals Rektor, jetzt der erste Rektor der tschechisch gewordenen Universität. Stadt und Land wurden von Wiclifschen Lehrmeinungen überflutet. Die Verbrennung der Wiclifschen Schriften in mehr als 200 Exemplaren und der Bann gegen Hus (18. Juli 1410) mehrte nur die Zahl seiner Anhänger, machte ihn noch

kühner und trug die Aufregung in die untersten Schichten des Volkes. »Unser König, sein ganzer Hof, die Barone und das gemeine Volk sind für das Wort Christi«, konnte Huß nach England schreiben. Auch das über Prag verhängte Interdikt entzog ihm nichts von seiner Gefolgschaft. Eine Spaltung in den Reihen seiner bisherigen Anhänger trat erst 1411 ein, als Papst Johannes XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel, den Beschützer des Papstes Gregor XII., den Kreuzzug predigen ließ. Mit den Worten Wiclifs bekämpfte jetzt Huß von Kanzel und Katheder den Kreuzzugsablaß. Da trat die theologische Fakultät für den Papst in die Schranken. Aber weder deren Polemik, noch des Königs strenge Maßnahmen, noch die Erneuerung von Bann und Interdikt durch den päpstlichen Legaten vermochten Huß zu beugen: nach dem von Wiclif erzählten Beispiel des englischen Bischofs Robert Grosseteste von Lincoln appellierte Huß vom Papste an den obersten Richter Jesus Christus. Auch als der König, dem der keßerische Ruf Böhmens naheging, 1412 selbst die Ausgleichung der Gegensätze in die Hand nahm, scheiterten seine Versuche an dem Wiclifischen Begriff von der Kirche, den Huß in seinem gleichnamigen, damals verfaßten Buche entwickelt hatte und den er selbst vor dem Scheiterhaufen zu vertreten sich bereit erklärte. Als nun seine theologischen Gegner vom böhmischen Kampfplatz wichen, um ihm später auf einem anderen, in Konstanz, zu begegnen, als König Wenzel den Deutschen im Altstädter Rat das Heft aus der Hand nahm und verfügte, daß in Zukunft neben neun Deutschen auch neun Tschechen als Ratsherren fungieren sollten, war Huß der Führer seines Volkes geworden, dem in Stadt und Land bald alles zufiel, und schon versuchte der böhmische Wiclifismus in Polen, ja selbst in Ungarn, Kroatien und Österreich festen Fuß zu fassen.

Von Anfang an war von dem allgemeinen Konzil in Konstanz auch die Beseitigung häretischer Lehrmeinungen ins Auge gefaßt worden. Lag dem König Sigismund als dem Erben der Krone Böhmens viel daran, die religiösen Wirren des Landes beizulegen, so war auch Huß gern bereit, der Aufforderung Sigismunds Folge zu leisten und auf dem Konzil zu erscheinen, denn seine Ideen über die Reformation der Kirche nahmen einen immer kühneren Flug; über den Boden seiner engeren Heimat hinweg wollte er die ganze abendländische Kirche in die Reform einbeziehen. Als er daher am 11. Oktober 1414 nach Konstanz aufbrach, war sein Vorhaben nicht so sehr darauf gerichtet, seine Lehre vor den Konzilsvätern zu rechtfertigen, als die ganze Versammlung für diese Lehre zu gewinnen. Dem König Sigismund erhielt er die Zusage freien Geleites; drei Herren vom böhmischen Adel hatten den Auftrag, für seine Sicherheit auf der Reise und während des Konzils zu sorgen. Anfangs auf freiem Fuß, wurde er unter dem Verdacht eines Fluchtversuches am 28. November 1414 gefangen-gesetzt. König Sigismund, zunächst über die Nichtachtung seines Geleitsbriefes aufbrausend, ließ schließlich gewähren. Die vom Konzil bestellte Kommission, in ihr das gelehrteste Konzilsmitglied Petrus d'Allii, Bischof von Cambray, übernahm die Untersuchung und die Berichterstattung an das Konzil, worauf letzteres, zur schlimmen Vorbedeutung für Huß, am 4. Mai 1415 die Irrlehren Wiclifs verurteilte. In dem persönlichen Verhör, das nun am 5. Juni begann und zu welchem Huß in das Franziskanerkloster nach Konstanz gebracht wurde, wo er die letzten Wochen verlebte, bestritt Huß, die Wiclifische Abendmahlslehre vorge-tragen zu haben, bekannte aber seine hohe Verehrung für Wiclif und suchte seine Appellation an Jesus Christus, seinen Anteil an der Vertreibung der Deutschen

aus Prag, die Gewalttätigkeiten gegen den Klerus zu verteidigen oder zu entschuldigen. Als man aber im letzten Verhör (8. Juni) die Erklärung verlangte, daß er in den bisher behaupteten Sätzen geirrt habe, ihnen in Zukunft entsagen, sie widerrufen und das Gegenteil davon lehren wolle, lehnte er diesen Widerruf und alle weiteren Versuche, ihn dazu zu bestimmen, ab. So erfolgte am 6. Juli im Dome zu Konstanz seine feierliche Verurteilung, welcher die Amtsentsetzung und die Ausstoßung aus dem geistlichen Stande folgte. Auf des Königs Befehl übernahm der Pfalzgraf Ludwig den Verurteilten und übergab ihn dem Vogt von Konstanz zum Verbrennen. Festen Schrittes, singend und betend, ging Hufz zur Richtstätte, dem »Brühl« zwischen Stadtmauer und Graben.

Hufz galt im Leben den Tschechen als Apostel und Prophet, nach dem Tode verehrten sie den Nationalheros zugleich als Märtyrer und Heiligen. Der hussitisch gesinnte Adel, zum Herrenbund zusammengetreten, sandte dem Konstanzer Konzil einen Absagebrief, an welchem nicht weniger als 452 Siegel hingen, erhob feierlichen Protest gegen die Verbrennung des Hufz, verpflichtete sich, die freie Predigt des Evangeliums auf allen seinen Gütern und Besitzungen zu sichern, der bischöflichen Gewalt nur da Folge zu leisten, wo es den biblischen Anforderungen entsprach. Das niedrige Volk erhob sich in großen Versammlungen, von eifrigen Priestern aufgereizt. In Prag wurden die Geistlichen, welche sich der hussitischen Bewegung feindlich gezeigt hatten, vertrieben, zum Teil gemißhandelt, nahegelegene Klöster zerstört und geplündert, und als König Wenzel, der zuerst den Hussiten mit Nachsicht und einer gewissen Sympathie begegnet war, sich endlich zu strengeren Maßregeln entschloß und in Prag einen neuen, der Bewegung feindlichen Rat einsetzte, wurde dieser am 30. Juli 1419

zum Fenster heraus in die Spieße der erbitterten Menge gestürzt; 17 Tage nachher endete ein Schlagfluß das Leben König Wenzels (16. August 1419). Der nächste Erbe der böhmischen Krone war Wenzels Bruder: König Sigismund, in dem die Böhmen den wortbrüchigen Henker des Hufz verabscheuten. Sigismund zeigte sich entschlossen, dieses Erbrecht zu behaupten und, ohne der hussitischen Bewegung Konzessionen zu machen, Böhmen zu unterwerfen. Es ist höchstwahrscheinlich, daß, wenn er sofort mit den gerade bereitstehenden Truppen gegen Böhmen gezogen wäre, anstatt daselbe zunächst der machtlosen Regentschaft der Witwe Wenzels zu überlassen, er hier, wo man zu bewaffnetem Widerstand noch in keiner Weise gerüstet war, einen durchschlagenden Erfolg hätte erzielen können.

Schon in den letzten Lebensjahren Wenzels waren im Hussitismus zwei Richtungen hervorgetreten, deren Gegensatz und Zwietracht allerdings mehr den Ausgang der Bewegung bestimmte als den Fortgang der Entwicklung und des Machtaufschwunges im Anfang. Die Gemäßigten, vertreten durch die Universität, den höheren Adel und die Prager Bürger blieben im ganzen auf der von Hufz eingeschlagenen Linie stehen und formulierten ihr Programm in den vier Prager Artikeln vom Juli des Jahres 1420, in welchen sie freie und ungehinderte Predigt des Wortes Gottes, die Spendung des Abendmahles unter beiderlei Gestalten, die Säkularisierung des Kirchengutes und die apostolische Armut der Geistlichen und endlich die Verpflichtung der zuständigen Obrigkeit zur Bestrafung aller Todsünden und öffentlichen Unordnungen verlangten. Da sie auf den zweiten Artikel das größte Gewicht legten und der Kelch ihr Wahrzeichen wurde, unter dem sie kämpften, hießen sie Utraquisten oder Kalixtiner. Hatte diese Partei ihren Mittel-

punkt in Prag, so fanden die Radikalen ihren Stützpunkt in dem Städtchen Austerlitz an der Litschnitz, bis sie auf dem benachbarten Hügel eine festere Stadt, Tabor, gründeten, wonach sie Taboriten genannt wurden. Ihr Programm ließt man in dem Werke Wiclifs über die Kirche und in seinen Predigten: Zurückführung der Kirche auf den Stand der apostolischen Zeit, somit Beseitigung der bestehenden Hierarchie und Säkularisierung des Kirchengutes. Galt die Bibel als die einzige Norm des Glaubens, so verwarfen sie alles, was nicht in der Bibel begründet erschien: Heiligenverehrung, Bilderkultus, Fasten, Segnungen und Weihen aller Art, den Eid, die Fürbitte für die Toten, die Ohrenbeichte, die Ablässe, die Sakramente der Firmung und der letzten Ölung; sie spendeten Taufe und Abendmahl in den einfachsten Formen, Feinde künstlerischer Kirchenbauten und alles Prunkes beim Gottesdienste, nahmen sie von Kirchen, Altären und geistlichen Gewändern Umgang, ließen Laien, selbst Frauen zum Predigtamt zu, wählten ihre Priester selbst und verfolgten in echt wiclifischem Geist mit leidenschaftlichem Haß die Klöster und besonders die Bettelmönche. Aber nicht bloß für die religiöse, auch für die politische und gesellschaftliche Ordnung sollte die Bibel Regel und Richtschnur sein; überzeugt davon, daß die heilige Schrift genüge, die christliche Welt zu regieren, und daß es unmöglich sei, die Einheit in der Kirche herzustellen, Reiche und Länder zu regieren, Völker zu beglücken und einzelne Personen zu befriedigen, wenn das nicht durch das Gesetz Christi geschehe, dem nichts hinzugefügt und nichts weggenommen werden dürfe, beließen sie allen anderen Gesetzen nur dann Geltung, wenn sie mit der heiligen Schrift in Übereinstimmung waren. Im Geiste des Alten Testaments waren die Taboriten allzeit bereit, mit dem Schwerte in der Hand das Reich Gottes

auszubreiten und die Feinde des Gesetzes Gottes auszutilgen. Die beste Kraft des Taboritentums beruhte anfangs in dem böhmischen Bauernstande, der Haus und Hof verließ und aus dem sich die »Feldgemeinde« bildete, eine kriegerische Kaste, im Gegensatz zu der bei der Feldarbeit verbleibenden bäuerlichen und der ein Handwerk betreibenden städtischen Bevölkerung, der »Hausgemeinde«. Geleitet waren sie durch Geistliche und verarmte Adelige.

Wenn es nun der gemäßigten sogenannten Prager Partei nicht gelang, zum Frieden und zur Anerkennung bei König und Kirche zu gelangen, so mußte sie die Hegemonie an die radikale Partei der Taboriten und ihre breiten Massen in dem Augenblicke abgeben, in welchem letztere volkstümliche und hervorragende Führer gewannen. Unter den letzteren ragt der einäugige Johann Žižka hervor. Aus einer niederen Adelsfamilie zu Trojnow, einem Meierhofs bei Budweis stammend, Kämmerer der hussitenfreundlichen Königin Sophie, hat er in den Fehden Wenzels ein Auge eingebüßt, aber jene Kenntnis des Landes und der Kriegskunst erworben, als deren Meister er sich in den Schlachten der Hussitenkriege erwies. Ihm gelang es, aus den zahlreichen Leuten, welche religiöser Fanatismus unter seine Fahnen führte, ein schlagfertiges Heer zu schaffen, das sich zwar an Ausrüstung mit den Heeren damaliger Zeit nicht messen konnte, aber an Manövrierfähigkeit jedem Ritterheere überlegen war. Zu diesem stießen nur im Falle des Bedürfnisses die Mitglieder der »Hausgemeinde«, bewehrt mit Waffen, mit denen sie von Jugend an vertraut waren: Lanzen, Streitkolben, Armbrüsten, besonders aber mit Dreschflegeln. Weiber folgten dem Heer, um für seine Verpflegung zu sorgen. Fast nur auf Fußvolk angewiesen, schützte Žižka letzteres gegen die Angriffe eines Reiterheeres durch Wagen. Zu Ver-

schanzungen waren letztere auch bisher schon gebraucht worden; neu war es, daß Žižka seine Bauernhaufen lehrte, die Wagen ohne Schwierigkeiten auch für den Angriff auf dem Marsch, im Lager und bei dem in Schlachtordnung aufgestellten Heere zu verwenden. »Es wurden jetzt förmliche Wagenburgen errichtet, d. h. die Wagen in mehrfacher Reihe so aufgestellt und durch herabhängende Bretter derart geschützt, daß sie jeden Augenblick aus dem Zusammenhang gelöst und mitten in die Feinde geführt werden konnten.« Auch der Tod Žižkas am 11. Oktober 1424 vermochte den deutschen Waffen nicht zum Übergewicht zu verhelfen. An die Spitze seiner Anhänger, die sich aus Trauer über den Verlust ihres Feldherrn »Waisen« nannten und in religiösen wie in politischen Fragen den rechten, gemäßigteren Flügel der Radikalen darstellen, trat der bedeutendste Feldherr aus Žižkas Schule, Prokop der Kahle oder der Große. Als Feldherr seinem Meister und Vorgänger nicht ebenbürtig, überdies nicht imstande, strenge Disziplin aufrecht zu erhalten, so daß die Taboriten- und Waisenheere selbst dem eigenen Lande gegenüber zu Freibeuterscharen ausarteten, übertraf er, Friedens-Verhandlungen nicht abgeneigt, seinen Lehrer an diplomatischem Geschick. Jetzt verwandelte sich das bisherige Verteidigungssystem der Hussiten unter dem Drucke der einheimischen wirtschaftlichen Not und in dem Bestreben religiöser und revolutionärer Propaganda in eine Offensivpolitik; von nun an beginnt die blutigste Periode der Hussitenkriege; während die deutschen Reichstage meistens ergebnislos verliefen, suchten die Hussitenheere die Nachbarländer Böhmens, Schlesiens, die Lausitz, Sachsen, Franken, zuletzt auch die Mark Brandenburg mit ihren Raub- und Plünderungszügen heim. Wie aber sind des deutschen Volkes Haltung und des deutschen Reiches Miß-

erfolge gegen die Hussiten zu erklären? Es ist doch unleugbar, daß der Hussitismus auch Ideen bewegten, die das deutsche Volk in seiner Mehrheit ein Jahrhundert später zu den seinen gemacht hat, Ideen, welche Luther auf der Leipziger Disputation als mit den seinigen identisch hat anerkennen müssen. Kein Kenner wird dem 15. Jahrhundert besondere Kirchlichkeit zuschreiben und seine Ablehnung hussitischer Ideen und seine Bekämpfung hussitischer Heere auf die Vorherrschaft klerikaler Gesinnungen und Tendenzen zurückführen wollen. Aber das Deutschtum vermochte sich von dem reformatorischen Element, das im Hussitismus lag, nicht im entferntesten angezogen zu fühlen. Der Hussitismus war von vornherein zu sehr mit deutschfeindlichen Tendenzen verwachsen. Hatte einst hieß den Auszug der Deutschen von der Universität Prag mitveranlaßt, so haben selbst die gemäßigten Prager den Befehl des Königs Sigismund (10. Februar 1420), »der Wiclifie zu entweichen«, mit einem Manifest beantwortet, das gegen die Deutschen als »die natürlichen Feinde des tschechischen Volkes« die leidenschaftlichsten Beschuldigungen erhob. Von König Sigismund wurde das Gerücht verbreitet, er beabsichtige, das tschechische Volk auszurotten und Böhmen mit Deutschen zu besiedeln, während in Wirklichkeit die deutschen Familien an Leben und Gut so gefährdet waren, daß sie aus Prag entflohen, und ihr Besitz an Hussiten umsonst oder zu billigen Preisen abgegeben wurde. Als »Feind der böhmischen Nation« wurde Sigismund im Jahre 1421 vom allgemeinen Landtag des Thrones für verlustig erklärt, und als König Wladislaw von Polen ablehnte, wurde die Krone Witold von Litauen angeboten, der sich in der Hoffnung auf einen Ausgleich mit der Kirche zu ihrer Annahme bereit zeigte. Nicht minder als das anti-deutsche Gebahren erregte das kirchenstürmerische Vorgehen der radikalen

Partei, die vandalischen Verwüstungen der böhmischen Klöster, die Vertreibung, Mißhandlung und Tötung der Geistlichen, vornehmlich der deutschen, in so hohem Grade die Abneigung des deutschen Volkes, daß ihm die Hussiten nicht mehr als eine kirchliche Reformpartei, sondern als Feinde der Christenheit und aller christlichen Ordnung erschienen, zu deren Vertilgung man sich für verpflichtet erachtete; der Kampf gegen sie gestaltete sich zum Kreuzzug.

Aber in diesen Kreuzzügen litt der militärische Ruf Deutschlands vollständig Schiffbruch. Im ersten und zweiten Kreuzzug besiegt, liefen die deutschen Heere im dritten (1427) und vierten (1431) Kreuzzug bei Ankunft der hussitischen Scharen in regelloser Flucht davon. Hundert Jahre vorher (1337) ging in der Erwartung des großen englisch-französischen Erbfolgekrieges eine gewaltige nationale Bewegung durch Deutschland, welche im Bewußtsein von Deutschlands kriegerischer Überlegenheit zu einem Kriege mit Frankreich drängte. Jetzt, in dem Jahrhundert seiner höchsten Kulturentwicklung und seiner größten Wohlfhabenheit, holte sich Deutschland nichts als schmachvolle Niederlagen. Die Not der Hussiteneinfälle mag von den Zeitgenossen übertrieben worden sein, wie auch die Kläglichkeit der militärischen Verhältnisse Deutschlands. Auch die Zahl der »Kreuzfahrer« mag durchgängig zu hoch angegeben worden und darum ihre Niederlage weniger schimpflich, der Vorwurf der Feigheit nicht völlig zutreffend sein. Aber zweifelsohne war die Kampfweise der Ritterschaft veraltet, die Führung der Heere schlecht und vor allem die Rüstungen ungenügend. Denn die allgemeine Zerfahrenheit hinderte jeden nationalen Aufschwung. Bei dem Argwohn, mit welchem sich König, Kurfürsten und Fürsten, Reichsritterschaft und Städte gegenseitig betrachteten, bei der Selbstsucht, mit der jeder Stand nur

sein Interesse verfolgte, und bei der Besorgnis, welche jeder Stand hegte, daß seine Leistungen einem anderen zugute kommen könnten, blieb die Reform des Reichssteuerwesens und des Reichskriegswesens ein unerreichbares Ziel. Dazu waren Fürsten und Städte in endlose Fehden verwickelt, der König Sigismund mit anderen, zum Teil weitausestehenden Projekten, selbst mit der Wiedereroberung des heiligen Landes beschäftigt. So vermochten sich Fürsten, Herren und Städte nur schwer und mit ungenügenden Mitteln zur Herstellung ihres militärischen Ansehens zusammenzufinden.

Mit dem vierten Kreuzzug waren die Kräfte des Reiches erschöpft, und es blieb nichts übrig, als den Weg der Verhandlungen zu betreten. Ein allgemeines Konzil hatte einst durch die Verurteilung des Huf den Brand entzündet, einem allgemeinen Konzil sollte es auch beschieden sein, ihn zu löschen. Als die Kreuzzugsbullen außer Kraft gesetzt waren, von bedingungsloser Unterwerfung nicht mehr die Rede war, böhmischen Gesandten auf dem Konzil freies Gehör gewährt werden sollte, fand die Einladung des Konzils von Basel (15. Oktober 1431) bei den Hussiten gute Aufnahme, und eine Gesandtschaft aller hussitischen Parteien erschien am 4. Januar 1433 in Basel; ihre bedeutendsten Mitglieder waren der Taborit Prokop der Große und das Haupt der Utraquisten Johann von Rokytzan, durch Beredsamkeit und nationalen Eifer hervorragend. Die Verhandlungen wurden nach dreimonatlicher Dauer von Basel nach Prag verlegt, wo namentlich der Einfluß des Adels, der den politischen Radikalismus des Taboritentums ebenso fürchtete, wie er den kirchlichen verabscheute und als Frucht der kirchlichen Umwälzung die ungeheure Masse des böhmischen Kirchen- und Krongutes an sich bringen oder behalten wollte, die Annahme der Friedens-

bedingungen, der sogenannten Prager Kompaktaten, am 30. November 1433 bewirkte. Den Kelch und die freie Predigt in der Landessprache räumte man den Böhmen ein, doch sollten die Priester lehren, daß Christus unter jeder der beiden Gestalten gegenwärtig sei, und die Prediger sollten von den geistlichen Vorgesetzten bestellt werden. Ebenso sollten die Geistlichen unter weltliche Gerichtsbarkeit treten. Dagegen gaben die Utraquisten darin nach, daß die Geistlichen und die Kirche weltlichen Besitz haben dürften. Doch vermochten die böhmischen Friedensparteien auf dieser Grundlage den Frieden mit den Taboriten und Waisern nicht zu erreichen; es schien, als ob neuer Kampf unvermeidlich sei, das Konzil bewilligte schon neue Kreuzzugssteuern gegen die Böhmen, als letztere selbst die Entscheidung herbeiführten. Der utraquistische Adel errang mit einem überlegenen Heere am 30. Mai 1434 bei Deutschbrod den Sieg über Taboriten und Waisern; ihrer 13000 deckten die Wahlstatt, darunter Prokop der Große; die Übermacht der radikalen Elemente war gebrochen. Als Sigismund die Kompaktaten aufrecht zu erhalten sich verpflichtet und auf eine Wiederherstellung der früheren Besitzverhältnisse verzichtet hatte, wurde er vom Landtag in Iglau am 5. Juli 1436 als König Böhmens bestätigt. Damit war die Aufrichtung eines tschechischen Nationalstaates, der außer Böhmen auch dessen Nachbarländer umfaßt hätte, und die Gefahr einer großen slawischen Konföderation des Ostens beseitigt. Dagegen waren die Machtverhältnisse unter den Ständen Böhmens gewaltig umgestaltet: das Königtum war zur Machtlosigkeit herabgesunken, der Klerus nach Verlust seines großen Landbesitzes politisch einflußlos; das Deutschtum in den Städten fast vernichtet, die Bauern den Leibeigenen gleich geworden; als Erbe aller Früchte der hussitischen Bewegung erhob sich über allen Ständen der Adel.

Die Burggrafen von Nürnberg und das Reich

Von Martin Spahn.

Die kraftvolle Herrschaft der Staufer war nach außen lange erfolgreich. In den Kernlanden des Reiches selber jedoch, in »Francien« lösten sich unter ihr die festen Träger des früheren Reichslebens, die politischen Stammesgemeinschaften der Franken und Schwaben auf, und alle politische Macht fand hier fortan nur noch im bloßen Territorialbesitz einen realen Rückhalt. Die staufischen Kaiser, darüber sich klar, schufen denn auch vom Vogt- und Egerlande bis zum Bodensee und zu den Dogesen ein Reichsterritorium, das ihnen in Süddeutschland die Ausübung ihrer Gewalt sicherte. Der Bestand dieses jungen Staatswesens hing davon ab, daß es gepflegt wurde. Der zweite Friedrich aber mußte durch seine italienische Politik Deutschland mehr und mehr sich selbst überlassen. Da ging auch das Reichsterritorium wieder aus den Fugen. Indessen, seine Wirkung war schon erheblich geworden. Hunderte trefflicher Männer verpflichtete zunächst ihre materielle Stellung, dann die Richtung ihrer Denkweise als seine Beamten oder Kriegsmannen zu seiner Erhaltung und damit zur Erhaltung des Reiches. An sein Wachstum war ihre soziale wie ideelle Existenz geknüpft. Tiefer noch! Ein ungemeines seelisches Feuer hatte sich von den Staufern, vorzüglich dem Rotbart, auf die Ministerialen und die freien Adligen ergossen, die von ihnen in den Dienst des Reiches gezogen wurden. Moderne Geschichtsforscher haben deshalb sogar geglaubt, daß sich in den letzten Tagen des Stauferhauses eine vollständige Reichspartei sammelte, die durch allen Wechsel der Königsgeschlechter bis in die Zeit Maximilians I. dem »Reiche« gefolgt sei, um es zu retten.

In der Tat ist ja die lebensvolle staufische Reichsgesinnung in den Kreisen des Reichsadels noch in späteren Jahrhunderten häufig durchgebrochen, da auch die letzte Hoffnung auf die Reichserneuerung geschwunden und die Liebe zum Reich Romantik geworden war. Im 13. Jahrhundert wirkte sie in ihrer ersten Frische. Vielen galt es damals, gleich jenem Gottfried von Hohenlohe, als Schande, von Staufen und Reich zu lassen. Viele waren bereit, zur Herstellung des staufischen Besitzes und der Königsmacht zu helfen. Auch das deutsche Empfinden der Kaisergeschlechter der Zukunft, der Habsburger wie der Hohenzollern, hat damals seinen leidenschaftlichen Antrieb erhalten, und zumal an der Geschichte der Zollern als Burggrafen von Nürnberg kann man die erste Glut, die späteren Wandlungen, wie die unversehrbare Art dieser Reichsgesinnung verfolgen.

Der Ort Nürnberg und die Reichsburg dort waren seit Heinrich III. beständig im Ansehen gestiegen. Burggrafen waren im 12. Jahrhundert die Grafen von Raabs. Als sie ausstarben, übertrug Heinrich VI. kurz nach 1190 das Amt auf den Gemahl ihrer Erbtöchter, einen schwäbischen Grafen Friedrich von Zollern. Der neue Burggraf folgte dem Kaiser sowohl in den Jahren 1192–1194 in seine schweren Kämpfe mit dem Fürstentum, als auch während seiner Bemühungen um die Erbkaiserwürde. Um 1200 starb er. Seine Söhne hielten sich staufisch gleich ihm, traten aber nicht hervor, bis sie sich 1227 trennten, Friedrich II. die schwäbischen Stammgüter, Konrad die Burggrafschaft übernahm. Im Jahre vorher war Ludwig von Bayern in Abwesenheit des Kaisers Reichsverweser für den jungen König Heinrich geworden. Konrad fand sich nun ebenfalls beim Könige ein und harrete bei ihm aus, auch als zuerst der Bayernherzog, dann Heinrich selbst gegen seinen kaiserlichen Vater sich empörte. Zuletzt

scheint er zwischen Friedrich und seinem Sohn vermittelt zu haben. Die wertvollsten Güter seines Besitzes lagen auf österreichischem Boden. Schutzlos waren sie dem Babenberger dort preisgegeben, der eine zweideutige, gewinnstüchtige Stellung zu dem Streit im Staufenhause einnahm. Heinrich unterwarf sich 1235. Darauf begleitete der Burggraf den Kaiser durch Westdeutschland und im Jahre 1237 bei dem erfolgreichen Zuge gegen Österreich. Wien wurde seiner Obhut unterstellt. Auch wurde er Mitglied der Landeshauptmannschaft, die das Herzogtum einstweilen verwaltete. Es war in Friedrichs letzten Sieges- und Herrschaftstagen auf deutschem Boden.

Zu Lyon beim Konzil entband Innozenz IV. die Deutschen ihrer Eide gegen den Kaiser. Konrad und sein Sohn waren noch vor kurzem, zugleich mit dem jungen Rudolf von Habsburg, in Italien bei Friedrich gewesen. Jetzt schloß sich der Burggraf, von der Kurie ausgerüstet, dem Gegenkönig Heinrich Raspe an. Zum Danke verlieh ihm der die Domanialgerichtsbarkeit über jene ausgedehnten Königsgüter in Franken, deren Mittelpunkt Nürnberg war. Manche davon gingen auch ganz in die Hände Konrads über. Noch weiteren stattlichen Zuwachs erwarb er seinem Hause aus einer Fehde, die er mit dem Bischof von Bamberg um den Nachlaß des jüngst verstorbenen letzten Herzogs von Meran führte. Von da an verfügten die Hohenzollern über die Grundlage zur Bildung eines selbständigen burggräflichen Territoriums. Zwischen beiden Erwerbungen hatte sich Konrad zu den Staufen zurückgefunden. Dabei wurde ihm seine neue Gerichtsbarkeit im Bereich des ostfränkischen Königsgutes ausdrücklich als ein öffentliches »Landgericht« bezeichnet. Seine Nachfolger breiteten dessen Geltung im siegreichen Wettbewerb mit dem Bamberger Nachbar über die gesamte »provincia Nurembergensis« aus. 1265 nann-

ten sich die Burggrafen in Urkunden, die sie als Landrichter oder Lehnsherren ausfertigten, zuerst »von Gottes Gnaden«. 1273 ward ihnen das Landgericht zum erblichen Reichslehen gegeben. Sie fingen an, aus Territorialbesitz und Gerichtsherrlichkeit eine Landeshoheit zu entwickeln.

Aber noch war wohl zu kurze Zeit verfloßen, seit Heinrich VI. die Zollern auf die Reichsburg geschickt hatte, noch ihr Reichsbeamtenbewußtsein in Stellvertretung des kaiserlichen Gerichtes zu lebhaft, noch auch der Abstand zwischen dem kleinen, zerstückelten Territorium in ihrem Eigenbesitz und dem weiten Landgerichtsbezirk zu groß. Und anderseits war doch die Stunde für die Erhaltung des staufischen Erbes und des Reiches zu kritisch! 1260 löste Friedrich III. den alt gewordenen Konrad ab. Eben reifte nach dem frühen Tode Konrads IV. in Conradin von Schwaben wieder ein Staufer zu Jünglingsjahren heran. Auf ihn richteten sich die schmerzlich bewegten Gefühle aller, die unter dem Königtum des Kastiliers und Engländer litten. Auch die Manneskraft Burggraf Friedrichs wandte sich der gemeinen Sache zu, er gesellte sich Conradins ständigen Räten bei und wirkte unermüdlich in den Schiedsgerichten mit, durch die die Fürsten und Herren in Francien untereinander verglichen werden sollten. Dabei nützten ihm seine mannigfachen verwandtschaftlichen Beziehungen, insbesondere solche zum mittelhheinischen Adel und zum Erzbischof Werner von Mainz. Vor allem wurden die bayrischen Brüder, Vormünder Conradins, sowie der Pfalzgraf und Werner versöhnt. An Conradins Hofe begegnete Friedrich auch dem getreuesten aller staufischen Anhänger, Rudolf von Habsburg, wieder. Conradins Hinrichtung lähmte die Einheitsbemühungen, beendigte sie nicht. Sie wurden erneut, und diesmal ward der Burggraf ihr Träger. Er war der erste geistig überlegene, per-

sönlich hinreißende Hohenzoller, von dem die Geschichte meldet, zwar des Schreibens und der lateinischen Sprache unkundig, doch ein Mann, der die Dichter seiner Zeit und die Chronisten beschäftigte als der wijige und weise, der sinnreiche, der klug im Rate, wacker in der Tat war. Er befürwortete anfangs die Königswahl des Pfalzgrafen, des Erben Conradins. Kurz danach lenkte er die Aufmerksamkeit auf den Habsburger, der dem staufischen Reichsbeamtentum und den fränkisch-schwäbischen Geschlechtern näher stand und unbedingter als der Wittelsbacher die staufischen Überlieferungen vertrat. Rudolf besaß eine starke Hausmacht in Schwaben und konnte das staufische Reichsterritorium herstellen. Die Wahlfürsten einigten sich auf ihn. Der Burggraf überbrachte ihm selber ihre Bedingungen, geleitete ihn nach Frankfurt und Aachen und darauf fast bei allen wichtigen Zügen. Traute Freundschaft verband sie bald, und Rudolf »pflog alle seine Tage seines Rates« und »folgte ihm vor allen nach, die er je um sich sah«.

1276 trieb Friedrich den König in den Krieg um die Donaulande. Er war in Sorge um das von den Wittelsbachern geschmälerte, von Ottokar beraubte Reichsgut, wie auch persönlich geschädigt um seinen österreichischen Familienbesitz. Auf dem Marchfeld trug er die Sturmflagge des Reiches. In dem sich stets erneuernden Streite der bayrischen Brüder waltete er als deren »lieber Freund« auf Rudolfs Geheiß mehr denn einmal als Vermittler. Noch als Greis unterstützte er den gleich ihm gealterten Habsburger fast ein Jahr hindurch zu Erfurt, dann wieder in Frankfurt, um die Königskrone für Rudolfs Sohn zu erlangen. Der König hatte wahrlich Grund, in mancher Urkunde »die leuchtenden Verdienste der Treue« dieses Mannes zu preisen. So sehr gab Friedrich sich dem Reiche hin, daß man nach wie vor ihn

nur seinem burggräflichen Range gemäß als »allerwegen fürsten genozz« gelten ließ. Trotz seiner Landesherrschaft und Heirat mit einer Herzogin von Sachsen zählte er nicht unter die Reichsfürsten selber. Friedrich persönlich war es, der solche Freiheit und Ehre seinem Hause zu wahren »in etlicher mazzе versaumet« und »danach nicht so hefftiglich noch mit sulchem fleizze gestanden, daß es also landkundig und offenbar wurde«. Nun scheiterten aber die letzten Bemühungen des Burggrafen und Rudolfs um das Reich; nicht Albrecht, sondern Adolf von Nassau erhielt die Königswürde. In die Geschichte unserer Nation schnitt dies Ereignis entscheidend ein. Die Wahl und Regierung des ersten Habsburgers war noch aus dem staufischen Zeitalter und Reichsgebiet herausgewachsen. Sie hätte das Reichsterritorium wieder begründen, das Reichsbeamtentum wieder organisieren sollen. Schicksalsfügung drängte Rudolf und seinen Sohn nach Österreich ab, und das Königtum wurde ihnen wieder genommen. Das vielhundertjährige Interregnum der deutschen Geschichte begann. Der staufische Reichsbesitz war fortan nicht mehr zu retten, dem Reiche vorderhand kein nützlicher Dienst zu leisten. Für alle Schwächeren und Rechtlichen zogen schwere Tage herauf. Endlos rieb sich die Macht der innerdeutschen Wittelsbacher und die der Österreicher und Böhmen gegeneinander. Notwendigkeit und Möglichkeiten dieser Lage haben die Söhne und Enkel Friedrichs III. wohl begriffen, als er selbst sich bei Rudolfs Tod verdrossen zurückzog. Sie sind so wenig wie die meisten ihres Geschlechtes Idealisten zu unrechter Stunde gewesen. Was blieb vom Reich noch anderes als der Name? Friedrich III. selber hat sich zu Adolf schon kühl gestellt. Die Beziehungen seiner Söhne, Johannes und Friedrich, zu Adolfs Nachfolger waren freundlich, doch unwirksam. Zu Heinrich VII. trat Friedrich IV. aller-

dings wieder in ein näheres Verhältnis; aber er folgte darin nur dem ersten Berater des Königs, Berthold von Henneberg, der ihm verschwägert war und von ihm mit jugendlicher Begeisterung verehrt wurde. So diente Friedrich als »heimlicher Rat« auch Ludwig dem Bayern erst dann, als Ludwig den Henneberger zu sich herübergezogen hatte und ihm den unter Heinrich geübten Einfluß wieder einräumte. Friedrichs Söhne dagegen kümmerten sich lange Zeit um Ludwig kaum. Nur zu kriegerischer Hilfe waren die Burggrafen in dieser Periode unmittelbar und gern gegen die Könige bereit — immerhin auch zu ihr nicht mehr um des Reiches willen, sondern auf Grund von Verträgen und gegen Entgelt. Einen solchen Vertrag schloß Friedrich IV. 1314 mit Ludwig, worauf er ihm den Sieg bei Mühldorf über Friedrich den Schönen erstritt. Auch Johann II. tat desgleichen, als er 1345 das wichtige Amt als Pfleger der Kurmark Brandenburg übernahm und damit zuerst das zollerische Schwert und Banner dorthin führte. Wie fremd stand er selbst da dem Wittelsbacher gegenüber! Er sicherte sich schriftlich, daß er die Mark nicht herauszugeben brauche, ehe er für alle Unkosten entschädigt sei. Und als sich im Jahre darauf Karl IV. wider Ludwig erhob und der süddeutsche Adel ihm zufließte, eilte Johann dem König zwar mit 200 Helmen zu Hilfe, doch auch in dieser Stunde nur durch Vertrag mit des Königs Sohn, »Ludwig von Rome«. Noch kurz vor Ablauf der gesetzten Frist trat er zu dem siegreichen Karl über. Seine, wie seines Vaters Arbeit, ihr Eifer und ihre Treue, galt nicht den Königen, die des Reiches nicht mächtig waren, sondern der Hut und Entwicklung des eigenen Ländchens! Die Einheit und Stärke, die sich dem Reiche trotz aller Hingabe nicht mehr hatte verschaffen lassen, suchten sie jetzt im engeren Bezirke ihres Hausbesitzes zur eigenen Sicherheit und Größe

zu erlangen. Der Kern ihres Gutes und ihre gesamte Einflusssphäre lag eingeklemmt inmitten der ringenden Mächte: dem bayrischen Stammlande vorgeklammert, für die Böhmen ein begehrtes, sie mit dem Reich verbindendes Außenposten. Da haben sie sich zuerst im rechten Augenblick und solange als nötig vor der Übermacht der Wittelsbacher gebeugt; später pflegten sie die Freundschaft der Luxemburger. Sie waren sparsam, tüchtig und bedachtsam; es fehlte ihnen im Gegensatz zu den meisten Fürsten und Herren ihrer Zeit weder an Geld noch Gelegenheiten. Unermüdlich förderten sie die Geschlossenheit ihres Territoriums, sie erhöhten ihr Landgericht zum Ansehen eines mit dem kaiserlichen Hofgericht konkurrierenden höchsten Gerichtes, jedes Recht, jeden Anspruch, selbst das Bergwerksregal erwarben sie, das noch die Goldene Bulle nur den Kurfürsten einräumen wollte. Auf diese Weise gestaltete sich in der Spanne von 1297 bis 1360 jenes ansbachisch-bayreuthische Territorium, das einerseits das Quellgebiet der Altmühl und Rednitz, andererseits das des Roten Mains, der Saale und Eger umfaßte, — neben der Grafschaft Württemberg der einzige kräftige Territorialstaat in Süddeutschland. Beide zusammen haben dem Vordringen der Wittelsbacher Halt geboten.

Um 1360 war das burggräfliche Gebiet im wesentlichen so weit entwickelt, wie es die fränkischen Verhältnisse erlaubten. Da stellt sich uns zum erstenmal in prägnanter Weise das Problem dar, das in der späteren brandenburgisch-preussischen Geschichte als eines ihrer psychologisch reizvollsten Probleme wiederkehrt: das rastlose Wachstum der zum Selbstbewußtsein gelangten Dynastie, für das es nur vorübergehende Sättigung, kurzes Ruhen gibt und das zu immer mächtigerer Entfaltung, immer stärkerer Ausbreitung und immer wirksamerer Leistung führt. Wenige Jahre nach dem

Anschluß an Karl IV. trat Burggraf Johann II. aus seiner Zurückhaltung gegen das Königtum heraus. 1355 begleitete er Karl nach Rom, dann zum Reichstag der Goldenen Bulle nach Meß, 1357 schlossen beide eine ewige Einung. Im März 1363 ließ sich Johannes Nachfolger, Friedrich V., alle in Franken erworbene Herrschaft in ihrer reichsfürstlichen Fülle und Ausdehnung vom Kaiser bestätigen. Eheabreden wurden zwischen ihm und Karl getroffen und wenigstens die erfüllt, die Karls Tochter dem ältesten Sohne Friedrichs verlobte. Der Zollernaar schickte sich zum Flug nach höheren Zielen an.

Deutschland hatte in Karl IV. noch einmal einen staatsmännisch hochveranlagten, nach dem Erreichbaren trachtenden Monarchen erhalten. Während er die Fundamentierung der Reichsgewalt durch Heerwesen und Finanzen entschlossen in sein böhmisches Hausland verlegte, suchte er die Deutschen für die Reichsidee wieder zu gewinnen, indem er die Exekution ihres so gestörten Landfriedens auf das Reich übernahm und der Reichsidee damit einen nicht neuen, aber niemals so entschieden und bedeutsam hervorgehobenen Inhalt gab. Als seine natürlichen Mitarbeiter boten sich ihm die höheren Bezirksbeamten des Reiches aus der habsburgischen Zeit, die Landvögte und die Landrichter dar. Doch keiner erwies sich so vorbereitet und geeignet wie der Inhaber des fränkischen Landgerichts. Friedrich V. waltete in Karls Abwesenheit als Landeshauptmann in Franken und war für ihn auch sonst auf manchem Posten tätig. Stets regierte er mit der gleichen politischen Reife, womit er zur selben Zeit als Landesfürst im Gebiete der Stadt Nürnberg seine ältesten, aber abgestorbenen burggräflichen Rechte zug um zug aufgab, um seine Kräfte desto gesammelter anderwärtigen Errungenschaften zuzuwenden. So ward das Amtsbewußtsein und das Gefühl der

Im frühlingsgrünen Buchenwalde wird beim Passieren eines schmalen Bergpfades das Gefährt, in welchem der vom Wormser Reichstage heimkehrende Luther und ein Genosse sitzen, von zwei durch das geschlossene Vließ unkenntlich gemachten Rittern und deren Leuten angehalten. Luther blickt den vorderen der Ritter, der links aus dem Gebüsch hervorgebrochen, mutvoll an; seinen Gefährten, der sich ängstlich an das am Wege wachsende Gesträuch anklammert, sucht ein Knappe an der Pelzhaube vom Wagen herabzuzerren, ein zweiter Knecht bedroht, durch das Gefährt halb verdeckt, den Wagenlenker mit dem Kolben seiner Armbrust. Ganz vorn führt ein rot gekleideter Diener zwei Rosse am Zügel und zeigt dabei auf Luther als den gesuchten Mann. Ringsum dichter Wald.





Amtsverpflichtung gegen das Reich in den Burggrafen sofort wieder lebendig, da das Reich selbst wieder einen Zweck und eine Wirksamkeit erhielt. Nur veräumten sie über dem Reichsdienst jetzt nicht mehr ihre landesherrliche Würde. Ihre erhöhte Tätigkeit für die Allgemeinheit trug diesmal im Gegenteil dazu bei, daß ihnen die Reichskanzlei seit 1380, die Reichsstände nach 1390 ausdrücklich den reichsfürstlichen Titel zubilligte. Die Töchter des tüchtigen fünften Friedrich heirateten in das österreichische, pfälzische und lothringische Herzogshaus, sein Sohn Johann in die Königsfamilie. Treu wie dem ausgezeichneten Karl, diente dieser Friedrich auch dessen unebenbürtigem Nachfolger Wenzel. Aber schon verfielen die Kräfte des Königtums nach kurzem Aufschwung von neuem. Der Städtekrieg verwüstete das deutsche Land, tausend Fürsten- und Ritterfehden mehrten die Not. Gegen die Grenze zog der Türke heran. Friedrichs Söhne erlebten bei Nicopolis mit, welche Macht dem schrecklichen Feinde innewohnte. Noch in demselben Jahre (1397) überließ ihnen der Vater die Herrschaft. Auch der persönliche Einfluß der Burggrafen zerfiel mit den Organisationen König Karls wieder. Was Wunder, daß sie an den Luxemburgern irre wurden und der stürmische Friedrich VI. sich sogar für ein Gegenkönigtum entschied, um dadurch zum Landfrieden zu helfen. Die wittelsbachische Macht war wieder im Steigen. Ruprecht von der Pfalz, ein Schwager der Burggrafen, ging also aus der Wahl hervor. Bei deren Vorbereitung wurde aber auch das burggräfliche Haus zum erstenmal als wählbar zur königlichen Würde anerkannt. Aufwärts, aufwärts führte der Flug trotz aller Hindernisse. Freilich gelang es nicht, den Gegenkönig wider die Böhmen durchzusetzen, und Ruprecht leistete deshalb im Reiche so wenig wie Wenzel. Da richtete Friedrich VI., was er noch an Hoffnung für

Einkehr heilsamer Ordnung besaß, weiter auf Wenzels Bruder Siegmund, den Ungarn. Wie sein Ahn für Rudolf, warb er 1410 für ihn, daß man ihn zum König erhebe. Er tat es noch als sein Diener und Beamter. Bald jedoch entwickelte sich zwischen beiden Männern eine Freundschaft, die abermals die Erinnerung an den Habsburger und Friedrich III. weckt. Die Ostmarken deutscher Nation brachen soeben vor dem heranflutenden Slawen- und Türkenstrom zusammen. Siegmund ließ durch den Burggrafen den Nordosten schützen, indessen er selber sich in Ungarn und Böhmen zur Wehr setzte. Des Burggrafen Tätigkeit in Brandenburg, als Hauptmann und seit 1415 als Kurfürst, war arbeits- und erfolgreich. Für eine Weile erfaßte ihn darüber der egoistische Gedanke, dort einen besonderen Großstaat vom Mittelgebirge bis zur Ostsee für sein Haus zu schaffen. Ins Reich zurückkehrend, erneuerte er dennoch von erhöhter Stelle aus das Lebenswerk des Vaters, die Landfriedensexekution, und baute darauf den vollständigen, systematischen Plan einer Reichsreform. In den Beziehungen der Nürnberger Burggrafen zum mittelalterlichen Reich bedeutet dieser Entschluß den Gipfelpunkt. Er hat nicht nur dem Wirken Friedrichs VI., sondern auch der gesamten Geschichte der Burggrafen einen vollen Ausklang gegeben. In den Fehden Albrecht Achills für Kaiser Friedrich III. und in den Diensten Casimirs von Ansbach-Bayreuth für Maximilian I. hallte er noch lange nach.

Nur allmählich ward im 15. Jahrhundert aus dem burggräflichen Geschlechte das Haus der Markgrafen von Brandenburg. Bei der Entwicklung Brandenburgs lag fortan, vier Jahrhunderte hindurch, die Zukunft der Hohenzollern. Die deutsche Geschichtschreibung achtete über dem Glanze des preussischen Königtums nicht mehr des Fleißes der Burggrafen und Landrichter in Franken. Und doch!

Friedrich der Große nannte sich noch ebenso den ersten Diener seines Staates, wie sich der erste zollerische Kurfürst als schlichten Amtmann Gottes bezeichnet hatte. Der erste hohenzollernkaiser sagte auf dem Sterbebette, daß er keine Zeit habe müde zu sein. Warum sollen wir uns da des Gedankens erwehren, daß eine psychologische Verknüpfung wirksam ist zwischen denen, die so demütig erhabene Worte sprachen, und denen, die im 13. Jahrhundert ihre Kraft im Dienste des Staufensreiches und im Jahrhundert darauf im Dienste des luxemburgischen Landfriedenswesens entfalteten? Amtleute des Reichs und der Kaiser zu jener Zeit, Amtleute des Allmächtigen seitdem bis auf unsere Tage und, wie das deutsche Herz es hofft, in ferner Zukunft noch!



Die Anfänge der Mark Brandenburg.

Von Paul Hirsch.

Die älteste nachweisbare Bevölkerung des Landes zwischen Oder und Elbe, der heutigen Mark, ist jedenfalls eine germanische gewesen; doch wann sie dorthin gekommen oder woher sie eingewandert war, entzieht sich unserer Kenntnis. Erst aus einer verhältnismäßig späten Zeit, dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, erfahren wir einiges Nähere über die Bewohner jenes Landstriches. Da wohnten jenseits der Elbe bis zur Oder im Osten und nach Süden bis in die heutige Lausitz hinein die Semnonen, ein Volksstamm, der nach des Tacitus Bericht der älteste und edelste Stamm des mächtigen Volkes der Sueven war. Werden auch nach den Berichten desselben Schriftstellers die Semnonen als ein volkreicher Stamm geschildert, der mehr denn hundert Gaue bewohnte, so

muß die Bevölkerung der Mark in jener Zeit immerhin eine recht spärliche gewesen sein. Aus den sandigen Einöden und sumpfigen Brüchen, an denen noch heute die Mark trotz aller Kultur nicht arm ist, können wir uns leicht ein Bild machen, wie es vor tausend Jahren ausgesehen haben mag: dichte und gewaltige Waldungen bedeckten das Land, bisweilen unterbrochen von Sümpfen, Seen und dünnen Sandflächen. Nur verschwindend werden die Gebiete gewesen sein, die mit dem Pfluge sich bewirtschaften ließen, und darum waren Jagd und Fischfang der Hauptunterhalt, den das Land den Menschen zu gewähren vermochte. Eine derartig unwirtliche Gegend mußte naturgemäß allen kulturellen Einflüssen auf lange Zeit unzugänglich bleiben, und so ist es zu erklären, daß bis ins Ende des ersten Jahrtausends, als das westliche Europa schon auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe stand, das Land östlich der Elbe noch in tiefer Barbarei lag. Nicht unwillkommen mag es deshalb unseren germanischen Vorfahren gewesen sein, als die Wogen der großen Völkerwanderung sie in die gesegneten Fluren des westlichen und südwestlichen Europas drängten. Aus dem Osten aber strömten neue, slawische Stämme herein, das Land bis an die Elbe besetzend. So wurde dieser Strom der Grenzfluß zwischen zwei Völkern, die sich Jahrhunderte hindurch in blutigen und grausamen Kämpfen beföhdet haben. Das Bild, das uns zeitgenössische Schriftsteller von diesen neuen Ansiedlern auf dem Boden der heutigen Mark überliefert haben, ist allerdings nicht das beste. Roh und wild, treulos und grausam werden die wendischen Völker geschildert. Doch dieses Bild stammt aus einer Feder, die der Haß gegen das heidnische Nachbarvolk oder die Erbitterung über die langjährigen blutigen Fehden geführt hat. Dieselben geistlichen Quellen wissen auch gute Seiten von ihren Feinden zu berichten, und alle

Schriftsteller stimmen überein in dem Lobe der wendischen Gastfreundschaft. Wenn auch bei diesen neuen Bewohnern von einer geistigen Kultur nicht die Rede sein kann, so standen sie doch auf einer etwas höheren Stufe, als ihre Vorgänger; denn außer Jagd und Fischfang waren Ackerbau und Viehzucht ihr Erwerbszweig, und von ihrem Handel wissen wir, daß er sich nordwärts bis Skandinavien, nach Osten bis weit ins russische Reich und auch über die Elbe unter die deutschen Stämme ausdehnte. Eine solche Vereinigung von Landwirtschaft und Gewerbe setzt aber feste Niederlassungen voraus; und wie im Osten unseres heutigen Vaterlandes eine große Anzahl Städte ihr Entstehen den Wenden verdankt, so weisen besonders im Gebiete der Mark die Namen der meisten Städte und Dörfer auf einen slawischen Ursprung hin.

Wann die Wenden sich mit ihren germanischen Nachbarn im Westen in Kämpfe einzulassen begonnen haben, ist ungewiß. Die erste sichere Kunde haben wir aus dem Ende des 8. Jahrhunderts, als Karl der Große die Stämme der Wilzen und Sorben sich tributpflichtig gemacht hatte. Doch von langer Dauer war dies Verhältnis nicht. Unter den Nachfolgern Karls des Großen, den Karolingern, drangen die Slawen ihrerseits siegreich über die Elbe bis tief ins eigentliche Deutschland hinein. Erst Heinrich I. gelang es abermals, östlich der Elbe siegreich vorzudringen nach Eroberung eines Hauptstülpunktes des Feindes, des Ortes Brennaburg, im Jahre 928, und besonders durch den im Jahre darauf erfolgenden blutigen Sieg bei dem heutigen Lenzen in der Priegnitz. Aber immer wieder und wieder suchten die verschiedensten Stämme der Slawen sich ihrer Bedrücker zu entledigen; und gelang es auch Otto I., alle Empörungversuche mit kräftiger Hand niederzuhalten, so wurde doch unter seinem Sohn und Nachfolger Otto II. das Deutschtum

und damit auch das Christentum auf lange Zeit aus den Gauen zwischen Elbe und Oder verdrängt. Mit einem Ruck war die deutsche Herrschaft durch den blutigen Aufstand des Jahres 983 von den Schultern der Wenden geworfen, und die Anfänge des Christentums, das Otto I. durch Begründung der Bistümer Havelberg und Brandenburg unter den Heiden verbreitet hatte, vernichtet. Jahrzehnte hindurch verstanden es die Wenden, sich die verhassten Feinde durch ununterbrochene Grenzkriege fern zu halten, denn die Ottonen sowohl wie die Kaiser aus dem fränkischen Hause taten für die Wiederunterwerfung des Ostens so gut wie nichts. Was aber Feuer und Schwert nicht gelang, erreichte die stille und unermüdbliche Tätigkeit der Missionare, die sich unerschrocken für ihre heilige Sache in die heidnischen Gauen wagten und dort namentlich unter den Edelsten des Volkes viele dem christlichen Glauben gewannen. Der bedeutendste Erfolg dieses stillen Missionswerkes war die Bekehrung des Hevellerfürsten Pribislaw. Denn als in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Nordmark, die fast nur noch dem Namen nach bestand, dem ehrgeizigen und zugleich tatkräftigen Grafen Albrecht aus dem askanischen Hause als Lohn für seine Teilnahme an dem Römerzuge des Kaisers Lothar übertragen wurde, und als dieser Fürst, den die Geschichte durch den Beinamen des Bären ausgezeichnet hat, mit dem Schwerte das Gebiet der heutigen Priegnitz erobert hatte, da setzte der christliche Wendenfürst Pribislaw, der selbst kinderlos war, Albrecht den Bären zum Erben und Nachfolger im Havellande ein, und schon zu seinen Lebzeiten trat er ihm den südlichen Teil seines Landes, die Zauche, ab. Zwar machte des Pribislaw Schwesterjohn, Jazko von Köpenick, noch einmal den Versuch, sich Brandenburgs zu bemächtigen, allein Albrecht gelang es bald, die Stadt wieder zurückzuer-

obern, die nun dauernd in Händen der Deutschen blieb. Brandenburg wurde der Hauptsitz der Markgrafen, und Albrecht konnte sich seitdem mit Recht Markgraf von Brandenburg nennen. Die Regierungszeit dieses Fürsten wie auch seiner Nachfolger aus dem Hause der Askanier war in jeder Hinsicht eine segensreiche für diese Gebiete des Ostens. Außer der politischen Sicherung erwarben sie zu dem bisherigen Bestande, d. h. der Altmark und der Mittelmark, noch die Uckermark, die Neumark, die beiden Lausitz, die Mark Landsberg (bei Halle), die Meißner Mark, Sternberg und Krossen und einen Teil von Hinterpommern. Diesen vielleicht zu schnellen und zu großen Zuwachs der Markgrafschaft bauten die Askanier auch nach innen aus: Dörfer und Städte entstanden durch Zuzug von Kolonisten aus dem Sächsischen und aus den Niederlanden; drei Bistümer: Brandenburg, Havelburg und Lebus, sowie zahlreiche Klöster, namentlich Chorin und Lehnin, trugen für die Verbreitung des Christentums Sorge, das nun unaufhaltsam seinen Weg durch die märkischen Gaue nahm.

Das askanische Geschlecht erlosch, als es auf dem Gipfel seines Glanzes angelangt war. Der letzte Markgraf, Waldemar, hatte die Grenzen seines Reiches bis an die Weichsel und darüber hinweg ausgedehnt; selbst Danzig hatte er seinem Zepter unterworfen, das er dann gegen eine hohe Summe dem Deutschen Orden in Preußen verkaufte. Das Todesjahr dieses Markgrafen, 1319, bedeutete für Brandenburg das Ende einer fast zweihundertjährigen glücklichen Zeit; denn die nun folgenden 50 Jahre bayerischer Herrschaft waren keine glücklichen zu nennen. Stück für Stück bröckelte von dem märkischen Besitz ab, von den Nachbarn im Süden, Osten und Norden als willkommenen Beute an sich gerissen; und keiner der Wittelsbacher Markgrafen, der neuen Herren des Landes, vermochte

die verloren gegangenen Gebiete wieder einzubringen. Wie zerrüttet die Verhältnisse waren, beweist allein schon, daß es einem Abenteuerer, dem sogenannten falschen Waldemar, zwei Jahre hindurch gelang, nicht nur die Bewohner der Mark, sondern selbst den Kaiser und eine Anzahl Fürsten zu täuschen. Bloß ein Ereignis war in dieser traurigen Periode für die Zukunft des brandenburgischen Staates von hervorragender Bedeutung: die Anerkennung der Markgrafen als Kurfürsten, welche 1356 durch das Reichsgesetz der Goldenen Bulle erfolgte.

Eine erfreuliche Wendung in den inneren und äußeren Verhältnissen trat ein, als der Luxemburger, Kaiser Karl IV., die Mark erwarb und fünf Jahre lang, zum Teil durch persönlichen Aufenthalt im Lande, den Wohlstand seiner neuen Untertanen zu heben sich bemühte. Das beste Denkmal für seine landesväterliche Fürsorge hat der Kaiser sich selbst in dem 1375 entstandenen Landbuch der Mark gesetzt. Nach dem Tode Karls IV. fiel der Besitz an seinen Sohn Sigismund. Aber in Anspruch genommen durch größere Unternehmungen im Reiche hatte dieser Fürst keine Zeit und noch weniger Interesse für das ihm zugefallene Erbe, welches er bald samt der Kurwürde an seinen mährischen Vetter Jobst verpfändete, während die Neumark durch Kauf an den Deutschen Orden überging. Allein auch Jobst von Mähren sah in den Marken weiter nichts als eine Geldquelle, und so brach für das Land von neuem eine schreckliche Zeit an, die jene der Wittelsbacher noch weit hinter sich ließ. In schamlosester Weise brandschatzte der Adel, dem fast alle landesherrlichen Schlösser, Rechte und Einnahmen verpfändet waren, die übrigen Bewohner. Straßenräubern gleich lauerten die edelsten Ritter, an ihrer Spitze die gefürchteten Brüder Johann und Dietrich von Quitow, den vorüberkommenden Handelszügen auf, plünderten Dörfer und

Städte und verbreiteten über das Land eine wahre Schreckenwirtschaft, daß Zeitgenossen sagen konnten: »Rauben und Stehlen ist in der Mark die größte Kunst gewesen« oder »je näher jemand den Marken gekommen ist, desto gefährlicher er gereiset oder gewandert hat«. Weder Landes- noch Reichsregierung zeigten den ernstesten Willen, diesen unerhörten Zuständen zu steuern, und das unglückliche Land wäre für unabsehbare Zeiten einem schonungslosen Raub- und Plünderungswesen preisgegeben worden, wenn nicht die Erlösung durch ein Fürstengeschlecht gekommen wäre, welches das Schicksal erkoren hatte, Brandenburg aus dem tiefsten Elende zum höchsten Glanze emporzuheben.

Im Jahre 1411 starb Jobst, und die Kurmark fiel an Sigismund zurück, der aber durch seine Tätigkeit im Reich und in Ungarn immer noch verhindert blieb, die Regierung jener Gegend selbst zu übernehmen. Den märkischen Abgeordneten, die an seinen Hof nach Ungarn gekommen waren, um ihm als Landesherrn von neuem zu huldigen, versprach Sigismund, einen Stellvertreter zu senden. Einen solchen fand er in der Person des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern, den er zum »vollmächtigen gemeinen Verweser und obristen Hauptmann der Marken« bestellte. Burggraf Friedrich hatte Sigismund schon früher auf einem Feldzuge gegen die Türken begleitet, war dann 1409 förmlich in seine Dienste getreten und hatte sich seinem Gebieter in jeder Beziehung so ergeben und nützlich erwiesen, daß dieser ihn als Vertreter der kurbrandenburgischen Stimme zu der 1410 erforderlichen Königswahl sandte. Friedrichs Bemühungen war es zu danken, daß sein Herr als neuer König gewählt und anerkannt wurde. So konnte Sigismund zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in den

brandenburgischen Landen keinen geeigneteren Mann finden, als diesen Zollern, dessen Umsicht und persönliche Tapferkeit er mehrfach kennen gelernt hatte.

Als Friedrich im Sommer 1412 in der Kurmark eintraf und die Stände nach Brandenburg beschied, leisteten ihm wohl die Bischöfe und die Städte die Huldigung; der größte Teil des Adels jedoch, besonders in der Altmark und der Priegnitz, verhielt sich ablehnend oder gar trozig. Allein diplomatische Gewandtheit und das Schwert, das Friedrich vortrefflich zu führen verstand, brachten auch die festesten Burgen zu Fall, so daß der neue Verweser der Marken nach dreijährigem Aufenthalt endlich auf dem Landtage in Tangermünde durch Festsetzung eines Landfriedens geordnete Verhältnisse schaffen konnte.

Zum Dank für diese zielbewußte und erfolgreiche Tätigkeit übertrug König Sigismund am 30. April 1415 auf dem Kostnißer Konzil dem Burggrafen Friedrich auch die Kurwürde samt dem Erzkämmereramte. Zwei Jahre später, am 18. April 1417, erfolgte dann auf demselben Konzil unter Entfaltung eines großen Gepräanges die feierliche Belehnung Friedrichs mit Kurbrandenburg, der somit als Kurfürst Friedrich I. und als erster Hohenzoller die Regierung übernahm.

Friedrich hatte die Mark als ein verlorenes Land erhalten. Von dem einstigen umfangreichen Besitze der askanischen Blütezeit waren, dank der wittelsbachischen und luxemburgischen Mißwirtschaft, nur noch die Altmark, die Priegnitz und Teile der Mittelmark geblieben. Die Erweiterung dieser engen politischen Grenzen war erst Friedrichs Nachfolger vorbehalten, weil er selbst die letzte Zeit seiner Regierung leider außerhalb zubachte, mit allerlei Reichsgeschäften belastet. Aber immerhin war die Tätigkeit dieses ersten Hohenzollernfürsten von

bleibendem und segensreichem Einfluß auf die spätere Entwicklung des Landes, dessen vielgeprüfte Bewohner nun zum ersten Male die Sonne landesväterlicher Fürsorge aufgehen sahen.

Hatte Friedrich I. es verstanden, den Troß des Adels zu brechen, so wußte sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. auch den Städten gegenüber, die mit der Zeit allzu selbständig geworden waren, seine Fürstenbefugnisse zur Geltung zu bringen; insbesondere gelang es ihm, die mächtigste, die Doppelstadt Berlin-Kölln, durch Anlegung einer Burg inmitten ihres Weichbildes zu unterwerfen. Auch mit der äußeren Politik konnte Friedrich II. zufrieden sein, denn abgesehen von dem Erwerb einiger Gebiete in der Lausitz, gelang es ihm, die Neumark durch Kauf von dem Deutschen Orden zurückzugewinnen. Wichtig für die weitere Entwicklung des jungen Staates erwies sich, daß der dritte Kurfürst, Albrecht Achilles, 1473 ein Hausgesetz, die Dispositio Achillea, erließ, kraft dessen jedesmal der älteste Sohn die Kurmark ungeteilt erhalten sollte; und von Einfluß war es nicht minder, daß Albrechts Nachfolger, Johann Cicero, der erste Kurfürst war, der seinen Aufenthalt dauernd im Lande nahm, und zwar meist in Berlin. So wurden die Geschicke der Kurmark mehr und mehr in geregelte Bahnen gelenkt. Nach innen und nach außen wurde der Staat zunehmend ausgebaut. Wenn es Joachim I. gelang, das Recht der Erbfolge in Pommern für sich und seine Nachfolger zu erhalten, so eröffnete Joachim II. auf friedlichem Wege seinem Hause die Aussicht auf zwei weitere Gebietserwerbungen. Durch Erbverbrüderung mit den Fürsten von Liegnitz, Brieg und Wohlau faßte er festen Fuß in Schlesiens, und durch die Anwartschaft auf das Herzogtum Preußen wurde der Grund zur brandenburgisch-preußischen Monarchie gelegt. Die Erwerbungen dieses Kurfürsten wie seines Nachfolgers, Johann Georg, der

seinem Hause die Aussicht auf Jülich, Cleve und Berg eröffnete, verwirklichten sich zum größten Teil bereits in der für Brandenburg so bedeutungsvollen Regierung Johann Sigismunds, unter dessen Zepter das frühere Ordensland und spätere Herzogtum Preußen für immer mit Brandenburg vereinigt wurde.

In gleicher Weise befestigten sich inzwischen die inneren Verhältnisse des Staates. Zwar versuchte der Adel noch einmal sein troßiges Haupt zu erheben, doch Joachim I. verstand es, Bürger und Bauer durch rücksichtslose Strenge vor Übergriffen zu schützen. Besonders die Städte suchte er weitgehend zu kräftigen, wie er sich auch bemühte, sein Land in geistiger Hinsicht zu heben. Selbst ein eifriger Freund humanistischer Studien, wurde dieser Kurfürst der Stifter der Frankfurter Universität. Aber auch zur Stärkung des Rechtsgefühls tat er einen wesentlichen Schritt, indem er das Kammergericht als obersten Gerichtshof einsetzte. Dem größten Ereignis seiner Zeit aber, der kühnen Tat des Augustinermonches in Wittenberg, stand Joachim I. feindlich gegenüber. Von dem Grundsatz ausgehend, daß eine Reform der Kirche nur durch dessen Oberhaupt erfolgen dürfe, verurteilte er Luther und seine Lehre als vermeintliche Quelle des Ungehorsams wider die Obrigkeit und eines allgemeinen Umsturzes der Verhältnisse, obgleich schon viele seiner Untertanen und selbst die eigene Gemahlin der neuen Lehre im Geheimen ergeben waren.

Erst seinem Sohne, Joachim II., war es vorbehalten, den für den Werdegang des Staates so wichtigen Schritt zur Ausföhrung zu bringen, indem er am 1. November 1539 in aller Form zur lutherischen Kirche übertrat. Dem Beispiele seines Herrschers folgte nunmehr das ganze Land, so daß, als Brandenburg mit dem ebenfalls schon evangelischen Preußen vereinigt wurde, die neue Lehre eine

kräftige und bleibende Stütze in dem hohenzollernstaate finden konnte.

Blicken wir zurück auf Brandenburgs Geschichte, so steht vor uns ein prächtiges Gebäude, zu dem die Haskanier den Grund gelegt, das die Hohenzollern als Markgrafen und Kurfürsten aufgerichtet und als preußische Könige ausgebaut und vollendet haben, bis es seinen schönsten Schmuck im deutschen Kaisertume erhielt.

So können die Märker mehr als jedes andere Volk dankbar und stolz zu einem Fürstengeschlechte empor schauen, das sie tatkräftig und zielbewußt geführt hat
per aspera ad astra!



Entstehung und Ausgang der Hanse

Von Goswin Freiherr von der Ropp.

Zu den eigenartigsten Gebilden unserer so vielgestaltigen Geschichte gehört unfraglich die deutsche Hanse. Ihre Anfänge ragen in Zeiten hinauf, da der deutsche Handel sich eben erst zu entfalten begann, ihre Ausläufer reden heute noch eine vernehmliche Sprache, ihre Bildung und Blüteperiode fallen zusammen mit dem Niedergang des alten Reiches im Mittelalter.

Das Aussterben der sächsischen Dynastie mit Heinrich II. und die nur durch Kaiser Lothar unterbrochene Thronfolge der Salier und Staufer verrückte den politischen Schwerpunkt des Reiches dauernd von Nord- nach Mittel- und Oberdeutschland. Der Südwesten zumal übernahm die Führung; die Sicherung des Besitzes von Italien und die Auseinandersetzung mit dem Papsttum erwuchsen zu den Hauptaufgaben des Reiches. Der Norden und Nordosten blieben im wesentlichen sich selbst überlassen. Denn Lothar der Sachse hatte zwar den unter seinen Vor-

gängern so schroff hervorgetretenen Gegensatz zwischen seinen Stammesgenossen und den Oberdeutschen durch Wiederaufnahme der Slawenpolitik Ottos I. abgelenkt, und Heinrich der Löwe das Vorbild des Schwiegervaters mit noch größerem Erfolge nachgeahmt. Dafür zerstörte jedoch der jähe Sturz des Welfen dauernd die stolze Stellung des sächsischen Herzogtums, und er machte zugleich die Bildung einer vorwaltenden Fürstenmacht im Norden auf lange hin unmöglich. Der Zug nach dem Osten aber blieb, und die folgenreichste Tat des späteren Mittelalters, der Erwerb und die Kolonisation von fast drei Fünftel der heutigen deutschen Lande, vollzog sich demzufolge bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts in der Hauptsache ohne Zutun des Reiches und ohne einheitliche Führung. Dafür wirkten hier alle Stände mehr oder mindereinträchtig zusammen. Was das Schwert des Ritters errungen, wurde sowohl durch den Pflug des Bauern, als auch, und noch mehr, durch die Gründung zahlreicher rasch aufblühender Städte gesichert. Denn wenn auch gewiß der deutsche Bauer der Germanisierung der Tieflande von der Elbe bis zum Pregel ihren wahren Halt verlieh, so drang doch der deutsche Bürger im Verein mit dem Ritter noch weiter bis zum Finnischen Meerbusen, und allein nach Skandinavien sowie über Schlesien und Böhmen hinaus tief nach Polen und Kleinrußland vor. Nicht nur die Ostseegestade, auch das große Hinterland der in die Ostsee mündenden Ströme wurden dem deutschen Kaufmanne zugänglich und bald wirtschaftlich untertan. Hatten bislang nur Rhein und Weser den Deutschen als Verkehrsstraßen zum Meere gedient, so waren jetzt der bisherige Grenzfluß, die Elbe, und dazu die Oberdeutsche Ströme geworden, waren die Mündungen und unteren Läufe von Weichsel, Duna und Narowa besetzt, fanden sich deutsche Niederlassungen auch

in den Gemeinwesen an den Nordküsten der Ostsee.

Die Wirkungen dieser kräftigen Ausbreitung des Deutschtums in Nord und Ost traten überraschend schnell zutage. Das dadurch begründete wirtschaftliche Übergewicht des deutschen Kaufmanns verdrängte den älteren skandinavisch-russischen Warenverkehr von der westlichen Küste der Ostsee und führte den niederdeutschen Händler bereits im 12. Jahrhundert nach Wisby auf Gotland. Hier in der Fremde entstand, durch die Verhältnisse bedingt, zum ersten Male eine fest organisierte Genossenschaft deutscher Kaufleute, welche die Angehörigen aus zahlreichen niederdeutschen Städten einte und deren Gesamtinteressen vertrat. Ihr Zusammenschluß ließ sie bald einen bedeutenden Einfluß gewinnen. Von Wisby aus wurden die verschiedenen Ostseegebiete dem deutschen Handel zugänglich gemacht; von hier aus ist Livland aufgesegelt oder entdeckt worden, von hier aus gewann die Genossenschaft im Gefolge der Gotländer den Zugang zu Nowgorod. Der nordrussische Handel, von der Ostsee verdrängt, fand fortan in der Stadt an der Wolchow einen mächtigen Mittelpunkt, während der deutsche Hof in Nowgorod dem deutschen Handel volle drei Jahrhunderte eine feste Stellung gewährte. Der Einfluß dieser gotländischen Genossenschaft erstreckte sich indessen alsbald nicht bloß auf den Ostseehandel. Die überaus starke Beteiligung der westfälischen und niederrheinischen Gebiete an der Kolonisation der östlichen Lande hatte eine ebenso starke Vertretung der nordwestdeutschen Kaufleute innerhalb der Wisbyer Gesellschaft zur naturgemäßen Folge. Und dieser Umstand lenkte deren Augenmerk notwendig wie nach Osten so auch nach dem Westen. Die Gestade der Nordsee wurden nicht minder in den Bereich ihrer merkantilen Tätigkeit gezogen wie die der Ostsee, zumal Köln an der Spitze der niederrheinischen Kaufmannswelt schon

seit langen Jahren einen lebhaften Verkehr mit England unterhalten hatte. Neben ihm erwarb sich nun auch die Wisbyer Genossenschaft dort Rechte und Freiheiten. Noch wesentlich wichtiger war jedoch ihre Festsetzung auch in Flandern, denn damit wurde die Bildung des neuen, wesentlich von den Deutschen beherrschten nordeuropäischen Handelssystems zu einem gewissen Abschluß gebracht und zugleich Brügge zum Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen West- und Nordeuropa erhoben. Wie für das südliche Europa durch die Kreuzzüge, die Eroberung von Konstantinopel und durch den Einbruch der Mongolen in Vorderasien die alten Handelswege verschüttet und neue Verkehrsverhältnisse geschaffen worden waren, welche vornehmlich den italienischen Handelsrepubliken und ihren zahlreichen Kolonien zugute kamen, so führte in ähnlicher Weise für den Norden die Kolonisierung der ostelbischen Tieflande eine Zeit der Handelsvorherrschaft der niederdeutschen Kaufmannswelt herauf. Die alten Messen der Champagne verödeten zugunsten des ständigen Marktes in Brügge, auf dem neben den Produkten des industriereichen Flanderns die Erzeugnisse der Levante und des südlichen Europas sich begegneten mit den »schweren« Waren und Massenartikeln der nördlichen und östlichen Gebiete unseres Erdteils.

Diese Wandlungen traten in ein helleres Licht zur Zeit des Zwischenreiches, als zwei Ausländer um die Krone stritten und auch das oberdeutsche Bürgertum im rheinischen Landfriedensbunde zum ersten Male sich zusammenschloß und einen seiner Kraft entsprechenden Einfluß auf dem Gebiete der inneren Politik beanspruchte. Doch der überraschend plötzlichen Erhebung blieb ein nachhaltiger Erfolg versagt; indessen zeitigte der dadurch neu belebte Einungstrieb in Süd und Nord frische Blüten in engeren Kreisen. Eine große Zahl von meist landschaftlich

gruppierten Städtebünden setzte sich die Erhaltung des Landfriedens und die Sicherung der Straßen zur Aufgabe, weil das Reich diese vornehmste Pflicht nicht mehr zu erfüllen vermochte. Während aber die oberdeutschen Bünde sich hierauf beschränkten, schritten die niederdeutschen weiter vor. Sie übernahmen neben dem Schutz ihrer Angehörigen im Inlande auch die Erhaltung der Verkehrsfreiheit im Auslande. Erst dieser Umstand wurde entscheidend für den Abschluß der deutschen Hanse.

Jene Wisbyer Genossenschaft und die ihr folgenden weiteren Niederlassungen der deutschen Kaufleute in Ost und West, also auswärtige Gründungen, haben lange sich einer großen Selbständigkeit erfreut, und ihnen gebührt das Verdienst, den Gedanken eines »gemeinen« deutschen Kaufmanns (communis mercator = geeinigter, gemeinsamer Kaufmann) erzeugt und lebendig erhalten zu haben. Ihr engerer Zusammenschluß aber und ihr Aufgehen in die deutsche Hanse wurde erst möglich und zugleich notwendig, als ihnen Bünde auch der Städte in der Heimat zur Seite traten. Das Reich und das heimische Fürstentum schenkte den lebenskräftigen Schöpfungen seiner Angehörigen in der Ferne, mit verschwindenden Ausnahmen, keinerlei Beachtung; um so wichtiger und bedeutungsvoller wurden sie für die Städte.

Denn wir dürfen nicht vergessen, die Angehörigen jener auswärtigen Niederlassungen weilten in der großen Mehrzahl niemals dauernd in der Fremde. Sie hielten sich wohl kürzere oder längere Zeit, immer aber nur vorübergehend und so lange es ihre Geschäfte erheischten, in Wisby oder Nowgorod, Brügge oder London auf, und blieben stets Bürger ihrer Städte. Der Zusammenhang mit der Heimat wurde niemals unterbrochen; diese verlor nie das Interesse an dem Geschick ihrer auswärts befindlichen Angehörigen. Dazu bestand der Rat in den

Städten, zum mindesten in den Kolonialgebieten, noch lange hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, aus Männern, die auf kühnen Handelsfahrten Mut und Tatkraft gestählt und in der Ferne den Blick erweitert und geschärft hatten. Je mehr nun der Rat seine Gewalt erweiterte, und das vollzog sich im 13. Jahrhundert ungemein rasch, desto größer wurde sein Einfluß auch auf die in auswärtigen Genossenschaften befindlichen Bürger. Umgekehrt wandten sich auch diese, zum Teil selber Mitglieder der Räte, desto häufiger an die Städte in der Heimat, je wesenloser die königliche Gewalt geworden und je geringer die politische Macht der noch so festen Vereinigungen war. Bei Verwicklungen im Auslande, die nirgends fehlten, boten schließlich die Städte den einzigen zuverlässigen Rückhalt.

So sehen wir denn bereits im 13. Jahrhundert bald einzelne Städte, bald Städtegruppen auftreten, um die Verhältnisse der auswärtigen Niederlassungen zu ordnen. Sie fassen Beschlüsse im Interesse des nach der Fremde handelnden deutschen Kaufmanns und schließen Verträge zu dessen Gunsten. Bei jener Festsetzung in Flandern z. B. vertreten Ratsmitglieder von Lübeck und Hamburg »die Kaufleute des römischen Reiches«; wenige Jahre später verbündet sich Lübeck mit der Wisbyer Genossenschaft zu gemeinsamer Befriedung der Ostsee vom Sund bis nach Nowgorod u. ä. m. Je mehr es sich aber bei diesen und anderen Gelegenheiten herausstellte, daß einen wirksamen Schutz gegen Beeinträchtigungen in der Tat nur die auch vor einem Kampfe nicht zurückschauenden Städte gewähren konnten, um so deutlicher tritt das Bestreben der heimischen Räte zutage, die Selbständigkeit der Verbindungen der eigenen Bürger im Auslande zu beschränken und die oberste Leitung von deren Angelegenheiten in die eigene Hand zu nehmen. Dieses Ziel wurde noch

im 13. Jahrhundert erreicht. Als die Wisbyer Genossenschaft 1287 es wagte, Beschlüsse zu fassen, welche die Städte daheim öffentlich verkünden sollten, und diese, falls sie die Vorschrift mißachteten, mit dem Ausfluß ihrer Angehörigen von den Rechten der gotländischen Gesellschaft im Auslande bedrohte, da erfolgte alsbald der Gegenschlag und wurde der Schwerpunkt für den deutschen Kaufmann von Wisby an die Trave verlegt. Sechs Jahre darauf verfügte ein Städte=tag in Rostock, daß fortan in Rechts=zwisten vom Hofe in Nowgorod nach Lübeck, anstatt wie bisher nach Wisby, appelliert werden solle, und nach weiteren sechs Jahren, 1299, beschloßen die »See=städte« zusammen mit Vertretern west=fälischer Städte in Lübeck, daß hinfort auf Gotland kein Siegel des »gemeinen Kaufmanns« mehr gehalten werden solle, denn »es könne damit besiegelt werden, was den anderen Städten nicht gefalle«. Seitdem verschwindet die Gesellschaft der deutschen Kaufleute auf Gotland aus der Geschichte; sie wird nicht mehr genannt. An ihre Stelle tritt der kaufmännische Städtebund, der sich später Hanse nannte. Die Bedeutung der Genossenschaft wird darum nicht geschmälert. Die von ihr geschaffene Einheit des deutschen Kaufmanns im Auslande bedingte die Einigung der Städte in der Heimat zu derselben Zeit, da im Reiche nach dem Zusammenbruch der Kaisermacht alles in die Bahnen des territorialen Partikularismus einlenkte. Die auswärtigen Niederlassungen bildeten das Band, welches die Gesamtheit der an den nord=europäischen Handel beteiligten Städte umschlang und ihnen in dem gleichartigen Interesse ihrer Kaufleute in der Fremde einen Mittelpunkt gemeinsamer Politik verlieh.

Das Verdienst wiederum, die heimischen Städte mit dieser Aufgabe vertraut gemacht und sie unermüdlich zu gemeinsamen Beratungen und Beschlüssen ver=

anlaßt zu haben, gebührt in erster Linie Lübeck. Diese ruhmreichste Schöpfung des letzten Stammesherzogs der Sachsen und einzige Reichsstadt an der Ostsee nahm im 13. Jahrhundert einen ähnlich überraschend schnellen Aufschwung wie manche unserer Gemeinwesen im 19. Lübeck wurde innerhalb weniger Jahrzehnte die unbestrittene Führerin der norddeutschen Städte. Die für uns leider meist namenlosen Männer, welche seine Geschicke lenkten, verstanden es vortrefflich, die für jene Zeit ganz unvergleichlich günstige geographische Lage der Travestadt umfassend auszunutzen, und die Übertragung des lübischen Rechtes auf die Mehrzahl der neugegründeten Ostseestädte erwarb dem ersten Handels=platz an der Ostsee vollends Einfluß und Ansehen. Nun hatte der wachsende Verkehr die heimischen Städtebünde im Laufe des 13. Jahrhunderts ohnehin genötigt, neben der Sicherung der Straßen und neben dem Schutze der städtischen Selbstherrlichkeit gegen die vordringende Fürstengewalt gar mancherlei weitere Vereinbarungen zu treffen behufs Erleichterung der gegenseitigen Handelsbeziehungen. Regelung der Münzverhältnisse, Zusicherung des gegenseitigen Rechtsschutzes, der Zollfreiheit usw. bilden den Inhalt einer stattlichen Reihe von Verträgen nicht nur zwischen Städten der einzelnen Landschaften, sondern auch zwischen verhältnismäßig weit auseinander liegenden Orten, wie etwa Köln und Hamburg (1258), oder auch zwischen ganzen Städtegruppen. Es sind Bündnisse und Beziehungen, welche sowohl die Vortragschaft einzelner Städte innerhalb größerer Verbände deutlich hervortreten lassen, als auch den Zusammenschluß der Gesamtheit dem Auslande gegenüber ermöglichen. Ohne durch einen förmlichen urkundlichen Akt geeinigt zu sein, ohne bestimmte Verträge oder Statuten bilden derart die norddeutschen Städte an der Schwelle des 14. Jahrhunderts tatsächlich

eine große Gemeinschaft, welche Schutz und Förderung des auswärtigen Handels ihrer Angehörigen als ihre gemeinsame Aufgabe betrachtet. Sie tritt wesentlich nur in die Erscheinung, wenn die Sicherung der Handelsinteressen gemeinsame Beratungen und gemeinsame Maßnahmen erfordert; im übrigen sind den einzelnen Gliedern keinerlei Schranken auferlegt und verbleibt auch den landwirtschaftlichen Verbänden volle Bewegungsfreiheit. Es war eine ebenso umfassende wie lockere Einung und noch lange entbehrte sie sogar einer gemeinsamen Bezeichnung. Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts wird die Gesamtheit aller Städte, deren Angehörige nach Flandern Handel trieben, als die deutsche Hanse bezeichnet: ein Ausdruck, der im 13. nur in England für die Genossenschaft der deutschen Kaufleute vorkommt. Fortab wurde das Wort — Hanse bedeutet ursprünglich Schar, dann Genossenschaft, Innung — von den auswärtigen Niederlassungen auf den Bund der Städte daheim übertragen: ein weiterer Beleg dafür, daß jene das einzige alle Städte umfassende Bindeglied bildeten, und die Vertretung der Rechte und Freiheiten des Kaufmanns im Auslande die vornehmste Aufgabe des unter den Städten obwaltenden Bundes war. Aus diesem Werdegange der Hanse erklärt sich die Unmöglichkeit, die Mitglieder des Bundes vollzählig namhaft zu machen. Die wiederholten Forderungen fremder Mächte auf Einreichung von Listen der Teilnehmer an den hanseischen Privilegien sind niemals erfüllt worden; und wenn in Verhandlungen mit Rußland von dem Bunde der siebenzig Städte die Rede ist, so hat die Hanse anderwärts sich wohl gehütet, derartige Zahlenangaben zu verlautbaren. Ebenso versteht es sich hiernach von selbst, daß es zu keiner Zeit an inneren und mitunter recht erheblichen Gegensätzen von Gliedern des lockeren Bundes gemangelt hat. In einer Gemeinschaft, die sich über

so weit zerstreute Gebiete erstreckte, mußten die Daseinsbedingungen verschiedene sein. Und schließlich ergab sich daraus, daß die Hanse gleich allen politischen Gebilden, deren Lebensnerv der Handel ist, kriegerischen Verwicklungen soweit möglich aus dem Wege gegangen ist. Nur notgedrungen haben die Städte zum Schwerte gegriffen und es dann allerdings zum öfteren mit Energie und Erfolg geführt, besonders gegen Dänemark, welches den Ostseehandel gefährdete und die Verbindungsstraße zur Nordsee beherrschte. Im allgemeinen zogen sie stets Verhandlungen vor, und blieben Verkehrsverbote und Abbruch der Handelsbeziehungen ihre wirksamsten Waffen. So genügte zu Nowgorod in der Regel die Entziehung des Salzes, um Beschwerden über Beeinträchtigungen abzuwenden. Ihre wesentlichsten Erfolge errang die Hanse indessen auf dem diplomatischen Gebiet. Daheim gewährten die ewigen Zwiste der Fürsten und Herren bequeme Handhaben, im Westen die langwierigen französisch-englischen Kriege mit ihren Begleiterscheinungen, später das Ringen der zwei Rosen in England; in Skandinavien und namentlich in Dänemark: Thronkämpfe und Hader zwischen Königen und Adel. Überall fand die kluge und berechnende hanseische Politik hierbei Anlaß und Gelegenheit, merkantile oder finanzielle Vorteile zu erwerben, und mit erstaunlicher Geschicklichkeit verstand sie es, das einmal Errungene zu behaupten. Diese beharrliche Befolgung des immer gleichen Interesses in allem mannigfaltigen Wechsel der politischen Wandlungen steht im Mittelalter beispiellos da. Aber diese Politik und mit ihr das handelspolitische Übergewicht der Hanse hat das Mittelalter nicht zu überdauern vermocht. Die Wandlung setzte bereits im 15. Jahrhundert ein. Die gleichen Ursachen, welche die Hanse groß gemacht, haben sie auch wieder gestürzt. Die Auf-

lösung der Reichsgewalt machte freilich weitere Fortschritte und trat besonders in den Hussitenkriegen grell zutage. Zugleich aber begann nun das Abbröckeln von Reichslanden in Ost und West und ihm entsprechend ein Erstarken der Nachbarstaaten. Die Niederwerfung des Deutschen Ordens durch das vereinigte Polen-Lithauen löste das kolonisierte Gebiet an der unteren Weichsel vom Reiche, die Eroberung von Nowgorod durch das sich erhebende Zarentum in Moskau zerstörte den deutschen Hof, von dem man in den Städten rühmte, daß dort Leute mit geringen Mitteln »zu Männern hätten gedeihen können«. Im Westen entfremdeten sich die Niederen Lande unter dem Einfluß ihrer burgundischen Herzöge vom Reiche, und wurde besonders der Gegensatz der Holländer zur Hanse von dem neuen Herrscherhause geblissentlich genährt, während in Frankreich Karl VII. und Ludwig XI., in England das Haus Tudor die königliche Gewalt wieder aufrichteten und ihren Reichen zur inneren Einheit verhalfen. Mit alledem waren bereits Einbußen und allmähliches Zurückdrängen des hanasischen Handels verbunden, doch fielen die Umwälzungen im Ostseegebiet noch weit schwerer ins Gewicht. Hier erlag der Kern der hanasischen Macht. Mit städtischer Hilfe eroberte Gustav Wasa sich Schweden; auf dem Throne aber wurde aus dem »Engel«, der er gewesen, der »Teufel«. Er hat, unbeirrt durch Dankespflichten, allen hanasischen Rechten in Schweden ein Ende gemacht, und seine Söhne haben die väterliche Politik folgerichtig fortgeführt. Sie zerstörten vor allem den hanasischen Handel nach Rußland, und der Untergang der livländischen Selbständigkeit, der Verlust einer weiteren Kolonie, für die das Reich wiederum nur auf dem Papier eintrat, benahm den Städten die Möglichkeit, die Handelsverbindung mit Rußland ausschließlich zu behaupten. Schweden und Dänen, Russen und Polen stritten

unbehelligt um das letzte Gebiet des Deutschen Ordens. Schweden und Polen teilten zunächst die Beute unter sich, doch fanden auch die Russen wieder den Zugang zur Ostsee.

Den letzten Schlag führte Dänemark, indem es den Holländern den Sund öffnete. Der Wettbewerb dieser Erben der Hanse war schon im 15. Jahrhundert recht fühlbar geworden, und fast bei allen Entwicklungen der Hanse mit den skandinavischen Reichen war die Sperrung der Ostsee in Frage gekommen. Jetzt wurde sie endgültig beseitigt. Wiewohl Friedrich I. seine Krone ähnlich wie Gustav Wasa nicht zuletzt Lübeck und seinen Bundesgenossen verdankte, während sein Gegner Christian II. sein Reich mit niederländischer Hilfe wiederzuerobern versuchte, mußte die Hanse in Dänemark die gleiche Erfahrung machen wie in Schweden. Die Dankbarkeit des Verpflichteten konnte unmöglich sich so weit erstrecken, daß er das Wohl seines Landes den Bedürfnissen der hanasischen Handelspolitik unterordnete. Eine innere, wesentlich durch Finanznöte bewirkte Umwälzung in Lübeck beschleunigte den Gang der Dinge. Der neue, durch Volksgunst erhobene Leiter der Stadt, Jürgen Wullenwever, faßte den kecken Plan, Lübeck eine beherrschende Stellung im Sund zu erwerben und damit die Überwachung und Regelung des Ostseeverkehrs in städtische Hände zu legen. Das Wagnis mißlang vollkommen. Die Kraft der Städte war ihm nicht entfernt gewachsen, und die Grafenfehde — so genannt, weil Lübeck zwei Grafen die Kronen von Dänemark und Schweden in Aussicht stellte — wurde der letzte hanasische Seekrieg, an dem sich mehrere Städte beteiligten. Ihre politische Macht war gebrochen. Fortab wurde auch in Dänemark Grundsatz, daß Landesrecht vor Vertragsrecht gehe.

Die einst so bevorrechteten Hanser sahen sich benachteiligt, oft hart bedrückt: aller-

orten mußten sie sich der Gewalt beugen. In ihre Stelle rückten hauptsächlich die Niederländer ein, denn weder Dänen noch Schweden vermochten, ungeachtet aller Bemühungen ihrer Landesherrn, die Erbschaft der Hanse sogleich anzutreten. Der Ostseehandel wurde vielmehr für lange Zeit genau ebenso die vornehmste Nährquelle des Wohlstandes für die Holländer, wie er es Jahrhunderte hindurch für die Hanse gewesen. Denn die neuen Handelsherren behaupteten sich in dieser Stellung, weil ihnen zur Verfügung stand, was den Hansern mangelte: die politische Macht. Zu Beginn stand hinter ihnen die junge habsburgisch-spanische Weltmonarchie, deren Herrscher die wahren Goldgruben ihrer Finanzen, den Handel der burgundischen Erbländer, nach Kräften förderten. Der siegreiche Kampf gegen Spanien und die Abschüttelung des fremden Joches verstärkte dann die merkantilen Kräfte der nördlichen Provinzen erst recht, denn nun kam auch der Wettbewerb der spanischgebliebenen Länder im Süden für sie in Wegfall. Amsterdam trat an die Stelle von Brügge und Antwerpen. Die neue Republik der vereinigten Staaten, deren Streben ähnlich dem der Hanse ausschließlich auf Handelsgröße gerichtet war, befand sich in der Lage, eine militärische Macht zu entwickeln, welche die Ostseereiche zwang, gegen die niederländischen Schiffer und Kaufleute nicht geringere Rücksichten walten zu lassen, wie einst gegen die hansischen.

Die Städte haben sich diesem Wandel keineswegs mut- und tatenlos gefügt. Lübeck bestand sogar allein, im Bunde mit Dänemark, tapfer einen siebenjährigen Kampf mit Schweden. Ungeachtet aller Hindernisse hat man die alten Plätze zu behaupten, neue zu gewinnen gesucht, ist man bis nach Spanien vorgebrungen, um einen Anteil an dem neuen überseeischen Verkehr zu erwerben. Das Ringen war vergeblich, es fehlte der

Rückhalt einer wirklichen Macht. Der gefeierte Franz Drake nahm 1589 auf der Höhe von Lissabon sechzig hansische Schiffe fort, seine Königin Elisabeth erklärte die Rechte der Hanser für erloschen und ließ ihren Stahlhof in London schließen: die Städte konnten hier wie anderwärts nur klagen, verhandeln und Vorstellungen machen; schadlos halten konnten sie sich nicht. Und in der Heimat, um die sie sich in der Zeit der Größe wenig gekümmert, bekümmerte sich nun auch fast niemand um sie. Das Interesse des Reiches verzehrte sich in der konfessionellen Spaltung und in den Machtbestrebungen des habsburgischen Hauses, während in den Fürstentümern das neue landesherrliche Beamtenregiment in der Niederwerfung der städtischen Selbstherrlichkeit seine vornehmste Aufgabe erblickte. Teilnahmslos sah man die hansische Herrschaft zur See dahinschwinden, und erst nachdem der letzte Hansestag abgehalten, verbürgte das Reichsrecht, das vorher von der Hanse keine Notiz genommen, im Westfälischen Frieden den civitatibus anseaticis Freiheit der Schifffahrt und des Handels wie vor dem dreißigjährigen Kriege. Die Wahlkapitulationen der Kaiser im 18. Jahrhundert reden überhaupt nicht mehr von den Hansestädten, sondern »von den vor anderen zum gemeinen Besten zur See trafikierenden Städten Lübeck, Bremen und Hamburg«. An ihnen haftete der Name fort, nachdem das alte Reich untergegangen, und als »freie Hansestädte« sind sie eingetreten in das neue deutsche Reich. Der alte Ehrenname ist geblieben, aber er hat einen neuen Inhalt erhalten. Nicht in Absonderung vom Reich, wie die alte Hanse, sondern im engen Anschluß an das Reich und unter dessen lebendiger Anteilnahme suchen die neuen Hanser ähnliche Ziele wie ihre Vorgänger zu erreichen, d. h. dem gesamten Deutschland eine seiner Kraft entsprechende Stellung im wirtschaft-

lichen Leben der Völker zu erwerben. Dauernd gelingen kann das nur, wenn man auf allen Seiten die Lehre der han-
sischen Geschichte beherzigt, daß sich gegenseitig bedingen müssen: wirtschaftliche Größe und politische Macht.



Der Bauernkrieg.

Von Max Lenz.

»Das größte Naturereignis des deutschen Staates«, so hat Ranke die agrarische Revolution genannt, welche im Frühling 1525 alle Ordnungen in Staat und Kirche Deutschlands mit Vernichtung bedrohte. Wie eine Naturgewalt in der Tat, wie ein »Ungewitter der Tiefe« brach die Empörung ans Licht. Wenige Monate nur erzitterte die deutsche Erde: ein plötzliches Aufbäumen, unwiderstehlich im ersten Anprall, dem aber ebenso rasch das Zurückschleudern folgte. Kein luftreinigendes Gewitter, sondern ein Feuer, welches, rasend um sich greifend, Wohlstand und Leben vieler Tausende vernichtete, um, nachdem es ausgebrannt war, nichts zurückzulassen als Asche. In dem Moment entzündete es sich, wo die Nation vor der größten Aufgabe stand, die ihr je gestellt worden war, vor der Frage, ob sie fähig sein würde, ihren Staat und ihre Kirche auf dem Grunde einer Religion neu aufzubauen, die so eben aus der Tiefe des deutschen Herzens ihr größter Sohn geschöpft hatte. Daß beides, der Aufruhr und die Reformation, miteinander zusammenhängen, versteht sich demnach von selbst. Indem Luther den Weckruf an das Gewissen der Nation, das »Los von Rom« erschallen ließ, schnitt er auch dem politischen Deutschland, das mit dem geistlichen durch die Geschichte eines Jahrtausends bis in das Mark verwachsen war, in die Wurzel. In jede Fuge des Reichsbaues war der Zwiespalt eingedrungen. Die Edikte des Kaisers, die

Beschlüsse der Reichstage, die Gebote des Reichsregiments hatten die Verwirrung nur gesteigert, auch die strengsten Mandate die Zersetzung der Kirche nicht aufhalten können; vermorscht wie sie war, fiel sie, kaum daß einer zu stoßen brauchte, in sich zusammen. Also geschah das Unvermeidliche: da der Boden, die schützende Decke der Macht zerbarst, brachen die Tiefen auf. Noch war Luther der Wortführer der Nation. Auf ihn richteten die Empörer ihre Blicke; für sein Evangelium, so sagten sie, wollten sie sechten; ihn und seinen gottseligen Herrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, riefen sie als Schiedsrichter an; und ihm, als dem Verräter an der eigenen Sache, dem Fürstenknecht, dem Vater Leisetritt fluchten sie, als er sich gegen sie auf die Seite der Herren gestellt hatte, und das erbarmungslose Schwert der Sieger unter ihnen fraß.

Wie begreiflich aber die Wut der Enttäuschten über den Reformator sein mochte, so ungerecht war ihr Vorwurf, mag er ihnen auch von Feindschaft und Unverstand tausendfach nachgebetet sein, daß Luthers Lehre wirklich des Aufruhrs Wurzel gewesen sei. Wäre dem so, so hätten die Gegenden, die von seiner Lehre besonders angesteckt waren, von dem revolutionären Gift mehr als andere infiziert sein müssen. Aber gerade dort, wohin sein unmittelbarer Einfluß reichte, in und um Wittenberg und Torgau, in dem eigentlichen Sachsen, blieb alles ruhig; nur in den thüringischen Ämtern, die mit kleineren Herrschaften, mit mülhaufischen, kurmainzer und anderen Bezirken im Gemenge lagen, und die von den alten Gegnern Luthers, Münzer und Karlstadt und ihren Trabanten aufgewühlt waren, wurde das Landvolk wild und ließ sich zum Teil mit fortreißen. So ward auch Hessen, dessen junger Landgraf entschlossen auf die Seite der Reformation getreten war, in Ruhe gehalten. Die paar Dorfschaften, die sich

im Fuldatal erhoben, bändigte Philipp mit leichter Mühe; rasch gelang es ihm auch in den benachbarten Abteien Hersfeld und Fulda die hier arg erschütterte Ordnung herzustellen, so daß er bald sein Land im Rücken lassen und sich nach Thüringen gegen die fanatisierten Schwarzen Thomas Münzers wenden konnte. Beide Fürsten aber, Kursachsen und Hessen, waren gerade die zur Verstärkung Geneigten: Landgraf Philipp rechtfertigte auf dem Landtage zu Hilsfeld durch den Beschluß, daß den Bauern keine neuen Lasten auferlegt werden sollten, zum erstenmal den Beinamen, den ihm sein dankbares Volk gegeben hat, des Großmütigen; Friedrich der Weise aber, der unter dem Toben des entfesselten Aufruhrs starb, hat noch auf dem Totenbette die armen Leute und ihre harten Lasten beklagt. Die goldene Aue war überhaupt der nördlichste Punkt, den der Aufstand erreichte; über den Harz kam er nicht hinaus. Auch in Bayern hielten die Herzöge Wilhelm und Ludwig, diese freilich mit härtester Gewalt, die Ordnung aufrecht. Weniger glückte es den habsburgischen Regierungen in ihren weitgedehnten Herrschaften, trotz der Strenge, mit der auch hier Kirche und Staat vereinigt gegen die Empörten vorgingen: von Steiermark bis ins Inntal waren die Alpenländer in tiefer Erregung, und selbst in der Eidgenossenschaft forderten die Untertanen Freiheit von Zinsen und Fronen. Immerhin waren das alles nur Ausläufer der Bewegung, deren Herdfeuer in den Dorbergen der Alpen, rechts vom Rhein und im südlichen Schwarzwald, um Waldshut, in der Stühlinger Landschaft, am Bodensee und im Algäu bis zum Lech hin lag. Hier brach der Aufruhr schon im Frühsommer 1524 aus. Lange schwelte der Brand, halb gestillt und wieder neu entfacht, bis er im Februar und März des folgenden Jahres mit plötzlicher Wut aufflammend in wenigen Wochen vom Lech her bis an die

Dogesen, und vom Bodensee bis hin über den Thüringer Wald alles Land überdeckte.

Es waren die Gebiete, auf denen das alte Reich recht eigentlich geruht hatte, in denen die großen Kaisergeschlechter, die Salier und die Hohenstauffer ihre Stammburgen gebaut und ihre Kraft gewonnen hatten. Auch das jetzt regierende Haus hatte dort von alters her Besitzungen gehabt; immer hatte es in Gegensätzen, wie die jetzt neu entbrannten gestanden, und die ihm Verbündeten und Verwandten, die schwäbischen Abteien und die um den Bodensee ange sessenen Herrengeschlechter waren es, gegen die sich die Bauern zuerst erhoben. Seit dem Untergange der Stauer hatte sich zwischen Alpen und Main keine große Territorialmacht mehr bilden können, und die Elemente, welche im Norden und Osten überall zur Einheit des Staates zusammengezwungen wurden, Ritter und Herren, Städte und Stifter, waren hier ungebunden geblieben und mußten jeder für sich und gegen den andern Luft und Licht zu gewinnen suchen. So war dies der klassische Boden der Städte- und Ritterbünde, ihrer Kriege und Fehden geworden. Noch hielt der Adel eng zusammen. Gerade in dieser Epoche bildete die Reichsritterschaft jene engeren Verbände aus, in denen sie sich bis an das Ende des deutschen Reiches erhalten hat. Noch hielten auch, wie vor alters, die Freien- und Reichsstädte ihre besonderen Tage ab; der Haß gegen die Pfeffersäcke, die »vermauerten Städtebauern«, war im Herrenstande immer noch, und bis hoch hinauf, verbreitet. Aber je mehr ein jeder sich abschloß, um so mehr war er gezwungen, sich der Umgebung anzubequemen, den Schutz, den der Bund mit den Standesverwandten nicht mehr sicherte, durch Einkünfte mit den Nachbarn zu erhalten. Diesen Zweck verfolgte seit mehr als einer Generation der Schwäbische Bund,

der bereits alle Stände des südlichen Deutschlands bis über den Main weg vereinigte. Auch er aber, eine der stärksten Gewalten im Reiche, konnte der allgemeinen Zerrüttung nicht wehren. Im Bunde selbst stritten von jeher die verschiedensten Interessen, und die kirchlichen Irrungen brachten täglich neuen Zündstoff hinzu. Nicht einmal die Sicherheit der Straßen konnte er gewährleisten, und nur durch erhöhten Druck auf die eigenen Hinterlassen die Mittel schaffen, um die Widerspenstigen im Zaum zu halten. Die Untertanen aber, die Bauern, waren in jedem Falle die Geschädigten. Sie mußten reisen, bauen und steuern; an ihren Gütern erholten sich Freund und Feind; auf ihren Höfen gardeten die Reiter und die Knechte, wenn sie auf einen Herrn warteten, und in ihre Ställe und Scheunen warfen sie die Brandfackel, wenn die Fehde sie in eine feindliche Dorfmark führte.

Ziehen wir die Summe. Wo die Macht war, wohnte der Friede. Den Norden, die Gebiete der großen Fürstenhäuser, welche in der Bildung ihrer Staaten bereits weiter vorangekommen waren, erreichte darum der Aufstand überhaupt nicht, und das mittlere Deutschland nur an wenigen Punkten. Und ebenso gelang es im Süden den starken Regierungen, sich zu behaupten. Die Stellung zur Reformation kam dabei kaum in Frage: Herzog Georg von Sachsen hielt seine Untertanen ebenso in Schranken, wie seine Vetter Friedrich und Johann in den benachbarten Kreisen die ihrigen. Schwierig war es nur dort, wo der alte Geist mit dem neuen bereits im Kampfe lag. Wo aber, wie im Wittenberger Kurkreise, die Kirche Luthers schon feste Formen gewonnen hatte, und der alte Sauerteig durch eine evangelische Disitation ausgefegt war, gab dies eine stärkere Bürgschaft für die Ruhe als die brutalen Mandate, durch welche die Bayern und Österreicher sich der Revolution in Staat und Kirche zu

erwehren suchten. Wie sehr es aber in jedem Falle auf die gesammelte Macht ankam, zeigt das Schicksal der größeren Reichsstädte im Hauptgebiete des Aufruhrs. Auch in Straßburg, Augsburg, Ulm, Nürnberg gab es revolutionäre Elemente genug: die Führer, wie Thomas Münzer im Sommer 1524 in Nürnberg, haben wohl gerade dort versucht, den Hebel anzusetzen. Aber der Boden war ihnen zu heiß gewesen; und als nun der Aufruhr über das Land hinwogte, vermochten die Magistrate dieser großen Gemeinwesen nicht nur die unruhigen Köpfe in ihren Mauern, sondern sogar ihre Bauernschaften meilenweit vor der Stadt in Zucht zu halten und zu schützen. Hieraus ergibt sich, daß es nicht ausreicht, die letzte Ursache des Bauernkrieges in den wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen. Wir wissen noch gar nichts Genaueres über die wirtschaftliche Lage der unteren Klassen in jener Zeit. Statistische Untersuchungen sind kaum gemacht worden, und nur diese würden uns bestimmtere Folgerungen gestatten. Wo einmal nähere Beobachtungen angestellt sind, glauben wir, sehr im Gegensatz zu der herrschenden Vorstellung, statt wachsender Verarmung eher das Gegenteil zu bemerken. Gewiß gab es unter den Bauern, wie unter den Rittersn und Bürgern, zahllos verlorene oder wirtschaftlich bedrängte Existenzen, und diese sind sicherlich mit unter den vordersten der Aufrührer zu denken. Aber als ein Ausbruch schreiender Not, als den Verzweiflungsschritt ausgehungelter Massen haben wir uns diese Erhebung doch nicht vorzustellen. Nichts ist gewisser, als daß jene Epoche für Süddeutschland, mehr vielleicht als für den Norden, eine Zeit des wirtschaftlichen Aufstrebens war: die Zunahme der Bevölkerung, die intensivere Bebauung des Landes, das Wachstum der Städte, der steigende, oft beklagte und bekämpfte, dadurch aber nicht verringerte Luxus aller Klassen,

König Gustav Adolf führte während der Schlacht seinem bedrohten Zentrum, aus Infanterie bestehend, seine Smaländische Reiterei zu Hilfe, dieselbe selbst anführend, wobei er, allzuheftig voreilend, fast isoliert, sich plötzlich bei dem sich teilenden Nebel vor einem großen Trupp feindlicher Kürassiere befindet; sein Pferd und er selbst erhalten gleichzeitig zwei Schüsse, das Pferd in den Hals, er in den linken Arm. Verwundet vor diesen Kürassieren abschwinkend, sinkt er, durch einen von dem Oberst von Falkenberg abgegebenen Schuß in den Rücken tödlich getroffen, vom Pferde. Neben ihm als Begleiter der Herzog Albrecht von Lauenburg. Hinter ihm sein treuer Page August von Leubefling. An der linken Seite vorn steht man den Oberst von Falkenberg das eben auf Gustav Adolf abgefeuerte Pistol hebend, während gleichzeitig der Stallmeister des Herzogs von Lauenburg, Luchan, einen vernichtenden Schwerthieb auf den Oberst von Falkenberg niederlaufen läßt. □





ebensowohl auf dem Lande wie in der Stadt, das Anwachsen des Kapitals, das innerhalb und außerhalb der Mauern, an den Fürstenhöfen wie auf den Bauerngütern Unterkunft suchte, der immer regere Handel daheim und in der Fremde sind dafür vollgültige Beweise. Wäre die wirtschaftliche Not oder auch nur der Druck, der nicht geleugnet werden soll, wirklich die primäre Ursache gewesen, so hätte der norddeutsche Bauer wohl eher Anlaß zum Aufstande gehabt. Denn dieser hatte an dem grundbesitzenden Adel, der schon seine Güter selbst zu bewirtschaften und abzurunden begann, einen meist überlegenen Konkurrenten. Im Süden dagegen war der Herr fast durchweg Rentenbesitzer geblieben. Fälle von Abmeierung und Bauernlegungen, wie im Norden, kommen dort nicht vor; der Bauer muß zinsen und fronden und sein Gut »bauen«, d. h. im zinsfähigen Stand erhalten, er ist auch wohl leibeigen geworden, im übrigen aber wirtschaftlich unabhängig. Die Führer des Aufstandes sind fast immer die wohlhabenden Leute, die Angesehensten im Dorf, die Bürgermeister, die Wirte, die Müller; auch die Pfaffen, Schreiber und Keller, die an der Spitze erscheinen, wie Wendel Hipler von Öhringen und Friedrich Weigand von Miltenberg, waren keine hergelaufenen Buben, sondern Männer von Besitz und Ansehen. Die Vermögenslisten der gestraften Bauern zeigen oft Einkommen von überraschender Höhe, und für den Durchschnitt eine gewisse Wohlhabigkeit oder doch wenig direkte Armut. Es ist — und darin liegt wirklich eine Analogie — wie heute bei unserer Sozialdemokratie. Auch diese nennt sich die Partei des Proletariats, wie die aufständischen Bauern sich als die »armen Leute« bezeichneten. Und doch stellt niemand in Abrede, daß in dem sozialdemokratischen Lager viel weniger der Druck von oben als das Machttreiben von unten zur Geltung

komme. Revolution ist Kraftäußerung, selbst dann, wenn sie nicht zum Ziel kommt: wer die Macht nicht hat, wird sich auch nicht regen. Gerade von den Bauern des Rhaud und am Bodensee, die zuerst aufstanden und am längsten aufrecht blieben, wissen wir bestimmt, daß sie, wie ihr Historiker sagt, im ganzen wohlhabend, tatkräftig, selbstbewußt und waffengeübt waren. Noch hatte jede Dorfschaft ihre gemeinsame Gemarkung, Ordnung und Verwaltung, zuweilen selbst Mauern und Tore. Unter der Gerichtslinde oder auf dem ummauerten Kirchhof, der eigentlichen Burg des Dorfes, trat die Gemeinde zusammen, auf das Zeichen der Kirchenglocke; läutete sie Sturm, mit der Wehr zur Seite, gemeinhin aber ohne die Waffe, die sonst jedermann trug. Dort suchten und fanden sie nach ihren Bauernregeln das Recht; dort berieten sie über die Angelegenheiten der Gemeinde, über Weide, Wiesen und Wald, Ackerung, Ausaat und Ernte; dort wählten sie ihre Bauermeister und bestellten die Ämter des Fronboten und des Flurschützen, des Holzwächters, des Kirchners und des Schreibers, des Hirten und des Turmwächters; dort nahmen sie auch wohl die Weisungen ihres Grundherrn in Empfang — und dorthin liefen sie zusammen, als die Sturmboten des Aufruhrs kamen und der vom Brand der nahen Klöster und Schlösser gerötete Horizont ihnen das Morgenrot ihrer vollen Freiheit zu verkünden schien. Wäre ihnen nun geworden, was sie in ihren zwölf Artikeln forderten: Eigenwahl des Pfarrers, den ihnen bis dahin der Grundherr oder das benachbarte Kloster gesetzt hatten, Freiheit der Holzung, der Jagd und der Gewässer, Fortfall des kleinen Zehnten, der Leibeigenschaft und des Todesfalls, dazu Minderung so vieler Dienste und Gülden, so wären sie frei genug geworden, freier fast als ihre Herren, die doch dem Kaiser und dem Reich oder einer anderen Herrschaft

direkt verpflichtet waren. Und hätten sie vollends erreicht, was im Laufe der Bewegung sich immer mehr als das Programm des Aufruhrs heraushob, Ausreutung aller Stifter und Niederbrechung aller Burgen, also daß es im ganzen Land nur Bauern und Bauernhäuser gegeben hätte, so wären sie so frei geworden wie der Vogel in der Luft, wie das Wild des Waldes, es wäre die Freiheit der Anarchie, die Staatlosigkeit gewesen, die sie erreicht hätten. Der Herr, dem sie dienten, verkörperte für sie den Staat, mochte es ein bloßer Reichsritter sein oder ein Graf, ein Abt oder der Magistrat einer Reichsstadt. Nicht der Bauer unmittelbar, sondern der Grundherr war dem Reiche selbst oder einem Territorialherrscher verantwortlich, so wie er seine Bauern innerhalb der ihm zustehenden Grenzen zu schützen hatte. Beides machte er gewiß schlecht genug. Aber es war doch nicht immer böser Wille, sondern sich selbst zu erhalten und voranzukommen war auch für ihn, wie für jedermann und jedes Gemeinwesen, das zwingende Gesetz. Zumal da er in eine Welt gestellt war, die, von halbfertigen staatlichen Gebilden erfüllt, von jeher durch Kampf und Eigennutz regiert war, und in eine Zeit, welche die bisher einzige einheitliche Gewalt, die Kirche, rettungslos in sich zusammensinken sah. Das schließt natürlich nicht aus, daß viele unter den Herren den Bogen allzu straff gespannt haben, und daß die wirtschaftliche Abwandelung den Wert der Güten und Dienste weit über Gebühr erhöht hatten. Aber es bleibt dabei, auch die Herren handelten mehr unter dem Zwang als aus Willkür, und die politische Lage, nicht die wirtschaftliche Not war die bestimmende Ursache. Dadurch erklärt es sich, daß manche unter den Herren, und wohl gerade die Leuteschinder am ersten, lieber Hammer als Amboss sein wollten, und sich dem reißenden Strom der Empörung anver-

trauten, wo sich dieser gegen Gewalten im Reich richtete, mit denen sie selbst einen Span auszutragen hatten. So rechnete der verjagte Herzog Ulrich von Württemberg, der einst den »armen Kunz« so grob niedergeschlagen und niemals als ein Bauernfreund hatte gelten können: jetzt aber wartete er auf dem Hohentwiel, mitten unter den gärenden Bauernschaften von Stühlingen, ungeduldig auf das Signal zum Losbrechen; und nur ein höchst unvorhergesehenes Ereignis, die Niederlage König Franz' bei Pavia, die seine eidgenössischen Freunde zwang, den Zulauf ihrer Knechte zurückzuhalten, nötigte den verbannten Herzog, den schon begonnenen Zug abzubringen und noch einmal stille zu sitzen. Und wohl möglich, daß auch Götz von Berlichingen ähnlich spekulierte, als er im Kloster Schöndal und in Neckarsulm mit den Bauernfeldherren des Öhringer Hauses zusammentraf und sich zu ihrem obersten Hauptmann sei es werben oder pressen ließ. Aber auch der städtische Ehrgeiz wurde vielfach durch die ersten Erfolge der Empörer angeregt; ja selbst die ganz Großen, wie die Bayernherzöge und die Habsburger, oder wie Casimir von Brandenburg, oder die Eidgenossen von Basel, blieben nicht frei von der Versuchung, Stücke der Bauernbeute für sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Wenn schließlich das große Wasser wieder ablief, ohne die alten Grenzen wesentlich zu verrücken, so lag das einmal an dem bald sich ermannenden und dann unmittelbar siegreichen Widerstande der geordneten Gewalten, im Süden vor allem des Schwäbischen Bundes, in Mitteldeutschland der verbündeten Fürsten von Sachsen, Hessen und Braunschweig; so dann aber an dem Radikalismus, den die rasch anwachsende Anarchie der Bauernheere emportrieb. In dem Haufen, den der Berlichinger anführte, und der die Grafen von Hohenlohe und von Werth-

helm wie den Adel des Odenwaldes mit sich fortriß, war von Anfang an, noch bevor Götz mit ihm seine Praktiken trieb, eine gemäßigtere Tendenz; auf die Zerreißung der Burgen hatten es hier auch die bäurischen Führer nicht abgesehen. Es kam ihnen zunächst darauf an, das Geschütz zu bekommen, die Herren aber zum Eintritt in den Bund oder zum Stillstehen zu bewegen; dafür versprachen sie ihnen Sicherung ihrer Häuser und Besitzungen. Mit Edelleuten, Geistlichen und Städten schlossen sie Verträge solchen Inhalts. Die 12 Artikel, die auch sie annahmen, milderten sie erheblich und geboten gegen Leibesstrafen allen Untertanen in Städten, Dörfern und Flecken, Gehorsam gegen ihre Obrigkeiten zu üben. Wir haben darin wohl neben Götzens Einfluß auch den Wendel Hiplers zu erkennen, der mit Weigand von Miltenberg in dem sogenannten Heilbronner Entwurf jene weitreichenden Pläne einer Reichsreform entwarf, die unter der Ägide der kaiserlichen Majestät auf Grund allgemeiner Säkularisation der geistlichen Güter eine Umgestaltung der Gerichtsverfassung und der gesamten Organisation und Verwaltung des Reiches verlangten. Aber diese Politik der Mäßigung litt bald Schiffbruch. Unter den Neckarbauern selbst, die über den Odenwald hin nach Würzburg dem fränkischen Heere zur Hilfe zogen, hatte von Anfang her eine extreme Gruppe bestanden, von der der Anstoß zu dem Sturm auf Weinsberg und zu der Ermordung des Helfensteiner Grafen, den die Bauern durch die Spieße jagten, ausgegangen war. Diese gewann nach der Vereinigung beider Heere im Lager vor dem Frauenberg alsbald die Oberhand. Denn der Radikalismus der Franken ging weit über jenes gemäßigte Programm hinaus. Sie wollten von den 12 Artikeln nichts hören: alle Burgen, wie auch die Klöster sollten gebrochen werden; kein Schloß, kein Turm, der in ihre Gewalt fiel,

wurde verschont; in ganz Franken, Main auf und Main ab, loderten die Feuer; niemand sollte fortan einen gerüsteten reißigen Gaul halten dürfen, jeder Edelmann auf seinem Gute wie ein Bauer leben. Vergebens kämpften Götz und seine Anhänger gegen diese Strömung an. Ein Versuch von ihnen, auf ihre Bedingungen hin, der adeligen Besatzung des Frauenberges den Abzug zu bewilligen, scheiterte an dem Widerstande der Franken und der mit ihnen stimmenden Radikalen ihres eigenen Hauses. Die Stürme aber, die von den Bauern darauf gegen die Würzburger Feste gewagt wurden, scheiterten, und damit zogen sie die Katastrophe über sich herbei. Denn in derselben Stunde, wo der Anlauf gegen die Mauern des Frauenberges zerschellte, ward Thomas Münzer bei Frankenhäusen vernichtend geschlagen und damit seiner kommunistischen Revolution das blutigste Ende bereitet. Und schon nahte den Bauern in Franken von Süden her das Verderben. Bis in den März hatte der Schwäbische Bund mit den drei Häufen südlich der Donau Verhandlungen gepflogen; sobald er aber die Waffen bereit hatte und die Gefahr vor Herzog Ulrich geschwunden war, schlug er los. Den Allgäuern und Seebauern freilich konnte der Bundesfeldherr, Graf Jürgen Truchseß von Waldburg, auch dann nichts Rechtes abbrehen. Aber nachdem er durch einen vorläufigen Vertrag mit ihnen sich den Rücken gedeckt, zog er gegen die in Württemberg und am Schwarzwald versammelten Häufen und schlug sie am 12. Mai bei Böblingen aufs Haupt. Hierauf wandte er sich gegen Norden. Am 2. Juni ereilte er die Odenwälder, die ihren Dörfern zu Hilfe kommen wollten, bei Königshofen an der Tauber: so fest ihre Stellung war, wurde ihr Heer fast ohne Gegenwehr vernichtet. Zwei Tage darauf wurden auch die Franken bei Sulzdorf und Ingolstadt südlich von Würzburg zertrennt

und niedergemeßelt. Hierauf beugte sich alles Land vom Fichtelberg bis zu den Vogesen. Bei Pfeddersheim nahm der Pfalzgraf an seinen Bauern, die ihn vorher zum Vertrage gezwungen hatten, seine Rache; im Elsaß trat Anton von Lothringen, nachdem er schon im Mai bei Zabern ein Bauernheer vernichtet hatte, erbarmungslos auch die letzten Funken des Feuers aus. Länger dauerte es, bis die tapferen Bauern im Allgäu, in Tirol und im Salzburgerischen zum Gehorsam gebracht wurden. Aber endlich gelang es allerorten, und die Freveltaten der Betörten wurden von den unbarmherzigen Richtern in Strömen von Blut gesühnt.



Charakter und Bedeutung der deutschen Renaissance.

Von Karl Lamprecht.

Im folgenden soll nicht die Geschichte der deutschen Renaissance in farbenreichen Bildern vorgeführt werden. Wie wäre es auch auf wenigen Seiten möglich? Und besitzt unser Zeitalter überhaupt so leicht den nur in größter Ruhe zu gewinnenden Stimmungsgehalt, der, vom lieblich Behaglichen bis zum gesättigt Leidenschaftlichen, der Untergrund jeder künstlerischen Form der Erzählung sein muß?

Die deutsche Renaissance hat mit dem Wiederaufleben der antiken schriftlichen Überlieferung, also mit dem Humanismus angefangen. Sehr natürlich. Wie sollte in unserem Lande, dessen Schöße die Römer nur wenige und untergeordnete Denkmäler ihrer künstlerischen Kultur einverleibt haben, die Renaissance mit einem Wiederaufleben antiker Anschauung beginnen? Was zunächst auflebte, wurde durch Bücher, durch hand-

schriften, durch Drucke vermittelt. Und so war es, schon bei der Seltenheit und dem aristokratischen Charakter selbst dieser Übertragungsvermittlung im ausgehenden 14. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur Besitz weniger und erwählter Geister. Da hat sich der Züricher Patrizier Hemmerli, der Hasser und Verächter der schweizerischen Bauernwelt seiner Zeit, mit humanistischen Studien abgegeben. Da erstand in dem charaktervollen Gregor von Heimburg ein erster deutscher Orator, ein Diplomat neuantiker Prägung. Da vereinigte, der größte dieser Gruppe, der Kardinal der heiligen römischen Kirche, Nicolaus, eines Fischers Knabe von der Mosel, die verschiedenen Quellen der klassischen Überlieferung zu einer solchen Breite des Wissens und der Erkenntnis, daß diese schöpferisch werden konnten; ein früher Humanist seiner Zeit, ein feiner Umdeuter der geltenden Kirchenlehre in den Gedankeninhalte einer für seine Zeit modernen Mystik, steht der Kardinal zugleich als einer der anfänglichsten Begründer an der Spitze der neuzeitlichen Philosophie und Naturwissenschaft.

Aber neben dieser Gruppe gehaltener Männer tauchte in Deutschland bald hier und da, in ihren einzelnen Mitgliedern rasch aufleuchtend und verschwindend, seit etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts noch eine andere Gruppe von Humanisten auf, ein Peter Luder, Samuel Karoch und andere. Es waren verspätete Vaganten, die auf italienischen Universitäten an den Bechern des welschen Humanismus meist nur flüchtig genippt hatten, Leute von reichlichem Übermaße im Genuße des Weins und der Liebe, die an den deutschen Hochschulen und durch die größten deutschen Städte hin die Runde machten, um von den Wundern der antiken Kultur phantastisch genug zu berichten. Die beiden Gruppen, von denen bisher gesprochen worden ist, bilden aber nur

den Vortrab der humanistischen Entwicklung der Renaissance in Deutschland, wenn sie auch schon den inneren Charakter des zukünftigen Verlaufes derselben andeuten: Gelehrsamkeit einerseits, anderseits Enthusiasmus werden sich als Lebensformen auch der humanistischen Höhezeit erweisen.

Hervorgeführt aber wurde diese Höhezeit nicht durch die vereinzelte Tätigkeit einzelner Männer, sondern durch viel ernsthaftere und fundamentalere Entwicklungsvorgänge in den Tiefen der nationalen Kultur. Das 11.—13. Jahrhundert etwa hatte zuerst Zeiten gesehen, denen die Ersparnisse der nationalen Wirtschaft es erlaubten, neben dem Volke der Ackerbauer auch eine steigende Schicht von Veredlern der Rohstoffe, von Handwerkern, zu ernähren. Jetzt, mit dem reißenden Aufschwunge der Volkswirtschaft seit dem 13. Jahrhundert, kam das Jahrhundert herauf, wo ein neuer Reichtum der Nation noch des weiteren gestattete, neben den alten Schichten der materiellen Kultur, dem Ackerbauer, dem Handwerker, dem Kaufmann, und neben den Ständen des alten geistlichen und weltlichen Adels auch einen Stand neuer Kopfarbeiter auszubilden: den Stand der Juristen und Mediziner, der Verwaltungsbeamten und Ärzte, der Gelehrten schlechthin und der Ausübergerwandter Wissenschaft. So sind die Jahrhunderte des ausgehenden Mittelalters zugleich die Zeiten der Entstehung des Mittel- und Hochschulunterrichts über dem Elementarunterricht der früheren Geschlechter geworden. Denn zur Ausbildung des neuen Kopfarbeiterstandes bedurfte es dieser Einrichtungen, und die Nation war reich genug, sie zu entfalten. Und da ergab sich denn seit dem Ausgange des 14. Jahrhunderts jene große Mittelschulbewegung, in der die Brüder vom gemeinen Leben eine entscheidende Rolle gespielt haben, und der Begründung der Universität Prag folgte noch vor Beginn

des 16. Jahrhunderts die Stiftung einer ganzen Anzahl von Universitäten auf rein deutschem Boden: zu Wien und Heidelberg, zu Köln und Erfurt, zu Leipzig und Rostock, zu Greifswald und Löwen, zu Freiburg, Basel, Ingolstadt, Trier, Mainz und Tübingen, bis Wittenberg (1502) und Frankfurt a. d. Oder (1506) den Reigen schlossen.

Natürlich bedeutete dieser Aufschwung des mittleren und höheren Unterrichts, wie er innersten Bedürfnissen und Entwicklungen der Nation entsprang, auch einen dauernden Aufschwung der Lehrmethoden. Und da stellte sich bald heraus, daß der humanistischen Renaissance in diesem Zusammenhange eine große und ständige Aufgabe zufallen mußte. In den Mittelschulen, wie sie namentlich dem Rhein entlang, von Colmar bis nach Zwolle und Deventer, aufgeblüht waren und aufblühten, wie in den philosophischen Fakultäten und Universitäten, damals im wesentlichen Vorbereitungsschulen für die höheren Wissenschaften der juristischen und theologischen Fakultät, genügte der mittelalterliche Lehrbetrieb des Triviums, ja auch des Quadriviums nicht mehr: höhere Anforderungen an die formale Beherrschung des Lateins, größere Ansprüche auch an die Kenntnis materiellen Wissenstoffes werden gestellt. Da kam denn die neue Belehrung aus der Breite der antiken, vor allem der lateinischen Literatur gerade recht; kaum daß die Zeit, trotz tiefer und deutlicher Frömmigkeitssehnsucht, an ihrem heidnischen Hintergrunde Bedenken nahm: selbst die kirchlichsten und frommsten all der großen Schulmeister dieser Zeit, ein Wimpfeling, ein Alexander Hegius, haben sie mit offenen Armen willkommen geheißen. Wie aber blühten unter dieser Konstellation erst die humanistischen Studien an den Universitäten auf! Eine nach der anderen ging, spätestens seit der Wende etwa des 15. Jahrhunderts, in das Lager der Humanisten über;

wenige, wie Köln und Leipzig, hielten noch auf einige Jahrzehnte zurück: überall hallte das gelehrte Deutschland von der Lektüre der Alten wider; und an einer damals so wichtigen Universität wie der Wiener brachte es der Humanismus geradezu zur Begründung einer eigenen Fakultät, der *Facultas poetarum*; wie er denn auch sonst zur Gründung primitiver, auf deutschem Boden frühesten Akademien fortschritt.

Und nun kamen die Jahrzehnte, die man als die eigentliche Blütezeit des deutschen Humanismus bezeichnen kann. In Erasmus und Reuchlin zeitigte die Bewegung Gelehrte von europäischem Rufe; von der Grundlage des Lateins schritten sie, dieser zu den hebräischen, jener zu den griechischen Studien fort. Und Mächte waren sie zugleich in dem öffentlichen Leben ihrer Zeit. Mit Reuchlins Namen ist die Episode der Dunkelmännerbriefe, jenes prächtige Intermezzo der Reformationsgeschichte, aufs engste verknüpft; Erasmus hat durch seine belletristische Tätigkeit, durch seine *Adagia*, durch seine *Stultitiae laus* die öffentliche Meinung der Zeitgenossen, und nicht bloß Deutschlands, in wichtigen Angelegenheiten entscheidend bestimmen helfen. Und welcher mehr geheimer Einfluß ist ihm noch weiter durch seinen unendlich ausgedehnten Briefwechsel mit den Vertretern sehr verschiedener Stände in sehr verschiedenen Ländern zugefallen!

War in Leben und Tun dieser großen Gelehrten die spätere nationale Stellung der philologischen Wissenschaften vorgebildet, so verlief doch die spezifisch nationale Entwicklung der Blütezeit des deutschen Humanismus in ganz anderen Formen. Die Namen, die hier auftauchen, sind die von Conrad Celtis, von Mutianus Rufus, von Crotus Rubeanus, vor allem von Hutten. Welche andere Erinnerungen als die an bloße Gelehrsamkeit rufen sie in uns wach! Nicht bloß erkennen, erleben wollten ihre Träger und die nicht

geringe Anzahl der Männer, die zu ihnen standen, die Antike; aufgehen wollten sie in ihren Geist, fortsetzen wollten sie sie als ein neues Leben, ja nicht bloß als ein Leben gleich dem einstigen, sondern als ein Leben höherer Form und fortschreitenderer Entwicklung! Und so glaubten sie nicht bloß zu schreiben wie Cicero oder zu dichten wie Vergil; übertroffen sahen sie deren Leistungen durch die eigenen, und in einer Selbstbespiegelung, die dem ideologischen Grundzuge ihres Lebens entsprach, vergaßen sie ihre Stellung in Zeit und Raum der deutschen Geschichte. Gewiß haben sie auch so gewirkt; in der Begeisterung späterer deutscher Geschlechter für die Antike noch hin bis zu unserer Gegenwart lebt ein gutes Teil ihres Erbes fort. Aber wirklich fest und dauerhaft auf dem Boden der Zeit Fuß fassen konnten sie nicht; unsterblich sind die meisten von ihnen von Universität zu Universität, von Reichsstadt zu Reichsstadt, von Burg zu Burg gezogen, lehrend und schmeichelnd, begeistert aufgenommen und verjagt, und nur einem von ihnen ist es, und auch ihm nur auf kurze Zeit, gelungen, die zu hoch gespannten humanistischen Ideale durch nationales Empfinden zu lebensvollster Wirkung zu befähigen: Ulrich von Hutten. Im übrigen aber sanken die Lebensziele dieser Gruppe mit der ersten Generation ihrer Träger dahin; ausgebrannt erschien schon um 1530 die Stätte ihrer Entfaltung: und was schließlich übrigblieb, war ein trockener, handwerksmäßiger Betrieb antiker Studien, war die nicht eben hochstehende klassische Philologie des 16. Jahrhunderts. Denn auch die Zeit der großen Gelehrten war um 1530 vorüber; Erasmus und Reuchlin haben keine ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Gewiß ging darum der Einfluß der Antike, insofern er durch die Schriften der Alten vermittelt wurde, noch nicht verloren: er war durch die humanistische Bewegung integrierender Bestandteil des geistigen

Schaffens der nächsten Jahrhunderte geworden; er hat die Entfaltung des Rationalismus bestimmt und, in neuen Formen wieder auflebend, nicht minder das Aufblühen des jungen Subjektivismus der Zeiten Schillers und Goethes: wie in der ersten dieser Zeiten das lumen naturale, der von kirchlichen Fesseln befreite menschliche Verstand in seiner besonderen Auswirkung antik gefärbt erscheint, so in der zweiten die zu vollem Durchbruch erwachte nationale Tätigkeit der Phantasie und des Gemütes.

Um die Zeit aber, da die eigentliche humanistische Bewegung beendet erschien, um 1530, hatte auch schon eine zweite wichtige Entwicklungsrichtung der Renaissance zu erwachen begonnen: die der bildenden Kunst.

Die bildende Kunst der Renaissance hat sich in Deutschland viel später entfaltet als der Humanismus; kaum daß sich deutlichere Spuren von ihr über das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zurückverfolgen lassen. Wie sollte auch die künstlerisch-anschauliche Welt der antiken Überlieferung rasch und leicht auf Deutschland eingewirkt haben, da ihre Reste vornehmlich nur in Italien zu suchen waren? Auch als ihr Einfluß wirklich eintrat, war er anfangs auf die leicht transportablen Seiten ihres Wesens beschränkt: auf das Ornament und solche Teile der antiken Architektur, die, mochten sie einst schon ausschließlich oder vornehmlich als Schmuckbilder benutzt worden oder auch rein architektonischen Leistungen treu geblieben sein, doch als schmückendes Element, sei es der Architektur, sei es der Bildnerei und Malerei, zur Verwendung gelangen konnten.

Aber auch dieser Import war von Anfang an nicht durchaus und ausschließlich antik; ganz anders als der Import der Literatur, war er vielmehr von vornherein mit italienischen Züsätzen vermischt. Und indem die hochentwickelte Kunst Italiens sich in und mit

der Antike unzertrennbar auch selbst einführte, erweiterte sich dann allmählich die fremde Einwirkung auch auf die eigentliche Architektur, sowie auf die Malerei und Plastik; in letzterer Hinsicht insofern, als für die deutsche Malerei und zum Teil auch für die Bildnerei jene Gesetze der Wahl des Objektes und der formal-schönheitlichen Harmonisierung maßgebend wurden, welche vor allem die italienische Malerei dem antiken Relief entnommen hatte.

Indes das waren doch erst spätere Einwirkungen; vorläufig handelte es sich eigentlich nur um das Zierstück im weiteren Sinne. Dies aber sieht man in der zu dieser Zeit so reichen und verhältnismäßig wichtigen ornamentalen Erfindung, in der Umrahmung des Holzschnittes und des Kupferstiches, in den Architektur- und Ornamentteilen von Gemälden, dann kunstgewerblich und schließlich auch architektonisch auftreten. Das letztere keineswegs in dem Sinne, als wenn dadurch die deutsche Baukunst antikisiert oder auch nur italienisiert worden wäre. Nein, die Architektur der deutschen Renaissance blieb in ihren strukturellen Teilen im Grunde und hauptsächlich eine treue Weiterbildung aus der deutschen Gotik; und längst vor allem fremden Einfluß hatte diese namentlich schon, heimischen Bedürfnissen einer rapide steigenden Bevölkerung und größerer Versammlungsräume für diese folgend, den Übergang von einer extrem vertikalen Tendenz der Kunstbauten zu einer mehr horizontalen durchzuführen begonnen und im Dienste dieser Wandlung vor allem entwickelt. Dieser neuen Struktur hat dann, da ihr die Ausbildung der gotischen Bauornamentik nicht gleich rasch und entschieden folgte, die Renaissance nur den äußeren Ausschmuck geliefert. Indem dies aber geschah und indem auch das Kunstgewerbe der Gotik im Aufbau seiner Erzeugnisse, insbesondere der Möbel, wie auch in der Ornamentation

der Umbildung der architektonischen Gotik nur langsam folgte, wurde die italienisch gefasste Antike auf kunstgewerblichem Gebiete wie für die Struktur so auch für die Ausschmückung maßgebend.

Bei diesen Errungenschaften ist es denn im ganzen geblieben. Gewiß hat auch noch darüber hinaus der Geist der antiken Kunst etwa seit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts stärker und eingreifender gewirkt: es waren die Zeiten, da Dürer den Einflüssen der Alten nähertrat, da noch mehr der jüngere Holbein sich ihnen in der ganzen Konzeption seiner Kunst, soweit sie ihm durch Italien vermittelt wurde, zu unterwerfen begann. Aber diese Periode tieferen Einflusses hat nicht lange gewährt. Mit dem Schlusse des dritten Jahrzehntes, noch vor 1530 also, verfiel die große Malerei der Nation; Dürer war gestorben, Holbein ging nach England, da ihm selbst in Basel, der Hochburg der literarischen Renaissance, dem langjährigen Sitze des Erasmus, lohnende Beschäftigung nicht winkte, und auch die deutsche Plastik ist bald wiederum andere Wege, als die nur kurze Zeit betretenen Renaissancepfade Peter Vischers gewandelt.

Rascher fast noch als die literarische, blühte die künstlerische Bewegung der deutschen Renaissance ab; und wie von jener unmittelbar sichtbar nur die philologische Gelehrsamkeit zurückblieb, so nur das Kunstgewerbe von dieser. Denn was Deutschland an neuen Kräften und Anregungen aus der Antike während der folgenden Jahrhunderte bis hin zum Zeitalter des Subjektivismus noch erhielt, hat es nicht so sehr einem direkten Bezuge aus der Antike wie der Vermittlung der zahlreichen Importe verdankt, die ihm in dieser Zeit aus klassisch befruchteten Nachbarländern, aus den Niederlanden, aus Italien, aus Frankreich zugenugen.

Ist nun mit alledem die geschichtliche Stellung der Renaissance in unserer na-

tionalen Entwicklung schon voll umrissen? Wer wollte es glauben! Wollen wir sie besser verstehen, so werden wir vor allem fragen müssen, in dem Verlaufe welcher inneren, spezifisch nationalen Entwicklung sie denn eigentlich auftrat. Zur Beantwortung müssen wir hier zurückgreifen bis ins 12. und 13. Jahrhundert. In dieser Zeit — man weiß es — begann langsam aufzuhören, was man Mittelalter und mittelalterliche Gebundenheit einer Kultur zu nennen pflegt. Unter tausend Anregungen der inneren wie der äußeren Entwicklung, unter dem Übergange von schwindender Naturalwirtschaft zu den ersten Entwicklungsstufen der Geldwirtschaft, unter den Eindrücken von unerhörtem Glück und Fall der Staufer, unter neuen Reizen, die steigende soziale Schichten, namentlich des Bürgertums, ebenso empfanden, wie sie sinkende Stände, vor allem des platten Landes, und die bedenklich zahlreichen Massen der Deklassierten der Zeit vermißten: unter all diesen und tausend anderen Einwirkungen verschwand die alte geistige Dominante der Kultur der Kaiserzeit, und eine Dissoziation aller größten Kulturbestrebungen trat zunächst ein. Sie führte, wie stets in solchen Zeiten des Überganges, zunächst zu einem gewissen Verluste auch der Eigenpersönlichkeit des Individuums: gern und leicht gab man sich auch in führenden Kreisen den Eindrücken der äußeren Erscheinungswelt, wie eigenen und fremden Seelenlebens hin. So war auf dem Gebiete der Phantasietätigkeit ein Zeitalter des Naturalismus die Folge. So kam es zur Entfaltung jener reichen satirischen Dichtung des 14., 15. und teilweise auch noch des 16. Jahrhunderts und zu den Anfängen des Dramas: an sich noch primitive Formen höherer literarischer Charakteristik werden erreicht — aber immerhin schon einer Charakteristik, deren Höhe früheren Generationen verschlossen geblieben war. Und nicht minder

erlebte man in den bildenden Künsten einen dauernden Aufschwung zu einer bisher unerhörten Reife des Naturalismus. Man kann ihre Entfaltung verfolgen in den Fortschritten unserer Plastik, vor allem der Holzbildnerei, vom 13. bis zum 16. Jahrhundert; am aufdringlichsten tritt ihre Entwicklung in dem glänzenden Aufschwunge der Malerei von den van Eycks und früheren bis auf Dürer entgegen.

Was aber für die Phantasietätigkeit galt, galt auch für alle anderen seelischen Lebensrichtungen: der Dissoziation der alten Elemente lief ein naturalistisches Aufsuchen neuer parallel.

Aber diesen Bestrebungen, auf welchem Gebiete sie sich auch betätigten, winkte seit Schluß etwa des 15. Jahrhunderts das immer deutlicher hervortretende Ziel einer neuen, einheitlichen Kultur, einer bestimmten neuen Dominante, die die inzwischen erreichten neuen Fortschritte zu einem Ganzen zusammenfaßte, eines frischen Idealismus von noch niemals erreichten Formen, einer in sich abgeschlossenen Kultur eines neuen Zeitalters. Und man weiß, wie sie, in unglaublichen geistigen Anstrengungen gerade unseres Volkes, im nächsten Menschenalter erreicht worden ist: der idealistischen Kunst eines Dürer, Holbein, Dürcher folgte und ging parallel die Reformation recht als ein Schluffereignis, als die entscheidende Erscheinung für die Entwicklung jener neuen Dominante.

Welche Beziehungen hat nun die Renaissance zu diesen fundamentalen Vorgängen gehabt? Man sieht es leicht: bis auf einen gewissen Grad nur äußerliche, indirekte. Die Renaissance erfüllte nicht das innerste Leben ihrer Zeit; sie half es nur mit entwickeln, verschönern, bereichern. So auf dem Gebiete der Kunst: sie klärte den Naturalismus, sie gab formelle Direktiven für den darauf folgenden Idealismus. So erst recht auf dem Gebiete der Religion, des Glaubens: nicht

eine der Reformation ebenbürtige Macht, sondern deren Dienerin ist sie gewesen; die Stellung der beiden Helden Erasmus und Luther zueinander hat es bewiesen; interpretiert allein hat die Renaissance das Neue Testament, zu neuen Glaubensnormen wurde dessen Inhalt von der Reformation entwickelt.

Dennoch könnte die Renaissance in ihrer Bedeutung für die deutsche Geschichte sehr mißkannt werden, wollten wir mit der soeben gegebenen Erklärung abbrechen. An dieser Stelle ist ein weiterer Zusammenhang zu bedenken, der erst zum Verständnis der ganzen Stellung der Renaissance verhilft oder vielmehr — wie wir sehen werden — verhelfen könnte. Die Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts steht nicht allein da in der deutschen Geschichte; vor und nach ihr hat es Renaissance gegeben. Und die deutschen Renaissance sind nicht die einzigen europäischen; neben ihnen stehen italienische, spanische, französische, niederländische, englische, um nur der hauptsächlichsten zu gedenken. In diesem Zusammenhange allein kann natürlich auch die deutsche Renaissance völlig verstanden werden.

Im ganzen lassen sich die Renaissance der heute lebenden europäischen Völkerefamilie in drei Gruppen teilen: in Renaissance ihrer Mittelalter, ihrer Neuzeiten und ihrer neuesten Zeit. Sehr einfach und ausreichend schon auf Grund der speziell deutschen Erscheinungen, lassen sich die mittelalterlichen Renaissance charakterisieren; überall handelt es sich in ihnen nur um Versuche einzelner Herrscher oder sonst leitender Persönlichkeiten, die antike Kultur für irgendeinen Zweck, und darum in einer ganz bestimmten Richtung wieder zu beleben, also um Renaissance von oben her. Das typischste aller Beispiele, auch insofern, als es in eine Zeit fällt, da die einzelnen abendländischen Nationen erst in ihrer Bildung begriffen waren und zum großen

Teile noch unter sich ununterschieden der zentraleuropäischen Fortsetzung des alten römischen Imperiums, dem Karolingerreiche angehörten, bietet die Renaissance Karls d. Gr. Die letzte der in diesen Zusammenhang gehörigen Renaissance im Bereiche der deutschen Kultur war die Renaissance an dem Prager Hofe Karls IV. Bezeichnend für alle diese Erscheinungen ist, daß sie, künstliche Pflanzungen hochstehender antiker Kultur auf mittelalterliches Seelenleben, rasch, und oft schon vor dem Tode ihrer Begründer, erstarrten und ohne starke Folgen zu hinterlassen, zugrunde gingen. Es ist die Gruppe der unzeitgemäßen Renaissance; sie gleichen jenen vielen, im Laufe der Weltgeschichte nachweisbaren Versuchen, niederen Völkern hohe Kultur einzupflanzen, die ausnahmslos mit einem Mißerfolg geendet haben, sei es, daß der empfangende Schoß des angeblich beglückten Volkes, sei es, daß die Saat der beglückenden Kultur verdorben ward.

Dieser Gruppe von Renaissance folgt dann eine andere, die man als die des unbewußt natürlichen Verlaufes bezeichnen könnte. Sie wird eingeleitet durch die italienische Renaissance seit dem 12. und 13. Jahrhundert; sie umfaßt die großen Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts einschließlich noch der holländischen, und sie verläuft sich in den französischen Renaissanceströmungen der Zeit Ludwigs XIV. Die Renaissance dieser Gruppe treten ein, sobald ihre nationalen Träger im Verlaufe ihrer eigenen Entwicklung in Zeiten zu gelangen beginnen, die nach Kulturcharakter und Bildungshöhe im allgemeinen der Antike, und zwar vornehmlich der Welt der römischen Kultur entsprechen. In diesem Augenblicke, der für die europäischen Völker mit der Abkehr von mittelalterlicher seelischer Gebundenheit zusammenfällt, der diese Völker vorwärts treibt hinein in das Leben einer individualistischen Kultur, empfinden sie die Kultur der Alten als

eine individualistisch voll entwickelte und insofern als ein nunmehr ihrer glücklichen Nachahmung zugängliches, ihnen vollendet erscheinendes Vorbild. Und so beginnen sie dieser Lehrmeisterin zu folgen mit all dem Enthusiasmus und der Gelehrigkeit eines ernstesten und strebsamen Schülers.

Aber die Zeit naht, wo es der Schüler dem Lehrer gleich zu tun vermeint; schon die begabtesten Köpfe des 17. Jahrhunderts, Philosophen und Forscher im Bereiche der Naturwissenschaften vornweg, haben sich den Alten überlegen gefühlt. Und nun vermeint man von den Alten wohl im einzelnen noch lernen zu können, aber die volle Wiederbelebung ihrer Kultur erscheint doch nur noch Schwärmern und kleineren schwärmerischen Bewegungen als ein erstrebenswertes, ja auch nur denkbare Ziel. Und so beginnt eine dritte Gruppe von Renaissance, die etwa die Bezeichnung »bewußt-natürlich« erhalten könnte. Ihnen kann in gewissem Sinne schon die französische Renaissance des Zeitalters Ludwigs XIV. zugezählt werden; deutlich gehören hierher die englischen und deutschen Bewegungen des 18. bis 19. Jahrhunderts, alles das, was man in Deutschland Neuhumanismus oder hellenische Renaissance zu nennen pflegt; und erst recht tragen jüngste Neigungen zur Antike, die sich in manchen Stellen unseres Kulturlebens nicht undeutlich vertragen, eben diesen Charakter.

Nun ist leicht zu bestimmen, was in diesem Reigen von Renaissance die deutsche Renaissance des 16. Jahrhunderts bedeutet. Sie gehört der zweiten Gruppe an, und so ist sie weder von vornherein abzudorren bestimmt gewesen, noch trägt sie das Stigma des Stückwerks. Kein Zweifel: sie war unserer Nation viel und ihre Einwirkungen währen in deutlichen Zügen fort bis auf heute.

Aber war sie unter den bewußt-natürlichen Renaissance des europäischen

Völkerringes etwa die größte? Wer wird es auch nur von ferne behaupten wollen! Das klassische Beispiel dieser Gruppe wird immer die italienische Renaissance bleiben — wie sie denn eben darum auf die deutsche in tausend Dingen entscheidend eingewirkt hat —; aber auch die französische und niederländische Renaissance sind breiter, voller, durchsichtiger verlaufen, als die eigentlich deutsche. Und der Grund für diesen Ausgang liegt klar zutage. Nicht die Renaissance bestimmte im 16. Jahrhundert, und selbst in den Zeiten ihrer höchsten Blüte nicht, die breite Strömung unserer nationalen Entwicklung, sondern religiöses Ringen und Frömmigkeit, genau wie der deutsche Neuhumanismus in seiner Tiefenwirkung sehr bald durch philosophische und mystische Erscheinungen, Kant und die Identitätsphilosophie, überholt worden ist: beide Male hat die Nation bewiesen, daß sie die Grüblerin, die selbständige Denkerin ist unter den Völkern Europas.

Und so wäre denn das besondere Schicksal der deutschen Renaissance aufs engste verknüpft mit der besonderen Anlage unseres Volkes? Es scheint die tiefste Erwägung zu sein, zu der einstweilen vorgebracht werden kann.

Freilich: erledigt ist mit dieser Lösung die Frage, was denn im Grunde die deutsche Renaissance bedeute, noch immer nicht. Erledigt schon deshalb nicht, weil eine vergleichende Geschichte der europäischen Renaissance noch niemals beabsichtigt, geschweige denn geschrieben worden ist. Denn es ist klar, daß eine Gesamtbetrachtung dieser Renaissance vorhergehen muß, ehe der Charakter der einzelnen in einem nicht mehr rein willkürlichen Verfahren, nach persönlichem Geschmacke, nach Lust und Laune festgestellt werden kann.

Wird es aber genügen, das Problem einer vergleichenden Geschichte der europäischen Renaissance an sich völlig auf-

zuhellen? Es wäre nur möglich, wenn diese Renaissance wiederum die einzigen der Weltgeschichte wären. Dies ist aber keineswegs der Fall: und so bedarf es im Grunde eines viel, viel weiteren Umblickes. Die Geschichte der ostasiatischen Kulturen, von Indien über die malaiische Welt und China hin bis nach Japan, strömt geradezu von Renaissance; und wo auch nur Schrift und Bild, die hauptsächlichsten Gefäße zeitlicher Vermittlung menschlicher Kultur, entwickelt worden sind, da ist es der Natur der Sache nach zu Renaissance gekommen.

Man sieht, welche Perspektiven sich hier eröffnen. Es ist auch nicht entfernt daran zu denken, daß so wichtigen Erscheinungen der europäischen Kultur, wie den Renaissance der Antike, ihr universalgeschichtlicher, und das heißt ihr einzig richtiger Platz angewiesen werden kann, ehe nicht die Forschung sich aufs intensivste einer vergleichenden Untersuchung aller Renaissance, welchem Entwicklungszusammenhange sie auch angehören, zugewendet und diese Aufgabe wenigstens im größten erledigt hat.



Martin Luther.

Von Max Cenz.

Als der Reformator der Kirche, der Gründer der gereinigten, der ihrer selbst gewissenen, männlichen Religion, als der Erwecker evangelischer Freiheit, so hat Martin Luther von jeher der Mitwelt und Nachwelt, soweit sie ihm gehuldigt, vor Augen gestanden. Als der ärgste der Revolutionäre, der Zerstörer aller göttlichen und sittlichen Ordnungen, der Vater des Nihilismus und jeder Zügellosigkeit, als der Erzkeßer gilt er bis heute allen seinen Feinden.

Wohin werden wir, wird sich die Historie, der nichts verhaßter ist als die Parteilung, mit ihrem Urteil stellen?

Schauen wir die Ereignisse an, die, sei es die Folge, sei es die Begleiterscheinung der Lehre Luthers waren, so müssen wir in der Tat bekennen, daß die romanisch-germanische Völkerwelt niemals eine Umwälzung von gleichem Umfang und gleicher Tiefe erlebt hat, seitdem sie sich auf den Trümmern des römischen Weltreiches erhob. Was wollen gegen die Katastrophen, die sich an das Auftreten dieses deutschen Bettelmönches anschließen, die Taten und Schöpfungen der Staatsmänner und Feldherren besagen, die seither die Welt mit dem Glanz ihres Namens erfüllt haben! Die große französische Revolution, wie tief sie Frankreich und in ihren Folgen Europa umgewühlt haben mag, in die Tiefe des Zwiespalts, den das 16. Jahrhundert gerissen, griff sie nicht hinab; nichts glied sie darin aus, wie sehr sie darum bemüht war, sondern konnte ihn nur vergrößern: an dem Felsgestein der Kirche scheiterte ihre Kraft, und weil die Kirche stärker war als sie, ist der Staat, den sie bauen wollte, bis heute unfertig geblieben. Und ist es uns Deutschen anders gegangen? Dahin sind alle Hoffnungen, alle Versuche früherer Zeiten, den Zwist der Geister in einem höheren, freieren Gottes- und Menschheitsbewußtsein auszugleichen.

Es ist wahr, schon vor Luther hatten sich in dem System und in der Weltanschauung der mittelalterlichen Hierarchie Risse gezeigt, die einen nahen Zusammenbruch ahnen ließen: die auf dem Boden der Antike erwachsene Bildung hatte weite Kreise ergriffen und mit Verachtung gegen den in den Schulen herrschenden Geist erfüllt, tiefgreifende Reformen waren versucht worden, und revolutionäre Stöße hatten das gesamte Gefüge erschüttert. Aber hatte alles dieses vermocht, auch nur ein Steinchen aus dem Wunderbau zu lösen? War irgendein Dogma abgeschafft, der Kultus vereinfacht, die Inquisition gemildert, die

Scheiterhaufen ausgelöscht? Das Heer der Kuttenträger, die Scharen der Gläubigen verringert? Wurde weniger gewallt und gebetet, Reliquien gesammelt und Ablass gekauft, weniger eifrig an Kirchen und Kapellen gebaut, weniger Geld für Kirchenbilder und Altäre und tausend fromme Stiftungen fortgegeben? Hatte in Italien selbst, in dem Italien Savonarolas die Bildung der Renaissance den Kreis der Auserwählten überschritten? Hatte sie bereits an das Herz des Volkes gerührt, verflachend oder zersetzend auf seine religiöse Phantasie, oder auch nur mäßigend und korrigierend auf die Ansprüche der Hierarchie eingewirkt? Niemals vielmehr, man darf es aussprechen, ist die Papstkirche einheitlicher regiert und ihre Ruhe von außen weniger gestört worden als unter der Regierung der Rovere und der Borgia. Die stürmischen Zeiten des Schismas und der Reformkonzilien, wiclititischer und hussitischer Ketzerei waren vorüber; durch Konkordate hatte Rom sich der großen Mächte versichert; die kleinen Gewalten hielt es unter dem Daumen. Eben jetzt erhielt der katholische Genius in dem Aufschwung der iberischen Nationen einen gewaltigen Zuwachs; unter ihrer Führung überschritt er den Ozean, und der Schiedspruch des Papstes teilte zwischen ihnen die neue Welt auf. Welch ein Abstand Roms unter Julius II. von dem Rom Cola Rienzis! Damals eine Beute der Fremden und der Anarchie, eine Stätte der Verwüstung und des Unglücks, war die Stadt der Cäsaren jetzt wieder das goldene Rom geworden. Eine Macht, die auch von den Großen respektiert wurde, finanziell kräftiger als jede andere, so dehnte sich der Staat der Kirche von Meer zu Meer. Anstatt das Papsttum zu zerstören, hatte die Renaissance den Glanz der Kirche nur erhöht. Aller Feinde war sie mächtig geworden; ein nie gekanntes Gefühl der Sicherheit hielt an der Kurie seinen

Einzug: „Laßt uns“, so sprach der Medizäer, als er zur dreifachen Krone erwählt war, „das Papsttum genießen, welches Gott uns gegeben hat.“

Ob nun Luther selbst gewußt hat, was er tat, als er seine Bauernsaust gegen diese Herrlichkeit erhob? Ob er ahnte, daß die Feder, mit der er die Thesen niederschrieb, so wie es jene Legende von dem Traum seines Kurfürsten erzählt, weiter wachsen und die Krone des Nachfolgers Petri selbst ins Wanken bringen würde? Gewöhnlich wird es geleugnet: auch Luther habe den Handel nicht viel anders als einen Schulstreit aufgefaßt und begonnen; wie ja hütten anfangs wirklich nur einen neuen Zank der Magistrinostri darin hatsehen wollen. Aber nicht so unbewußt seines Tuns ist der Genius. Wie gleich die erste der Thesen mit dem Johanneischen Worte „Tut Buße“ — daß das ganze Leben Buße sein müsse — in den Kern der neuen Lehre einführt, so offenbaren sie in mehr als einem Saße das Vollbewußtsein des Reformators von der Kluft, die zwischen seinem Evangelium und dem Leben und der Lehre des Papstes und seiner Kirche bestand. „Dieser Handel“, so schreibt er seinem Spalatin, noch bevor er sich Johann Eck in Leipzig zum Kampfe stellte, „wird, wenn er von Gott ist, nicht eher enden, als bis, wie Christus seine Jünger, so auch mich alle meine Freunde verlassen und die Wahrheit allein bleibt, welche sich errettet mit ihrer Rechten, nicht mit meiner, nicht mit deiner, noch mit der irgendeines Menschen. Und daß diese Stunde kommen wird, habe ich von Anfang an gewußt.“ Daß er die herrschende Kirche fast in Trümmer schlagen, daß er die halbe Christenheit von ihr losreißen würde, ahnte er freilich nicht. Vielmehr, daß er von aller Welt verlassen würde, so wie einst der Herr verraten war, meinte er bald zu erleben; und daß Gott allein dann seine Sache hinausführen werde, mächtiger

und herrlicher, als es Menschenwille vermöchte, war seiner Seele Hoffnung.

So wie er nur an sich gedacht, für sich gearbeitet und gerungen hatte, als er ins Kloster ging und die Himmelspforte suchte, nach der ihn die Kirche hinwies. Er hatte alles dort erprobt, um den Weg zu finden, alle Mittel, die sie ihm an die Hand gab: Buße und Beichte, Fasten und Kasteiung, und jede Anleitung des Studiums und scholastischer Spekulation, Gehorsam und Ergebung und heiße Gebete, Herzensangst und die Glut der Ekstase — und nichts hatte helfen wollen: immer ferner nur, immer entrückter allem Menschenwille und Menschenkraft der Gott, den er suchte, immer breiter und tiefer die Kluft, nicht zu überfliegen und nicht auszumessen, die ihn von seinem Ziele trennte. Bis dann, nicht plötzlich, wie es Sankt Paulus vor Damaskus erlebte, sondern allmählich und mit wachsender Klarheit, die aber unterbrochen wurde von Kämpfen, die Gewißheit in seiner Seele aufkeimte, daß es gerade der fessellose, der unerforschlich allmächtige Gott sei, der den Tod des Sünders nicht wolle, daß die Worte Gerechtigkeit und Gnade zusammenfallen und in dem „sola fide“ sich reimen. Da hatte er den Boden unter den Füßen, den ihm weder Hölle noch Teufel verrücken konnten. Und käme ein Engel vom Himmel und wollte ihn einen anderen Glauben lehren, auch diesem wird er antworten: Sei verflucht.

Diese allerpersönlichste Religiosität, dieses Bewußtsein unmittelbarer Abhängigkeit von dem Schöpfer, gehörte dazu, um eine so universal gerichtete Religion wie die römisch-katholische zu entwurzeln. Weil die Hierarchie vor allem anderen auf das Individuum ihr Absehen gerichtet hatte, weil sie jedes Einzelleben von der Wiege bis zur Bahre mit ihren Sakramenten siebenfach gefesselt hielt, hatte sie ihre Wurzeln so tief in Gesellschaft, Staat und Volkstum hinein-

getrieben und hielt alles, persönliches wie allgemeines, himmlisches und irdisches in ihren Stricken. Das war das »babylonische Gefängnis«, aus dem es die Kirche zu befreien galt. Nur wer ein Prinzip aufstellte, das die Seele noch fester an Gott band, sie noch unmittelbarer zu ihm hinführte, ihr eine noch stärkere Gewißheit der Erlösung bot als es die römische Kirche vermochte, konnte hoffen, den Papst aus seiner Gewalt zu stoßen und (um in der Sprache jener Zeit zu reden) dem Drachen von Babel die schweren Flügel zu zerbrechen.

Man pflegt wohl den defensiven Charakter der Religion Luthers zu betonen. Und gewiß dachte er noch lange nicht daran, aus dem Kloster herauszugehen, und hätte anfangs wohl gerne der Kirche alles gelassen was sie besaß, Bistum und Mönchtum und den Papst selbst mit allen seinen Kardinälen. Aber seine Gegenforderung war sogleich, daß man auch ihm sein Bekenntnis gönne. Und das verstand er nicht so, als ob das Licht des Evangeliums nur für ihn selbst, wie ein Lämpchen in seiner Klosterzelle, brennen sollte, sondern von Anfang an wollte er es auf den Leuchter stecken und der Welt offenbaren. Den Doktor der heiligen Schrift ließ er sich nicht nehmen, und duldete nicht, daß ihm Junker Teßel in die Hürde einbrach, die ihm von Gott zu hüten anvertraut war. Auf die Lehre aber kam es der Kirche ebenso an wie ihm; auch sie stellte das Bekenntnis, das Prinzip, von dem ihre Macht und Ansehen abhingen, allem voran. Hätte sie den Ketzler auch tolerieren wollen, so durfte sie es nicht, wenn sie sich treu bleiben wollte.

So begann der Kampf, dessen drei erste Etappen Augsburg, Leipzig und Worms waren. In wenig mehr als drei Jahren war Luther dorthin gelangt, wo er sich im Geiste von Anfang an gesehen hatte: verlassen »wie die Blume auf dem Felde« stand er vor seinen Richtern. Dem Bann

der Kirche folgte die Acht des Reiches. Der fromme Kurfürst, dem er Trost in die Seele gesenkt, den er ganz für sich gewonnen hatte — vor der Welt mußte auch dieser seinen Doktor Martinus verleugnen. Das Martyrium brauchte Luther darum nicht zu fürchten; die Romanisten hatten fast eher um ihre Haut zu sorgen als er. Die Masse der Nation erblickte in ihm ihren Führer, und die Stände des Reiches dachten eher daran, ihn zu benutzen als zu strafen. Sie bauten ihm zum Rückzuge goldene Brücken, und nur weil er, nicht rechts oder links blickend, unerschütterlich bei seinem Glauben blieb, wurde er schließlich nach Kirchen- und Reichsrecht verurteilt. Ihn selbst bekümmerte es fast, daß er für sein Bekenntnis nicht mit seinem Blute zeugen durfte, wie die alten Väter, daß er sich seinen Richtern, nachdem er ihnen den Hals dargeboten hatte, entziehen sollte, und ungern gab er dem Drängen seiner Freunde nach, die ihn auf der Wartburg verbargen. Die Ängste, die er empfand, gingen nach einer ganz andern Richtung. In dem Beifall der Menge, der ihn umdröhnte, in den Begehrlichkeiten, die überallher aufschossen, in der Ohnmacht der kirchlichen Gegner selbst und dem Haß, der sie plötzlich umloderte, vernahm sein geschärftes Ohr ein neues Wüten des Satans, das Getöse des Auf-
ruhrs.

Von hier aus muß man den Blick auf den Reformator richten, um ihn in seiner vollen Größe zu erfassen. Die Geister, die nun entbunden wurden, hatte er wahrlich nicht gerufen, und nichts wurde ihm leichter, als ihnen abzusagen und den Unterschied zwischen ihren und seinen Wegen aufzudecken. Seine Freunde in Wittenberg waren ratlos, als ihnen Thomas Münzers Gesellen aus Zwickau das Evangelium von der Freiheit des Christenmenschen nach ihrer Weise vortrugen: Luther aber erkannte die Art der neuen Propheten, ohne sie nur mit einem Auge

gesehen zu haben. »Erforsche«, so schreibt er von der Wartburg seinem Magister Philippus, »ihren eigenen Geist, frage, ob sie die geistlichen Ängste, die göttlichen Wehen, Tod und Hölle gefühlt haben. Und schildern sie Dir ihre Empfindungen als friedfertig und erquickend, andächtig und gelassen, so verwirf sie, und wenn sie sagen, daß sie in den dritten Himmel entrückt seien. Weil ihnen dann das Zeichen des Menschensohnes fehlt, der einzige Prüfstein für die Christen, der die Geister sicher unterscheidet lehrt. Willst Du wissen Ort und Zeit und Art der göttlichen Gespräche? So höre: Wie der Löwe hat er meine Gebeine zerschmettert; und: Ich bin verworfen vor Deinen Augen; und: Meine Seele ist mit Pein erfüllt, mein Dasein mit Dorgeschmack der Hölle. Nicht so unmittelbar, daß der Mensch ihn sehe, spricht Gottes Majestät zu ihm — nein: Nicht sehen wird mich der Mensch, und wird leben. Nicht einen Funken seiner Rede erträgt die Kreatur. Denn deshalb spricht er durch die Menschen, weil wir alle es nicht ertragen könnten, wenn er selber spräche.«

Diese Teufel (er kannte sie nur zu wohl) suchten Luther nicht mehr an. Es waren andere Zweifel, mit denen er sich quälte. War es nicht seine Lehre, unter deren Anhauch die Welt eines Jahrtausends zusammenstürzte? War er allein auf dem rechten Wege? Durfte er noch weiter die Schleusen der Zerstörung öffnen? »Wie oft«, schreibt er seinen Augustinern zu Wittenberg, »hat mein Herz gezappelt, mich gestraft und mir surgeworfen ihr enig stärkst Argument: Du bist allein klug? Sollten die andern alle irren und so eine lange Zeit geirrt haben? Wie, wenn du irreist und so viel Leute im Irrtum verführest, welche alle ewiglich verdammet würden? Bis so lang, daß mich Christus mit seinem einigen gewissen Wort befestiget und bestätigt hat, daß mein Herz nicht mehr zappelt,

sondern sich widder diese Argument der Papisten als ein steinern Ufer widder die Wellen auslehnt und ihr Dräuen und Stürmen verlachet.«

Und soweit die Stimme Luthers und der Wille der Fürsten, die ihm ihren Arm liehen, reichten, ward wohl die Ruhe gewahrt oder wieder hergestellt und blühte die Saat des Evangeliums fröhlich auf. Aber den Zerfall des Reiches konnte er so wenig aufhalten wie den der Kirche. Nicht zur Einigkeit, sondern zurerspaltung der Nation führte schließlich sein Evangelium, es ward zur Fahne einer politischen Partei, und statt die Weltkirche zu erfüllen, fand es zwischen den engen Mauern der Landeskirche dürstige Pflege. In ihrem Dienste hat auch Luther fortan gestanden. Unermüdlich hat er an ihrem Aufbau gearbeitet, auf der Kanzel und dem Katheder, im Gottesdienst und Seelsorge, mit seinen Kirchenliedern und Katechismen, Sermonen und Postillen, und nicht am wenigsten durch das Beispiel seiner in Gott geführten gesegneten Ehe. Immer noch wurde sein Rat in den Angelegenheiten seiner Kirche vor anderen gehört; unter den gemeinsamen Kundgebungen der Partei stand sein Name an der ersten Stelle. Aber neben ihm kamen andere Lehrer auf, mit einer wachsenden Schar von Schülern und Anhängern auch Gegner und Rivalen. Ein jeder Predikant nahm etwas von der Natur des Bodens an, auf dem er gerade stand. Auch Luther blieb von den Einflüssen seiner Umgebung, der Engigkeit sächsischer Staatsinteressen nicht unberührt. Männer, die wie Ulrich Zwingli und Martin Bucer an Plätzen wirkten, die der Gefahr mehr ausgesetzt, den großen Strömungen der Politik näher lagen, erwiesen sich wohl nicht nur als weltverständiger, sondern auch als freisinniger; in der freieren Luft gewannen sie einen weiteren Gesichtskreis.

In der Tiefe aber war Luther kein anderer

geworden. Und wer da sagt, daß der Reformator durch die Revolution in die überwundenen papistischen Anschauungen zurückgeworfen sei, der hat ihn nicht verstanden. Wie eigensinnig und engherzig er zuzeiten sein mochte, die Kirche des spezifischen Luthertums ist niemals seiner Weisheit letzter Schluß gewesen. Jener Entwurf zu einer Reichskirche, den er im Jahre 1545 für die geplante Nationalsynode mit seinen Wittenberger Kollegen unterzeichnete, zeigt aufs neue die großgedachten Züge einer Kirchenverfassung, wie sie ihm auf der Höhe seiner Mission vorschwebte. Daß der freie Zusammenschluß der Gläubigen zur Gemeinde die beste Form der Kirche sei, blieb seine Überzeugung allezeit. Freilich hatten der Herr Omnes und das Heer der Rottengeister ihn gelehrt, daß der Teufel allzu leicht seinen Samen zwischen den Weizen säe, wenn der Acker ungepflügt und ungeschützt blieb. Jede Form der Kirche hatte für ihn nur soweit Wert, als sie der gläubigen Seele den Zugang zu Gott öffnete. Er konnte sich sehr wohl ein Leben in Gott denken, für das es einer Kirche gar nicht mehr bedurfte. Vor allem der Gegensatz gegen den Antichrist zu Rom blieb ihm sein Leben lang vor Augen. Diesem gegenüber kannte er kein Kompromiß, und der Gedanke, einen Bund mit den Papisten, und wäre es gegen den Teufel selbst, zu schließen, wäre ihm Blasphemie gewesen. Das »Erhalt uns Gott bei Deinem Wort und steur' des Papst und Türken Mord« blieb der Grundton seines Lebens. Er war bis zuletzt der Kämpfer, als der er auf den Plan getreten war.

Man sieht nun wohl, nicht so leicht zu entscheiden ist die Frage, die wir an die Spitze stellten. Und solange man die Begriffe Reformation und Revolution einander schroff entgegensetzt, wird man sich schwerlich einigen. Keine Idee, welche die Menschen zusammenführt, Herrschaft über die Gemüter und Form in der Welt

gewonnen hat, kam kampflos zum Sieg. Wo Menschen bauen, müssen sie zunächst zerstören, und niemals bisher hat bloße Überzeugung, Einsicht der Vernunft und der gute Wille des Herzens die neuen Ordnungen in Staat und Kirche herausgebildet. Immer noch waren Unruhe und Kampf, ein Heer streitender Leidenschaften und Interessen Folge und begleitende Erscheinungen, ja oft genug die Wege und die Mittel. Um so tiefer wurde der alte Boden aufgewühlt und drang die Zerstörung ein, je mehr der Ideengehalt der Epoche verändert, je stärker das Prinzip getroffen war, das die ältere Weltordnung getragen hatte. Darum sind die Revolutionen immer die größten gewesen, die eine Umbildung der Weltanschauung anstrebten und heraufführten. Eine solche Weltumwandlung war diejenige, die an Luthers Namen und Lehre anknüpfte. Auch von ihm gilt das Wort seines Herrn und Meisters: Ich bin nicht in die Welt gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und nur dem Evangelium selbst kann sich die Reformation in ihren zerstörenden Wirkungen vergleichen. Nur ihm auch in ihrer nachwirkenden, aufbauenden Kraft. Ob und wie jemals die Kluft, die sie riß, ausgefüllt werden wird, liegt heute, wie vor vier Jahrhunderten, im Dunkel der Zukunft, und nur der Glaube, die überzeugende Kraft des Gewissens, vermag heute wie damals die Gewißheit des rechten Weges und dereinst des Sieges zu geben.





Der Große Kurfürst erteilt vor der Schlacht bei Fehrbellin die Befehle an seine Generale, an deren Spitze der alte Derfflinger steht; links des Kurfürsten Schimmel, auf dem sich Rittmeister von Froben während der Schlacht opferte. ☐



Albrecht Dürer.

Von Ludwig Keller.

Die Wiege der großen Kunstepoche, die wir unter dem Namen der Renaissance zusammenfassen, hat in Florenz gestanden, wo Verhältnisse besonderer Art die Entwicklung des neuen Zeitalters in ungewöhnlicher Weise begünstigten. Die ersten Spuren des beginnenden Umschwungs treten uns hier bereits seit dem 13. Jahrhundert entgegen, und in Männern wie Pisani und Giotto lassen sich die kennzeichnenden Merkmale der neuen Richtung, insbesondere das Wiedererwachen des Naturgefühls, bereits klar erkennen.

Die entscheidende Tatsache aber wurde im weiteren Verlaufe die Wiedergeburt des klassischen Altertums, die sich unter dem Einfluß der aus ihrer Heimat vertriebenen Griechen seit dem 14. und 15. Jahrhundert vollzog und die, obwohl sie zunächst nur eine Erneuerung der klassischen Literatur war, doch ihren Einfluß sehr bald auch auf die Renaissance der Kunst, zumal der bildenden Kunst, geltend zu machen begann. Man braucht ja nur an die Namen Brunelleschi, Donatello und Ghiberti zu erinnern, um den Durchbruch des Zeitalters der italienischen Renaissance zu bezeichnen.

Viel später als in Italien begannen sich die Wirkungen der neuen Zeit in Deutschland zu zeigen. Obwohl es auch hier an vorbereitenden Entwicklungen und an Vorläufern nicht gefehlt hat, so ward der Höhepunkt der ältern deutschen Kunst erst mehrere Menschenalter später als in Italien erreicht, und zwar knüpft unsere klassische Epoche hier in erster Linie an den Namen Albrecht Dürers an.

Eine ähnliche führende Stellung, wie sie in Italien Florenz befaß, hat in Deutschland auf dem Kunstgebiete Nürnberg sich in jenen Jahrhunderten erworben, und man darf sagen, daß ein

künstlerisches Genie wie das Dürers erst dadurch zu seiner vollen Wirkung hat gelangen können, daß es auf einem so vortrefflich vorbereiteten Boden erwachsen und gereift ist.

Durch den Weltruf, den Dürer nachmals gewinnen sollte, sind die Gestalten und die Namen der Männer, die seine Lehrer und Führer waren, fast ebenso in den Schatten gestellt worden wie die seiner Schüler, und doch kann niemand Dürer recht verstehen, der Michael Wolgemuth nicht kennt, und der nicht weiß, daß Männer wie Willibald Pirckheimer, Anton Tucher, Christoph Scheurl, Sebald und Michael Beheim, Johann Denck und andere seine Freunde, Gesinnungsgenossen und Schüler gewesen sind.

Man wird niemals einen klaren Einblick in die treibenden Motive der großen Kunstepoche jener Zeit gewinnen, wenn man den religiösen Einschlag, den die Renaissance besaß, außer acht läßt. Obwohl in den Jahren, wo Dürer heranwuchs — er war am 21. Mai 1471 geboren —, keinerlei tiefgreifender religiös-politische Kämpfe die Welt bewegten, so standen doch die Männer, die seine Lehrer waren, noch unter dem Eindruck der böhmischen Religionskriege aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die gerade in dem benachbarten Nürnberg die Gemüther aller denkenden Menschen in hohem Grade erregt und unauslöschliche Erinnerungen hinterlassen hatten; gerade in der Schule Wolgemuths entstanden damals mancherlei Kunstwerke, die den Einfluß dieser Strömungen sowohl in der Wahl der Gegenstände wie in der Art ihrer Behandlung deutlich erkennen lassen.

Gleich das erste große Werk, das wir von Dürers Hand besitzen, eben das Werk, das seinen Ruf begründete, sollte aller Welt offenbaren, daß auch dieser hochbegabte Zögling der Wolgemuthschen Werkstatt von religiösen Interessen im Sinne seines Meisters und der Nürnberger

Bauhütte, der beide angehörten, durch und durch erfüllt war: die Illustrationen zur Apokalypse bilden insofern gleichsam den Auftakt in dem Lebenswerke unseres großen deutschen Malers, als sie den Weg andeuten, den Dürer im wesentlichen bis an seinen Tod eingehalten hat.

Das Aufsehen, das diese Illustrationen machten, und die Verbreitung, die sie fanden, beruht zum Teil auf dem ungewöhnlichen Wert der künstlerischen Leistung, zum Teil aber auch auf dem stofflichen Interesse, das man weit und breit an dem Gegenstande der Darstellung und an der nur schwach verhüllten Tendenz des Werkes nahm, das seine Spitze deutlich gegen die Hierarchie kehrte.

In viel größerem Umfange, als es heute der Fall ist, nahmen in jener Zeit die zeichnenden Künste an den Kämpfen, welche die Welt bewegten, tätigen Anteil. Man muß bedenken, daß damals das geschriebene und gedruckte Wort der strengsten Beaufsichtigung durch die Zensur unterlag, und daß infolgedessen die dichtenden Künste in tiefer Abhängigkeit standen. Im Vergleich zu dem gedruckten und gesprochenen Wort hatten sich die bildenden Künste eine große Freiheit der Bewegung gewahrt, die in der Organisation der städtischen Gewerke eine starke Stütze besaß. Es zeigt sich daher die merkwürdige Tatsache, daß in jener Zeit gerade die bildenden Künste tonangebend voranschritten. Das Bild wurde ein hervorragendes Mittel der Publizistik und ein mächtiger Faktor in dem gesamten Geistesleben der abendländischen Nationen.

Die führende Stellung, welche während des 18. Jahrhunderts in Deutschland die großen Dichter einnahmen, hatten im 16. die großen Künstler inne: die Herausgabe eines neuen Bilderzyklus seitens eines berühmten Malers war um das Jahr 1500 ein Ereignis, an welchem die ganze Nation teilnahm und das eine

Wirkung übte, die wir etwa mit dem Erscheinen eines Schillerschen Dramas vergleichen können. Erst wenn man sich diesen Umstand vergegenwärtigt, versteht man, wie der Sohn eines einfachen Handwerkers, der selbst nur Handwerkerbildung besaß, durch seine künstlerische Begabung einen Einfluß nicht bloß auf die Kunst und die Künstler, sondern auf die gesamte Geistesrichtung, auf das Fühlen und Denken seines Volkes hat gewinnen können. Was ein Talent von Kraft und Eigenart und ein Mann von Gemütsstärke und Wahrheitsliebe mit den Mitteln der bildenden Kunst damals erreichen konnte, das hat das Lebenswerk Dürers gezeigt.

In den Kreisen jener großartigen Korporation der deutschen Bauhütte, der Dürer, wie alle Steinmetzen, Bildhauer, Maler, Baumeister und Ingenieure seiner Zeit, angehörte, waren bereits im 15. Jahrhundert deutsche Bibeln, zumal das Neue Testament, sehr weit verbreitet, und es war gewiß kein Zufall, daß Dürer im Jahre 1498 von seiner Offenbarung Johannes' auch eine Ausgabe mit deutschem Bibeltext veranstaltete.

Dürer hatte sich mit diesem Gegenstande einen Vorwurf von ungewöhnlicher Schwierigkeit gewählt. Trotzdem gelang es seiner schöpferischen Kraft, nicht nur des spröden Stoffes vollkommen Herr zu werden, sondern auch Typen zu schaffen, unter deren Herrschaft sich die Phantasie aller seiner Nachfolger bis auf den heutigen Tag gebeugt hat. Er hat für die wenigen darstellbaren Szenen der Apokalypse Formen gefunden, die sich Jahrhunderte hindurch als gültig und wirkungsvoll erwiesen haben. Durch dieses Werk wurde der junge Maler mit einem Schlage ein berühmter Mann. Das Gebiet der religiösen Kunst, das Dürer mit diesem Erstlingswerk betreten hatte, ist von da an sein eigentlichstes Feld geblieben, und neben all den Tierstücken, Porträts, Bauernszenen usw.,

die er für den Bedarf seiner Kunden schuf, blieb sein eigentliches Interesse und der vornehmste Inhalt seines künstlerischen Schaffens der Darstellung religiöser Vorwürfe gewidmet.

Es war ein Glück für ihn und seine weitere künstlerische Entwicklung, daß er seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts Gelegenheit gewann, sich der hochentwickelten italienischen Kunst und italienischen Künstlern zu nähern. Mit Geldmitteln, die ihm sein Freund Willibald Pirckheimer vorgeschossen hatte, begab sich Dürer im Jahre 1505 nach Italien, und zwar zuerst nach Venedig. Die große deutsche Kolonie dieser Stadt hatte sich damals am Ponte Rialto ein Gesellschaftshaus bauen lassen und suchte einen deutschen Künstler, der für die Kapelle des Hauses ein Altarbild malen sollte; die Umstände fügten es, daß Dürer den Auftrag erhielt, es auszuführen.

Innerlich gehoben durch das Vertrauen seiner Landsleute und geistig angeregt durch den Verkehr mit den italienischen Künstlern ging er an die Arbeit, und als das große Ölgemälde fertig war — es ist unter dem Namen des Rosenkranzfestes bekannt —, konnte er einen großen Erfolg verzeichnen. »Ich habe die Maler alle zum Schweigen gebracht,« schrieb er am 8. September 1506 an Pirckheimer, »die da sagten, im Stechen wäre ich gut, aber im Malen wüßte ich nicht mit den Farben umzugehen; jetzt aber spricht jedermann, sie hätten schönere Farben nie gesehen.«

Von Venedig aus besuchte Dürer auch andere Städte Italiens, wie z. B. Bologna, wo er durch Lucas Pacioli, einen Schüler Leonardo da Vincis, in die »Geheimlehren der Kunst« eingeführt ward, und kehrte nach zweijähriger Abwesenheit im Jahre 1507 wieder nach Nürnberg zurück.

Von dieser Zeit an verwich Dürers Tätigkeit immer mehr mit den Interessen und der Entwicklung des Kunstlebens

der ganzen deutschen Nation, und die persönlichen wie die künstlerischen Beziehungen, in die er trat, bezeugen, welche Stellung sich der einfache Maler und Architekt verschafft hatte. Es ist bekannt, daß die Künstler wie die Humanisten jener Zeit an Kaiser Maximilian I. einen mächtigen Protektor gefunden hatten, und es ist sicher mehr als eine Sage, daß der Kaiser, der in den geheimgehaltenen Hüttenbräuden wohl bewandert war, selbst Mitglied des Hüttenbundes gewesen ist.

Wie dem auch sei, so ist sicher, daß gerade Dürer vom Kaiser stark herangezogen wurde, und daß ersterer seit 1512 förmlich in des Kaisers Dienst trat. Aus dieser Tätigkeit stammen das berühmte Porträt Maximilians und die Randleisten zu einem Gebetbuche des Kaisers, die eine Anschauung von dem Reichtum der Phantasie gewähren, über den unser Künstler verfügte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Auszeichnung, mit der ihn Kaiser Maximilian behandelte, Dürer auch von andern Fürstenhöfen mannigfache Aufträge eintrug, und so entstand unter anderem das Porträt eines Dorfahnen unseres Kaiserhauses, des Kurfürsten Albrecht von Mainz aus dem Hause Hohenzollern, dessen Original noch heute in der Kunsthalle zu Bremen vorhanden ist.

In denselben Jahren, wo Dürers Gemälde an den Höfen gleichsam Modesache wurden, trugen seine Holzschnitte, die auf allen Märkten und in allen Buchläden feilgehalten wurden, seinen Namen in die breitesten Schichten des Volkes, und indem er, getreu seiner Geistesrichtung, auch in diesen Darstellungen seine ernste religiöse Gesinnung vielfach zum Ausdruck brachte, erzog er nicht nur den Kunstgeschmack des deutschen Volkes, sondern er wurde auch ein Bahnbrecher der religiösen Erneuerung, deren Anfänge er selbst noch miterleben sollte. Unter den zahllosen Holzschnitten und

holzschnittfolgen nun, die aus seiner Werkstatt hervorgegangen sind, hat keine eine größere Beachtung und Verbreitung gefunden als die Serie, die unter dem Namen der »Drei Temperamente« bekannt geworden und um das Jahr 1514 entstanden ist.

Der innere Zusammenhang der drei Bilder — man pflegt sie als »Melancholie«, »Ritter, Tod und Teufel« und »Hieronymus in der Zelle« voneinander zu unterscheiden — ist heute ebenso anerkannt wie der Umstand, daß Dürer in dieser Holzschnittfolge, ähnlich wie einst in der Folge der apokalyptischen Bilder, bestimmte Ideen und Anschauungen durch symbolische Zeichen hat zum Ausdruck bringen wollen. Aber diese Ideen sind absichtlich in verhüllter Form gegeben, und ihr Sinn ist der Mehrzahl der Zeitgenossen wie der Späterlebenden dunkel geblieben; offenbar waren die Andeutungen dieser Symbolik nur für bestimmte Kreise von Eingeweihten berechnet.

Man versteht den geistigen Einfluß, den Dürer geübt hat, erst dann vollständig, wenn man ihn und sein Werk auf dem Hintergrunde der großen geistigen Kämpfe betrachtet, die seine Zeit erfüllten, ebenso wie man andererseits den geistigen Schwung, der aus den Werken dieser Renaissancekunst spricht, erst dann versteht, wenn man weiß, wie sehr diese Männer nicht bloß von künstlerischen, sondern zugleich von religiösen Idealen und Zielen erfüllt waren.

Man hat heute vielfach vergessen, daß der großen religiösen Bewegung, die seit 1517 unter Luthers Führung einsetzte, schon seit Jahrzehnten, besonders aber seit 1512 ein großer Kampf vorausging, der an das Auftreten Reuchlins und an das Erscheinen der »Dunkelmänner-Briefe« anknüpft. Die Leiter dieses Kampfes waren die Humanisten, die in ihren Sozietäten und Akademien feste Organisationen besaßen, Organisationen, denen auch sehr viele Künstler, Ärzte, Bauleute

usw. angehörten. Einer der Hauptstützpunkte der Bewegung war die Reichsstadt Nürnberg und der Freundeskreis der Tucher, Pirckheimer, Scheurl, Holzschuher, Staupitz, zu dem auch Dürer gehörte. Das Auftreten Luthers im Jahre 1517 erschien allen diesen Männern, die durchweg an Jahren älter und an Erfahrung reifer waren als der Wittenberger Augustiner, nur als eine Etappe in dem Kampfe, in dem sie seit vielen Jahren begriffen waren, und es war von vornherein nicht zweifelhaft, auf welcher Seite sie der Thesenanschlag des Jahres 1517 finden werde.

Wie insbesondere Dürer zu Luther und der religiösen Sache stand, beweist eine in Antwerpen aufgezeichnete Stelle des Tagebuchs seiner niederländischen Reise. Am 17. Mai 1521 hat Dürer folgenden merkwürdigen Herzenserguß aufgezeichnet: »Mir kam Mähr gen Antorf, daß man Martin Luther verrätherisch gefangen hätte Haben sie ihn gemordet, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und um deswillen, daß er das unchristliche Papstthum getadelt hat Und wie du o himmlischer Vater, diesem Mann, der da klarer geschrieben als je einer, der seit 140 Jahren gelebt hat, einen solchen evangelischen Geist gegeben hast, so bitten wir dich, daß du deinen heiligen Geist wiederum gebe einem, der deine heilige christliche Kirche allenthalben versammele . . . , auf daß aus unsern guten Werken alle Ungläubigen, als Türken, Heiden usw. zu uns zu kommen begehren und den christlichen Glauben annehmen Ach Herr, gib uns das neue Jerusalem, das vom Himmel hinabsteigt, davon die Apokalypse schreibt . . . O Erasmus von Rotterdam, wo willst du bleiben? . . . Höre, du Ritter Christi, reite hervor neben dem Herrn Christus, beschütze die Wahrheit, erlange der Märtyrer Krone . . . O Ihr Christen-Menschen, bittet Gott um Hilfe, denn

sein Urtheil naht und seine Gerechtigkeit wird offenbar; dann werden wir sehn die Unschuldigen und das Blut, das der Papst, die Pfaffen und Mönche vergossen, geächtet und verdammt haben, wie es in der Apokalypse heißt. Das sind die Erschlagenen, die unter dem Altar Gottes liegen und die da schreien um Rache, worauf die Stimme Gottes antwortet: Erwartet die vollkommene Zahl der un-
schuldigen Erschlagenen, dann will ich richten.»

So waren die Ideen der Apokalypse, die den jungen Dürer einst zu seinem ersten epochemachenden Kunstwerk begeistert hatten, auch in dem fünfzigjährigen Mann noch mit der alten Kraft lebendig, und die treibenden Gedanken seiner Kunst, eben die religiösen, erfüllten, wie man sieht, den gereiften Künstler noch mit der gleichen Stärke, wie sie ihn zuerst ergriffen hatten.

Nichts ist kennzeichnender für die Wechselwirkung, die hier vorhanden war, als die Tatsache, daß das starke Erlahmen von Dürers schöpferischer Kraft, wie wir es seit 1525 beobachteten, zeitlich zusammenfällt mit der tiefen Verstimmung, die ihm der unglückliche Verlauf der großen Kämpfe aufdrängte.

Die Spaltung zwischen Erasmus und Luther, wie sie seit 1524 offenkundig wurde, d. h. die Trennung zwischen den Humanisten und der neuen Partei der lutherischen Staatskirche, führte alsbald, wie man weiß, zur völligen Zurückdrängung der Renaissance und des Humanismus, die dem vereinten Ansturm der alten und der neuen Kirche bald erlagen. In Nürnberg gab es noch besondere Schwierigkeiten. Eine Anzahl von Dürers jüngern Freunden und Schülern hatten seit dem Beginn des Jahres 1524 den Versuch gemacht, eine eigene kultische Organisation zu bilden. Die Männer, die daran beteiligt waren, wurden von dem damals bereits lutherischen Magistrat der Stadt Nürnberg

als »Häretiker« vor Gericht gestellt — es war der erste Fall lutherischen Glaubenszwanges — und bei dieser Gelegenheit kam es zutage, daß Dürer den Standpunkt der jüngeren Freunde teilte.

Auch ihm drohte mithin das Ketzerschwert der neuen Staatskirche, und erregt schrieb er damals an einen Freund in Antwerpen: »Des Glaubens halber müssen wir in Noth und Gefahr stehen, denn man schilt uns Ketzer.« Es gelang Dürer, der sich um Nürnberg große Verdienste erworben hatte — er schenkte bald darauf dem Magistrat vier kostbare Gemälde, die Bilder der vier Evangelisten —, die Gefahr von seinem Haupte abzuwenden; seit dieser Zeit aber wandte er sich ganz von diesen Fragen ab und stellte die künstlerische Behandlung religiöser Stoffe und Probleme überhaupt ein. Er wandte seine Tätigkeit von da ab fast ausschließlich theoretischen Studien zu und schrieb Bücher über Perspektive, Konstruktionslehre und ähnliche Dinge. Am 3. April 1528 ist er plötzlich und unerwartet durch einen sanften Tod aus diesem Leben geschieden. Auf dem Johannisfriedhof in Nürnberg hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

□ □ □

Wenn wir rückblickend die Bedeutung Dürers uns noch einmal vergegenwärtigen, so können wir nur das Urteil der Zeitgenossen bestätigen, die ihn als »Fürsten der Maler, Vater der Kunst und zweiten Apelles« bezeichnet haben. Die allgemeine Stimme sowohl der ausländischen wie der deutschen Literatur gibt Dürer den Ehrenplatz in der ganzen deutschen Kunstgeschichte der älteren Zeiten, und jedermann räumt ein, daß kein älterer Künstler eine dauerndere Wirkung auf die Folgezeit geübt hat. Allerdings, wenn man von der hochentwickelten Technik der modernen Kunst zu den alten deutschen Meistern kommt und etwas Ähnliches zu finden erwartet, so wird eine verdrößliche Ent-

täuschung in der Regel nicht ausbleiben. Selbst bei Dürer ist der Sinn für den anmutigen Fluß der Linien wie für den Idealismus der Form verhältnismäßig schwach entwickelt, und verwöhnt durch die neuere Kunst, wie wir es sind, pflegen wir bei Dürer eine gewisse Härte der Form störend zu empfinden. Aber wer sich hierdurch nicht abschrecken läßt und sich liebevoll in unsern Meister vertieft, der wird bald gewahr werden, daß Dürer, wie einst Goethe an Lavater schrieb, »an Wahrheit, an Erhabenheit und selbst an Grazie nur die ersten Italiener zu seinesgleichen hat«.

Wenn Dürer, wie gesagt, die formale Schönheit zum Teil abgibt, so lag dies unter anderem auch daran, daß er sich seine Aufgabe weiter gesteckt hatte: nicht die Form allein, sondern auch der Inhalt bildete das Ziel, auf welches das Ringen seines Geistes gerichtet war. Der Realismus, d. h. die Wiedergabe der Wirklichkeit, ist sein Streben; aber weit entfernt, daß dieser Realismus ihn zu Plattheiten und Alltäglichkeiten verführt, ist alles, was er schafft, edel, tief, gemütswarm und von religiöser Gesinnung eingegeben und getragen.

Mit dem ernstesten Streben, den Gott, an den er glaubte, in den Kreaturen zu finden, tritt er vor die Erscheinungen der Natur- und Menschenwelt, in denen sich der »große Baumeister aller Welten« nach Dürers Worten offenbarte. Daneben war unser Künstler zugleich vom Scheitel bis zur Sohle ein deutscher Mann; es gibt in der Geschichte der deutschen Kunst kaum einen andern Meister, der einen so tiefen und mannigfaltigen Ausdruck für unser Volkstum gefunden hat wie Dürer.

Und doch ist das, was wir an ihm lieben, keineswegs ausschließlich seine Kunst; ebenso sehr wie als Künstler, steht er als Mensch uns nah: sein Charakter, seine Gestalt steht in ihrer edlen Menschlichkeit als leuchtendes Vorbild da.

Man hat Dürer oft mit dem großen deutschen Dichter verglichen, der im 18. Jahrhundert den fast verschollenen Meister zuerst wieder entdeckt hat, mit Goethe. Und in der Tat hat dieser Vergleich in vieler Beziehung seine Berechtigung. Jedenfalls gibt es in unserer Geschichte nur wenige große Männer, in deren Wesen und Wirken die deutsche Nation so sehr den Ausdruck ihrer nationalen Eigenart und ihres seelischen Empfindens wiedererkannt hat und wiedererkennt, wie in dem größten deutschen Dichter des 18. und dem größten deutschen Maler des 16. Jahrhunderts.



Das Zeitalter der Gegenreformation.

Don Martin Philippson.

Der nationale Aufschwung, den Deutschland im Beginne des 16. Jahrhunderts nahm, schien vor allem durch die große religiöse Reformbewegung gefördert zu werden, die das Volk in allen seinen Kreisen ergriff und mächtig erregte. Allein sie fand bald ein ernstes Hemmnis: unter dem Schutze eines der Fremde entsprossenen Reichsoberhauptes setzte der altüberkommene Glaube sich innerhalb Deutschlands selbst zur Wehre, und damit trat eine tiefe Spaltung in diesem hervor, die alle seine Kräfte lähmte. Die Reformatoren sahen ihrerseits sich genötigt, zu der fürstlichen Gewalt, die allein sie und ihr Werk gegen die Feindschaft des Kaisers schützen konnte, ihre Zuflucht zu nehmen, verzichteten aber hiermit auf die ursprünglich von ihnen beabsichtigte volkstümliche und freie Gestaltung ihrer Lehre und ihrer Gemeinschaft. Ihnen gegenüber einten sich, mit dem Papsttum verbündet, das Kaisertum und die zahlreichen geistlichen Fürsten des Reiches, durch die Macht des Gegen-

stößes jeder, auch noch so berechtigten, Neuerung abgeneigt geworden. Der Augsburger Religionsfriede des Jahres 1555 mit seinen mehrdeutigen Festsetzungen war nur eine Art Waffenstillstand zwischen den beiden Religionsparteien, der ihre mißtrauische Feindseligkeit lediglich sanktionierte und verewigte, von Beginn an zu neuen Zerwürfissen zwischen ihnen Veranlassung gab. Innerhalb der einzelnen Gebiete hatte die staatsrechtliche Regel, daß jede Obrigkeit das Religionsbekenntnis ihrer Untertanen zu bestimmen habe, fortdauernde Vergewaltigung der Gewissen durch die regierenden Herren zur Folge. Es kam vor, daß Ortschaften innerhalb von 150 Jahren zehnmal ihr Bekenntnis wechseln mußten. Im Protestantismus wiederum tobte bald der Kampf zwischen Lutheranern und Reformierten; und weil er im Grunde nur nebensächliche Punkte der sonst gemeinsamen Lehre betraf, nahm er den Charakter kleinlicher und bösariger Leidenschaft an, Geister und Herzen nicht erhebend, sondern schwächend und erniedrigend. Das nationale Interesse erlosch. Auf die gewaltige Entwicklung der Reformationszeit folgte ein klägliches Epigontum, ein Verfall des deutschen Wesens, wie er sich schlimmer in keiner Epoche gezeigt hat.

Freilich, als 1556 Karl V. die Reichsregierung tatsächlich an seinen Bruder Ferdinand I. abtrat, war die Hoffnung auf einen religiösen Ausgleich noch nicht ganz erstickt. Unter den Schwierigkeiten und Erfahrungen seiner langdauernden Verwaltung der österreichischen Lande hatte Ferdinand nicht seinen eigenen katholischen Glauben, wohl aber den glühenden Eifer für dessen Verbreitung eingebüßt. Von den Türken bedrängt, gegen die er der Beihilfe der protestantischen Reichsfürsten bedurfte, von seinen unmittelbaren Untertanen mit der Forderung der Erlaubnis freier Predigt bestürmt, selber offenen und fröhlichen

Wesens und schwach von Willen, dabei durchaus kein Kriegermann, wollte er nur durch Versöhnlichkeit und Reformen innerhalb der katholischen Kirche die Gegensätze ausgleichen und die Wiederherstellung der religiösen Einheit anstreben.

Da der Widerstand der höchsten Reichsgewalt gegen die Ausdehnung der neuen Lehre also erlahmte, begann diese einen neuen Siegeszug durch Deutschland. Die Protestanten forderten, entgegen den Satzungen des Augsburger Religionsfriedens, auch für die geistlichen Fürstentümer die »Freistellung« des Bekenntnisses, das heißt die Gestattung des Übertritts zum neuen Glauben. Schon hielten sich hierzu tatsächlich einige geistliche Fürsten; wurde die »Freistellung« zum Grundsatz erhoben, so mußte sie allmählich zur Evangelisierung des ganzen Reiches führen.

Sie wurde um so wahrscheinlicher, als Ferdinands ältester Sohn, Maximilian, der Neuerer geradezu geneigt war. Geboren 1527 zu Wien, war der »König von Böhmen« trotz seiner schwächlichen Gesundheit frühzeitig in Staats- und militärischen Geschäften erzogen worden. Im Alter von 21 Jahren begab er sich nach Spanien zu seinem gleichalterigen Vetter Philipp, dessen fromme katholische Schwester Maria er heiratete. Allein er konnte sich weder mit dem spanischen Wesen noch mit seinen spanischen Verwandten befreunden, die ihn hochmütig behandelten und ihm die Nachfolge im Kaisertum zu entziehen drohten. Er gab seinem Hass gegen alles Spanische bei jeder Gelegenheit Ausdruck, rief aus, er werde sich dereinst mit den Franzosen, ja mit den Türken verbünden, um an den Kastiliern Rache zu nehmen. Aus Gegensatz zu diesen beschäftigte er sich eingehend mit dem Studium des Protestantismus, dem ihn gelehrte Bildung, genaue Kenntnis der Geschichte und Literatur der europäischen Hauptvölker

sowie sein lebhafter und witzig scharfer Geist ohnehin zuführten. Maximilian besaß ein feines, zartes, dichterisches Naturell, liebte Musik und alle Wissenschaft und Kunst. Es fehlte ihm freilich an Entschlossenheit und Kühnheit. So wagte er nicht, mit der offiziellen Kirche geradezu zu brechen. Aber er hielt sich von ihren Zeremonien so fern wie möglich, und Johann Sebastian Phauser, den er zu seinem Hofprediger erwählte, trug Lehren vor, die sich von denen der Reformatoren in nichts unterschieden. Mit vielen Protestanten, wie mit Melanchthon und dem Herzoge von Württemberg, stand er in vertrautem Briefwechsel. Alt- und Neugläubige hielten ihn für einen Protestanten.

Da mußte er erleben, daß unter den Evangelischen selbst heftiger Zwist ausbrach, zwischen Lutheranern und Reformierten, und daß die vermittelnde Richtung, die Melanchthon vertrat, als »Philippisten« und »Kryptokalvinisten« heftig angegriffen und in manchen Ländern, wie Kursachsen, mit Gefängnis und Richtschwert verfolgt wurden. So waren die Neugläubigen in drei einander grimmig befehdende Parteien gespalten und dadurch ihre Kraft und ihr Ansehen nicht wenig geschwächt. Die Katholiken Deutschlands, bislang auf verlustvolle Verteidigung beschränkt, faßten Mut und gingen nun zum Angriff über; um so mehr als die glückliche und erfolgreiche Erledigung des Trienter Konzils sie innerlich kräftigte, viele Unzufriedene und Zagende beruhigte und allen eine festere Grundlage des Glaubens und Strebens verlieh. Es begann die Zurückdrängung der Reformation, die Gegenreformation, derselbe Kampf, der Italiens literarische und wissenschaftliche Blüte knickte, Spanien in dumpfe Geistesbeschränktheit versenkte, sowie in Frankreich wilden Bürgerkrieg entfesselte, England und Schottland in blutigen Tragödien erschütterte; der endlich

unser Vaterland zum Dreißigjährigen Kriege führen sollte.

Maximilians frohe Zuversicht wurde durch solche Umstände nicht wenig erschüttert. Und gerade da trat die schwerste Prüfung seiner Festigkeit und Überzeugungstreue an ihn heran. Papst Pius IV. erklärte auf das bestimmteste, nie werde er einen Ketzer als deutschen Kaiser anerkennen. Philipp II. von Spanien stimmte ihm bei. Die geistlichen Kurfürsten wollten ebenfalls von einem lutherischen Herrscher nichts wissen; im Grunde konnte Kaiser Ferdinand selber, als guter Katholik, nur gleicher Ansicht darüber sein. Ganz ohne Umschweife stellte er im Januar 1560 dem Sohn die Alternative: entweder, wenn er in seiner Verstocktheit beharre, aller Hoffnung auf irdische Größe sich zu begeben, oder aber, wenigstens öffentlich, sich zum alten Glauben zu halten. Letzterenfalls meinte er ihm noch größeres, die Nachfolge in dem ungeheuren spanischen Reiche, in Aussicht stellen zu dürfen, da der dortige Zweig der Habsburger damals nur aus Philipp II. und dem körperlich wie geistig schwächlichen Don Carlos bestand.

Es war ein entscheidender Augenblick in dem Leben Maximilians, den auch häuslicher Kummer bedrängte. Seine Gemahlin Maria klagte aller Welt ihr Leid über ihres Ehemanns Ketzerei, über das bedrohte Seelenheil ihrer Kinder; schon war von der Scheidung der beiden Gatten die Rede. Der Vater zeigte sich unglücklich und gereizt, hatte den Sohn von allen weltlichen Geschäften entfernt und ihn genötigt, Phauser zu entlassen. Nie hatte er ihn das Königreich Böhmen, dessen Titel doch Maximilian längst trug, betreten, sondern es, zu des ältesten Sohnes großem Kummer, durch den jüngeren, Ferdinand, verwalten lassen. Eine Zeitlang blieb Maximilian fest und erklärte: in allem gehorche und ehre er den Vater, aber in religiösen Dingen nicht; eher würde er alle seine Güter

aufgeben und Gott in der Zurückgezogenheit dienen. Indes diese rühmliche Entschlossenheit hielt nicht vor. Er machte noch einen Versuch, Wahrhaftigkeit und weltliche Größe zu vereinen. Von seinem Vater, von dem spanischen Schwager unablässig gedrängt, wandte er sich an die mächtigeren evangelischen Reichsfürsten mit der Anfrage, welche Hilfe sie ihm im Notfalle zu leisten gedächten. Aber die jeder kühnen und weitblickenden Politik Unfähigen erteilten ihm nur kühl ablehnende Antworten. Da gab Maximilian endlich nach: es war nicht ein Bekenntniswechsel, es war eine politische Tat, beeinflusst durch die Furcht vor Enterbung, der Wunsch nach weltlicher Größe, das Streben nach dem Kaisertum und der spanischen Herrschaft. Die Nachwelt kann den Fürsten wegen seines Seelenkampfes bemitleiden, auf Sympathie wird sein schwacher Charakter keinen Anspruch erheben dürfen. Er legte in Prag, im Februar 1562, öffentlich das katholische Glaubensbekenntnis ab und versprach, ein treuer Sohn der Kirche sein und bleiben zu wollen. Gleichzeitig aber beteuerte er den protestantischen Fürsten seine evangelische Gesinnung und versprach ihnen, sei er erst Kaiser geworden, so werde er zur Augsburger Konfession übertreten. Mit so zweideutigen Zusicherungen gewann er beide Teile, da jeder in ihm einen Parteigenossen zu erblicken meinte. Nun ward er im November 1562 zu Frankfurt einstimmig zum römischen Könige gewählt.

Mochte aber seine innere Überzeugung sein, welche sie wolle, er hatte über die Zukunft seines Geschlechtes und des Kaisertums endgültig entschieden, und zwar im Sinne des Katholizismus. Mit einem gewissen Eifer hat er dieser Kirche seinen ältesten Sohn, Rudolf, zur Verfügung gestellt, indem er ihn, immer in Hinsicht auf die Erbschaftsfrage, nach Spanien zur Erziehung sandte. Es war

ein glänzender, ein welthistorisch bedeutender Sieg Roms!

Auch die ungarische Krone ward im September 1563 dem Unterworfenen zuteil.

Zehn Monate später, am 25. Juli 1564, starb dann Ferdinand I., und Maximilian II., im 38. Lebensjahre, bestieg den Kaiserthron. Er war von mittlerer Statur und dabei von stattlicher Leibesfülle, obwohl er von Zeit zu Zeit an schweren Herzkrämpfen litt. Sein Gesicht war geistvoll, mit mächtiger Adlernase, von großen, feurigen Augen belebt. Sein Auftreten war lebenswürdig und verbindlich, er redete sieben Sprachen, verstand noch allerlei Kunst und zumal militärische Technik — ohne Zweifel war er ein geistreicher Mann, vielleicht der geistreichste seines ganzen Hauses, aber ohne Charakterstärke und Beharrlichkeit, die mehr als glänzende Gaben den Erfolg verbürgen. Wie er, der überzeugte Protestant, sich und seine Söhne der alten Kirche unterworfen hatte, so handelte er auch als Inhaber der deutschen Kaiser Gewalt. Er hütete sich wohl, mit dem Papsttum und Philipp II. zu brechen. Während er früher seinen Vater wegen dessen Nachgiebigkeit Rom gegenüber bitter getadelt hatte, wagte er nunmehr nicht einmal die gleiche Unabhängigkeit von der Kurie zu bewahren wie jener. Gerade unter ihm machte die Gegenreformation in Deutschland ihre ersten Fortschritte. Es ist bedauerlich, daß man diesem Fürsten wegen solchen Wankelmuts denjenigen Grad von Achtung und Sympathie versagen muß, den seine hervorragenden geistigen Gaben ihm sonst gesichert hätten.

In seinen Erbländen trat er der Entwicklung des Luthertums keineswegs feindlich entgegen, sondern suchte sie nur jedes staatsgefährlichen Charakters zu entkleiden und gewissermaßen in seinen eigenen Dienst zu stellen. Dagegen litt er in seinen Gebieten andere Sekten

nicht und bekämpfte vor allen den von ihm als antibiblisch und aufrührerisch gehafteten Calvinismus. Zuerst hatte er beabsichtigt, dem Luthertum volle Freiheit in Österreich, den böhmischen Ländern und Ungarn zu gewähren; indes eine abmahrende und drohende Gesandtschaft des Papstes bewog ihn, der vor kräftigem Widerstand allezeit zurückwich, nur dem Adel das Recht der Erbauung lutherischer Kirchen zu gewähren, die freilich von jedermann besucht werden durften.

Für das außerösterreichische Deutschland kamen die religiösen Fragen unter der neuen Regierung zum ersten Male auf dem Reichstage von Augsburg (1566) zur Sprache. Hier war Maximilian gewillt, dem Augsburger Bekenntnisse volle Freiheit zu belassen, weitergehende Sekten aber nicht zu dulden; also auch im Reiche das konservative, der katholischen Abendmahlslehre sich nähernde und dabei streng monarchische Luthertum auf Kosten der sonstigen religiösen Richtungen zu stärken. Wirklich schloß der Reichstag alle von der Augsburger Konfession abweichenden Bekenntnisse vom Religionsfrieden aus — allein die Reformierten kümmerten sich darum nicht. Alles blieb voll Streit und Unsicherheit.

Die Zerfahrenheit der inneren Zustände Deutschlands verhinderte ebenso wie Maximilians II. Mangel an Tatkraft alle starke Politik des Reiches nach außen. Der Kaiser opferte Livland den Polen, weil er hoffte, sie würden einen seiner Söhne zu ihrem Könige wählen. Er ließ es zu, daß sie auch das Herzogtum Preußen gänzlich vom Reiche lösten und als eine ihnen gehörige Provinz behandelten. Er mußte 1568 von den Türken einen Waffenstillstand um den traurigen Preis eines jährlichen Tributs von 30000 Dukaten erkaufen. Während er früher gegen die drückende Übermacht seiner spanischen Verwandten angekämpft

hatte, unter dem Beifalle des ganzen deutschen Volkes, hat er schließlich sich ihnen unterworfen, sie in ihrer Politik der Gewalt und Unterdrückung bestärkt und damit verschuldet, daß die gegen Philipp II. aufständischen Niederländer, die zuerst reichstreu und deutsch patriotisch gesinnt gewesen waren, sich endlich auf immer von dem Reichsverbande trennten.

Eine neue Phase in dem Leben und der Richtung Maximilians trat mit dem Jahre 1568, der Katastrophe des unglücklichen Don Carlos, ein.

Dieses Ereignis belebte die Hoffnungen Maximilians von neuem, daß seine eigene Familie den spanischen Thron besteigen würde. Jetzt kündigte ihm Philipp an, daß er eine Tochter des Kaisers, Anna, zu ehelichen wünsche, und versprach ihm für einen seiner Söhne die Hand einer spanischen Infantin; der Schwiegersohn solle, wenn der katholische König keinen männlichen Erben erzielen würde, dessen Nachfolger werden; allein nur unter der Bedingung, daß Maximilian sich ihm selbst und den Spaniern durch eifriges Wirken im Sinne des Katholizismus und der spanischen Interessen empfehle.

Durch die glänzende Aussicht verlockt, gab Maximilian II. bindende Versprechungen und zeigte sich fürder als treuer Vasall des Madrider Hofes. So bildete sich eine habsburgische Gesamtpolitik heraus durch das enge Zusammenwirken der beiden Linien des Hauses unter Führung Spaniens. Selbstverständlich übte das seinen Einfluß auf die inneren Verhältnisse Deutschlands; der Kaiser begann hier die katholische Partei zu ermutigen und zu unterstützen. Das alles blieb den Deutschen nicht verborgen. Mit patriotischem Zorne sahen sie, wie der Kaiser die stammes- und reichsverwandten Niederländer den spanischen Henkern überließ, ohne ihr bewegliches Flehen um Hilfe und Rettung anzuhören. Früher hatte man ihn wenig gefürchtet, aber

doch geliebt und geachtet. Jetzt hielt man ihn für trügerisch und falsch und glaubte sich von ihm in religiösen Dingen des Schlimmsten versehen zu müssen. Dabei trauten ihm die Katholiken um nichts mehr, da auch sie den spanischen Despotismus fürchteten. Man hatte Maximilians II. Regierungsantritt mit Jubel begrüßt, weil man gehofft, bei ihm «ein gut deutsch aufrichtiges Herz zu spüren». Jetzt sah man ihn mehr als spanischen Statthalter denn als deutschen Herrscher an. Die Gegenreformation machte am Rhein, in Westfalen, in Süddeutschland, zumal in den größtenteils schon protestantisch gewordenen geistlichen Fürstentümern reißende Fortschritte. Die evangelischen Stände waren viel zu sehr mit den kryptokalvinischen Zänkereien und dem erbitterten Streite zwischen Lutheranern und Reformierten beschäftigt, als daß sie Mühe gefunden hätten, sich ihrer bedrängten Glaubensgenossen anzunehmen.

Inmitten der von allen Seiten hereinbrechenden Reaktion ist Maximilian II. am 11. Oktober 1576 dahingegangen, ohne die Sterbesakramente anzunehmen, zweideutig im Tode wie im Leben. Unter seiner Regierung, aber nicht allein durch seine Schuld, sind alle die frohen Hoffnungen auf Einigung und Größe Deutschlands für Jahrhunderte hinaus verwelkt. Ein freundliches Geschick hatte die günstigsten äußeren Umstände gewährt: einen versöhnlichen, innerlich der neuen Lehre zugetanen Kaiser, ein durch eigene Zwistigkeiten gelähmtes Ausland. Deutschland hätte dem Weltteil das Gesetz vorschreiben können. Allein unser Volk hat diese Lage nicht zu benutzen verstanden. Zweierlei machte sich hier widrig geltend. Zunächst der Mangel an praktischer politischer Einsicht, der so oft die deutsche Nation sich über das, was ihr zunächst und recht eigentlich not tat, völlig täuschen und ihre immensen Kräfte auf Nebendinge richten und zersplittern

ließ. Vor allem aber, zweitens, die Erstarrung der reformatorischen Bewegung, das Vorwiegen kleinlicher, beschränkter, selbstsüchtiger Elemente innerhalb des deutschen Protestantismus. Da spaltet er sich in drei Parteien wegen des Dogmas vom Abendmahl. Da spaltet er sich in die Partei der Fürsten und die Partei des Adels. Da spaltet er sich in Anhänger der Geusen und Hugenotten und deren Gegner. Alle diese Parteien und Faktionen hassten und bekämpften sich auf das bitterste; ehe sie untereinander paktieren, verbinden sie sich wider die Genossen lieber mit den Katholiken. Anstatt die Schlachten des Vaterlandes, schlägt man lieber die Schlachten der Fremden; in allen Gefechten der Ausländer fließt deutsches Blut, um dessen Preis ein einiges Deutschland die Welt hätte beherrschen können. Rom aber beutet planmäßig mit ebensoviel Geschick wie Entschlossenheit diese Schwäche seiner Gegner aus.

Es erhielt Unterstützung von dem neuen Kaiser Rudolf II., einem von Natur begabten, aber durch bigotte Erziehung und lockeres Leben in der frischen Kraft des Denkens und Wollens geschwächten Fürsten. Der Jagd nach Naturmerkwürdigkeiten und nach dem wunderbaren Stein der Weisen viel mehr ergeben als den Pflichten seines hohen Amtes, war er, innerhalb der engen Grenzen seines Wollens und Könnens, ein Förderer des strengen, unduldsamen Katholizismus, ein Feind der neuen Lehre. Unter steter Begünstigung durch ihn führten seine Oheime in Tirol, Kärnten, Steier und Krain die gesamten Bevölkerungen zur römischen Kirche zurück, zwangen gläubenseifrige Prälaten mit Hilfe spanischer und bayrischer Soldaten Reichsstädte wie Bistümer zum Verzicht auf das evangelische Bekenntnis.

Es war aber die Gewalt nicht allein, was hunderttausende der Reformation wieder abspenstig machte, sondern auch die Be-

festigung der alten Kirche durch das Trienter Konzil, die Herstellung der kirchlichen Gesinnung und Sittenreinheit unter den Klerikern, das feste und sichere Auftreten der Katholiken, das mit den elenden Zänkereien und dem schwächlichen Benehmen der protestantischen Fürsten und ihrer Theologen in so glänzendem Gegensatz stand. Endlich darf man die ebenso hingebende wie schlaue und gewandte Tätigkeit der Jesuiten, ihre vorzüglichen Unterrichtsanstalten, ihre gewinnenden Predigten nicht vergessen; sie haben sich um die Restauration des Katholizismus die größten Verdienste erworben.

Der eifrigere und entschlossener Teil der Evangelischen wurde schließlich durch die steten Fortschritte der Gegner zum Widerstande aufgerüttelt. Man mußte einschreiten, wenn man nicht alles aufs Spiel setzen wollte. Zuerst machte sich das in den habsburgischen Erblanden geltend, wo der zweitälteste Bruder des Kaisers, Matthias, obwohl selber Katholik, an die Spitze der protestantischen Opposition trat und 1608 Rudolf II. nötigte, ihm die Regierung Österreichs, Ungarns und Böhmens abzutreten. Dann auch im Reich, wo die Neugläubigen von dem mächtigen und kampfluftigen Könige Heinrich IV. von Frankreich unausgesetzt ermutigt wurden, sich gegen die politischen und religiösen Bestrebungen der Habsburger zu einigen und zu erheben. Im Mai 1608 unterzeichneten zahlreiche deutsche Fürsten und süddeutsche Reichsstädte zu Rhaden in Franken die »Union«, einen Bund zu gemeinsamem Schutze der evangelischen Reichsstände, unter der Führung von Kurpfalz. So fanden sich Lutheraner und Reformierte wieder zusammen, und zwar unter der energischen Leitung der pfälzischen »Kalviner«.

Im ganzen Reich atmeten die Protestanten zuversichtlicher auf. Man zwang Matthias, seinen Untertanen völlige Religionsfreiheit zu gewähren, die auch die administrative Machtlosigkeit der habs-

burgischen Regierung zur Folge hatte. Die Böhmen und Schlesier nötigten den kraftlosen Kaiser Rudolf, ihnen in den beiden »Majestätsbriefen« religiöse Duldung, mit geringen Einschränkungen, zuzugestehen. Diese Länder sahen evangelischen Ständerepubliken ähnlicher als einer katholischen Monarchie. — Rudolf II. hat endlich 1611 auch Böhmen und Schlesien Matthias überlassen müssen, trotz seines kaiserlichen Titels ein ohnmächtiger Gefangener; das Reich hat keinen Versuch gemacht, sein nominelles Oberhaupt vor dieser schlimmen Demütigung zu retten. Am 20. Juni 1612 ist ihnen der Unglückselige durch den Tod entzogen worden. Ohne Rücksicht auf diesen Kaiser hatten sich inzwischen, den plötzlich so gewaltigen Fortschritten der Neugläubigen gegenüber, die wichtigsten katholischen Reichsstände unter der Leitung des ebenso klugen wie tatkräftigen, ehrgeizigen und fanatisch katholischen Herzogs Maximilian von Bayern gleichfalls zu einem Bündnis zusammengeschlossen, der im Juli 1609 zu München unterzeichneten »Liga«. Alle tatkräftigen und entschiedenen Elemente in Deutschland waren nunmehr in zwei feindliche Lager getrennt, in das der Union und das der Liga, in denen man sich beiderseitig mit der Hand am Schwerte mißtrauisch und haßerfüllt betrachtete. Duldsam, voll Achtung für fremde Überzeugung war niemand. Die Anhänglichkeit an das Reich, an das große deutsche Vaterland, der letzte Rest patriotischer Gesinnung, wie sie im 16. Jahrhundert noch nicht völlig untergegangen waren — im Beginne des 17. Jahrhunderts waren sie verschwunden.

Alles war sonach vorbereitet für den Ausbruch des großen dreißigjährigen Religionskrieges. Furchtbar sollte Deutschland kämpfen und leiden, um für die Welt den herrlichen Grundsatz der religiösen Duldung und Gewissensfreiheit zu schaffen und zu verwirklichen.

Der Dreißigjährige Krieg.

Von Hans von Ziehlbeck-Südenhorst.

Herrlich ließ sich leben im heiligen Römischen Reich, als mit der Regierung Ferdinands I. eine Friedensperiode begonnen hatte, die bis zum Ende des 16. Jahrhunderts reichte und auch in den ersten Jahrzehnten des 17. trotz drohender Verwicklungen keine ernstliche Unterbrechung erfuhr. In den östlichen Grenzländern mußte man sich freilich mit den Türken herumschlagen und die häufig wiederkehrenden Einfälle der Bassen von Bosnien, von Ofen und Semendria u. a. zurückweisen, dort mußten die habsburgischen Alpen- und Donauländer ihre Aufgebote stellen, feste Plätze erbauen und ihre Rüstkammern leeren, aber im Innern des Reiches fühlte man sich darum doch nicht sehr beunruhigt. Man las in Städten und Burgen die aufregenden Türkenzeitungen, die man den Postreitern um einige Pfennige abkaufen konnte, aber mit Mannschaft und Geld beteiligte man sich nur spärlich an diesen kleinen Feldzügen, die seit dem Tode des großen Suleyman an Gefährlichkeit verloren hatten. Das Gefühl der nationalen Solidarität war wenig entwickelt, der Begriff der Ritterlichkeit nicht notwendig mit Opferfreudigkeit verbunden.

In jener langen Friedenszeit dürfte Deutschland den höchsten Grad von Wohlstand und Kultur erreicht haben, den es jemals besaß. All das geschmackvolle Renaissancegerät, die Kleider, Bilder, Waffen, die wir heute in den Museen, bei Antiquaren und Altertumsfreunden bewundern, wurden zum größeren Teile damals geschaffen und zierten nicht nur die Burgen und Schlösser des hohen Adels und die Häuser der Patrizier in den durch ihren Reichtum weltberühmten Reichsstädten, sondern auch in bescheidenen Edelhöfen und in den guten Stuben der

Ackerbürger, ja selbst in Bauernhöfen und Herbergen. In den Dörfern gab es Lateinschulen, die heimischen Universitäten nahmen an Zahl zu und wurden von Tausenden von Studenten besucht; auf den hohen Schulen Italiens nahmen die Angehörigen der deutschen »Nation«, die ihre eigene Verfassung hatte, eine herrschende Stellung ein, in Paris und Montpellier saßen ununterbrochen deutsche Juristen und Mediziner zu Füßen der berühmtesten Lehrer. Wer sich zum Kriegshandwerk hingezogen fühlte, der zog in die Fremde, nahm Dienste bei Spanien und der französischen Ligue, wenn er katholisch war, bei Geusen und Hugenotten, wenn er sich zu Luthers oder Calvins Lehren bekannte.

Auch von diesen Kämpfen geben die Messrelationen und »Wahrheitsgetreuen Berichte« häufig Nachricht, man hörte auch in der Kirche davon, und es kam nicht selten vor, daß in Städten mit gemischter Konfession nur wenige Schritte voneinander der himmlische König gleichzeitig in leidenschaftlichen Hymnen um den Sieg des Evangeliums angefleht und für die Söldlinge der allein seligmachenden Kirche in Anspruch genommen wurde. Man erfuhr, daß der Krieg um Gottes Willen geführt werden müsse, daß man aus mächtigen Mörsern und Kartaunen glühende Kugeln in die Städte schoß, in denen Gott in anderer Form gedient wurde, als es der eigene Glaube vorschrieb.

Bald hieß es, der König von Frankreich wolle den Krieg auch an den Rhein verpflanzen, dann kam die Kunde, daß er mitten in Paris von einem Dominikaner erdolcht worden sei; Kaiser Rudolf wolle den Frieden mit den Türken nicht unterschreiben; in Böhmen und Mähren habe das Evangelium gesiegt, ein Majestätsbrief sichere dort die Freiheit, das Wort Gottes zu lehren, in Steiermark und Kärnten aber seien die Prädikanten verjagt, die Bibeln verbrannt, Bürger und

Bauern mit vorgehaltenen Speißen und Feuerrohren in die Pfarrkirchen und in die Beichtstühle getrieben worden. Und dann vernahm man von Zusammenkünften der Fürsten und Ratsherren, von Verschwörung und drohender Zusammenrottung, von Rüstung und Befestigung und hörte eines Tages den Trommelschlag, mit dem eine Werbekommission die jungen Leute darauf aufmerksam machte, daß II. und II. ein Regiment »Teutscher Knechte« werbe, und daß jeder gegen Sold und Doppelsold dabei Bestallung finden könne, der mit Speiß oder langem Schwert umgehen könne oder der geschickt sei, ein Feuerrohr auf die Gabel zu legen und mit der Lunte abzuschießen.

□ □ □

Nun gab es Krieg im eigenen Lande. Um des Glaubens willen war er ausgebrochen. Aber bald standen andere Dinge dabei auf dem Spiel: Königskronen und Kurhüte, Fürstenrecht und Reichsverfassung!

50 Jahre lang hatte man sich mit Worten bekriegt, in Flugschriften begeistert, auf Reichs- und Kreistagen nach Möglichkeit Prügel zwischen die Füße geworfen, 50 Jahre lang hatte man mit dem Feuer gespielt, nun mußte es einmal zünden! Die Flüche, die von den Vätern der päpstlichen Kirche in Trient gegen die Andersgläubigen ausgesprochen worden waren, sollten in Erfüllung gehen; die Jünger Loyolas waren für den Kampf gerüstet, auf den sie als den großen Zweck ihrer eifrigen Tätigkeit unentwegt hingewiesen hatten; die Allianz der beiden Weltmächte, Spaniens und des Papstes, war notwendig gegen alle politischen Kräfte gerichtet, die aus der verjüngten christlichen Lehre Nahrung zogen. Spanien glaubte damals noch den Widerstand der protestantischen Niederlande brechen zu können, es fürchtete nichts mehr als die Unterstützung seiner hartnäckigen Gegner durch das evangelische Deutsch-

land. Siegte es in Holland, dann war Spanien wieder fähig, die Ideen Karls V. aufzunehmen, dann durfte es auch ungestraft nach den Reichtümern der Republik von San Marco greifen, nach denen es schon lange lüstern war. In diese Interessensphären war auch das deutsche Haus Habsburg gebannt. Als Martin Luther das deutsche Gemüt in seinen Tiefen erregt hatte, da war Habsburg den nationalen Fragen zu weit entrückt gewesen, um die Bedeutung der neuen Weltanschauung würdigen zu können. Den Besitzern der reichsten Länder der Erde, denen die Kostbarkeiten beider Indien anheimgegeben zu sein schienen, damit sie mit den Fabelkaisern des Orients an Glanz wetteifern können, darf man es wohl verzeihen, daß sie dem »Mönchsgezänk« nicht die Macht zuschrieben, ihren Willen zu beschränken oder ihre Herrschaft einzuziehen. Man begreift, daß sie die Gelegenheit übersahen, sich selbst mit dem mediatisierten Territorium der geistlichen Reichsstände das erbliche deutsche Kaisertum zu sichern. Ob Maximilian II. es noch in seiner Hand gehabt hätte, der habsburgischen Politik diese Wendung zu geben, wird niemand mehr zu entscheiden wagen. Wir wissen aber, daß weder er noch irgendeiner seines Hauses seit Karl V. willensstark genug veranlagt war, um so gewaltig in die Geschichte der Welt einzugreifen.

Völlig in den Dienst der katholischen Aktionspartei trat Habsburg unter dem Einflusse der bayerischen Wittelsbacher, deren Rivalität mit den pfälzischen Vettern sie zur Aufnahme des jesuitischen Kampfprogrammes ganz besonders geeignet gemacht hat. Die Mutter Ferdinands II., Erzherzogin Maria, war die Tante des Herzogs Maximilian von Bayern. Sie hat ihren Sohn auf die hohe Schule nach Ingolstadt und in die Zucht des Patres S. J. gegeben, sie hat seine ersten Regierungsschritte in Innerösterreich ge-

leitet, ihr darf die geistige Urheberchaft der Gegenreformation in den österreichischen Alpenländern, die Ausrottung des evangelischen Bekenntnisses mit Schwert und Speiß nicht streitig gemacht werden. Mit diesem Angriffe auf den Besitzstand der evangelischen Partei, wie er zur Zeit des Augsburger Religionsfriedens (1555) vorhanden gewesen war, wurde der evangelische Geist zum Kampfe herausgefordert.

Der Wortlaut des Friedens war der Gegenreformation nicht hinderlich, denn dieser gab jedem Reichsstande für sich und seine Untertanen die Entscheidung über die Konfession anheim; indem das Haus Habsburg dieses formale Recht mit Gewaltanwendung ausnützte, trat es von der Stellung, die ihm das Kaisertum verleihen sollte, zurück, es konnte von den evangelischen Ständen nicht mehr als ein Schützer ihrer Freiheiten angesehen werden, sondern wurde eine drohende, feindliche Macht, gegen die sie einen Kampf auf Leben und Tod bestehen mußten. Das war die Wurzel des deutschen Krieges, den zu führen das deutsche Volk in seiner besonderen Eignung zur konfessionellen Rechthaberei sich selbst auferlegte.

Die Macht des Hauses Österreich schien zwar kaum geeignet zu einem kriegerischen Vorstoße von unabsehbaren Folgen, als Erzherzog Ferdinand, der das System der Glaubenseinheit zur Anerkennung gebracht hatte, an die Spitze des Hauses berufen wurde. Die beiden Kaiser aus der niederösterreichischen Linie, Rudolf und Matthias, waren kinderlos geblieben; ihr Streit um die Regierung in Böhmen und Mähren hatte die Macht der Stände dieser Länder wesentlich gehoben. Er hatte die Anerkennung der ständischen Autonomie durch den Majestätsbrief zur Folge gehabt. Nachdem die Alpenländer vor der katholischen Reaktion die Segel gestrichen hatten, war Böhmen und Mähren der

einzigste Boden, auf dem sich eine Opposition gegen die Intoleranz Ferdinands geltend machen konnte.

Schon seit den Wirren des Bruderkrieges bestanden Beziehungen zwischen einzelnen Häuptern der evangelischen Stände in Böhmen, Mähren und Niederösterreich und den Führern der deutsch-evangelischen Union, besonders mit den pfälzischen Diplomaten. Diese wurden nun neuerdings aufgenommen und erhielten die größte Bedeutung, nachdem die Opposition der evangelischen Stände in Böhmen durch das Attentat auf die königlichen Statthalter (Prager Fenstersturz 23. Mai 1618) in eine offene Rebellion übergegangen war. Die provisorische Regierung von dreißig Direktoren, die der böhmische Landtag eingesetzt hat, nachdem der »landesübliche« Gewaltakt den friedlichen Ausgleich mit den Habsburgern unmöglich gemacht hatte, fühlte sich so unselbständig und war von ihrem eigenen Unvermögen so sehr überzeugt, daß sie der deutschen Leitung nicht entbehren konnte. Die Edelleute tschechischer Nationalität, die sich dem geistigen Urheber der Empörung, dem Grafen Matthias Thurn, dem Angehörigen einer Kärntener Familie, angeschlossen hatten, die Lobkowitz, Kinsky, Ruppa, Budowec u. a., dachten nicht nur niemals daran, dem Tschechentum eine politische Rolle beizumessen, sie erachteten es vielmehr im Interesse der Krone Böhmens und ihrer Autonomie für unerläßlich, sie in einen noch engeren Verband mit dem deutschen Reiche zu bringen, als sie bisher gestanden war. Man hielt die Politik des Hauses Habsburg und die politischen Aufgaben des deutschen Reiches scharf auseinander. Schon im Juli verhandelte ein pfälzischer Vertrauensmann, Graf Albrecht Solms, mit den Prager Politikern, die zugleich für die Leitung ihres Kriegswesens außer Thurn noch einen Grafen Hohenlohe in Aussicht nahmen. Die radikale Partei

des böhmischen Landtages, die jede Versöhnungsaktion mit der Wiener Regierung zu hintertreiben beflissen war, nahm noch bei Lebzeiten des Kaisers die Übertragung der böhmischen Krone an einen deutschen Fürsten in Aussicht. Als am 26. März 1619 Matthias frühzeitig sein Leben beendete, einigte sie sich mit den Pfälzern über den Plan, den Kurfürsten Friedrich an Stelle Ferdinands, der des Thrones verlustig erklärt wurde, zum König von Böhmen zu wählen und zugleich die Kaiserwahl Ferdinands zu vereiteln. Pfalz trat mit dem kapitalkräftigen Herzog Emanuel von Savoyen in Beziehung und entlockte ihm mit der Aussicht auf die Kaiserwürde oder die böhmische Krone einige nicht unerhebliche Beträge für seine Rüstungen; als aber im Juli 1619 die Wahlverhandlungen in Frankfurt a. M. begannen, stellte sich sofort heraus, daß die katholischen Fürsten, nämlich die drei rheinischen Erzfürsten und Ferdinand als König von Böhmen, völlig einig waren, unter den drei evangelischen Wählern, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, jedoch keine Verständigung über einen Gegenkandidaten hergestellt werden konnte. Die Folge davon war, daß die Evangelischen jenem Ferdinand die höchste Stellung im Reiche einräumten, der sich offen als Bekämpfer ihres Glaubens bekannt hatte.

Friedrich V. von der Pfalz nahm wenige Tage später die Wahl zum König von Böhmen an und wurde dadurch der Gegner des eben gekrönten Kaisers, der seinerseits entschlossen war, sein Erbrecht auf Böhmen mit der Gewalt der Waffen geltend zu machen. Trotzdem die Wahl in Frankfurt eine Niederlage der pfälzischen Politik bedeutete und zugleich nachgewiesen hatte, daß die Organisation der evangelischen Stände im Reiche wertlos war, durfte das Unternehmen Friedrichs doch nicht von vornherein als aussichtslos angesehen werden, weil Ferdi-

nand in seinen Erblanden selbst keine Stütze fand, sondern Gefahr lief, heimatlos zu werden. Schon war Mähren für die böhmische Rebellion gewonnen, in Oberösterreich trat die evangelische Landtagsmehrheit mit den Böhmen in ein Bündnis. Niederösterreich war nahe daran, diesem Beispiel zu folgen, in Ungarn gewann der Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, ungeahnten Einfluß und versprach den Böhmen Hilfe; außerdem bemühte sich Christian der Ältere von Anhalt, der kühnste und leidenschaftlichste Berater des Kurfürsten, um die Wiedererweckung der protestantischen Opposition in Innerösterreich und um deren Unterstützung durch die Republik Venedig. Wäre bei allen diesen natürlichen Gegnern der katholischen Liga das nötige Maß von Verständnis für die ihnen drohenden Gefahren vorhanden gewesen und hätten sie sich dazu entschlossen, rechtzeitig der gemeinsamen Sache Opfer zu bringen, so würde Ferdinand wohl bald vor der Alternative gestanden sein, entweder auf die Glaubenseinheit oder auf seine Länder zu verzichten.

□ □ □

Im Beginne des böhmischen Krieges hatte keiner der Beteiligten, möge es ein Landesherr oder eine Partei gewesen sein, eine Vorstellung von den Anforderungen, die der Krieg an sie stellen würde. Sie kannten den Krieg nicht und dachten nicht daran, daß sie über kurz oder lang in ihrer ganzen bisherigen Existenz in Frage gestellt sein würden; sie überschätzten ihre Macht und die Festigkeit ihrer Stellung, glaubten die Grenzen der Haftung feststellen zu können, die sie bei dem Kriegsgeschäfte eingingen und mußten bald gewahr werden, daß der Krieg neue Mächte schuf, denen sie nicht mehr gewachsen waren. Während des Krieges, der mit den Zusammenstößen einiger tausend böhmischer und kaiserlicher Soldaten unter dem Grafen Thurn

Im Winter von 1678 auf 1679 fiel dem Großen Kurfürsten die schwere Aufgabe zu, die in Preußen eingefallenen Schweden nach Livland zurückzutreiben. Über die Eisdecke des kurischen Haffs folgte er im Schlitten seinem Heere bei der Verfolgung des Feindes. Hochaufgerichtet späht der Kurfürst hinaus in die Ferne, sein Begleiter deutet nach den Fliehenden. Auch der Kurprinz begleitete seinen Vater auf dem Kriegszuge. ☐





und dem aus spanischem in kaiserliche Dienste getretenen Grafen Bucquoi begann und der volle 30 Jahre währen sollte, hat sich der Charakter des gesamten Kriegssystems geändert und der Übergang vom geworbenen zum stehenden Heere vollzogen. Für kurze Zeit entstand ein Übergewicht, ja eine Alleinherrschaft des organisierten Soldatenstandes, die den grellsten Gegensatz zu dessen nebensächlicher und untergeordneter Stellung in der letzten langen Friedenszeit darstellte. Die Epoche des Kondottierwesens brach über Deutschland herein, indem das seit Maximilian I. eingebürgerte Kleingewerbe der Landsknechte durch den großen Bedarf in einen Großbetrieb umgestaltet wurde, der selbst die Leistungen der Sforza, Colleoni u. a. noch übertraf.

Mit der Ausbreitung des böhmischen Krieges auf andere deutsche Territorien, endlich auf das ganze Reich, mußte das militärische Geschäft immer großartigere Dimensionen annehmen, die Entscheidung über die Machtfragen den flüssigen Geldmitteln der Kriegführenden zufallen. Die pfälzische Sache scheiterte an deren Mangel, der Kaiser siegte durch die Hilfe eines Bundesgenossen, der ein vortrefflicher Haus- und Staatswirt war und deshalb über einen ausreichenden Kredit verfügte. hätte Friedrich von Böhmen und Pfalz im Spätherbst 1619, als seine Truppen zugleich mit denen Bethlens Wien umschlossen, dem Fürsten von Siebenbürgen die Summen zur Verfügung stellen können, die er für die Erhaltung seines Heeres benötigte, so wäre Bethlen nicht veranlaßt gewesen, mit dem Kaiser zu verhandeln und sich von der Allianz mit Böhmen und Oberösterreich zurückzuziehen. Hielten die Ungarn aber nur noch wenige Wochen vor Wien aus, so fiel dies in die Hände der Verbündeten, und Ferdinand mußte sich nach Innerösterreich zurückziehen und durch Konzessionen an die Protestanten seine er-

erbten Fürstentümer retten. Aber auch nach der Rettung von Wien und Niederösterreich würde ihn niemand anderes wieder auf den Prager Hradstein geführt haben, als Maximilian von Bayern, der nicht nur durch seinen politischen Verstand und seine Charakterfestigkeit, sondern auch durch das Vertrauen, das sein Finanzwesen erweckte, zum Haupte der deutschen Katholiken berufen war. Die Beisteuern Spaniens und des Papstes Paul V. wirkten wesentlich mit, der Liga die Überlegenheit über die mut- und geldarme Union zu verschaffen.

Als durch die Schlacht am Weißen Berge (8. November 1620) der Sieg des Kaisers und der Liga über die böhmischen Rebellen und über den leichtfertigen Pfalzgrafen entschieden war, die ihre Truppen viele Monate nicht bezahlt und deshalb unzufrieden, ja zur Meuterei geneigt gemacht hatten, würde der Krieg vielleicht ein Ende genommen haben, wenn die Kriegführenden nicht aus der Mitte ihrer militärischen Funktionäre heraus die Anregung zur Schaffung neuer Machtmittel erhalten hätten. Graf Ernst von Mansfeld, Parteigänger des Pfalzgrafen und Winterkönigs, und Albrecht von Wallenstein (Waldstein), ein kaiserlicher Reiteroberst und Großkapitalist, haben fast gleichzeitig die praktische Anwendung der bereits in der Theorie vorhandenen Erkenntnis versucht, eine Armee durch ihre eigene Kraft zu erhalten, d. h. durch Androhung der Gewalt gegen die Bewohner des Landes, das in ihrem Machtbereich lag. Mansfeld, unterstützt vom englischen Obersten Vere, brachte ein Heer von 15000 Mann in der Oberpfalz zusammen, zog, von Maximilian bedroht, von dort in die Unterpfalz, schlug sich hier mit Spaniern und Ligisten herum und stand im Winter 1621–22 im Elsaß: eine Militärmacht für sich, bald mit, bald ohne Beziehung zu Friedrich V. oder dessen Schwiegervater Jakob von England, von dem er bei Beginn seiner selbst-

ständigen Feldherrnlaufbahn Geldunterstützungen erlangt hatte. Sein Beispiel fand Nachahmung; Christian von Braunschweig, der Administrator von Halberstadt, und Georg Friedrich von Baden-Durlach ergriffen die Partei des vom Kaiser geächteten und seiner Kur beraubten Pfalzgrafen, warben Truppen teils mit holländischem, teils mit eigenem Gelde und raubten mit ihnen in den ungerüsteten hilflosen Landschaften die Mittel zur Vergrößerung der ursprünglich kleinen Scharen. Die drei deutschen Kondottieri hatten im Frühjahr 1622 zusammen 70 000 Mann auf den Beinen, eine Streitkraft, wie man sie seit der Mühlberger Schlacht in Deutschland nicht gesehen hatte.

□ □ □

Waltet im Leben der drei protestantischen Fürsten, die als Kriegsfreunde des Pfälzers das Schwert ergriffen und an der Spitze von geworbenen Söldnern Deutschland durchzogen, ein großer abenteuerlich-ritterlicher Zug vor, der ihr vom Standpunkte der Sittlichkeit kaum zu rechtfertigendes Treiben mit einem Schimmer von Soldatenromantik umgibt, so tritt uns in Albrecht von Wallenstein vor allem der Spekulant, der vor keiner Form des Erwerbs zurückschreckende Großunternehmer entgegen, der selbst niemals Soldat aus Berufsfreude war und das Kriegswesen nur als Gelegenheit zur Machtausübung, zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Gewinnsucht betrieb.

Die Grundlage seines Auftretens als Heereschöpfer war das riesenhafte Vermögen, das er durch Übervorteilung seiner Smirchickyschen Verwandten, durch Beteiligung an der Münzentwertung, an den gangbaren Kipper- und Wippergeschäften und durch Ein- und Verkauf konfiszierter böhmischer Güter erworben hatte. Es setzte ihn in die Lage, dem Kaiser Millionen zu borgen und sich bei den Rückzahlungen immer aufs neue

zu bereichern, es ermutigte ihn zu dem seit 1623 wiederholt gestellten Antrage, dem Kaiser eine Armee aufstellen zu wollen. Erst 1625 wurde er angenommen, als Ungarn die vorhandenen kaiserlichen Streitkräfte infolge der erneuten Kriege mit Bethlen allein in Anspruch nahm, als die Beteiligung des niedersächsischen Kreises an der Unterstützung des Winterkönigs den schon fast unterdrückten Widerstand der pfälzischen Partisanen neuerdings belebte, und als Kardinal Richelieu die Zeit gekommen erachtete, die Politik Heinrichs IV. wieder aufzunehmen und den Widerstand der deutschen Reichsstände gegen den Kaiser möglichst zu fördern. Ferdinand fühlte sich bei allen diesen Komplikationen ausschließlich auf die Hilfe Maximilians von Bayern angewiesen, dessen Dienste er durch den pfälzischen Kurhut und durch die Verpfändung Oberösterreichs genügend gelohnt zu haben glaubte, der aber nicht aufhörte, ihn zu bevormunden und ihn seine Macht fühlen zu lassen. Maximilian hatte nie die Absicht gehabt, einseitig für die Erhöhung der Stellung des Kaisers zu wirken, er strebte einer Reform des Reiches durch Verstärkung des Einflusses der großen fürstlichen Territorialherren zu und benützte die Liga zur Beschränkung der kaiserlichen Machtpollkommenheit, die dieser Reform entgegenstand.

Als die erste Wallensteinsche Armee in der Stärke von 14 800 Mann zu Fuß und 7600 Reitern von Eger aus ins Reich marschierte, befand sich das Heer der Liga gegenüber den Truppen Mansfelds und des Halberstädters, denen der König Christian IV. von Dänemark bereits seine Unterstützung zugesagt hatte, in arger Bedrängnis. Wallenstein sicherte ihnen durch seinen Rufmarsch die Winterquartiere und sprengte durch den Sieg bei Dessau (25. April 1626) Mansfeld von den Verbündeten ab, trieb ihn durch Schlesien nach Ungarn und übernahm darauf den Schutz von Wien gegen

Bethlen Gabor, der von der Pforte zum Angriff ermächtigt worden war. Sein Erscheinen genügte, Bethlen zu einem Waffenstillstande zu bewegen. Der Kaiser hätte nun gut daran getan, seinen siegreichen General zur Befestigung seines ungarischen Besitzes zu verwenden, er durfte jedoch Wallenstein nicht im eigenen Lande behalten, weil er dessen Armee nicht aus eigenen Mitteln bezahlen konnte und ihr Verweilen für jede Landschaft den materiellen Ruin bedeutete. Schon zeigte es sich also, daß die Erhaltung dieser Armee nicht immer mit den Interessen des Kaisers zusammenfiel, daß ihre Verwendung nicht so sehr von seinem Willen als von den Vorschlägen abhing, die ihr Führer und Erhalter ihm dafür unterbreitete. Diese waren allerdings verlockend genug. Ganz Norddeutschland sollte dem Kaiser unterworfen, die Seeplätze mit kaiserlichen Besatzungen belegt, eine kaiserliche Armada in der Ostsee aufgestellt werden. Mit solchen Absichten trat die kaiserliche Politik aus dem Rahmen, den ihr Maximilian von Bayern vorgesteckt hatte, heraus. Dessen Generalleutnant Graf von Tilly hatte den Dänenkönig bei Lutter am Barenberge (27. August 1626) geschlagen; eine unmittelbare Gefahr drohte der katholischen Sache nicht, man durfte daran denken, Ordnung im Reiche zu machen. Dazu brauchte man keinen Wallenstein; man mußte im Gegenteil die entsetzliche Geißel aller Reichsstände, der katholischen wie der evangelischen, die auf Kosten der Stände unterhaltene Armee aus dem Reiche entfernen, ehe man ein geordnetes Verfassungsleben wieder herzustellen hoffen durfte. Aber schon war Wallenstein, diesmal mit 32 000 Mann, wieder aus Mähren nach Norden aufgebrochen, hatte Schlesien von den Truppen der evangelischen Allianz gesäubert, war in Brandenburg und Mecklenburg einmarschiert und hatte in Verbindung mit Tilly dem Dänenkönige

Friedensbestimmungen vorgeschrieben. Welcher habsburgische Kaiser hatte seine Fahnen an der Ostsee flattern lassen? Wie anders als berauschend konnte die Kunde solcher Ereignisse in der Umgebung Ferdinands wirken? Der Dank, den dieser seinem Heerführer gewährte, erregte nicht minderes Aufsehen wie dessen Errungenschaften, er wurde verhängnisvoll für beide.

Wallenstein verfolgte seit dem Gelingen seiner großen Geld- und Länderspekulationen das Ziel, Landesherr zu werden. Er hatte die zusammengerafften Güter in Böhmen zuerst zu einem Fürstentum, dann sogar zu einem Herzogtum Friedland vereinigen lassen und ihm eine ganz selbständige Verwaltung gegeben. Aber er mußte es vom König von Böhmen zu Lehen nehmen, es blieb ein Bestandteil habsburgischen Besitzes. Nun griff er nach einem unmittelbaren Reichslande. Nachdem der Kaiser auf seinen Rat die Herzoge von Mecklenburg wegen ihrer Teilnahme am dänischen Kriege geächtet hatte, ließ er sich auch dazu bestimmen, den Herzog von Friedland mit deren Landen zu belehnen. Es war zwar nur die Form der Pfandschaft, in der die Erwerbung stattfand, aber Albrecht Eusebius durfte annehmen, daß der Kaiser niemals aufhören werde sein Schuldner zu sein, und betrachtete sich von nun an den vornehmsten Reichsfürsten gleichberechtigt.

Für niemand war dies peinlicher als für Maximilian von Bayern, der nicht nur die Verletzung des Herkommens, sondern auch die Untergrabung der Reichsverfassung in solchen eigenmächtigen Verfügungen des Kaisers erblickte, aber nicht dagegen auftreten konnte, weil auch seine Erwerbung der pfälzischen Kur nicht auf verfassungsmäßigen Verfügungen beruhte. Trotzdem stand er seit 1627 an der Spitze der reichsständischen Opposition gegen das aufstrebende Kaisertum; seine geistlichen Agenten, vor

allem die Kapuziner=Diplomaten, die ihm gefügiger dienten als die Jesuiten, stellten die Verbindung mit Spanien und den damals so wichtigen Statthaltern der katholischen Niederlande her, sie versahen ihn mit Berichten über die ungeheuerlichen Pläne des Friedländers, der in Wien allgebietender Herr geworden sei und auf nichts anderes ausgehe, als alle selbständigen Gewalten im Reiche, vor allem aber die Liga und ihre Armee, allmählich zu zerbrechen. Solchen Gefahren gegenüber mußte die Liga eine Frontveränderung vornehmen. Der neue Kurfürst von Bayern tritt mit ihr als Wächter der deutschen Fürstenrepublik auf; nicht mehr für, sondern gegen den Kaiser sollen die ligistischen Truppen geführt werden, nicht als Feinde der Evangelischen, sondern im Bündnis mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die das gemeinsame Fürsteninteresse über die Sorge um die Glaubensfreiheit stellten. Angesichts dieser Bewegung sah sich Wallenstein, der durch den Fürsten von Eggenberg und die Familie seiner zweiten Frau, einer Gräfin Harrach, die äußere Politik des Kaisers vollständig beherrschte, dringend veranlaßt, in den Friedensverhandlungen mit Christian von Dänemark, den er bei Wolgast (2. September 1628) neuerlich geschlagen hatte, große Mäßigung walten zu lassen. Die Preisgebung der Glaubensverwandten und ihres Besitzes in Norddeutschland war alles, was man von dem Besiegten begehrte und was dieser im Frieden von Lübeck (7. Juni 1629) bereitwillig gewährte.

□ □ □

Fast 12 Jahre hatte der deutsche Krieg schon gedauert, entsetzliche Verwüstungen hatte er in vielen bis dahin durch Wohlstand und Bildung ausgezeichneten Landschaften angerichtet. Das aufgesparte Bargeld reichte fast nirgends mehr aus, um die Kontributionen und Solde der Kriegssöldner zu bezahlen, alle Schmuck=

sachen und Geräte aus Edelmetall wanderten in die Taschen der Offiziere, was sich sonst in Kasten und Truhen vorfand, in die Gepäckskarren der Mannschaft und in die Buckelsäcke des weiblichen Trosses, der den Heeren mit gierigen Blicken und weitem Gewissen nachzog. Böhmen, die Rheinlande, der nieder-sächsischen Kreis, Schlessien, Brandenburg, die Ostseeländer waren am härtesten mitgenommen. Der Herzog von Zelle berechnete seinen Schaden bis 1626 auf 7 Millionen Taler, sein Bruder Friedrich bis 1630 auf das Zehnfache. Göttingen hatte 1629 schon mehr als eine halbe Million Taler Kriegsschaden, aus Nassau wußte man zu berichten, daß ein einziger Durchzug von 800 ligistischen Reitern der Herrschaft Dillenburg 50000, der Herrschaft Siegen 80000 Gulden gekostet hatte. Verödung trat nicht nur in offenen Dörfern, von denen eine noch ungezählte Menge in Wüstungen verwandelt wurde, sondern auch in mauerumschlossenen Städten ein.

Das waren die Folgen mangelnder Wehroverfassung in Stadt und Land, das war das Ergebnis einer falschen Staatswirtschaft, die den Vorteil des einzelnen durch Verringerung seiner Pflichten für Schutz und Sicherheit des Gemeinwesens zu vergrößern meinte. Die feisten Dollbürger, die den Landsknecht als armen Hungerleider verspottet hatten, die eignen nützigen Edelleute, die mit Jagd und Gelagen ihr Leben ausfüllten, mußten jetzt den Soldaten als ihren Herren mit allem zu Diensten sein, was sie vorher allein für sich zu behalten und genießen zu dürfen geglaubt hatten. Kein Fürst und kein Prälat, der Kaiser selbst war nicht mehr Herr im Lande, denn die Armeen waren es geworden, die ligistische, die dänische, die friedländische, heute diese und morgen jene; aber jede folgende verlangte mehr als die eben abgezogene. Es begann daher ein Kampf der Stände gegen die Kriegsleute von Beruf.

Während sich Wallenstein nach dem Friedensschluß mit Dänemark aufmachte, die kaiserliche Hoheit in Oberitalien wieder aufzurichten, die Lehensherrlichkeit über das erledigte Herzogtum Mantua mit einer großen Armee zur Anerkennung zu bringen und der Republik Venedig ein schönes Stück der Terra ferma aus dem fetten Leibe zu schneiden, vielleicht auch sich selbst ein Herzogtum Verona-Padua-Chioggia zu verdienen, ließ der Kaiser seinen Feldhauptmann von den Reichsfürsten in Regensburg absetzen. Gleichzeitig aber reizte er die gesamte evangelische Welt durch das Restitutionsedikt (6. März 1629) zum äußersten Widerstande auf, denn alles nicht reichsunmittelbare Kirchengut, dessen sich evangelische Stände seit der Reformation bemächtigt hatten, und alle geistlichen Reichsländer, die seit dem Passauer Vertrag katholisch geworden waren, wurden damit für die katholische Kirche zurückgefordert und dieser der gewaffnete Arm der Liga zur Wiedergewinnung des Verlorenen zur Verfügung gestellt.



Deutschlands Verfall im Dreißigjährigen Kriege.

Von Hans von Ziehlneck-Süßenhorst.

Der Regensburger Fürstenkonvent von 1630 hätte den Frieden bringen können, wenn er das Restitutionsedikt beseitigt hätte.

Die »streitende Kirche« hat die Fortsetzung des Kampfes erzwungen, zu dem weder die katholischen noch die evangelischen Reichsfürsten sich berufen fanden. Denn sie fühlten sich durch die steigende Macht des Kaisers bedroht, vor allem Maximilian von Bayern, der führende Politiker des Kurfürstenkollegiums. Dieser hat zuerst eine fremde Macht, Frankreich, zur Erhaltung der deutschen Fürstenaristo-

kratie herangezogen, während seine evangelischen Kollegen sich lange dagegen wehrten, die schwedische Bundesgenossenschaft, die sich ihnen aufdrang, anzunehmen.

Der Streit um die Erbfolge in Mantua hatte Frankreich bereits Gelegenheit gegeben, aus den politischen Komplikationen, in die das Haus Habsburg geraten war, Nutzen zu ziehen. Die deutschen Kurfürsten begünstigten die Politik des Kardinals Richelieu, der nun die Zeit zur Wiederaufnahme der Politik Heinrichs IV. gekommen erachtete. Sie hatten die Annahme des für den Kaiser höchst ungünstigen Friedens von Chierasco in Regensburg erzwungen, und auch diesen Erfolg Maximilians hatten Sachsen und Brandenburg miterringen geholfen, indem sie sich mit höchst undeutlichen Versprechungen, das Restitutionsedikt werde in ihren Ländern nicht zur Anwendung kommen, täuschen und hinhalten ließen. Erst als die Täuschung nicht mehr verschleiert werden konnte, mußten sie die schwedische Einmischung, die ihnen von Haus aus nichts weniger als angenehm war, geschehen lassen. Nur die aggressive Tendenz, die der Katholizismus seit der böhmischen Königswahl Ferdinands II. eingeschlagen hatte, förderte Gustav Adolfs politische Pläne. Seitdem der siebzehnjährige, hochbegabte Prinz im Jahre 1611 seinem Vater Karl von Sudermannland auf dem schwedischen Throne gefolgt war, befand er sich im Kampfe gegen den katholischen Verwandten, der als König von Polen mindestens die schwedischen Ostseeprovinzen an sich zu bringen suchte, nachdem ihn der Glaubenswechsel die Herrschaft im Stammlande gekostet hatte. Der junge König war dabei zum Bewußtsein seines Könnens gekommen, war ein Armee-reformer und Feldherr und vor allem ein ehrgeiziger Fürst geworden, der die Kraft in sich fühlte, seinem Volke und seinem Hause eine großartige, glänzende

Zukunft zu eröffnen. Es wird nicht zu übersehen sein, daß sein Gemüt von wahrer Frömmigkeit erfüllt war und deshalb durch die konfessionellen Streitigkeiten im deutschen Nachbarlande tief erregt wurde; aber den Anlaß seines Auftretens in Deutschland nur in seinem religiösen Pflichtgefühl zu suchen und als den Endzweck seines deutschen Feldzuges nichts anderes als die Befestigung der evangelischen Glaubensfreiheit anzusehen, ist unmöglich geworden, seitdem man die Entwicklungsgeschichte des großen Königs kennt.

Die erste Aufgabe, die sich Gustav Adolf in Deutschland stellte, war die Erwerbung von Pommern, die Einbeziehung Mecklenburgs in die schwedische Machtsphäre und eine Allianz mit Brandenburg, die ihm dessen Geldmittel und feste Plätze zur Verfügung stellte. Mit militärischen Rücksichten allein lassen sich die Verträge, die er dem letzten Pommernherzog Bogislaw und dem Kurfürsten Georg Wilhelm aufzwang, nicht rechtfertigen; namentlich ist es unbestreitbar, daß er von vornherein Brandenburg um das pommersche Erbe bringen wollte, das ihm seit Jahrhunderten durch Verfassungsakte zugesichert war, und daß er eine selbständige brandenburgische Politik neben der schwedischen nicht mehr zu dulden gedachte. Den Krieg, den er in Deutschland führen wollte, mußte er so gut als der kaiserliche oder der ligistische Feldherr auf fremde Kosten führen. Trotz der Hingebung der Schweden für ihren Heldenkönig, die sich in den Bewilligungen des Reichstages ausdrückte, konnte sein Königreich doch nicht mehr als die Mittel zur Rüstung von 13000 Mann aufbringen, mit denen er am 6. Juli 1630 auf der Insel Usedom landete; aber es bot ihm eine Reserve von 40000 vorzüglichen, körperlich und sittlich jenen Landsknechtepigonen weit überlegenen Soldaten, die sich in die Beraubung des deutschen Bauers und Bürgers teilten.

Die Ankunft der Schweden in Deutschland hat auf die deutschen Protestanten in zweifacher Weise gewirkt, ermutigend auf die Bevölkerung, der die Glaubensfrage am höchsten ging, anspornend auf die Fürsten, die einsahen, daß sie nur mit einer eifrigeren Tätigkeit in Sachen der Glaubensfreiheit ihre Unabhängigkeit retten könnten. Auf dem Leipziger Konvent (Februar 1631) verlangten namentlich Brandenburg energische Rüstung; aber auch das friedfertige Sachsen entschied sich endlich für die Wehrhaftmachung der evangelischen Stände und versprach die Aufstellung einer Armee von 11000 Mann. Mit den holländischen und englischen Hilfen konnten die evangelischen Stände eine der schwedischen überlegene Kriegsmacht aufstellen. Hätten die Katholiken noch im letzten Augenblicke eine versöhnliche Haltung eingenommen und beruhigende Zusicherungen für die Aufrechterhaltung des Religionsfriedens gegeben, so wäre die schwedische Invasion kurzerhand beseitigt worden. Gustav Adolf hätte sich gegen die vereinigten Deutschen nicht 3 Monate in Pommern halten können. Aber Versöhnung und streitender Katholizismus schloßen sich aus, der Jesuit verwirft sie, wenn sie aufrichtig sein soll. Die längst projektierte Konferenz der evangelischen und katholischen Stände wurde hinausgeschoben, die Erbitterung der Protestanten durch die Belagerung von Magdeburg, das unter Leitung des schwedischen Obersten Falkenberg mit bewundernswerter Standhaftigkeit für seine politische und kirchliche Freiheit stritt, aufs äußerste getrieben. Bald nach dem Falle des militärisch und volkswirtschaftlich wichtigen Elbeemporiums (20. Mai 1631), für dessen Erhaltung auch die Hanse und Holland vergebens interveniert hatten, sah sich Georg Wilhelm von Brandenburg gezwungen, sich dem Schwedenkönig anzuschließen. Und als der General des Kaisers und der Liga, der greifen-

hafte Tilly, von Kurfürsten die Rückgabe der geistlichen Güter verlangte, da mußte auch Johann Georg, der sich bisher an den Kaiser geklammert und an der Niederwerfung Böhmens redlich mitgewirkt hatte, ein Bündnis mit Gustav Adolf eingehen, durch das er seine Truppen dessen Oberbefehl unterstellte. Mit 20000 Schweden und 27000 deutschen Hilfspölkern schlug der König am 17. September 1631 das Heer der Liga und des Kaisers, das eben durch 10000 aus Italien angerückte, ehemals Wallensteinsche Soldaten verstärkt worden war, bei Breitenfeld, unweit Leipzig. Hier bewährte sich zum erstenmal die höhere Kriegskunst Gustav Adolfs, der das Feuergefecht der Infanterie durch eine neue Gliederung dieser Waffe auf eine höhere Stufe zu stellen verstanden hatte. Die Verwendung kleinerer, ausschließlich mit Feuerwaffen versehener Infanteriekörper war der erste Fortschritt in der Kunst des Angriffs seit Frundsberg. Durch sie wurde die schwerfällige Landsknechttaktik allmählich beseitigt.

□ □ □

Seit Breitenfeld war die Freude an der Macht und am militärischen Erfolge gewiß die kräftigste Triebfeder bei den Entschlüssen Gustav Adolfs, seine religiöse Mission hätte er ohne weiteres Blutvergießen erreichen können. Den Religionsfrieden hätten jetzt auch die Katholiken garantiert, wenn man ihnen dafür den Frieden geboten hätte. Der Schwedenkönig aber schritt nun auf den Spuren des Friedländers einher. Nur hielt er bessere Mannszucht und stand innerlich seinen Kriegsgenossen und politischen Freunden näher als der sternbeutende Emporkömmling. Ohne zwin- gende militärische Beweggründe zog er in die reichen geistlichen Gebiete, nahm Erfurt, Würzburg und Fulda in Besitz, legte den Kurfürsten am Rhein schwere Kontributionen auf und richtete sich endlich in dem wieder weltlich ge-

machten Herzogtum Franken so sorgfältig ein, daß man auf eine dauernde Unterwerfung desselben unter schwedische Verwaltung schließen mußte. Maximilian von Bayern wurde durch eine französische Allianz in Schach gehalten; er mußte Mannheim den Franzosen einräumen, damit sie sich zu seinem Schutze auf deutschem Boden bereitstellen konnten, und durfte gegen die Besetzung des Elsaß nichts einwenden, weil es für Frankreichs strategischen Aufmarsch notwendig war. Richelieu verlangte zwar von Gustav Adolf Rücksichten für die Ligisten, der König wies die Ratschläge aber ebenso zurück, wie das Verlangen der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg nach einem protestantischen Konvente, auf dem die Forderungen der Partei festgestellt werden sollten. Als der französische Kardinal-Minister darauf sogar Mainz, Würzburg, Bamberg und Fulda dem Schweden überließ, blieb Maximilian nichts übrig, als sich wieder dem Kaiser zu nähern und, da er selbst nicht auf einen Feldzug mit Gustav Adolf vorbereitet war, seine Zustimmung zu einer zweiten Berufung Wallsteins zum kaiserlichen Feldhauptmann zu erteilen. Sobald der König die Schwenkung des bayerischen Kurfürsten wahrnahm, ging er diesem direkt an den Leib, fiel in sein Land ein und schlug Tilly am Lech (15. April 1632) gänzlich aufs Haupt. Der alte fromme Haudagen wurde schwer verwundet und starb wenige Tage nach der Schlacht, seinen Herrn in einer zweifelten Lage zurücklassend. Tatkräftige Hilfe war kaum zu gewärtigen. Die Mißerfolge der Liga regten nicht einmal die auswärtigen Kirchenfürsten zureichlicher Unterstützung der bedrohten Standesgenossen in Deutschland an. Der Papst und die Italiener sahen den deutschen Wirren teilnahmslos oder gar mit Schadenfreude zu. Urban VIII., aus dem Hause Barberini, war ein nationaler Fürst und kein Jesuitenwerkzeug; die

Aufrechterhaltung der habsburgischen Großmacht schien ihm kein katholisches Interesse zu sein, er verweigerte daher sowohl dem Kaiser als dem König von Spanien die erbetene Bewilligung zur Besteuerung des kirchlichen Besitzes. Es gab also kein Mittel, wieder zu einem kaiserlichen Heere von respektabler Stärke zu gelangen, als die Wiederaufnahme des Wallensteinschen Systems. Man hätte es in Wien gerne selbst damit versucht und den Erzherzog Ferdinand zum Heerführer gemacht, aber man hatte kein Geld dazu und genoß kein Vertrauen bei den Offizieren. Der Friedländer mußte die Trommel rühren lassen. Er tat es mit glänzendem Erfolg und ließ sich endlich auch zur Übernahme des Kommandos herbei, nachdem er mit Eggenberg zu Göllersdorf über die Bedingungen einig geworden war. Sie waren abermals ganz und gar von der Auffassung eines Kondottiere beherrscht, der aus seiner militärischen Aufgabe ein politisches Großgeschäft zu machen pflegt. Wallenstein war durch die Erfahrungen von Regensburg nicht klüger geworden; er erkannte nicht, daß die kaiserliche Regierung die ihm in der Not gemachten Zugeständnisse niemals ernst nehmen könne, und daß jeder Sieg, den er erringen werde, seine Stellung schwächen müsse. Keiner von den Vertragsschließenden hat es ehrlich mit dem andern gemeint; der Friedländer wollte nicht nur Glogau oder die Lausitz zu seinem Fürstentum Mecklenburg erwerben, sondern schon während des Krieges die Stellung eines Potentaten einnehmen, eigenmächtig über den Frieden verhandeln und Parteien bilden, ohne sich an des Kaisers Gebot oder Verbot zu kehren; von den Wiener Räten aber haben gewiß nur wenige daran geglaubt, daß die endliche Auseinandersetzung zwischen dem Hause Österreich und seinem General-Feldhauptmann gütlich und friedlich abgehen werde.

Als es zum Zusammenstoß zwischen den beiden Kriegshäuptern, Gustav Adolf und Wallenstein, kam, erwies sich der erste als der kühnere und siegesbewußte; Wallenstein manövierte schlau und vorsichtig, riskierte so wenig als möglich und setzte das Heer, auf dem seine Macht beruhte, keiner Gefahr aus, wenn ihn der König nicht dazu zwang. Zum Angriff auf den Burgstall bei Nürnberg, den die Kaiserlichen abschlugen, verleitete Gustav Adolf die Unterschätzung des Gegners; als er aber in der Lützen Schlacht (16. November 1632) seine taktische Kunst entfaltete, vermochte die Routine des Friedländers nicht dagegen aufzukommen. Der Sieg war ohne Zweifel auf schwedischer Seite. Hätte Gustav Adolf ihn erlebt, so wäre Wallenstein sehr bald in eine Defensive gedrängt worden, die seine Armee auf die Dauer nicht ertragen konnte.

□ □ □

Abermals wären die Aussichten für den Frieden günstig gewesen, wenn die Regierenden in der Ausführung ihrer Entschlüsse unabhängig gewesen wären, wenn es nicht neben ihnen Mächte gegeben hätte, die ihre eigenen Ansprüche und ihre besonderen Interessen verfolgten: die Armeen. Nicht nur der Herzog von Friedland mußte sich bald davon überzeugen, daß die politischen und die militärischen Tendenzen in kürzester Zeit in einen gefährlichen Gegensatz geraten konnten, auch der große Kanzler Schwedens, dem die Wahrnehmung der Staatsangelegenheiten unter Gustav Adolfs Tochter Christine zugefallen war, hing von seinen Generalen und von den Bedürfnissen ihrer Truppen ab. Schon jetzt war die Frage des Friedens von der Frage der Befriedigung der Offiziere abhängig. Diese schlossen sich zu Erwerbsgenossenschaften zusammen und waren in Kreditgeschäfte mit ihren Auftraggebern wie mit ihren Mannschaften verstrickt, die enormen Gewinn, aber

auch empfindliche Verluste und dazu persönliche Gefahren einbringen konnten. Oxenstierna mußte ebenso wie Wallenstein am meisten davor auf der Hut sein, daß sich ohne sein Zutun Koalitionen bildeten, denen er mit seiner militärischen Macht nicht mehr gewachsen wäre. Er unterhandelte mit den Reichskreisen, schloß mit ihnen zu Heilbronn und Frankfurt neue Vereinbarungen, um feste Bürgschaften für die Erhaltung einer großen Heeresmacht zu haben, solange sich Schweden nicht auf sichere Erwerbungen zurückziehen konnte. Den besten Degen unter den deutschen Fürsten, der sich dem verstorbenen Könige angeschlossen hatte, den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, suchte er der Sache seines Vaterlandes durch die Belehnung mit dem Herzogtum Franken zu verbinden, als dessen Oberherrn sich Schweden bereits betrachtete.

Es lag nahe, daß sich die Militärmächte selbst über die Friedensbedingungen einigen und sie den beteiligten Herrschaften mit Gewalt auferlegen wollten. Dies war Wallensteins politische Idee gewesen, als er Gustav Adolf gegenübergestanden war. Der alte Rebell, Matthias Thurn, hatte den Vermittler beim Könige abgegeben. Aber damals sowohl, als jetzt in den Verhandlungen mit Oxenstierna, konnte keine Einigung zustande kommen, weil sich keiner dem andern unterordnen wollte, weil jeder befürchtete, von dem andern überlistet, ausgebeutet und den Gegnern ausgeliefert zu werden. Da Wallenstein seit Lügen sich unsicher fühlte und ganz gut wußte, daß man ihm in Wien nicht mehr alles bewilligen mußte, was er verlangen würde, daß man selbst an den bereits eingeräumten Zugeständnissen zu mäkeln anfang, suchte er Verbindungen mit Sachsen, mit Schweden, mit Frankreich. Er glaubte sich als Reichsfürst und unbeschränkter Befehlshaber der Truppen, die er allein dem Kaiser hatte stellen können, dazu

berechtigt und durch die unbedingte Abhängigkeit ihrer Führer auch dem Kaiser an Macht überlegen. Die Frage nach Wallensteins Derrat ist völlig gegenstandslos, das Verhältnis von Monarch und Untertan auf den Kaiser und ihn nicht anwendbar, denn ihre beiderseitigen Verpflichtungen beruhten auf einem ganz besonderen Verträge, den Ferdinand II. nicht mit dem Lehensträger der Krone Böhmen, sondern mit dem Herzog von Mecklenburg, einem Reichsfürsten, wie Brandenburg oder Bayern, geschlossen hatte.

Des Friedländers Fall und Tod (Ermordung zu Eger 24. Februar 1634) war nicht die Folge der neuerdings von Maximilian von Bayern gegen ihn erhobenen Anklagen, nicht die Folge einer spanischen Intrige, noch weniger ein Strafgericht über einen pflichtvergessenen kaiserlichen General, sondern das Ergebnis einer unhaltbaren und unsittlichen Organisation, eines verwerflichen Wehrsystems, das weder eine nationale noch eine dynastische Grundlage besaß. Wenn der gewalthabende Armeeegründer, der um Kronen spielende Großkapitalist, nicht von seinen bestochenen Mitarbeitern, den Generalen und Regimentskommandanten, aus Eigennutz, und weil man ihnen seinen Reichtum, seinen kolossalen Grundbesitz als Beute angeboten hatte, verlassen und verraten worden wäre, hätte er der diplomatischen Wühlarbeit, die in Wien gegen ihn in Szene gesetzt worden ist, nicht unterliegen müssen.

Die Verhältnisse wurden nach seiner Beseitigung klarer und einfacher. Als nach dem Siege einer kaiserlichen Armee unter Gallas und Johann von Werth über die Schweden und Bernhard von Weimar bei Nordlingen (5.—6. September 1634) der Kurfürst von Sachsen in Unterhandlungen mit dem Kaiser trat, waren die Aussichten für den Frieden jedenfalls besser, als wenn

Wallenstein sie geleitet und seine Entschädigungsforderungen an die erste Stelle gesetzt hätte. Der Frieden von Prag (30. Mai 1635) stellte bereits die Hauptgrundzüge der künftigen Einigung fest; daß sie noch nicht zur Geltung gelangten, lag an der Zurückweisung jedes größeren Opfers von seiten der Katholiken und an der Weigerung der Evangelischen, für die Entschädigung Schwedens allein aufzukommen. Mit Geld konnte dieses nicht befriedigt werden; die Summen, die seine Generale verlangten, waren nicht zu beschaffen, nur Landbesitz konnte die kolossalen Staatsschulden decken.

Frankreich hatte nach Kräften beigetragen, die Kriegslust Schwedens immer wieder anzufachen; es vermittelte die Erneuerung des Waffenstillstandes mit Polen und brachte vor allem Bargeld zur Befriedigung der Truppen in ausreichender Menge zustande. 4 Millionen Liores erhielt Bernhard von Weimar, um eine Armee von 18000 Mann im Dienste Frankreichs zu erhalten; die Landgrafschaft des Elsaß wurde ihm persönlich eingeräumt, allerdings unter jenen unklaren Formen, die bald zu einem ähnlichen Konflikt führten, wie er aus Wallensteins Vertrag mit dem Kaiser entstanden war. Bernhard dachte an den freien Besitz eines deutschen Reichsfürsten, der ihn zum Haupt einer neuen Partei machen könnte, Richelieu an eine französische Statthalterschaft.

So ging der Krieg also weiter, weil Frankreich an dem Elende Deutschlands noch nicht gesättigt war. Der Tod Ferdinands II. (15. Februar 1637) brachte keine Wendung in der Stellung der Mächte hervor, denn sein Nachfolger war lange nicht von der Friedenssehnsucht erfüllt, die den Vater in den letzten Lebensjahren geleitet hatte. Die Siege, die er von seinen Heeren erwartete, blieben aber aus. Immer glänzender stieg das Feldherrngestirn des Weimarer

Prinzen am Kriegshimmel empor, die drei Schlachten bei Rheinfelden, Wittenweier und Tann, die er 1638 gewann, gaben ihm am Oberrhein und im Schwarzwald ein Übergewicht, das er bis zu seinem frühen Tode (18. Juli 1639) festhielt. Auch die schwedischen Fahnen wurden von Banér in des Kaisers eigene Lande getragen, Prag neuerdings bedroht. Neue und alte Prätendenten traten auf den Kriegsschauplatz, der fast ganz Deutschland umspannte: die Erben des Winterkönigs, die Landgräfin von Hessen-Kassel, die Weimarer Offiziere unter General Erlach und endlich, um die schöne Gelegenheit zur Betätigung magyarischen Nationalgefühles nicht zu versäumen, Georg Rákoczy, der die Rolle Gabriel Bethlens wieder aufnahm, dem gekrönten König von Ungarn in den Rücken fiel, ihn zugleich mit Torstenson in seiner eigenen Residenz bedrohte und sich erst durch Überlassung von 7 Komitaten und durch einen Machtspruch des Sultans davon abhalten ließ, an dem allgemeinen Kesseltreiben gegen das Haus Habsburg teilzunehmen.

□ □ □

Auf dem Reichstage, der 1640 zu Regensburg gehalten wurde, begann man über die Bedingungen einer allgemeinen Amnestie, über die Gleichstellung der Calviner und Lutheraner zu sprechen. Die entsetzliche Verarmung des Volkes erregte Bangen unter den Fürsten, die ihre Einkünfte immer mehr und mehr schwinden sahen. Geld war fast nur mehr in den Taschen der Offiziere zu finden, die alle Güter erwarben, die unter den Hammer kamen. Sowie die Weimaraner der Krone Frankreichs die Bedingungen vorgeschrieben hatten, unter denen sie ihr dienen wollten, so bestanden die schwedischen Obersten darauf, daß sie sich nach Banérs Tode ihren Führer wählen durften. Der Militärstaat war Selbstzweck geworden, er ernährte sich selbst, er regierte sich selbst. So verging noch Jahr

um Jahr, ehe die Anstalten zum Friedensschluß getroffen werden konnten, der immer wieder in Aussicht gestellt wurde. Der Kaiser und Frankreich einigten sich, daß am 25. März 1642 zu Münster und Osnabrück die Verhandlungen beginnen sollten, aber erst zwei Jahre später trafen die Gesandten dort ein. Richelieu starb, sein König folgte ihm, ein neuer Kardinalminister, der Florentiner Mazarin, nahm die Pläne seines Meisters auf und suchte einen neuen Papst für das Bündnis gegen Habsburg zu gewinnen. Auch Dänemark trat wieder in den Kampf ein, da es die Nachbarschaft Schwedens und seiner eroberungslustigen Militärmacht immer gefährlicher werden sah. Auf und nieder wogte die Kriegsflut: von Holstein nach Schlesien, vom Rhein an die Elbe. Die Zahl der streitbaren Mannschaft wurde kleiner; mit 15 000 Schweden schlug Torstenson bei Jankau (6. März 1645) 16 000 Österreicher und Bayern; aber die Soldaten, die für ihr elendes Leben so viele andere opfern mußten, waren von einem riesigen Trossen von Weibern, Kindern, wunden Knechten, Ausreißern und Dieben gefolgt. Vor Prag, das im Herbst 1648 von den Schweden belagert wurde, kam endlich der entsetzliche Kampf, den nur mehr der rohste Eigennutz unterhalten hatte, zum Abschluß. Böhmen, wo das Feuer zum Ausbruch gekommen war, hatte die schwersten Leiden auf sich nehmen müssen. Der Majestätsbrief war längst von Ferdinands II. eigener Hand zerschnitten, die alte Landesordnung war derart »vernewert« worden, daß sich das stolze Königreich, das ein Wahlreich sein wollte, in nichts von den alten Erbländern unterschied. Der tschechische Adel war nahezu ausgerottet; die welschen, wallonischen und deutschen Generale, die sich in den kaiserlichen Heeren Verdienste oder unter den Reichsvätern des Wiener Hofes Freunde erworben hatten, saßen an seiner Stelle in den weitläufigen Besitzungen,

die in friedlichen Zeiten fürstliche Einkünfte abwerfen konnten.

Bei dem Friedensschlusse, der in zwei westfälischen Städten, Münster und Osnabrück, zustande kam, bildete die Befriedigung der fremden Ansprüche das schwierigste Problem. Der Gedanke einer gemeinsamen Zurückweisung dieser kam in Deutschland nicht mehr in Betracht. Sowohl Frankreich als Schweden verlangten Gebietserwerbungen, nicht nur als Kriegsentuschädigung, sondern auch unter dem Titel der Eroberung. Selbst die Änderung der Reichsverfassung nahmen sie als ihr Recht in Anspruch. Die Geschäftsträger Mazarins verlangten nicht nur das ganze Elsaß, den Sund- und Breisgau, Breisach, die vier Waldstätte und Philippsburg, sondern auch die Aufstellung des Grundsatzes, daß die Rechte der deutschen Reichsstände dem Kaiser gegenüber vermehrt werden, daß Beschlüsse des Reichstages mit Stimmeinhelligkeit gefaßt werden müßten, und daß die Reichsstände unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse schließen dürften. Die Anerkennung des Besitzes von Metz, Toul und Verdun erachteten sie für keine Leistung Deutschlands. Schweden wählte seine Beute in der Weise aus, daß es Gelegenheit fände, in allen Reichsangelegenheiten mitzuraten und, wenn nötig, die Entwicklung der Verfassung im Sinne einer Zentralisation und Kräftevereinigung zu stören; Pommern, Wismar, Bremen und Verden sollten ihm die Herrschaft über die Ost- und Nordsee sichern.

Die Frage der Amnestie und der Besitzrestitutionen schien lange Zeit ganz unlösbar. Zuerst standen sich die Ansichten über das sogenannte Normaljahr schroff gegenüber. Die Evangelisten bestanden auf 1618, womit der Zustand vor dem Kriege selbst in Böhmen und Mähren wieder hergestellt worden wäre; der Kaiser wollte in konfessionellen Angelegenheiten auf 1627, in politischen auf

1630 zurückgehen, so daß die Wirksamkeit des Restitutionsediktes nur in Norddeutschland aufgehoben worden wäre. Endlich kam man sich bei 1624 entgegen, wodurch die österreichischen Protestanten mit Ausnahme der schlesischen endgültig preisgegeben waren. Die pfälzische Kurwürde samt der ganzen Oberpfalz blieb dem bayerischen Hause Wittelsbach. Dadurch erfuhr die katholische Majorität im Kurfürstenkollegium und damit in der Vertretung der deutschen Stände überhaupt eine derartige Verstärkung, daß die Errichtung einer achten, evangelischen, Kur für das pfälzische Haus von den Katholiken zugestanden werden konnte.

□ □ □

Die Friedensfanfaren schmetterten über ein Gräberfeld, die Postreiter, von denen die frohe Kunde aus Westfalen in alle Teile des Reiches getragen wurde, mußten oft Meilen zurücklegen, ehe sie mit Freuderufen begrüßt wurden; aus Schutt und Brandstätten starrten ihnen teilnahmslose Gesichter entgegen. Die Bürger und Bauern, die der Krieg übriggelassen, wußten kaum mehr, was die Wohltat des Friedens bedeute, die Soldaten betrachteten ihn als Gewerbsstörung, als einen Gewaltstreich gegen ihre Existenz, sie sahen sich hinausgestoßen zu den Räubern und Mordgefallen, die ihnen schon seit geraumer Zeit den Unterhalt streitig gemacht, in Wald und Heide den kleinen Krieg mit ihnen geführt hatten. Nur die Schweden erhielten 5 Millionen Taler zur Begleichung der Soldschulden an die zu entlassenden Kriegsknechte, und auch diese reichten lange nicht aus. Die schwedischen Gesandten, Herr Johann Oxenstierna der Jüngere und Johann Adler Salvius, hatten 30 Millionen für nötig erklärt. Wo aber sollten die anderen Potentaten das Geld hernehmen, um ihren Verpflichtungen nachzukommen? Wohl dem, der den »reformierten Regimentern« zugeteilt wurde, er hatte auch in Zukunft sein Brot

und ein Dach über seinem Haupte zu erwarten. Denn das war nun das neue Wesen, das aus diesem Kriege entsprang: die Abdankung war keine allgemeine, nicht alles Gewehr und Waffen wurden in die Zeughäuser getragen, der Kriegsstand verschwand nicht mehr ganz mit dem Frieden, sondern blieb aufrecht im Dienste seines Herrn, wenn dieser zu den armierten Ständen gehörte. Der freie Landsknecht war ausgestorben, der Söldner blieb als »miles perpetuus« bestehen; man konnte sich nicht nur aus eigenem Willen werben lassen, man mußte hinter dem Kalbfell her, wenn man von den Grundherrschaften den Werbern ausgeliefert wurde, die auf ihrem Rechte bestanden, eine bestimmte Anzahl »Kerls« mit sich zu führen. Aus den Armeen des Dreißigjährigen Krieges sind die stehenden Heere hervorgegangen; das Erbe der Soldatenherrschaft ist die Wehrpflicht und das Recht der Landesherren auf die Blutsteuer.

Das unbebaute Land, die verödeten zerfallenen Häuser, die leeren Stuben der Zünfte heischten fleißige Hände, schwere, fast unausgesetzte Arbeit, wenn das Dasein des Volkes wieder ein menschenwürdiges werden sollte. Aber das Kriegsgesinde taugte nur selten dazu; es strich nach wie vor hungernd, bettelnd, raubend durch die Lande, bis es allmählich verdarb und verstarb. Ein neues Geschlecht entstand und arbeitete sich aus den ärmlichsten Verhältnissen allmählich wieder empor. Auf die härteste Prüfung, die einem Volke auferlegt werden kann, folgte eine Zeit staunenerregender Sammlung und Wiedererhebung, gottergebenen Entbehrens, rüstigster Arbeit. Sie währte länger als die Zeit des Wohlstandes und Genusses, aber sie schuf dauerhaftere Güter als die verlorenen: das Staatsbewußtsein und die Erkenntnis der Pflicht, mit eigener Kraft, mit Blut und Leben für das Kulturwerk der Gesellschaft einstehen zu müssen.

Der Zustand, in dem der Westfälische Friede Deutschland fand, ließ freilich nichts ahnen von dem, was aus den Ruinen noch an neuem Leben erwachen konnte. Es gibt noch kein vollständiges Bild des wirtschaftlichen Verlustes, den unser Volk erlitten hat, als es sich der inneren und äußeren Feinde nicht mehr zu erwehren vermochte. Aus einzelnen statistischen Aufstellungen entnehmen wir, daß in Gegenden von durchschnittlicher Kriegsbeschwerung die Zahl der Familien um 50 vom Hundert, die der Wohnhäuser um 54 vom Hundert abgenommen hat; es fehlte aber nicht an Ortschaften, in denen die unbewohnten Häuser die bewohnten überwogen. Noch viel größer war der Prozentsatz der unbebauten Acker. Grund und Boden galten vielfach wegen Mangels von Gespannen und Geräten für wertlos; man kaufte mit geringem Barvorrat ausgedehnte Güter. Daher rührt der große Besitzwechsel im Adel; alte Familien starben aus oder verarmten, neuer Offiziersadel kam hinauf und begründete neuen Grundadel, der sich der gänzlich menschenleeren Dörfer, an denen kein Mangel war, rasch bemächtigte. Aus dem armen Volke, das arbeiten wollte, wurden viele lieber Knechte und Mägde, für die der Tisch gedeckt werden mußte, als Bauern und Bäuerinnen, die nichts ernten konnten und darum nichts zu essen hatten.

Die Zerstörung der Städte war beispiellos. Berlin zählte nach 1661 nur 300 Bürger, in Belzig (Brandenburg) waren von 200 Häusern 4 bewohnt; in Braunschweig-Lüneburg gab es 100 abgebrannte Städte, Flecken und Dörfer, in Iglau, wo 1617 an 13 000 Einwohner, darunter 700 bis 800 Tuchmacher, wohnten, nach dem letzten Schwedeneinfalle noch 381 selbständige Familien. Die Schilderungen des Hungers, der in manchen Landschaften während des Krieges wütete, sind grauenerregend. Was Grimmshausen darüber und über die Verrohung der Menschen, die

nicht selten zum Kannibalismus führte, in seinem »Simplicissimus« mitteilt, ist eigener Anschauung entsprungen und gehört durchaus nicht auf sein poetisches Konto.

Mit der Abnahme der Gütererzeugung ging die Verringerung des Verkehrs und des Handels Hand in Hand. Der stolze Verband der Hanse verfiel. Die Bergbaue, die nicht sehr ergiebig waren, wurden eingestellt; nur die augenblickliche Notdurft des Lebens konnte berücksichtigt werden. Wo blieb da Kunst und Wissenschaft? Die wenigen Studenten, die zu Füßen schlecht oder kaum noch bezahlter Professoren saßen, waren an das Soldatenleben gewöhnt, sie führten die häßlichsten Sitten, vor allem das monströse Saufen in das akademische Leben ein. Wenn sich nicht unter den wohlhabenden Offizieren Förderer der »fruchtbringenden Gesellschaft« und der »Pignirschäfer« gefunden hätten, würden diese den Glanz niemals erreicht haben, von dem die literarischen Zeitgenossen erzählen.

Eine unübersehbare Summe von Arbeit mußte in den Jahrzehnten, die dem Kriege folgten, geleistet werden, bis die Deutschen wieder Kulturwerke schaffen konnten, die mit denen der Nachbarvölker in Konkurrenz treten durften. Und für die Organisation dieser Arbeit gab es keine zentrale Leitung. Das Reich konnte nicht das Geringste dafür tun. In den souveränen Kleinstaaten wurden die Grundlagen einer neuen nationalen Kleinarbeit, die den Keim der Entwicklung in sich trug, hergestellt; dem deutschen Fürstentum und seiner Beamenschaft, so befremdende und abstoßende Eigenschaften beide auch an sich gehabt haben mögen, gebührt das Verdienst, in den Zeiten der Schwäche des Reiches lebensfähige Staaten geschaffen zu haben. Wo die sorgsamste, ehrlichste und energischste Verwaltung gepflegt wurde, da sammelte sich die größte Kraft.

Der junge Kurfürst, der seinem Brandenburg und Preußen die notwendige Vergrößerung im Westfälischen Frieden erkämpft hat, mit der ein inneres Wachstum sich verbinden konnte, hat in wenigen Jahrzehnten der staunenden Welt bewiesen, wie die Deutschen neue Gemeinwesen zu bilden verstanden, die ihr Dasein gegen alle Stürme neidischer Feinde zu behaupten vermochten. Staunend sah Europa an der Spitze der kleinen Marken und Landschaften, die er regierte, einen Großen Kurfürsten mit siegreicher Gewalt in die Welthandel eingreifen.



Kaiser und Reichsfürst nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Von Georg Friedrich Preuß.

Die innere Entwicklung des Reiches war von alters bestimmt worden durch den Machtgegensatz der kaiserlichen Gewalt zu jener der Fürsten. Der germanische Charakterzug nach individueller Selbständigkeit hatte einst die politische Freiheit Deutschlands vor den Söhnen der Wölfin, wie später die seines Gewissens vor der zweiten römischen Weltmacht, dem Papsttum, errettet, anderseits freilich im Mittelalter die feste staatliche Zusammenschließung aller territorialen Kräfte und ihre Eingliederung in das System eines starken Königtums verhindert; eine Tendenz, deren siegreicher Durchführung gerade Frankreich, der alte Rival des Reiches, seine Überlegenheit verdankte. Wie häufig sind zu allen Zeiten den deutschen Herrschern, die auf reißigem Kriegszuge gegen das Ausland begriffen waren, gefährliche Widersacher im Rücken unter dem eigenen Dache erschienen; wie oft sind jene bei der Ordnung innerer Streitigkeiten auf die heim-

liche Gegenwirkung fremder Mächte gestoßen. Als zwingendes Gebot der Selbsterhaltung mußte es schließlich der obersten Autorität erscheinen, dem übermächtigen Erstarken der stets oppositionslustigen großfürstlichen Bildungen entgegenzutreten.

Der Begriff des Dualismus ist keineswegs erst das Erzeugnis des 18. Jahrhunderts gewesen, vielmehr begegnet er uns bereits im Kampfe der Wettiner gegen Karl V., dann in dem kläglich gescheiterten Anlaufe des Winterkönigs gegen Ferdinand II. Wohl hat die gottselige Zähigkeit der Augustissima Casa alle diese Stürme überdauert, allein wenn Habsburg mit tatkräftiger Unterstützung der zu ihm stehenden katholischen Reichsstände dem Ehrgeiz des einzelnen Angreifers obzuliegen vermochte, welche lebendigen Kräfte hätte die unfruchtbare und verbrauchte Idee des Kaisertums aus sich heraus gegen das in der geschichtlichen Entwicklung der Dinge begründete Souveränitätsstreben des gesamten Reichsfürstenstandes aufzubieten vermocht? Nicht zum wenigsten an diesem, das ursprüngliche Wesen des Dreißigjährigen Krieges als eines Religionskampfes umgestaltenden Prinzipes ist Österreichs großer Plan zur Errichtung einer absoluten, streng katholischen, fast mehr spanischen als deutschen Militärmonarchie gescheitert. Der Westfälische Friede hat dann das Verhältnis der streitenden Parteien im Reiche auf eine völlig entgegengesetzte staatsrechtliche Grundlage gestellt. Indem er in nachdrücklicher Anerkennung tatsächlich längst bestehender Zustände und oft geübter Gewohnheiten die Souveränität der Reichsstandschaft »mit fast überschwenglicher Wortfülle« verbürgte und deren Befugnisse noch erweiterte, drohte er auch den letzten Zusammenhalt der in dem Reichsbegriff nur noch locker verknüpften lokalen Kräfte zu zerreißen. Der Vorteil davon ist zunächst den Nach-

barn des deutschen Volkes in den Schoß gefallen. Durch die kaiserlichen Heere geschlagen, durch langjährige Kriegeleiden zugrunde gerichtet, waren die bisherigen Gegner des Kaisers im Reich außerstande gesetzt, die zerstreuten antihabsburgischen Kräfte in ihrer Hand zu vereinigen. Um so begieriger haben die ausländischen Mächte Schweden, Dänemark, Frankreich diese dankbare Schutzherrrolle ergriffen, die ihnen für ihre Machtzwecke eine höchst aussichtsreiche Wirksamkeit innerhalb des Reichsverbandes sicherte. Bei Beginn des großen Krieges hatte die Politik der protestantischen Union die rechtfertigende Phrase erfunden, das Reich solle »in ein neues Modell gegossen werden«. Wie wenig war diese stolze Voraussage erfüllt worden! Am Ende erscheint die alte, schwerfällige Form so wenig zertrümmert wie verbessert, wohl aber in einzelnen staatsrechtlichen Bestimmungen verändert, die das Ungeheuerliche dieser ganzen Verfassung in noch abschreckenderer Deutlichkeit offenbarten.

Unvereinbarer als je gingen die Meinungen der Zeitgenossen auseinander, die das Verhältnis zwischen Kaiser, Reich und Fürsten in ihren gegenseitigen Rechten und Pflichten voll ernster Sorge durchdachten und in seinem eigentlichen Kern wissenschaftlich darzulegen versuchten. Wenn auch offiziell befriedet, standen die Parteien doch noch immer innerlich unversöhnt nebeneinander. Zwar die Schlachtrufe: Union und Liga, die in manch heißem Ringen erklungen, waren verstummt; die Gegensätze waren andere, mehr politische als religiöse, aber darum gewiß nicht leichtere geworden.

Bezeichnend für die Auffassung einzelner hochgesinnter Männer, daß unmittelbar nach dem Frieden die junge aufstrebende Macht des deutschen Nordens an den Versuch herantrat, Frankreich und Schweden in ihrer Stellung an der Spitze der deut-

schen Opposition abzulösen. Wohl sollte sich der weitstichtige und gedankenreiche Plan des für den von ihm vielleicht zuerst geahnten Beruf Brandenburgsehrlich begeisterten Reichsgrafen von Waldeck, alle Widersacher Habsburgs in einer kräftigen, an kein bestimmtes Bekenntnis gebundenen Union zusammenzufassen und ein »einig Imperium« unter Brandenburgs Ägide aufzurichten, als stolzer Irrtum erweisen. Zu so hoher Tat war die erlösende Stunde und der Mann noch nicht gekommen; dennoch bleibt es ein kühnes und denkwürdiges Unternehmen, das bereits die großen Wege der Zukunft gewiesen hat.

Und bald befand Österreich sich einer noch viel ernsteren Krisis gegenüber.

Am 2. April 1657 sank Ferdinand III. ins Grab. Aber der tiefeingewurzelte Argwohn der deutschen Fürstenwelt gegen die von der casa d'Austria erstrebte »absolute Domination« starb nicht mit ihm. In allseitiger Erwartung, mit sehr verschiedenenartigen Sonderwünschen und Absichten, für deren Geltendmachung das durch den Westfälischen Frieden bekräftigte Bündnisrecht das Feld erweitert hatte, trat die deutsche Fürstenwelt in das Interregnum ein. Hatten sich fast alle Kaiserwahlen der letzten Zeit, über den Rahmen innerer deutscher Fragen hinausgreifend, im Kreise der durch die Rivalität der beiden ersten Geschlechter des Kontinents hervorgerufenen weltgeschichtlichen Gestaltung des 16. und 17. Jahrhunderts bewegt, so trägt doch keine den Charakter einer universellen Frage in ähnlichem Grade, wie die der Jahre 1657 und 1658 mit ihrer spannenden Entwicklung und ihren vielfältigen, feinverzweigten Beziehungen zu den entscheidungsvollen Kämpfen des europäischen Westens und Nordostens. In manchem ähnelt ihre Geschichte der des Jahres 1519. Vielleicht nur noch bunter und wechselvoller war ihr Verlauf, noch dreister und selbstsicherer als damals

drängte sich der arglistige französische Einfluß in die Verhandlungen hinein. Der glühende Wunsch, dem spanischen Erbfeinde die diesem wider den unzweideutigen Wortlaut des Friedensinstrumentes fast offen zugewandte Unterstützung Österreichs zu entziehen und Habsburg auch in Deutschland zu treffen, ließ Mazarin auf den alten Gedanken der französischen Politik zurückgreifen, unter der Maske eines Verteidigers reichsfürstlicher Freiheiten das Haus Österreich von dem Kaisertum auszuschießen, dessen Pflichten es längst nicht mehr gerecht geworden war, und wegen der bald offenen, bald heimlichen spanischen Rivalität nur schwer gerecht werden konnte.

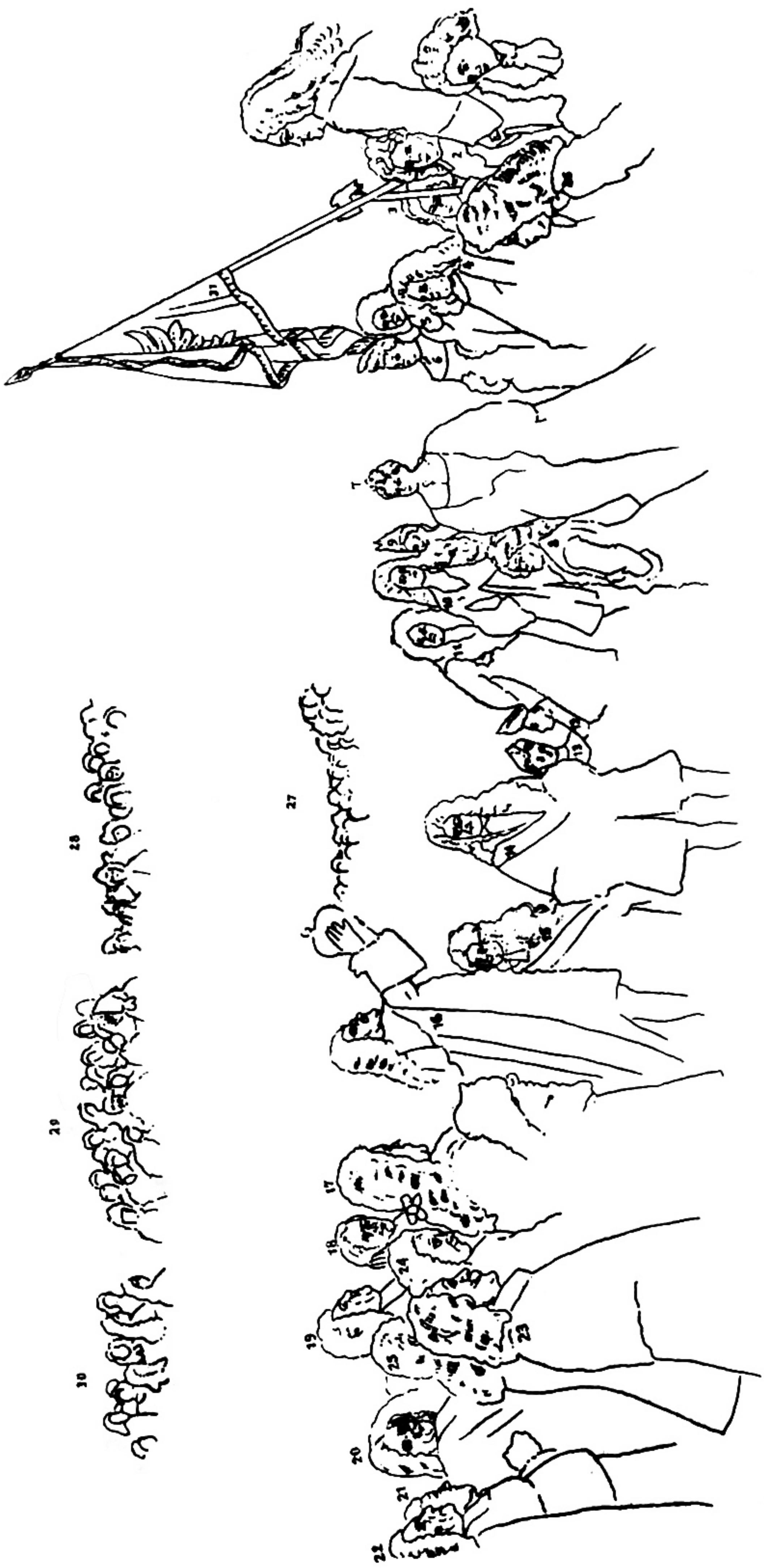
Bei der friedfertigen Stimmung innerhalb der deutschen Stände sowie ihren sehr berechtigten Befürchtungen vor neuen, sich aus der Interessengemeinschaft der beiden habsburgischen Linien ergebenden Verwicklungen schien der Zeitpunkt hierfür günstig zu sein. Dem nie schlummernden Argwohn der Reichsfürsten, deren starke Mißstimmung durch den letzten Reichstag soeben weitere Nahrung erhalten hatte, konnte der Wunsch wahrlich nicht sehr fern liegen, der Möglichkeit einer Erneuerung der »Ferdinandeischen Pläne«, sowie der wirklich oder angeblich noch immer befürchteten Umwandlung des »aristocraticum regimen« in einen »statum monarchicum« durch die Wahl eines Nicht-habsburgers vielleicht für alle Zeiten vorzubeugen.

So schienen sich Mazarin anfänglich bequeme Handhaben zu bieten. Der zeitweisen Übereinstimmung seiner Ziele mit denen mehrerer Kurfürsten entsprang als Ergebnis, abgesehen von einigen kurzlebigen Entwürfen, die wohl einzig ernsthafte, anfangs gar nicht aussichtslose Kandidatur des Wittelsbadlers: Ferdinand Maria von Bayern. Diesen empfahl in den Augen des französischen Staats-

leiters für die in der ehrfurchtsvoll anhänglichen Vorstellung fast des ganzen Abendlandes noch immer ideell höchste Würde der Christenheit gerade der Mangel aller der Eigenschaften, welche sonst einen Mann zu Macht und Größe erheben. Wahrscheinlich wäre sogar Ferdinand Maria gewählt worden, wenn er der ihm von französischer Seite in verführerischer Nähe gezeigten Aussicht sofort und mit aller Kraft hätte nachgehen wollen. Nicht wenige mochten wie der Publizist Frischmann urteilen, der den jungen Habsburger Leopold und den Bayernfürsten in einen für den ersteren wenig günstigen Vergleich setzte: »Ille magis hispanus, iste magis Germanicus.«

Es waren recht mannigfache Ursachen: in erster Linie doch wohl Bayerns offenkundige Zurückhaltung als Folge der Ängstlichkeit seines Fürsten und des sich in gesunder Territorialpolitik bescheidenden Systems seines ersten Ratgebers, dazu gesellten sich vielerlei durch Bayerns Versagen hervorgerufene oder wenigstens geförderte Abwandlungen und Verschiebungen in den Beziehungen der deutschen Fürsten untereinander und zu den wettbewerbenden Großmächten; vor allem dann der durch seltsame Verkettung hochpolitischer Umstände hervorgerufene vollständige Frontwechsel der brandenburgischen Politik, welche alle zusammen dem Kardinal sein von langer Hand vorbereitetes, vielverschlungenes, unleugbar bedeutend angelegtes Spiel verdorben haben.

Ferner kam in Betracht: Philipp IV. von Spanien hatte keine männlichen Nachkommen, und um die Hand seiner Erbtochter bewarb sich der junge Leopold. Was aber viele deutsche Fürsten anfänglich von dem Erzherzoge fernhielt, war gerade die nahegerückte Möglichkeit einer Vereinigung des Kaisertums mit der spanischen Weltmonarchie, Wiederholung der besonders von den Protestanten gefürchteten Zeiten Karls V., und damit

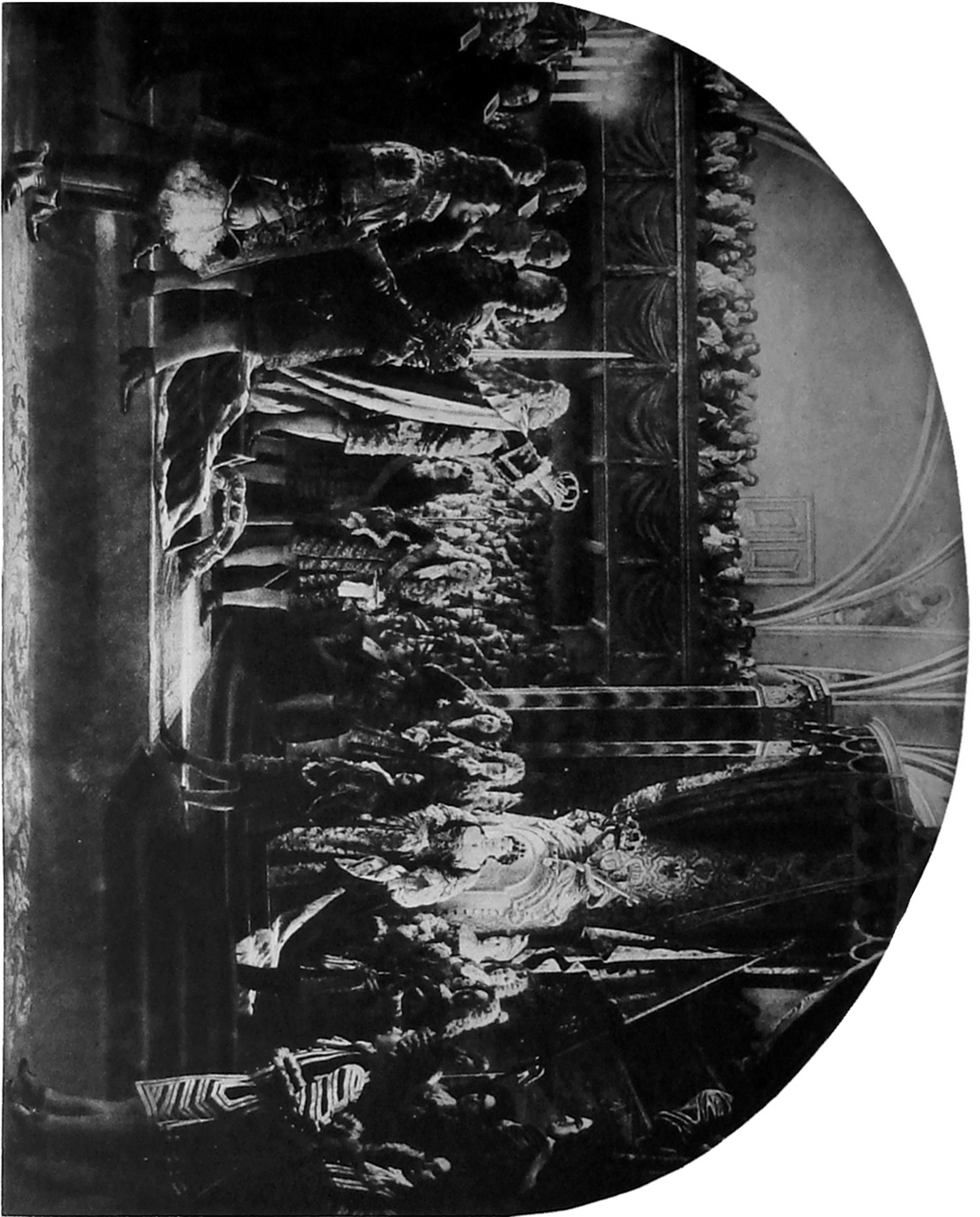


Im Dezember 1700 brach der Hof in 300 Karossen nach Königsberg auf. Hier vollzog Friedrich mit größter Pracht am 18. Januar 1701 selbst seine Krönung als «König in Preußen» und krönte dann seine Gemahlin. Das Bild bringt zur Darstellung, wie sich Friedrich I. in der Schlosskirche zu Königsberg die Krone aufs Haupt setzt.

1. Generalmajor von Tettau (Kommandant der Garde du Corps);
2. Graf Alexander Dohna, Oberhofmeister des Kronprinzen; 3. Kammerherr F. W. von Grumbkow; 4. Generalfeldmarschall Johann Albrecht von Barfus; 5. Markgraf Albrecht Friedrich, Bruder des Königs; 6. Herzogin von Solms; 7. Königin Sophie Charlotte; 8. Kronprinz Friedrich Wilhelm; 9. Prinzessin von Solms; 10. Markgraf Christian Ludwig, Bruder des Königs; 11. Herzog Friedrich Ludwig von Solms; 12. Frau von Bülow, Oberhofmeisterin der Königin; 13. Frau von Steinberg, Oberhofmeisterin der Königin; 14. Graf Kolb. v. Wartenberg, Oberkammerer und Staatsminister; 15. Graf Wallenrodt, Obermarschall; 16. König Friedrich I.; 17. Oberburggraf von Rauldike mit dem Reichshäuerl; 18. evangelisch-lutherischer Bischof D. Bernhard von Sanden; 19. reformierter Bischof D. Benjamin Uffinus; 20. D. Gottfried Wegner, Professor der Theologie; 21. 3. W. Gadius, 2. reformierter Hofprediger; 22. Conrad Mehl, reformierter Hofprediger; 23. ein Bercold; 24. landhofmeister von Perbandt mit dem Reichsapfel; 25. Kanzler von Creßen mit dem Reichsiegel; 26. königliche Pagen; 27. die adeligen Damen der Stadt und Provinz; 28. Kaufmannschaft und bürgerliche Damen von Königsberg; 29. polnische Deputation; 30. Rektor und Professoren der Universität Königsberg; 31. Reichsbanner.

ANTON VON WERNER

KÖNIGSKRÖNUNG FRIED-
RICHS I., 18. JANUAR 1701



erneute Unterwerfung Deutschlands unter die unserer Nation ebenso verhängnisvolle wie widerwärtige Politik der düsteren, mönchisch-kriegerischen spanischen Ideale. Erst durch die Geburt des Infanten, Ende 1657, wurde diese Sorge gehoben. Die einstimmige Wahl des achtzehnjährigen Erzherzogs Leopold hat am 18. Juli 1658 die kaiserlose Zeit beendet. Etwa auch die inneren Gegensätze im Reiche? Die abermalige Erhebung Habsburgs, dessen Kaisertum für nahezu ein Jahrhundert nicht mehr ernsthaft in Frage gestellt werden sollte, gab zwar dem langen, an Schwankungen reichen Interregnum einen Abschluß, welcher von manchem, der die Macht der Überlieferung richtig eingeschätzt hatte, bereits vorausgesehen worden war, aber doch in seinen begleitenden und nachfolgenden Umständen durchaus nicht allen Erwartungen entsprach, die das Haus Österreich mit seinem Wahlsiege verbunden glaubte. Was der Kaiserwahlfrage ihren besonderen weltpolitischen Zug gab, war die zeitweise Verbindung reichsständiger Opponenten mit den Mächten des europäischen Widerstandes gegen die befürchtete Universalmonarchie. Keinesfalls war diese Tendenz erlegen. Ganz im Gegenteil fand sie ihren wohlberechneten Ausdruck in einer der kaiserlichen Gewalt neue Fesseln auferlegenden Wahlkapitulation, welche in scharfer Satzung Leopold verpflichtete, sich jedes weiteren Eingriffs in das niederländische Kriegsdramazugunsten Spaniens zu enthalten. Und damit nicht genug. Daselbe Jahr verwirklichte durch Aufrichtung eines engeren Bundes der westlichen Staaten des Reiches das alte Programm des projektenreichen, politisch nicht immer klar denkenden Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, der zur Zeit als die Seele aller Reichsangelegenheiten, als Orakel der kleineren Stände, eine Stellung im Reiche einnahm, um die ihn die an Machtmitteln reicheren Fürsten beneiden konnten.

Die Notwendigkeit einer zweckmäßigeren Reichskriegsverfassung wurde wohl mehr oder weniger von allen empfunden, und der »punctus securitatis publicae« rief an dem in Permanenz erklärten Reichstage leidenschaftliche Debatten und unsterbliche Streitigkeiten hervor. Allein gerade weil die Hofburg, in der sicheren Hoffnung, durch einheitlichere militärische Einrichtung auch die Machtstellung des Imperiums zu stärken, die schnelle Durchführung jenes Gedankens mit allem Eifer betrieb, nährte die Kraft des Widerstandes bei den Fürsten, die kein »armiertes Haupt« über sich wollten und den Begriff des Kaisertums am liebsten auf einen inhaltslosen Titel herabgedrückt sahen. Daß »kaiserlich« und »reichisch« nicht zusammenfiel, hatte man längst begreifen gelernt. Bedrohung der ständischen Freiheiten, Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und des Münsterschen Friedens, der den Zeitgenossen »als himmlisches Geschenk«, als höchster Triumph staatsmännischer Kunst erschien, an dem nicht gerüttelt werden dürfe, das waren die stets gleichen, konventionellen Äußerungen, durch welche die Fürsten, deren einzelne gelegentlich sogar mit dem Gedanken eines französischen Kaisertums spielten, die rücksichtslose und ausschließliche Verfechtung ihrer Sonderwünsche gegenüber dem Kaiser hinreichend gerechtfertigt wählten.

Man wird die Wichtigkeit der Wahlkapitulation kaum überschätzen können. Für die innere Entwicklung des Reiches bedeutete sie einen weiteren bezeichnenden Schritt vorwärts auf der Bahn der Dezentralisation und der Abkehr der fürstlichen Gewalten von der kaiserlichen. Von der höheren Warte der europäischen Politik betrachtet, schlug sie die erste empfindliche Bresche in die Einheit des Hauses Habsburg: das spanische Weltreich blieb gegen Frankreich auf die eigenen Kräfte angewiesen. Das hohe, zumeist der Furcht

entsprungene Ansehen der herrischen Krone Spanien bei den deutschen Höfen ging allmählich verloren: schon wagte der wackere kurmainzische Minister Boyneburg den frommen Wunsch zu äußern: *«Sentiet hispania ictus Germanicos.»*

Trotz aller ungünstigen Stimmungen hat es Kaiser Leopold an *«Exzitationen»* für die Fürsten nicht fehlen lassen, um das Reich zu erhöhter Kriegsbereitschaft zu vermögen. Oft genug war früher die Kunde vom drohenden Ausbruch türkischer Heere das Stichwort gewesen, um die waffenkräftigen Reichsstände auf den Plan zu rufen. Unter den zerstörten Wällen von Wien sollte sich zur Befreiung der schwer bedrängten Kaiserstadt noch einmal halb Deutschland in gewaltiger kriegerischer Machtentfaltung zusammenfinden, allein mit den österreichischen Siegen hörten die Türkensiege, obwohl sie ihre Volkstümmlichkeit behaupteten, doch auf, eine unmittelbare Gefahr für das Reich und damit der Mittelpunkt seiner kriegerischen Sorge zu sein.

Trefflich hat einmal Waldeck als notwendige Richtschnur der Fürstenpolitik bezeichnet: *«garder la direction des armes et tenir la bourse hors des mains de l'Empereur.»* Denn auch in dem zweiten Punkte, und hier erst recht, galt es sich kaiserlicher Eingriffe zu erwehren. Wie der geldarme Wiener Hof seine wenigen Reservatrechte zu Zwecken finanzieller Stärkung auszunutzen strebte, ist bekannt. Als oft erprobte Waffe dazu diente ihm der Reichshofrat, von dem auch sonst in fürstlichen Kreisen die Rede ging, daß er, gelegentlich über seine juristischen Funktionen hinaus auf politisches Gebiet übergreifend, *«nicht ungern sehe, wie er Kurfürsten und Fürsten ein wenig vexieren könnte.»*

Bei den in bald offenen, bald stillen, aber darum nicht weniger erbitterten, fast ununterbrochen alle Politik des Reiches

begleitenden inneren Kämpfen kamen der kaiserlichen Gewalt noch andere willkommene Mittel zu Hilfe, die sich aus den Reibungen der Reichsstände untereinander ergaben. Keineswegs immer vermochte der korporative Geist das kurfürstliche Kollegium *«contra domum Austriacam»* zusammenzuhalten. Gegenseitige Eifersucht, die jeden Machtgewinn des einen allen anderen als unerträgliche eigene Schädigung empfinden ließ, trieb die einzelnen Kurfürsten nicht selten in die Arme der Wiener Politik.

Den Kurfürsten wiederum standen zu meist enggeschlossen die Fürsten gegenüber, deren Ansturm gegen die kurfürstliche *«Präeminenz»* zeitweise die erbittertsten Formen annahm. Hier boten sich einer gewandten kaiserlichen Diplomatie ganz von selbst ausichtsreiche Gelegenheiten, die Sonderinteressen der einzelnen Kurien gegeneinander auszuspielen und dadurch die anspruchsvolle kurfürstliche Gewalt im Schach zu halten. Durch neue Ernennungen ihm ergebener, meist österreichischer Geschlechter suchte sich der Kaiser auf der weltlichen Fürstenbank einen ihm ergebenen Anhang zu sichern, wie er ihn bereits in den geistlichen Herren besaß, deren Votum *«in omnibus sicut Austria»* sich in den weitgeschweifigen Protokollen der Reichstagsverhandlungen als stehende Formel wiederholt.

Abwägen zu wollen, ob in den zahllosen einzelnen Streitpunkten oder auch nur ganz allgemein im Prinzip selbst der Kaiser oder die Fürsten moralisch im Rechte gewesen seien, mußte zu haltlosen Ergebnissen führen. Wie unzählige Male sind des Reiches Fürsten durch Wiener Hofkabalens in wichtigen Interessen ihres Landes und ihrer Politik geschädigt worden, mit welcher Bitterkeit mußte es anderseits der Kaiser empfinden, wenn sich die Stände mit der Waffe des westfälischen Friedensinstrumentes ihren Reichsverpflichtungen entzogen. Wer die in der

Lage Österreichs beruhenden Schwierigkeiten in Anrechnung bringt, wird es verständlich finden, daß auch das Haus Habsburg im Innern wie nach außen nur Territorialpolitik trieb, daß es mit großer Aufmerksamkeit, die nie frei von sorgender Befürchtung war, das Aufsteigen der einzelnen deutschen Fürstenhäuser verfolgend, aus Erwägungen des eigenen Machtinteresses jeden Territorialstaat niederzuringen strebte, der sich ebenbürtig neben den seinigen zu stellen drohte. Darum bleibt es aber doch wahr, daß der geschichtliche Fortschritt nicht auf seiner Seite lag. Das lebende und leidende Geschlecht jener Tage blickte vielfach noch mit den Schauern überlieferter Ehrfurcht auf Kaiser und Reich und wußte es nicht anders, als daß sich in ihnen die höchsten sittlichen Machterzeugnisse der Christenheit darstellten. Wir aber erkennen es heute von der Höhe unseres Standpunktes aus mit voller Deutlichkeit: nicht in der Hofburg, so sehr man dort den tönenden Titel kaiserlicher Majestät als steten Mehrer des Reiches betonte, auch nicht in den Beratungen des Reichstages, wo manch guter Gedanke folgenlos unterging in dem Formelkram einer unerreicht schwerfälligen Geschäftsordnung, sondern in der oft unendlich mühseligen, zunächst nur bescheiden lohnenden Kleinarbeit der einzelnen Territorien sind die Keime der weiteren gesunden Entwicklung unserer Nation zu suchen. An dem, was damals im inneren Staatsausbau geleistet wurde, muß Wert und Bedeutung des Jahrhunderts nach dem großen Kriege gemessen werden.

Und darin liegt die beste Rechtfertigung auch für die mancherlei Umtriebe und oft rücksichtslose Gewalttätigkeit, mit der sich einzelne Fürsten, den Umfang ihrer persönlichen Rechte willkürlich erweiternd, wie nach oben der kaiserlichen Gewalt, so nach unten der, ihren selbstherrlichen Willen bindenden oder wenigstens einschränkenden Autonomie der

Landstände erwehrt. Die den außerösterreichischen Ständen gewährte kaiserliche Unterstützung vermochte wohl gelegentlich, wie im Extensistenstreite, einen halben Sieg zu erringen, aber nicht den Gang der Entwicklung aufzuhalten. Wo die Stände sich in starrem Troße widersetzen, begegnen sie eiserner Härte. Es gehört unzertrennbar zum Wesen jener autokratischen Fürstennaturen, daß sie in den Gegnern ihres dynastischen Machtstrebens zugleich auch die Todfeinde der Wohlfahrt des Landes erblickten. Die innere Einrichtung und Sammlung aller Kräfte erleichterte die Schöpfung des *miles perpetuus*, sowie im notwendigen Zusammenhang damit die Umwandlung der militärischen Kontingente, die bisher in den Händen von Privatunternehmern geruht hatten, in landesherrliche Einrichtungen, welche, nicht Selbstzweck sondern Machtzweck, zum vornehmsten Werkzeug der opportunistischen, von stärkstem Erweiterungsdrange beseelten Politik der großfürstlichen Häuser geworden sind.

Nicht überall war dem territorialen Streben der gleiche Erfolg beschieden. Bayern verlor, unermesslichen Zielen nachjagend, den Boden unter den Füßen und rettete mit Mühe seinen alten Bestand. August der Starke von Sachsen, dem Wittelsbacher Max Emanuel an kriegerischem Ehrgeiz und ausschweifender Phantasie verwandt, gewann zwar die lockende Königskrone, geriet aber dadurch in Wirrnisse, denen seine und seines Landes Kräfte nicht gewachsen waren.

Anderes Brandenburg. Kein zweiter deutscher Staat hat im Innern gleich Tüchtiges geleistet, keiner sich nach außen kraftvoller betätigt. Im Gegensatz zu Bayern hat es seiner Politik in praktischer Beschränkung stets nur erreichbare Ziele gesetzt, im Gegensatz zu Sachsen und Hannover sein junges Königtum auf deutschem Boden errichtet.

Für die Ausbildung seines deutschen Berufes war es von unermesslichem Vorteil, daß die alten Rivalen, die Wettiner und Welfen, sich in außerdeutschen Aufgaben festlegten, daß sich Österreich, durch die Verhältnisse gezwungen, sehr wider seinen Willen dem inneren Leben unserer Nation mehr und mehr entfremdete und sich ein neues Reich mit zwiefacher Front schuf. Die Welfen wie die Wittelsbacher, die Wettiner wie die Habsburger, sie alle vertraten in erster Linie das rein dynastische Prinzip, in dem praktischen Werke der Hohenzollern aber stand als leuchtender Mittelpunkt der moderne Staatsgedanke. Und zwar in seiner schärfsten Form, die alle anderen Interessen ausschloß oder doch zurückdrängte. In dieser Einseitigkeit lag vielleicht Preußens ursprünglichste, jedenfalls erfolgreichste Kraft. Obwohl dieser Staat von ausgesprochen norddeutscher, protestantischer Art, in sehr realem, gesundem Egoismus alle Dinge nur nach ihrem Verhältnis zu sich selber beurteilte und handhabte, hat er, so seltsam und widerspruchsvoll es klingt, zugleich doch auch, zunächst freilich ohne sein Wissen und Wollen, im Geiste und in Förderung des nationalen Prinzips gewirkt. Denn alles was Preußen erreichte, kam Deutschland zugute. Preußens Schicksale sind deutsche nicht von Anfang an gewesen, sondern geworden. Seit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen hat der historische Gegensatz zwischen Kaiser und Reichsfürst seinen letzten, schärfsten und großartigsten Ausdruck in der vereinfachten Formel des österreichisch-preussischen Dualismus gefunden. Die übrigen deutschen Länder fielen auf die zweite Linie zurück und neigten sich, dem Wechsel der Entwicklung nachgebend, bald dem einen, bald dem andern der beiden Widersacher zu. Menschenalter sollten sich noch in krampfhaften Versuchen einer friedlichen Lösung des durch die Jahrhunderte geschürzten Knotens erschöpfen. Die letzte Entschei-

dung lag doch, wie es der inneren Notwendigkeit der Verhältnisse, der Natur und unentwegt festgehaltenen Überlieferung des geharnischten preussischen Staates entsprach, auf dem Wege gewaltsamer Auseinandersetzung.



Das deutsche Reich und Ludwig XIV.

Von Georg Friedrich Preuß.

»Je binnenländischer ein Staat ist, um so schlechter sind auch seine Grenzen.« Die geographische Lage Deutschlands wurde sein Schicksal. Kein Kulturvolk hat in der neueren Geschichte eine härtere Schule durchlaufen und Schwereres zu tragen gehabt, als »das Volk der Mitte Europas«. Der Dreißigjährige Krieg bildete den Höhepunkt seiner Leiden, ohne sie abzuschließen. Als Folge der seltsamen, gewissermaßen internationalen Stellung, in welche die auf dem westfälischen Friedenskongresse das Gesetz diktierenden ersten Kriegsmächte des Auslandes das hilflose und zerrissene Reich gedrängt hatten, indem sie als Eroberer in der Westmark wie in den Bereichen der deutschen Ostseeländer Fuß faßten und sich selbst zu Geranten des Friedens bestellten, war die Einmischung der auswärtigen Mächte in das innere Leben der Nation, bisher nur die gelegentliche Folge verhängnisvoller kriegerischer Erschütterungen, gleichsam staats- und völkerrechtlich sanktioniert und verewigt worden.

Beim Regierungsantritt Ludwigs XIV. war seiner Politik durch Richelieu und Mazarin in dem System der Lehre von der natürlichen Begrenzung, also nach Osten hin der Erwerbung der Rheingrenze, bereits das große Endziel gesteckt worden, das, seit Jahrhunderten der sehnstüchtige Traum des französischen

Volkes, in dem alten Dichterworte ausklingt: »Quand Paris boira le Rhin, toute la Gaule aura sa fin.« Die absichtlich unklaren und doppel sinnigen Bestimmungen, unter denen das Elsaß an Frankreich abgetreten wurde, ließen einer kühnen, rücksichtslos zugreifenden Macht den weitesten Spielraum. Um so mehr, da Ludwig bei der sofort mit planmäßiger Schärfe aufgegriffenen Gegnerschaft zum Hause Österreich in dem politischen Anschauungskreise diesseits des Rheines auf Stimmungen traf, die sich dem französischen Einflusse bereitwillig öffneten. Der pyrenäische Friede des Jahres 1659 bildet die uns heute sehr deutlich erkennbare äußere Grenzscheide zweier Zeitalter: der sinkenden habsburgisch-spanischen, der aufsteigenden französischen Ära. Er hat zugleich Frankreich in der Aussicht auf die Beerbung des alten spanischen Gegners die große zukünftige Aufgabe gewiesen, deren glückliche Verwirklichung den französischen Staatsmännern von der Voraussetzung möglichster Schwächung Österreichs abhängig schien. Auf diesem Punkte trafen die Wege Ludwigs mit denen vieler Reichsstände zusammen. Daß sich unter dem Prinzipat des Mainzer Kurfürsten ein Sonderbund »konsiderabler« Staaten die Aufgabe gestellt hatte, den Reichsfrieden zu erhalten und den Kaiser am Eingreifen in den französisch-spanischen Krieg zu verhindern, war einer der größten Triumphe Mazarinscher Staatskunst gewesen. Und Ludwig ist den Bahnen seines Meisters und Erziehers in der Politik gelehrig gefolgt. Zwar jener Rheinbund fand keine Erneuerung mehr, aber dafür ließen sich anfangs um so bereitwilliger die einzelnen Reichsstände gewinnen. Jeder für sich bildete eine kleine Welt mit starkem politischem Selbstgefühl, die in gespreizter Wichtigtuerei und im vordrängenden Ehrgeize, sich zur Geltung zu bringen, ihre Sonderbeziehungen zu der großen Politik suchte

und ihren Stolz darein setzte, mit dem glänzenden Herrscher an der Seine »eine freundschaftliche Korrespondenz zu pflegen. Schmeichelhafte Beweise seiner einträglichen königlichen Freundschaft, gewinnendes, auf scharfe und glückliche Beobachtung der Charaktere wie Verhältnisse begründetes sicheres Handeln der französischen Gesandten, unablässiges geschicktes Lavieren zwischen den wirren Parteiungen, am rechten Orte auch durchgreifende Energie, die mit zweckmäßigen Drohungen nicht kargte, vor allem aber lockende Versprechungen und Bestechungen im weitesten Maße, reichliche Jahrgelder und Subsidien: das waren die mannigfachen, mit Meisterschaft gehandhabten Mittel, durch welche Ludwig, ein anderer »index libertatis germanicae«, die Stände lange in seinem Banne hielt und selbst seiner Fahne abtrünnige Fürsten auf gewundenen Umwegen wieder in das französische Lager zurückzuführen wußte. Zu häufig hatte der König, dessen Diplomatie mit Vorliebe gerade auf die schlechten Regungen und Neigungen der menschlichen Natur rechnete, die Macht des Goldes erprobt, um sich ihrer nicht durchaus und in jedem Augenblicke bewußt zu sein. Die sittliche Verwilderung der dreißig Kriegsjahre hatte unheilvoll den Boden für seine Saat bereitet und die alten deutschen Nationaltugenden schlichter Treue und freier Männlichkeit vernichtet. Das »tirer d'argent de la France« oder, wie die Franzosen spotteten: »la politique de la main tendue«, war die Lösung aller geworden. Nur dadurch wurde es den kleinen Territorialmächten möglich, aus den Grenzen ihres engen, kleinstaatlichen Daseins heraustretend, im Zusammenhang und steter Wechselwirkung mit der großen Welt der politischen Erscheinungen zeitweise eine Stellung einzunehmen, die ihre eigenen Kräfte wie die des Landes bei weitem überstieg. Bald nach dieser, bald nach jener Seite warfen sich die

deutschen Fürsten, deren jeder womöglich seinen besonderen »grand dessein« verfolgte, in die Gegensätze ihrer Zeit. Ohne viel aufs Spiel zu setzen, auch mit geringerem Gewinne zufrieden, aber stets bestrebt, sei es als Parteigänger oder in der beliebten Vermittlerrolle, die Hand in allen Fragen zu haben. Gerade »das Übermaß politisch strebender Kräfte« kann als der Fluch der kraftlosen Politik des Reiches in jenen Tagen bezeichnet werden.

Selten ist mehr von der »Wohlfahrt des Reiches«, vom »Eifer für die gemeine Sache«, von den Pflichten gegen den Kaiser und allgemeinen Reichspflichten geredet, weniger nach diesen Gesichtspunkten gehandelt worden. Es war ein zweideutiges, von den Wirbeln der Zeit unruhig bewegtes Geschlecht, das, noch in der Leidenszeit des großen Krieges geboren, unter dem entsittlichenden französischen Einflusse heranwuchs; nicht so roh und gewalttätig wie die Faustrechtspolitiker früherer Jahrhunderte, aber diesen gleich an rücksichtsloser Selbstsucht und derbsinnlichem Genuß, ihnen überlegen durch Verschlagenheit und Neigung zu gewandter, in Frankreichs hoher Schule gebildeter Intrigue. Klassisch für den schlimmsten Typus ist die unheilvolle Trias der »Egonisten«, der Fürstenberger, geworden, der »chers amis de la France«, die bereits eine im Jahre 1670 erschienene Flugchrift, der *Veridicus Gallus*, als »die falschen Propheten« und später Pufendorf als die »libidinis Gallicae pestilentissima instrumenta« gebrandmarkt hat.

Gewiß fehlt es zum Verständnis wenigstens vieler dieser Persönlichkeiten und Vorgänge nicht an erklärenden Motiven. Die Religionskriege hatten dem deutschen Volke das verzehrende religiöse Feuer aus der Seele genommen, aber noch war die reine, läuternde Flamme des nationalen Gedankens in seinem Bewußtsein nicht aufgegangen.

Der schmerzlich empfundene Verlust des einstigen, behäbigen Wohlstandes, die allgemeine Not der Gegenwart drängte jedes werktätige Leben mit unerbittlichem Zwange vor allem auf Berücksichtigung materieller Werte hin. Das galt wie im Kleinen so auch im Großen. Mangel und Armut machen uns die Hingabe der deutschen Stände an Ludwig XIV. erklärlich, der um ihre Freundschaft nie mit leeren Händen warb. Nur daß sie sich deshalb keineswegs der französischen Politik ein für allemal unbedingt verschrieben und etwa stets aus jenen Voraussetzungen die von Ludwig gehofften Folgerungen gezogen haben. Allzugern behielten sie auch im französischen Geleise noch den einen oder andern Nebenpfad im Auge, und vielen mochte es nach dem zynischen Ausspruch eines Politikers der Tage als höchste Weisheit gelten, »Gott zu dienen, ohne den Teufel zu beleidigen«.

Erstaunlich immerhin, mit welcher Zähigkeit auch staatskluge Männer an der einst dem Westfälischen Frieden zugrunde gelegten, durch die Tatsachen aber längst überwundenen Vorstellung festgehalten haben, daß Spanien nach wie vor ihr Todfeind, Ludwig aber als Gegner der habsburgischen Universalmonarchie ihr natürlicher Verbündeter sei. Frankreich selbst sollte der deutschen Nation die Augen öffnen. Hatten schon zu Lebzeiten Richelieus Publizisten wie Jaques Cassan und Besan Arroy den halben Kontinent als Patrimonium für die französische Krone in Anspruch genommen, so sind jene ausschweifenden Gedanken und Forderungen im Jahre 1667 von dem Parlamentsrat d'Hubery noch einmal und in verschärfter Fassung wiederholt worden. Wenn dieser dabei zugleich auch die deutschen Fürsten als Lehns-träger Frankreichs bezeichnete, so traf er sie an ihrer empfindlichsten Stelle. Der unerwünschte Erfolg dieser tendenziös prahlerischen und unklug heraus-

fordernden Geschichtsauffassung »pro domo Franciae« war an den deutschen Kabinetten eine tiefgehende Verstimmung, die durch den Devolutionskrieg noch weitere Nahrung erhielt. Aber freilich, stärker als diese aufkeimende Erbitterung erwies sich, angesichts der glänzenden französischen Waffenerfolge, dieses »tournoi de parade« in den spanischen Niederlanden, das allgemeine Gefühl der Unsicherheit und Befürchtung, daß der Blitz, der in so unmittelbarer Nähe gezündet hatte, auch das eigene Haus treffen könnte.

Nie ist eine Sorge begründeter gewesen. Wenig später überfiel Ludwig Lothringen, und kaum hatte man sich von dem Schrecken über dieses »ungehewerlichste und gefährlichste Attentat in der Christenheit« erholt, so eröffneten Frankreichs erste Feldherren den Angriff auf Holland. Schlag auf Schlag waren sich innerhalb weniger Jahre die Ereignisse gefolgt, und jedes zog weitere Gefahren nach sich, führte die französischen Heere näher an des Reiches Grenzen heran. Die Not der Zeit schien auch das deutsche Volk aus seiner traumseligen Ruhe zu erwecken; hellere Töne dringen aus der Tiefe an unser Ohr, Stimmen der Mahnung und der Verheißung, die ein ganz Neues und Großes unter die Menge warfen: die Forderung festeren nationalen Zusammenschlusses und die Pflicht gemeinsamen Widerstandes gegenüber gemeinsam empfundener Bedrohung. Wohl lassen viele der allerorten und in reichlicher Fülle auftretenden Flugschriften deutlich ihren offiziellen Ursprung erkennen — gedankenvolle deutsche Staatsmänner und Publizisten, wie Franz von Lisola, Gottfried von Jena, hatten hier ihre Meinung niedergelegt —, wohl sind sie fast ausnahmslos überladen mit pathetischen, rhetorisch gewundenen und gekünstelten Wendungen und heroischen Phrasen eines rein formelhaften Patriotismus, allein wenn wir sie dieses wuchernden

Rankwerkes entkleiden, offenbart sich uns als guter Kern doch auch echtes, warmes, ja leidenschaftliches nationales Empfinden.

Der ritterliche Reichsgraf von Waldeck hatte einst bekümmert ausgerufen: »Wenn doch einmal ein alter römischer Bürger aufstünde und uns zeigte, wie man es machen muß, wenn man des Namens eines Patrioten wert sein will.« Nunmehr schien des Großen Kurfürsten männliches Wort: »Gedenke, daß du ein Deutscher bist« seine Erfüllung finden zu sollen. Auch in den Kabinetten blieb man angesichts der starken franzosenfeindlichen, patriotisch bewegten Strömung keineswegs teilnahmslos. Fast wider ihren Willen fühlten sich viele näher an den Kaiser herangedrängt. »Wer mit dem Kaiser ist,« — so erklärte der Brandenburger Jena — »wird nicht fallen, und siele er auf eine Zeit, so würde er von Gott und dem Kaiser wieder erhoben werden.«

Am 24. Mai 1674 wurde zu Regensburg der erste Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen. Lang Gehofftes hatte sich also zum Ereignis gestaltet. Und doch hat dieser Frühlingstag dem deutschen Volke nicht zum Glücke gereicht. Nach einigen glänzenden deutschen Waffentaten nahm der Reichskrieg bald ein sehr hippokratisches Gesicht an, die Flut der so vielfarbige Bilder bietenden Bewegung begann sich im Sande zu verlaufen, — zuletzt hat das deutsche Volk doch den vollen Preis gezahlt, den Frankreich forderte.

Und das Schlimmste stand noch bevor. Wer weiß es nicht, wie Ludwig, um mit Lisola zu reden, »seinen Thron zum Tribunal, seine Soldaten zu Richtern« gemacht hat, und nach endgültiger Einverleibung des Elsaß, durch die Willkürakte der Reunionskammern, weitere linksrheinische Gebiete vom Reiche loszureißen, bald auch Straßburg, das propugnaculum Imperii, immer enger

und enger zu umkreisen begann? Während die geängsteten Reichsstände teils in unentschlossener Tatlosigkeit dem Unabwendbaren scheu entgegenfahen, teils eifrig über neue Einungen zur Rettung des deutschen Bollwerkes im Westen verhandelten, drang die längst in höchster Beunruhigung erwartete, nun aber doch alle Welt mit betäubender Wucht treffende Kunde durch die deutschen Lande, daß Straßburg, »die Termophylen des Reiches«, gefallen sei, daß sich der Sonnenkönig als »Souverain Seigneur et Protecteur« in den Mauern der ehrwürdigen Reichsstadt habe huldigen lassen, die vor 130 Jahren den gefährlichen Zumutungen Frankreichs mannhaft widerstanden hatte.

Wenige Erfolge Ludwigs sind größer und bedeutsamer gewesen, keiner wurde leichter erkaufte. Es war gleichsam ein persönlicher Triumph des Königs über den Kaiser, vor allem aber ein Sieg Frankreichs über das deutsche Reich, zugleich der alten Glaubenslehre über die neue.

Man hat wohl auch von deutscher Seite darauf hingewiesen, daß unserem Volke eine gewisse Unempfindlichkeit gegen die Verletzbarkeit seiner Grenzen eigen gewesen sei. Sein Verhalten nach dem Falle von Straßburg spricht vernehmlich dagegen. Fast überall fühlte man die Schwere der Stunde. Die Publizisten nahmen die Federn von neuem auf, unter der Wirkung der unerhörten Gewalttat, die als nationale Schmach empfunden wurde, schlug die vaterländische Kampfliteratur machtvollere Akkorde an. Während Leibniz betonte, daß der Rex Christianissimus zum Mars Christianissimus geworden sei, verglich ein anderer den Fall Straßburgs mit dem Raube der Helena und warnte vor dem falschen Freier mit der Lilie. »Ex Inero Gallico nulla redemptio.« In das tiefste Herz der Nation griff der Publizist Friedrich Wilhelm von Hornick, wenn er die

Klage des um seine Freiheit trauernden Rheinstroms aussprach, dessen grüne Ufer errötet seien, nicht vom Blute der Gallier, sondern aus Scham über die ihm angetane Schmach der Knechtschaft. Wenige publizistische Erzeugnisse der Zeit stehen auf ähnlicher literarischer Höhe wie die Schriften Hornicks; schwerfällig und ungefüge erscheinen uns viele in Sprache und Gedanken, aber fast alle sind sie geädelt durch ihr Bestreben und die Innigkeit vaterländischer Empfindung. Weit öfter als sonst begegnen wir auch der Sorge, Ludwig XIV., der alles erreicht, wonach er die begehrliche Hand ausgestreckt habe, werde zuletzt noch das Sacrum Romanum Imperium an sich reißen.

Wieder offenbart sich uns in der Politik ein schwacher Niederschlag der vaterländisch erregten Stimmung. Die Empörung auf der einen Seite, das Bewußtsein der gefährlichen Lage, sowie der eigenen Unzulänglichkeit auf der anderen, das alles drängte die Reichsstände zu föderativen Bündnissen und militärischen Einrichtungen, die vielfach auch aus der Wurzel der alten Kreisverfassung erwachsen. Ludolph Hugo, der große Staatsrechtslehrer, hatte es einmal geradezu als Gebot der Selbsterhaltung erklärt, sich durch Sonderbündnisse die Sicherheit zu verschaffen, welche die Verfassung nicht zu gewähren vermochte. In der Tat kennzeichnet sich die ganze Atmosphäre dieser Jahre durch mannigfache unionistische Richtungen und den Geist nachbarlicher Einungen, darüber hinaus sogar auch durch das Streben nach Stärkung der allgemeinen Wehrkraft und Kriegsbereitschaft, allerdings mehr im Sinne erfolgreicher Abwehr, als zur Rückeroberung dessen, was durch des Reiches Ohnmacht verloren gegangen war.

Vergebliches Bemühen. Wie sehr blieben die Taten hinter Gesinnung und Absichten zurück. Die Hugsburger Allianz vom

Jahre 1686 stellt sich uns als das höchste dar, was auf diesem Wege zu erreichen war; sie sollte den schützenden Damm gegen die »témérité gauloise« bilden, aber gerade sie hat durch ihr bloßes Dasein den eifersüchtigen Zorn Ludwigs auf das Reich herabgezogen. Zwei Jahre später erfolgte der französische Einfall in die Pfalz und die planmäßige Verwüstung dieser blühendsten Gegenden des Vaterlandes. Greuel jeder Art sind über Deutschland, das Schlachtfeld für die Völkerkämpfe des 17. Jahrhunderts, einhergeschritten; nie schlimmere, als damals. Alle Schrecken, über welche die damalige barbarische Kriegsführung verfügte, wurden in dieses Werk gelegt, alle Erinnerungen aus der Zeit des großen Krieges durch das Schicksal der Pfalz überboten. Der alte Spruch: Gallum non vicinum habeas, fand neue, grauenvolle Bestätigung. Am 2. März 1689 hat die Furie des Krieges ihre zerstörende Hand zum ersten Male auch an das Heidelberger Schloß gelegt, das hehre, ragende Wahrzeichen edelster deutscher Kunst. Die Erinnerung daran aber zitterte nach in der Seele des deutschen Volkes, fort und fort. Fast durch zwei Jahrhunderte, bis der Rächer kam, blieb die gesprengte eisenumrankte Ruine in ihrer erhabenen, trauervollen Schönheit das lebendige Denkmal ungeführter Schuld: auch uns heute noch eine ernste und ergreifende Mahnung an leidvolle Tage.

Wie hatten sich doch die Dinge im Reiche zuungunsten Ludwigs geändert! Ehemal konnte er die Wege des Kaisers mit Hilfe reichsständischer Kollektivbündnisse kreuzen, im holländischen Kriege mußte er sich bereits mit der Neutralität Einzelner begnügen, jetzt aber war die Kraft des französischen Einflusses gebrochen, der alte Anhang zersprengt, die »querelles allemandes« schienen vergessen: einzig wie nie zuvor trat die Nation in den zweiten Reichskrieg ein. In Katalonien wie in den Niederlanden, in

Italien wie besonders am Oberrhein haben reichsdeutsche Kontingente gestritten, nicht gerade ruhmvoll, meist wenig glücklich, aber unter der geistigen Leitung des Oraniers, des großen Organisators des europäischen Widerstandes gegen Ludwig, ausharrend bis zur letzten Stunde.

Und bald sollte die Nation noch vor schwerere Proben ihrer Waffenkraft gestellt werden. Der Beginn des neuen Jahrhunderts sah die Erledigung der spanischen Erbfolge und schuf damit eine neue europäische Gestaltung. Wieder überschwemmte Ludwig mit seinen Sendlingen die deutschen Höfe; allein politische Überzeugung wie persönliche Verstimmlung und Mißtrauen in Frankreichs Kräfte hielten auch jetzt die meisten deutschen Kreise von dem Versucher fern. Kurz nachdem Kurfürst Joseph Clemens von Köln seine wichtigen Rheinfestungen den Franzosen in die Hände gespielt hatte, erschien unter dem Titel »Théologie des Princes« eine Pasquinade, welche dem Kurkölnner das bedeutsame Glaubensbekenntnis in den Mund legte: »Ich glaube an den Stab von Ägypten, der die Hand dessen durchbohrt, der sich darauf stützt.« Wenige Jahre später hatten Joseph Clemens wie sein Bruder Max Emanuel von Bayern ihr Land verloren: sie waren von Kaiser und Reich geächtete Flüchtlinge auf Frankreichs Boden.

In realpolitischen Erwägungen allein würde sich eine Rechtfertigung und Erklärung des dritten Reichskrieges nicht so leicht finden lassen, wie für die ersten beiden. Aber die Stärke jener Auffassung, welche in Frankreich den Erbfeind schlechthin erblickte, dessen Machtsteigerung direkt oder indirekt immer auch eine weitere Bedrohung des Reiches bedeuten würde, kennzeichnet sich gerade auch darin, daß sie mancherlei Bedenken überwand, die sich gegen einen Reichskrieg um der spanischen Erbschaft willen

geltend machen ließen. Um so mehr als sich bereits die ersten heftigen Schläge des Kriegswetters im europäischen Nordosten entladen hatten, von denen das Reich nicht unberührt bleiben konnte. Wohl mißlangen alle Versuche Frankreichs, den »historischen Verbündeten« Schweden in den Kampf um das spanische Erbe zu verwickeln, allein immer wieder warfen die gewaltigen Ereignisse im Osten ihre Flutwellen über die Grenzen Deutschlands; ein volles Jahr hindurch stand der große schwedische Kriegsfürst gebietend im Herzen des Reiches, ein Gegenstand höchster Sorge für die einen, der Hoffnung für die anderen, von beiden Seiten mit allen diplomatischen Künsten umworben. Es war entscheidend für die Wandlung aller politischen Verhältnisse des Festlandes, daß Frankreichs letztes großes Heer in demselben Jahre geschlagen wurde, wo Schwedens unnatürliche Militärmacht für immer zusammenbrach. Das deutsche Volk aber konnte zum ersten Male wieder auf siegreiche Schlachten zurückblicken und auf Friedensschlüsse, die ihm wenigstens Teile der alten *Aboula Imperii* zurückgegeben hatten.

Ziehen wir die Summe unserer kurzen Betrachtung. Nach außen wird die Periode durch die schmerzlichsten Verluste gekennzeichnet. Ist aber die Nachbarschaft Frankreichs damals dem Reiche einzig und allein zum Unsegen gewesen? Sind nicht auch, ganz abgesehen von den starken kulturellen Einflüssen, ideale politische Gewinne zu verzeichnen? Es konnte doch kaum anders sein, als daß die machtvolle nationale Idee in Frankreich, wo sich ein großes Volk in seinem Herrscher und seiner Hauptstadt einen gewaltigen Mittelpunkt geschaffen hatte, auch diesseits des Rheins ein schwaches Echo erweckte. Gerade durch seine Angriffe hat Ludwig unser Volk gezwungen, sich zu sammeln und auf sich selbst zu besinnen; er hat ihm in der eigenen

Person den gemeinsamen Feind und damit für die Zukunft das nationale Tagewerk gewiesen. Mehrfach sahen wir die Wolken, die schwer über dem Reiche hingen, von einzelnen Strahlen durchbrochen, die, wie schnell sie auch im Dunkel verschwanden, doch erkennen lassen, daß sich die in ihrem Empfinden reicher und reifer gewordene Nation anschickte, den Gehalt ihres Lebens von den kleinen Dingen wieder mehr ins Große zu verlegen, daß sich an vielen Orten lang verschüttete Quellen regten und zum Lichte drängten.

Dem altersmüden Reiche ist damit freilich nicht mehr geholfen worden, wohl aber kam es der Entwicklung des preussischen Staates zugute, dem gerade im Kampfe gegen die nationalen Gegner die Schwingen gewachsen waren. Im Gegensatz zu der Mehrzahl der anderen, zumal kleineren Höfe, die im falschen, von Frankreich geborgten Glanze schimmerten, hat sich Preußen in ernster, schmuckloser aber lebensvoller und kräftiger Tüchtigkeit emporgehoben und, infolge seiner langgestreckten Lage — »mit der einen Hand den Orient, mit der anderen den Okzident berührend« — frühzeitig die gefährliche germanische Wacht an der Weichsel gegen das Slaventum wie später am Rheinstrom gegen den romanischen Westen übernommen. Mit dem Aufschwunge Preußens im 18. Jahrhundert trat das deutsche Volk der Möglichkeit heilbringender staatlicher Umbildung unendlich viel näher. Ausgehend vom protestantischen Norden, der der Gesamtheit allmählich die Fesseln von der Seele löste, begann der Prozeß der Gesundung. Gewiß nicht die geradesten und bequemsten Straßen hat sich die Entwicklung gewählt; auf schwankenden Irrwegen und Umwegen ist das deutsche Volk endlich zu seinem Endziele gelangt. Erst auf den Kampffeldern des deutschen Einigungskrieges sollte Ludwig XIV. besiegt werden.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.

Von Ludwig Keller.

Die Geschichte Preußens, so hat Friedrich der Große einmal gesagt, beginnt mit den Tagen des Kurfürsten Johann Sigismund.

Diese Äußerung, die der weitverbreiteten Überzeugung zu widersprechen scheint, daß die Regierung des Großen Kurfürsten den Anfang der brandenburgisch-preussischen Machtstellung kennzeichnet, erweist sich bei näherer Prüfung als vollkommen zutreffend. Denn wenn man auch zugeben muß, daß Johann Sigismund, der von 1608 bis 1619 den Kurhut trug, weder als Staatsmann noch als Feldherr seinem großen Enkel verglichen werden kann, so ist doch sicher, daß der Machtzuwachs, den das Kurhaus im Jahre 1609 durch den Anfall der jülich-clevischen Lande und Preußens erfuhr, erst die Unterlage für die spätere Entwicklung geschaffen und daß die Überführung des vergrößerten Staates in neue politische Bündnisse, die Johann Sigismunds persönlicher Initiative entsprungen ist, die Behauptung und Festhaltung der neuen Machtstellung erst ermöglicht hat. Der Anschluß an das pfälzisch-oranische Bündnis, den Kurfürst Johann Sigismund durch seinen Übertritt zu den Reformierten vollzog, war der entscheidendste Schritt, den der junge Staat auf dem Wege zu einem selbständigen Staatswesen bis dahin getan hatte, ein Schritt, der große Gefahren in sich barg, der aber für den Aufstieg zur europäischen Großmacht den Boden bereitet hat.

Es ist bekannt, daß Johann Sigismunds Nachfolger, Kurfürst Georg Wilhelm, unter den schweren Erschütterungen, die der Dreißigjährige Krieg mit sich brachte, außerstande war, an dem Aufbau und Ausbau des vergrößerten Staates erfolgreich zu arbeiten. Es war schon viel, daß

es ihm gelang, die einmal genommene Stellung festzuhalten, und so wenig fruchtbar die Regierungszeit dieses Fürsten auch sonst gewesen ist, so muß man doch sagen, daß weder Verlockungen noch Drohungen den Kurfürsten vermocht haben, die einmal eingeschlagene Bahn zu verlassen, daß er vielmehr, trotz der schweren Schicksalschläge, die gerade in jenen Jahrzehnten die ihm verschwägte pfälzische Dynastie trafen, auf die weitere Befestigung des politischen und verwandtschaftlichen Bandes mit den führenden reformierten Mächten hingewirkt hat. Man ist vom heutigen Standpunkt aus viel zu sehr geneigt, die Bedeutung dieser Stellungnahme der Hohenzollern zu unterschätzen. Man vergißt, daß die damalige gesamte politische Lage von den kirchlich-religiösen Gegensätzen beherrscht wurde, die sich seit einem Jahrhundert herausgebildet hatten, und daß in damaliger Zeit sich die große Politik ausschließlich um den gewaltigen Kampf drehte, in welchem die spanisch-österreichische Politik unter Mitwirkung der Kurie wider das Haus Oranien und die Niederlande begriffen war. Es war einer der vornehmsten Zielpunkte der großen katholischen Mächte, die Niederlande zu isolieren; die Uneinigkeit der Protestanten selbst und vor allem der tiefe Gegensatz, der zwischen den Reformierten und den Lutheranern vorhanden war, boten der Kurie und dem Kaiser vortreffliche Gelegenheit, die letzteren an sich heranzuziehen, und so richtete sich die ganze Wucht des Angriffes dieser verbündeten Mächte gegen die Reformierten, die als Sitz des Übels betrachtet und bekämpft wurden; gerade diejenigen Reformierten, denen sich das Haus Hohenzollern angeschlossen hatte, d. h. die Vertreter des Toleranzgedankens, die sich im Unterschied von den Calvinisten gern als ältere Reformierte bezeichneten, galten Katholiken und Lutheranern als die gefährlichsten Gegner, und in der Tat

war deren geistiger Einfluß unter der Führung angesehenen Theologen und Politiker wie Hugo Grotius (gest. 1645), Valentin Andreae (gest. 1654) und J. Amos Comenius (gest. 1670) damals in aller Stille außerordentlich gewachsen und hatte sich selbst in den Kreisen solcher Männer verbreitet, die äußerlich innerhalb der katholischen, lutherischen oder calvinischen Kirche geblieben waren.

Entsprechend dem militärischen und politischen Einflusse, den sich während des Dreißigjährigen Krieges abwechselnd die lutherischen Mächte durch Schweden und Kursachsen und der kaiserliche Hof durch den Fürsten Schwarzenberg in Berlin verschafft hatten, trat an den Kurfürsten Georg Wilhelm wiederholt das Ansinnen heran, den jungen Kurprinzen zu seiner Ausbildung nach Stockholm, beziehungsweise nach Wien zu schicken. Indem der Kurfürst alle diese Anträge ablehnte und den Entschluß faßte, seinen am 16. Februar 1620 geborenen Erben Friedrich Wilhelm an den Hof der Oranier zu schicken, bekundete er seinen festen Willen, die Überlieferungen seines Hauses festzuhalten, und vollzog damit eine entscheidende Tatsache nicht bloß der brandenburgisch-preussischen, sondern der deutschen und damit der europäischen Geschichte.

Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1634 in die Niederlande kam, standen alle Gemüter noch unter dem Eindruck der großen Kämpfe, die seit einem Menschenalter auf religiösem und politischem Gebiete zwischen den Calvinisten und Remonstranten — letztere waren die Vertreter des Toleranzgedankens — ausgefochten worden waren, und es war schon deshalb unvermeidlich, daß der deutsche Prinz zu den alle Welt bewegenden Fragen irgendwie Stellung nehmen mußte, weil der Fürst, in dessen nächste Umgebung er kam, der Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien, in diese Kämpfe seit seinen Jugendjahren tief verwickelt war.

Friedrich Heinrich war als jüngster Sohn Wilhelms von Oranien aus dessen im Jahre 1583 geschlossener Ehe mit Louise von Coligny am 28. Februar 1584 geboren. Louise, deren Enkelin Louise Henriette dann bekanntlich die Gemahlin Friedrich Wilhelms wurde, die Tochter des Admirals von Coligny, war eine Hugonottin im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, das aus den Religionskämpfen der vorreformatorischen Jahrhunderte stammte, d. h. eine Protestantin, die den Typus der älteren Reformierten streng festgehalten hatte. Die Weltanschauung, die sie vertrat, hatte sie auf ihren Sohn Friedrich Heinrich, dessen Erziehung sie nach des Vaters Ermordung allein geführt hatte, vererbt, und als der letztere seit 1625 zur Statthalterschaft gelangt war, fand er Gelegenheit, diese Grundsätze als Staatsmann und Feldherr praktisch zu betätigen.

Ein junger Fürst, der wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg für alles Bedeutende, was ihn umgab, die lebhafteste Anteilnahme und vielfach ein ungewöhnliches Verständnis mitbrachte, konnte für seine Ausbildung damals kaum einen fruchtbareren Boden finden: er studierte in Leiden die Geisteswissenschaften, orientierte sich im Haag über die innere Verwaltung und lernte im Feldlager Friedrich Heinrichs die Kriegskunst; er machte sich gleichzeitig vertraut mit der Handelspolitik und dem Wirtschaftssystem des aufstrebenden Landes, gewann das lebhafteste Interesse für Flottenbau und Kolonialpolitik und begeisterte sich für die Kunst und die Naturwissenschaften, die damals in ein neues Zeitalter eintraten. Es waren unzweifelhaft sehr wichtige Lehrjahre, die Friedrich Wilhelm in den Niederlanden verbracht hat, und es ist längst anerkannt, daß er nach Antritt der Regierung in dem Vorbilde der Oranier wertvolle Richtlinien gefunden hat. Aber ohne eine wohlerrungene und zum Ziel treffende Anwendung konnten die

Prinzipien, die in den Niederlanden erfolgreich waren, auf dem so ganz verschiedenen Boden Kurbrandenburgs leicht eher Schaden als Nutzen stiften, und das Verdienst Friedrich Wilhelms um die Durchführung der neuen Politik bleibt daher trotz des Anteils Friedrich Heinrichs an seiner staatsmännischen Ausbildung ein außerordentlich großes.

In den Kämpfen, in denen die Oranier mit ihren inneren und äußeren Feinden standen, hatte sich ein zuverlässiges stehendes Heer als die unerläßlichste Stütze erwiesen: ein Fürst, der die Stellung seines Staates aufrecht erhalten und seine wohlwollenden und aufgeklärten Absichten gegen den geistlichen Despotismus einerseits und gegen die Machtansprüche einzelner Stände und Berufsklassen andererseits durchsetzen wollte, mußte gerade hierauf in erster Linie sein Augenmerk richten, und man weiß, daß Friedrich Wilhelm mit tätiger Unterstützung von Männern wie Graf Waldeck, Sparr, Derfflinger, Fürst Anhalt und anderen der Schöpfer des nachmaligen preußischen Offizierkorps und der preußischen Armee geworden ist.

Es handelte sich bei diesen Maßregeln zugleich um die Stärkung der Zentralgewalt, die der aus sehr verschiedenartigen Teilen lose zusammengefügte und über weite Gebiete zerstreute Staat dringend bedurfte. Es kam hinzu, daß der Staat in der ständischen Verfassung, zumal in Ritterschaft und Prälaten, starke Machtfaktoren besaß, die sehr geneigt waren, ihre ständischen Interessen mit den staatlichen gleichzusetzen. Diese Stände fanden das einende Band im engen Anschluß an die bestehende Kirche, und sie hatten die wohlbegründete Überzeugung, daß sie, indem sie die überkommene lutherische Rechtgläubigkeit wider ihren reformierten Kurfürsten und Landesherrn verteidigten, zugleich ihren Standesinteressen den wirksamsten Dienst leisteten.

Es ist vielleicht die wichtigste Tatsache der inneren Politik Brandenburgs unter Friedrich Wilhelm, daß er, ähnlich wie die Oranier in den Niederlanden, zur Hebung von Staat und Volk und zur Stärkung der fürstlichen Autorität mit denjenigen Kreisen seiner Untertanen ein wirksames Bündnis herzustellen gewußt hat, die durch ihre religiöse Überzeugung und durch ihre wirtschaftlichen Interessen auf die Bekämpfung der gleichen Gegner hingewiesen waren. Auch in den brandenburgischen Staaten gab es, zumal in den rheinischen Provinzen, zahlreiche Anhänger des Toleranzgedankens, und indem Friedrich Wilhelm ihnen seinen Schutz gewährte, auch aus anderen Ländern planmäßig weitere Gesinnungsgenossen in sein Land zog, erhoben diese kräftig das Haupt, und eben diejenigen Wissenszweige und Berufsarten, die unter ihnen am meisten verbreitet waren, die Technik, der Gewerbefleiß, die Naturwissenschaften und die Künste, nahmen einen bis dahin in Brandenburg nicht gekannten Aufschwung.

Teils aus Prinzip, teils unter dem Zwang, in den ihn die Feindschaft seiner konfessionellen Gegner versetzte, zog Friedrich Wilhelm seine eifrigsten Gesinnungsgenossen in seine Umgebung. Obschon er die wohlverworbenen Rechte der katholischen wie der lutherischen Kirche gewissenhaft geschützt und niemanden um seines Glaubens willen verfolgt hat, so wahrte er sich doch das Recht, in die Stellungen, die ihm am nächsten standen, Männer seiner Denkart zu bringen; sie waren nach seinen Erfahrungen die einzigen, denen er volles Vertrauen schenken konnte.

Die nächste und wichtigste Maßregel der inneren Politik, die Friedrich Wilhelm nach seinem Regierungsantritt traf, war die Berufung Otto von Schwerins in die Regierung. Schwerin, der im Jahre 1616 geboren und im Jahre 1637 vom lutherischen zum reformierten Glauben

übergetreten war, hatte, wie Friedrich Wilhelm, in Holland, England und Frankreich seine Schule gemacht und teilte die Weltanschauung und die Grundsätze des neuen Herrn durchaus. Es entwickelte sich zwischen beiden Männern auf dieser Grundlage ein Verhältnis herzlicher Freundschaft, das sich 40 Jahre lang ungetrübt erhalten hat und schließlich noch der Anlaß geworden ist, daß Friedrich Wilhelm dem Freunde auch noch die Erziehung seines Sohnes und Erben, des nachmaligen Königs Friedrich I., in die Hand gab. Beide Männer sind dann die Schöpfer des brandenburgisch-preussischen Beamtenstandes geworden, in dem sich während Friedrich Wilhelms Regierungszeit die beiden Schwerins, die beiden Jena, Hoyerbeck, Krockow, Meinders und der hochbegabte Paul von Fuchs besonders hervorgetan haben.

Schwerin hatte im Jahre 1640 die Leitung des wichtigsten und schwierigsten Ressorts, nämlich der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, erhalten; an diesem Punkte mußte, so war Friedrich Wilhelms Überzeugung, wenn man die Dynastie und den Staat emporheben wollte, der Hebel in erster Linie angelegt werden. Schwerins rechte Hand in den geistlichen Angelegenheiten wurde später der Seelsorger der Kurfürstin Luise Henriette, Bartholomäus Stosch, für dessen Gesinnung die Tatsache bezeichnend ist, daß er, obwohl Angehöriger der reformierten Kirche, sich seine Ordination von der Brüdergemeinde in Lissa, an deren Spitze damals J. Amos Comenius als Bischof stand, hatte erteilen lassen.

Beide Männer, Schwerin und Stosch, waren, wie Friedrich Wilhelm selbst, Anhänger des Unionsgedankens, und als im Jahre 1646 die Enkelin Louise von Colignys als Gattin des Kurfürsten nach Berlin gekommen war, erfuhr diese Geistesrichtung eine weitere Kräftigung. Sie fand ihren Ausdruck nicht nur in der allgemeinen Politik der Hohenzollern,

sondern auch in der Aufnahme der von der Intoleranz verfolgten Waldenser und Hugenotten.

Man übersieht heute, wo die Fragen des kirchlich-religiösen Lebens mehr einen reinen Gemütswert zu haben scheinen, sehr oft, von welcher großen praktischen Bedeutung in jenen Zeiten dieselben Fragen gewesen sind.

Die größte Schwierigkeit, die Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritt vorfand, lag in dem gewaltigen Mißtrauen, das die große Mehrheit seiner lutherischen und katholischen Untertanen dem andersgläubigen Landesherrn entgegenbrachte. In den Kreisen der Theologen beider Kirchen nannte man den Kurfürsten, der weder Lutheraner noch Calvinist sein wollte, mit dem damals anrühmlichen Scheltamen einen »Synkretisten«. Man kennt die heftigen Konflikte, die sich daraus ergaben, aus der Geschichte Paul Gerhards, der den Kurfürsten einst ebenfalls als Förderer des »Synkretismus« bezeichnet und dadurch den Landesherrn auf das tiefste verletzt hatte. Als Gerhard einige Zeit später sich weigerte, dem Edikt des Jahres 1664, durch das der Gebrauch ehrenrühriger Sekten- und Ketzernamen auf den Kanzeln verboten ward, Gehorsam zu leisten, ward seine (alsbald wieder zurückgenommene) Amtsniederlegung verfügt, die dann viele Menschenalter hindurch dazu hat herhalten müssen, um die Stimmungen und Verstimmungen jener Zeiten von neuem wachzurufen und lebendig zu erhalten.

Der Kurfürst übersah sehr bald, daß er die damals erwachsene Generation in den schwebenden kirchlich-religiösen Fragen nie für seine Auffassungen gewinnen werde. Um so nachdrücklicher suchte er auf die Gewinnung des kommenden Geschlechtes hinzuwirken, und es ergab sich daraus eine nachhaltige Fürsorge für die Ausgestaltung des gesamten Unterrichtswesens.

Als der Kurfürst erkannte, daß die von ihm geplante Reform der Universitäten — er suchte die Anhänger und Schüler von Baco und Hugo Grotius, die damals unter den Namen der Naturphilosophen bekannt waren, an seine Hochschulen zu bringen und den Einfluß der Scholastik zurückzudrängen — an dem Widerstand der Kirche scheitern mußte, faßte er den Entschluß, eine Universität zu gründen, die völlig unabhängig von der Kirche dastehen sollte, nämlich eine sog. Universal-Universität, an der bedeutende Gelehrte ohne Unterschied des Bekenntnisses einen Wirkungskreis finden und die eine Freistätte aller Wissenschaften im großen Stile werden sollte. Es war ein Projekt, das an der Größe des Entwurfs und an der Beschränktheit der verfügbaren Mittel gescheitert ist.

Leopold von Ranke bemerkt bei der Betrachtung dieser Pläne, daß in dem Geiste Friedrich Wilhelms etwas Weitausgreifendes, »man möchte sagen allzuweit« gelegen habe; Ranke erinnert daran, daß sich dieselbe Beobachtung bei des Kurfürsten Plänen auf anderen Gebieten gezeigt habe, er habe von einer großen brandenburgischen Flotte, von Kolonien, von gewaltigen Erfolgen und Erfindungen der Naturwissenschaften geträumt. Es lagen in der Tat manche Dinge, die erst die Zukunft zur Reife bringen sollte, wie Ahnungen in seiner Seele. Seine Denkweise brachte es mit sich, daß alles, was er plante, in großem Stil entworfen, manches jedoch allzu kühn geplant war. Aber man muß doch sagen, daß die mächtige Phantasie dieses Fürsten vielfach mit einem sehr praktischen Sinn sich paarte, und daß er für die bestehenden Machtverhältnisse und Möglichkeiten einen wohlgeübten Blick besaß.

Friedrich Wilhelm hat auch in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht die Grundlagen des Staates geschaffen, der sich unter seinen Nachfolgern zu einer europäischen Großmacht ersten Ranges aus-

wachsen sollte, und eben hier hat er die Erfahrungen, die man in den Niederlandengesammelt hatte, in erfolgreichster Weise verwertet.

Mit der Gewährung der Geistesfreiheit ging die Weckung des Unternehmungsgeistes, die Förderung der Technik und des Gewerbefleißes und die Unterstützung des Handels Hand in Hand. Indem der Kurfürst, gestützt auf eine starke Land- und Seemacht, seinen Untertanen den Wettbewerb mit dem Auslande erleichterte, förderte er ebenso sehr den Wohlstand wie die Machtmittel des Staates, die auf jenem beruhen.

Indem die wirtschaftliche Lage der Bürger sich besserte, gewannen auch die Bauern neue Käufer und Abnehmer, und alle Erwerbsstände waren eher imstande, die neuen Steuern, die der Kurfürst zur Bestreitung der wachsenden Ausgaben brauchte, zu tragen. Mit der Förderung von Handel und Gewerbe ging die Hebung des Ackerbaues, die Urbarmachung der Wüstungen usw. Hand in Hand. Die Einrichtung einer staatlichen Post, der Bau von Kanälen und die Anlage von Straßen war des Kurfürsten eifrige Sorge.

Wenn man auf das Werk zurückblickt, das Friedrich Wilhelm in den sechsundvierzig Jahren seiner Regierungszeit geschaffen hat, so steht man staunend vor der gewaltigen Arbeitsleistung dieses seltenen Mannes.

Fast auf allen Gebieten des geistigen wie des wirtschaftlichen Lebens setzt seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Umschwung ein, der durch den Beginn des Zeitalters der Naturwissenschaften, durch die Schaffung einer von der Scholastik unabhängigen Philosophie und durch die Begründung des modernen Toleranzstaates charakterisiert wird. Hand in Hand mit dieser Umwandlung geht die Neugestaltung der Machtverhältnisse in Deutschland, die schließlich zur Begründung des neuen Deutschen Reiches geführt hat.

Der Große Kurfürst als Kriegsherr.

Don Hermann Granler.

Kriegerisch und Führer ihrer Streitmacht waren die ersten märkischen Hohenzollern gewesen, wie es dem Charakter des märkischen Landes, dieser recht eigentlichen Militärkolonie entsprach. Aber mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts schien diese stolze Tradition des Hauses verblaßt, und gerade auch in dem großen Kriege der dreißig Jahre blieb der brandenburgische Kurfürst, der kränkelnde Georg Wilhelm, selber den Waffen fern, in mühsamer Diplomatie nur eben die Existenz seines quer durch ganz Deutschland, von der Memel zum Rheine, sich erstreckenden Herrschaftsgebietes bewahrend. So fand sein Sohn Friedrich Wilhelm bei seinem Regierungsantritte im Dezember 1640, trotz einiger in letzter Zeit von seinem Vater betriebener Rüstungen, inmitten der Kriegswirren keine, ein selbständiges Eingreifen ermöglichende militärische Macht vor. Dielmehr ward es seine Aufgabe, und ihm erwuchs aus ihrer Lösung ein unsterbliches Verdienst, erst die »Armee« zu schaffen, die er dann in der Feuerprobe der Schlachten zum Siege führte, um auf dieser Basis der Gründer des brandenburgisch-preussischen Staates zu werden.

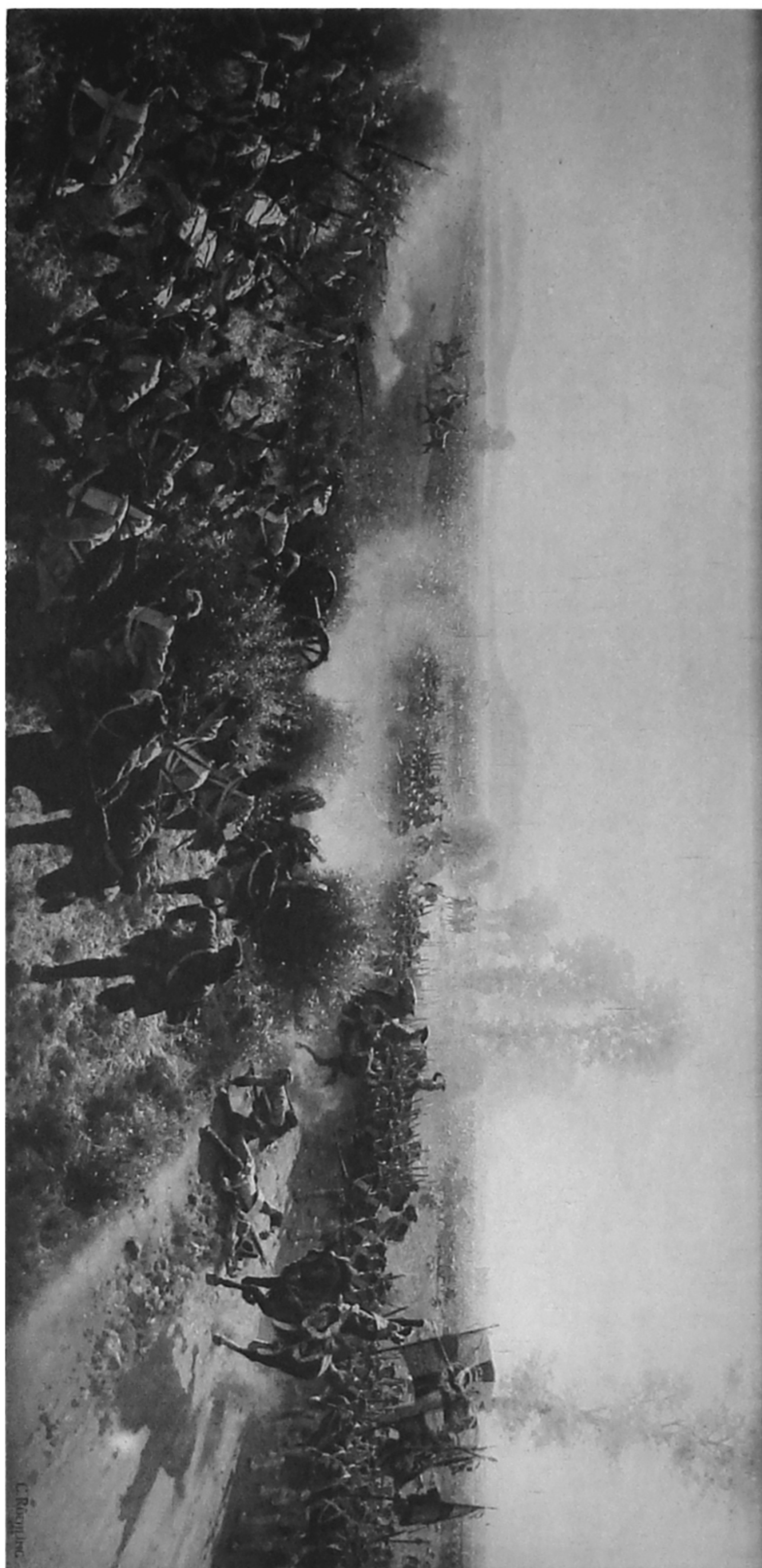
Die Politik des Ministers Schwartzberg, welcher Kurfürst Georg Wilhelm willenlos gefolgt, hatte Kurbrandenburg auf den verderblichen Weg gebracht, auf dem das damals ungleich mächtigere Kurachsen seine politische Bedeutung dauernd einbüßen sollte: dem Kaiser zu folgen, auf selbständiges politisches Handeln verzichtend. Dieser Politik des Prager Friedens vom Jahre 1635 entsprechend hatten auch die wenigen brandenburgischen Truppen, die zusammengebracht worden waren — etwa

5000 Mann — in erster Linie des Kaisers Majestät »und anstatt derselben der Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg« den Fahneneid geleistet. Solche Zwitterstellung mußte demoralisierend auf die Truppe und deren Führer wirken.

Wenn nun über ein Jahrzehnt nach dem Regierungswechsel verstreicht, ohne daß eine wesentliche Änderung sichtbar wird, so ist ins Auge zu fassen, daß der neue Herr erst zwanzig Jahre zählte, und daß er unter den allerschwierigsten politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen die Regierung führte; und bei all der in ihm lebenden Tatkraft, bei all seinen geistigen Anlagen und seiner hohen militärischen Begabung — während seines vierjährigen Aufenthaltes in Holland war Friedrich Heinrich von Oranien sein militärischer Lehrmeister gewesen — mußte der junge Fürst doch erst innerlich wachsen und sich ausreifen, ehe er zum Handeln, zu grundlegenden Neuschaffungen schreiten konnte. Rückschauend erklärt er selbst in seinem Politischen Testamente vom Jahre 1667, indem er für den Fürsten »Mittel und Volk« (d. h. Kriegsvolk) für notwendig erkennt, um im politischen Leben »Konfideration« zu besitzen: »und beklage allezeit, daß ich im Anfang meiner Regierung zu meinem höchsten Nachteil mich davon ableiten lassen und wider meinen Willen Anderer Rath gefolget«. Vielleicht aber dürfen wir heute in dieser Selbstbeschränkung, dem Beharren auf dem realen Boden seiner knappen Mittel, einen besonderen Ruhmestitel für den von feurigem Tatendrange erfüllten jungen Fürstenerblicken. Wunderlich fügten es die Verhältnisse, daß der Gründer des Heeres seine Herrschertätigkeit damit beginnen mußte, die vom Vater überkommenen Truppen aufzulösen, da sie nicht nur keinen Schutz, sondern eine ernste Gefahr für das Land und den Kurfürsten selbst bedeuteten. Regimenter wurden dazumal nur im Bedarfsfalle und auf Zeit aufgestellt,

Das Bild stellt dar den Angriff der anhaltischen Regimenter Prinz Moriz von Anhalt Nr. 22 und Alt-Anhalt Nr. 3 gegen die Gühle bei Pilgramsheln-Hohenfriedeberg am Morgen des 4. Juni 1745. Nachdem der linke Flügel der Sachsen von den Striegauer Bergen durch Pilgramsheln am frühen Morgen schon zurückgeworfen war, griffen Prinz Leopold und Moriz von Anhalt mit langer Angriffsfront um 1/2 7 Uhr früh die in dem Sumpfwäldchen, der sogenannten Gühle, postierten Sachsen an und warfen sie im ersten Anlaufe, wobei die Sachsen fast sämtliche Geschütze verloren. Rechts vorn am Bilde Prinz Moriz, in der Mitte Prinz Leopold und Stabs-offiziere. □





und zwar nicht direkt von dem Landesfürsten, sondern von Kriegsobersten, deren notwendigste Eigenschaft hierzu der Besitz von Geldmitteln war; aus dem Lande, in das sie der Krieg führte, möglichst viel herauszupressen, war dann ihr hauptsächlichstes Streben. Der Landesfürst gab dem Obersten den Auftrag zum Werben, das Werbepatent, und schloß mit ihm die »Kapitulation«, die schriftliche Fixierung der gegenseitigen Verpflichtungen: darüber hinaus fühlte sich der Oberst nicht zum Gehorsam verbunden. Die spekulativen Obersten boten ihre Dienste jeder Partei, und der Soldat folgte jeder Werbetrommel: von Vaterlandsgefühl war nirgends die Rede.

Nur allmählich konnte der Kurfürst hier Wandel schaffen, nicht mit rascher, leuchtender Tat, sondern mit unablässiger, unscheinbarer, aber sachkundiger und zielbewußter Arbeit. Die Werbung — ganz absehend von den ungewissen Ergebnissen der althergebrachten Land- und Lehnsfolge — und die Verpflegung des Kriegsvolkes in die Hand des Fürsten, des Staates zu bringen, Offiziere und Soldaten der Disziplin des Kriegsherrn, der staatlichen Ordnung zu unterwerfen, und diese Soldaten ständig, auch im Frieden, als »milites perpetuos«, bei der Fahne zu behalten, das waren die großen Ziele des Kurfürsten.

Hätten aber alle hierauf gerichteten administrativen und organisatorischen Maßnahmen, so klug sie ausgedacht und so geschickt sie durchgeführt wurden, wirklich dazu ausgereicht, eine Armee zu schaffen, lebenskräftig genug, um durch sie die äußeren Gefahren zu bestehen, auf sie das Wachsen des Staates zu basieren? Gewiß nicht! Die Blüte der Armee wird bedingt durch den militärischen Geist, der sie erfüllt und trägt, und um ihn zu erwecken bedurfte es einer Persönlichkeit, wie den Großen Kurfürsten, der mit dem regsten militärischen Interesse und Verständnis das

Feuer und den Aufschwung seiner Seele den ihn umgebenden Führern und weiter direkt und indirekt der Masse der Soldaten einflößte; dazu aber des Ruhmesglanzes siegreicher Waffentaten, ohne den soldatische Tugenden wie Schalen ohne Kern sind. In der fortreißenden Gewalt der Persönlichkeit steht nun der Große Kurfürst an erster Stelle in der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Sein nur mittelgroßer, aber wuchtiger Körper trug den bedeutenden Kopf, den zuerst frei auf die Schultern herabflatternde Haare, späterhin die imponierend wirkende Lockenperücke bedeckte: sein Antlitz wirkte mächtig, mit der breiten Stirn, den energisch und doch wohlwollend blickenden Augen, die im Kampfesfeuer »wie zwei feurige Kometen« erglänzten, der gewaltigen Adlernase, dem kräftigen Kinne: wie geschaffen war so sein Äußeres für einen Kriegsherrn.

Von den 48 Jahren seiner Regierung waren nicht weniger als 21 mit Kriegsunruhen ausgefüllt, unter Einrechnung der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die doch nur der Kurmark, und auch dieser nur eine bedingte Ruhe geboten hatte. Nur die Höhepunkte seiner kriegesischen Laufbahn können wir uns hier kurz vergegenwärtigen.

Erst mit 36 Jahren kam er zu seiner ersten großen Kriegstat, der dreitägigen Schlacht bei Warschau am 18. — 20. (28. bis 30.) Juli 1656. In dem nordischen Kriege zwischen Polen und Schweden sah der Kurfürst die Gelegenheit, die Souveränität des Herzogtums Preußen zu erlangen, das er noch von der Krone Polen hatte zu Lehen nehmen müssen, im Bund mit dem schon kriegsberühmten Schwedenkönige Karl Gustav, der erst im Herbst 1655 in raschem Siegeszuge fast ganz Polen mit Warschau besetzt hatte, dann aber wieder in arge Bedrängnis geraten war. Um das wiedergewonnene Warschau sammelte sich im Sommer 1656 ein gewaltiges Heer von

Polen, Litauern und Tartaren, wohl 100000 Mann, freilich meist unregelmäßige Reiterwärme ungleichen militärischen Wertes. Vier Meilen unterhalb von Warschau, wo der Bug in die Weichsel mündet, stieß der Kurfürst mit ca. 9000 Brandenburgern zu dem etwa gleichstarken Heere Karl Gustavs. Am 18. (28.) Juli 1656 überschritt diese 18000 Mann starke vereinigte Armee den Bug, um das litauische Heer bei Praga, auf dem rechten Weichselufer, anzugreifen, bevor sich das polnische Heer mit ihm vereinigt hätte: auf dem Marsche erfuhren die Fürsten, daß diese Vereinigung durch Übergang der Polen über die Weichsel bereits durchgeführt sei. Karl Gustav hielt trotzdem den Angriff für geraten, und Friedrich Wilhelm, mit dem der König die Sachlage allein besprach, hielt auch dafür, daß es besser sei, »im Namen Gottes fortzugehen«, mit der von seinem Kammersekretär berichteten Begründung: »Eß benehme der soldatesque nicht wenig das Herz, wann man sich reterire, hingegen gebe es dem Feind einen Muth; blieben also der Meinung, daß man dem Feinde entgegen gehen sollte.« So wurde denn der Angriff beschlossen auf die polnische Übermacht, die hart am rechten Weichselufer nördlich von Praga stand, im Norden gedeckt durch eine Schanzenreihe, im Osten durch eine Dünenkette und das durch Verhaue verstärkte Pragaer Holz. Am ersten Schlachttage kam nur der rechte, schwedische Flügel mit den aus den nördlichen Verschanzungen hervorbrechenden Reitercharen ins Gefecht. Am zweiten Tage, dem 19. (29.) Juli, nahm der Kurfürst, der den linken Flügel führte, einen Hügel in Besitz, der von großer Bedeutung für den Ausgang der Schlacht wurde, da sein Festhalten gegen wiederholte wilde Anstürme es ermöglichte, daß der König seinen Flügel hinter dem des Kurfürsten herum auf dessen linke Seite führen konnte, um so ein günstigeres Angriffsfeld zu gewinnen. Dieser Angriff wurde

am dritten Schlachttage, dem 20. (30.) Juli, von der brandenburgischen Infanterie unter Otto Christof von Sparr, dem ersten brandenburgischen Feldmarschall, mit glücklichstem Erfolge durchgeführt, während der Kurfürst mit seiner Kavallerie die Dünenkette nahm, von der aus das brandenburgische Geschütz mit solchem Erfolge spielte, daß, wie der Kurfürst selbst berichtet, die Feinde »das Reißauß mit Ihrer reutterey gaben, das Fußvolk aber begund in einem Krinck durcheinanderzugehen«: mit dem Weichselstrom im Rücken drohte den nach der Brücke Fluchtenden eine Katastrophe. Schon hatte der Kurfürst seine Reiterei zum Angriff angeordnet, als, wie er schreibt, »eine hohe Generalspersohn« ihm vorstellte, »nicht Weiters zu avanciren, den das Fußvolk möchte sonst zur desperation schreiten«, das sonst schon willens sei, die Waffen zu strecken: dieser Ratgeber war kein Geringerer, als des Schwedenkönigs Bruder, der Pfalzgraf Adolf Johann, dessen Motive nicht klarliegen; mag er wirklich an die Waffenstreckung geglaubt haben, oder aber durch Eifersucht auf die brandenburgischen Schlachterfolge getrieben worden sein. Begreiflich, daß der Kurfürst, der doch hier seine erste Schlacht schlug, den Rat nicht von der Hand wies, wenn auch: »Se. Churf. Durchl. mit dem Pfalzgrafen in worte gerathen«. Der Sieg war trotzdem ein glänzender: »Undt ist also dießes Treffen nebenst erobierung der Stadt Warschau, sonder großen schaden der Unserigen vom höchsten glücklich erhalten, Welchem Wir dafür zunders undt dan der hohen condevitte Seiner Königlichen Magestaet zu danken haben.« Mit diesem Preise des Schwedenkönigs schließt der Kurfürst seinen eigenhändigen Bericht. Der ihm zugeteilte schwedische General Wrangel aber urteilte: »Seiner (des Kurfürsten) hohen Conduite ist vor Allem die herrliche Victoria zu danken.« Und dies Urteil ist zutreffend: an diesem Siege über

die fünffache slawische Übermacht haben die Brandenburger und ihr Kurfürst den entscheidenden Anteil gehabt. Er war die Geburtsstätte des brandenburgisch-preussischen Waffenruhmes, er war auch die glänzende Probe für die Feldherrngaben des Gründers der Armee. Die freudige Entschlußkraft zum Angriff, den sicheren Blick für den entscheidenden Punkt, die Energie bei der Durchführung des Kampfes, den feurigen Drang nach voller Ausnutzung des Sieges: alle diese hier hervortretenden Eigenschaften sind auch in der Folge die Ursachen seiner Siege gewesen.

Besonders glänzend zeigten sie sich in dem Fehrbelliner Feldzug. Während der Kurfürst im Reichskriege gegen Frankreich im Elsaß zu Felde lag, bestimmte König Ludwig XIV. die Schweden zum Einfall in die Mark Brandenburg. Im Dezember 1674 rückten schwedische Heeresabteilungen unter dem Reichsfeldherrn Karl Gustav Wrangel, der dem Kurfürsten bei Warschau zur Seite gestanden, in den Marken ein, wo dem Statthalter, dem Fürsten Johann Georg zu Anhalt, nur wenige Truppen zur Verfügung verblieben waren. Gegen die Auschreitungen der Feinde, die sich so steigerten, daß der erkrankte Feldherr Wrangel seinem ihn im Oberbefehl vertretenden Bruder, dem Generalleutnant Wolmar Wrangel, schrieb: »daß bei Menschengedenken und so lange ich Soldat bin, unter Christen dergleichen nicht mag gehört sein«, scharten sich die märkischen Bauern zur Landmiliz zusammen, angespornt vom Kurfürsten, den Feinden »die Hälse entzwei zu schlagen«; auszurichten aber vermochten sie nicht viel. Abhilfe konnte allein der Kurfürst selber bringen, der mit der Armee in Franken um Schweinfurt Winterquartiere bezogen hatte. Aber ein halbes Jahr fast ging ihm dahin mit politischen Verhandlungen, um seine Alliierten zu tätigem Eingreifen zu bringen; erfolglos! Da schritt Friedrich Wilhelm

selbst zur Tat. Am 26. Mai (5. Juni) 1675 brach er mit der 15000 Mann starken Armee aus den fränkischen Quartieren auf, in drei Kolonnen, für welche Marschstraßen, Unterkunft und Verpflegung aufs genaueste geregelt waren. Am 29. Mai (8. Juni) wurde der Thüringer Wald überstiegen, und in Ilmenau erhielt der Kurfürst die Nachricht, die Schweden beabsichtigten die Elbe zu überschreiten, um sich mit den Hannoveranern zu vereinigen und nach Besetzung von Halberstadt und Minden den Franzosen die Hand zu reichen. Um dieser Gefahr zu begegnen, beschloß der Kurfürst, den Schweden an der Elbe zuvorzukommen. Für den 10. (20.) Juni verordnete er einen allgemeinen Buß- und Betttag in seinen Landen; am 11. (21.) Juni traf er in Magdeburg ein.

Die Schweden, 17000 Mann stark, hatten die Havelpässe bei Havelberg, Rathenow und Brandenburg besetzt; schon hatte der Feldherr Wrangel die Konzentration bei Havelberg angeordnet, aber die Befehlshaber, in Rathenow Oberst Wangelin und in Brandenburg General Wolmar Wrangel, verzögerten den Abmarsch, um noch Brot zu backen, die Nähe des Kurfürsten nicht ahnend: das war ihr Verderben. In der Nacht vom 12. (22.) zum 13. (23.) Juni brach der Kurfürst in tiefstem Geheimnis von Magdeburg auf, mit 5500 Reitern, 800 Dragonern, 1350 Musketieren auf Wagen und 13 Kanonen mit doppelter Bespannung, um sich auf Rathenow, den schwächsten Punkt, zu werfen. Am 14. (24.) Juni abends traf er vor Rathenow ein, durch glücklichen Überfall wurde der Übergang über die Havel gewonnen, die Stadt erstürmt und die Besatzung, ein schwedisches Dragonerregiment, nach tapferer Gegenwehr überwältigt.

Wolmar Wrangel erfuhr den Überfall von Rathenow auf dem Marsche von Brandenburg auf Havelberg; der direkte Weg war ihm damit versperrt: er mußte

nördlich ausweichen, um durch das Luch- und Bruchland, das nur Knüppeldämme durchschnitten, über den Rhin zu kommen, den nur die Pässe bei Kremmen und bei Fehrbellin überschritten. Diese Marschrichtung Wrangels erfuhr der Kurfürst am 16. (26.) Juni; sofort entsandte er Streifpartien nach den Pässen. Der Oberstleutnant Hennings verbrannte bei Fehrbellin die 56 Meter lange Rhinbrücke und durchstach den 2½ Kilometer langen Fehrbelliner Damm. Und nun begann die »Jagd auf die Herren Schweden«. Am 17. (27.) morgens wurde ihre Nachhut bei Nauen erreicht; »als lewen« sechtend, gingen die Dragoner Derfflingers auf den Feind, schon trat zutage, daß »die Furcht in ihm war«: das völlig überraschende Auftreten des Kurfürsten, der eilige Rückzug, das schwierige Gelände, das schlechte Wetter — in diesen Tagen regnete es fast beständig — machten ihre auflösende Wirkung geltend. Für die Schweden handelte es sich nur um den Rückzug, der Kampf diente ihnen nur für diesen Zweck: dies erklärt das Weichen ihrer 12 000 Mann, davon 7000 Mann Infanterie, mit 28 Geschützen vor den 6000 brandenburgischen Reitern und Dragonern mit 13 Geschützen; die Musketiere waren zum Teil in Rathenow gelassen, der mitgeführte Rest konnte nicht mehr aufbleiben.

Auch der Morgen des 18. (28.) Juni hob mit Landregen an; die Fühlung mit dem frühzeitig aufgebrochenen Feinde war verloren gegangen. Bald aber konnte der Vorhutsführer Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg mit seinen 1800 ausgesuchten Reitern »ihnen den Morgen« segnen singen«. Der Kurfürst hatte ihm befohlen: »sich an den Feind zu henken und denselben, wo möglich, zum Stande zu bringen«. Homburg drängte so heftig nach, daß Wrangel bereits vor Linum zweimal Front zu machen gezwungen war. Der Prinz meldete dies dem Kurfürsten und bat um seine Unterstützung

für den Angriff. Der Kurfürst überlegte mit Derfflinger; der riet, den Feind durch Besetzung und Durchstechung aller Pässe und Dämme, unter Heranziehung von Truppen aus Berlin und Magdeburg und Aufbietung der Miliz zur Ergebung zu zwingen: ein weitaussehender Plan, von mancherlei Zufälligkeiten abhängig, der, wie heute klar zu übersehen, sicherlich nicht gelungen wäre. Glücklicherweise folgte der Kurfürst nicht dem vorsichtigen Ratgeber, sondern dem eigenen kühnen Herzen; er beschloß den sofortigen Angriff: »weil wir den Feind so nahe haben, muß er Fell oder Federn lassen«.

Unterdessen hatte Wrangel auch die zweite Stellung an der »Landwehr« vor Linum, so günstig sie auch für ihn war, aufgegeben; in Fehrbellin war die Wiederherstellung der Übergänge bereits im Gange. Aber Homburg ließ nicht nach; zum dritten Male mußte Wrangel sich stellen, trotz des jetzt wenig vorteilhaften Geländes, auf einer schwachen Sandwelle vor dem Dorfe Hakenberg, links angelehnt an den Rhinbruch, rechts an das Dichtow Holz — Dichtow »Fichten« und Dichtow »Eichen« in den Quellen genannt; heute überwiegt auch hier die märkische Kiefer —, das er wohl für sumpfiger hielt, als es tatsächlich war. Ganz regelrecht geschah der schwedische Aufmarsch: im Zentrum das Fußvolk, die Reiterei auf den Flügeln, in den Zwischenräumen die Geschütze, soweit sie nicht bereits voraus auf Fehrbellin in Marsch gesetzt waren. Als Derfflinger, dessen Unermüdlichkeit seine 70 Jahre nicht gebrochen hatten, herankam, erkannte er als Angriffspunkt den rechten schwedischen Flügel; nur einige hundert Schritte vor diesem entdeckte sein kriegsgeübtes Auge ein paar kleine Sandhügel — möglicherweise an der Stelle, wo sich heute das als Aussichtsturm dienende neue Siegesdenkmal erhebt; doch hat sich die Geländegestaltung, auch abgesehen von der Entwässerung, so stark

verändert, daß es mit Sicherheit nicht festzustellen ist —, von denen aus die schwedische Stellung sich bestreichen ließ; vier Geschütze wurden hier aufgeföhren, von abgefessenen Dragonern bedeckt. Dies Geschüßfeuer wurde den Schweden bald so lästig, daß sie wohl oder übel aus ihrer Stellung heraus zum Angriffe auf die Hügel schreiten mußten. Hierher waren inzwischen noch die Trabanten- garde und das Regiment Anhalt gelangt; aber als das schwedische Infanterieregiment Dalwig — das altberühmte »blaue Regiment« — mit der Entschlossenheit erprobter Krieger zum Sturm gegen die Geschütze anrückte, von schwedischer Kavallerie begleitet, wandten sich die brandenburgischen Schwadronen zur Flucht. Da erschien der Kurfürst um 8 Uhr morgens auf dem Schlachtfelde, und sein energisches Eingreifen hemmte die Panik: »Ew. Liebden Regiment«, schreibt er dem Statthalter, »kam mir in sollem lauff entgegen. Ich hatte genug zu tun, Sie zuwider zu schwingen, undt gegen den feind zu bringen, da doch niehmandts hinter Sie wehre«. Tapfer hatten indessen die Dragoner ausgehalten — »sie wollten sich bei den Geschüßen begraben lassen« — bis frische brandenburgische Schwadronen, die nur in schmaler Front durch den versumpften Wald sich durchwinden konnten, aufmarschierten, noch gerade rechtzeitig, um den schwedischen Ansturm zum Stehen zu bringen. Wie nun vom schwedischen rechten Flügel und aus dem allmählich anrückenden brandenburgischen Gros immer mehr Schwadronen in den Kampf eintraten, entstand ein überaus hitziges Gefecht, in welchem sowohl Derfflinger als auch der Kurfürst selbst mitten ins Handgemenge gerieten. Als der brave Oberst von Mörner fiel, führte der Kurfürst selbst dessen Regiment vor: »Getrost, tapfre Soldaten! Ich, euer Fürst und nunmehr euer Kapitän, will flegen oder ritterlich mit euch sterben.« Im Getümmel wurde

der Kurfürst vom Feinde umringt: neun Reiter hieben ihn heraus, jedem wurde eine handvoll Dukaten zum Lohne. Allmählich neigte sich die Schale des Sieges auf die brandenburgische Seite; die schwedische Reiterei wurde geworfen und das tapfere Regiment Dalwig gänzlich zusammengehauen. Da trat Wrangel mit dem intakten linken Flügel den Rückzug an, gedeckt durch die von Fehrbellin her wieder herangezogene Reserveartillerie. Mit feurigem Eifer trieb der Kurfürst, den Sieg auszunützen; an der Spitze seiner Reiter drängte er dem Feinde nach: hierbei geschah es, daß eine schwedische Kanonenkugel, über den Hals des Schimmels, den er ritt, hinwegfliegend, den hart neben ihm reitenden Stallmeister Emanuel Froben tödlich verwundete. Mit Artilleriefener dem Feinde links zur Seite bleibend, befahl der Kurfürst dem Prinzen von Homburg, mit seiner verstärkten Vorhut die Abziehenden zu attackieren. Dieser Angriff aber scheiterte, hauptsächlich wohl, weil die abgeheßten Schwadronen Homburgs auf die noch unberührte Kavallerie des linken schwedischen Flügels stießen. Doch scheint es hier an der vollen Energie gefehlt zu haben; scharf genug urteilte der Kurfürst: der Feind habe sich bis Fehrbellin retirieren können: »weill meine reutter nicht das Ihrige gethan, worüber Ich inquiriren lasse, undt selbigen den proces machen lassen werde«. Der kurfürstliche Kammerherr von Buch meint sogar, wenn die Reiter nicht »lasch genug die Officiere verlassen, hätten sie den ganzen linken Flügel geworfen, denn dieser begann schon sich stark aufzulösen«. Homburg selbst schreibt unbefangen: »zuweilen muß ich laufen, zuweilen machte ich laufen«. Wohl aber mag ihn der Tadel des Kurfürsten hier getroffen haben, was ihn verletzete, da er sich mit Recht einen Hauptanteil am Siege zuschreiben durfte, und dies hat dann die Legende von dem gegen den

Befehl unternommenen, wagehalsigen Angriff des Prinzen erzeugt, der die Tatsachen so schroff wie möglich entgegenstehen. Des Kurfürsten Unwille ist ein Zeichen seines aufs höchste gespannten kriegerischen Sinnes, ohne daß von ihm das militärische Axiom, das Unmögliche zu verlangen, um das Mögliche zu erreichen, hier aufgestellt wäre: wie er an seine eigene, persönliche Leistungsfähigkeit die höchsten Anforderungen stellte, so war er, wie keiner neben ihm, wohl berechtigt, auch von seiner Armee die höchste Anspannung zu verlangen. Dem Statthalter schrieb er: »Ich hab' das feldt und die bataille durch Gottes gnade erhalten. Ich lasse iho predigen und Gott danken, undt nach gehaltener Dankagung gehe ich dem Feinde nach, welcher in höchster confusion ist, hoffe baldt wider ahn Ihn zu gelangen.« Für den 55jährigen Fürsten, der in 23 Tagen mit der Armee 60 Meilen zurückgelegt, ein vollgültiges Zeugnis rastloser Tatkraft.

Von den 17 000 Schweden gelangten nach Pommern nur 7000, das war das Ergebnis des Rittes vom Rhein zum Rhin, der dem brandenburgischen Kurfürsten eine Volkstümlichkeit in Deutschland, in Europa, verschaffte, wie sie seit langen Jahren keinem Fürsten zuteil geworden war. Von Straßburg i. E. erklang das Volkslied, das ihn zuerst als den »Großen Kurfürsten« feierte. Und seinem Feldzuge wurde damals und später das höchste Lob gezollt: das Deni, Didi, Dici Caesars.

Im Fortgange des Krieges nahm der Große Kurfürst ganz Pommern in Besitz, und von hier wurde er durch einen Einfall der Schweden in Ostpreußen zu seiner letzten glorreichen Waffentat abgerufen, zu dem Winterfeldzuge von 1679. Von Gicht und hartem Husten gequält, zog der 59jährige Kriegsheld ins Feld, mit ausgesuchten Truppen — die Freude der Auserwählten, die Trauer

der Zurückgelassenen war ein glänzendes Zeugnis für den Geist der Armee, die er sich erzogen. Sein bloßes Mahen scheuchte den Feind, dem er rastlos nachsetzte, in 14 Tagen 100 Meilen zurücklegend, bei Winterkälte bis zu 26°, in unwirtlichster Gegend. Auf Schlitten führte er seine Infanterie und Artillerie über das Eis des Frischen und des Kurischen Haffs, bei der freudig gehobenen Stimmung der Armee gleich einem Paradezuge: Musik, wehende Fahnen und erhobene Piken grüßten den Kurfürsten. Es war wieder eine Jagd: von 12 000 brachte der schwedische Feldmarschall Heinrich Horn nur 3000 Mann aus Preußen nach Kurland zurück.

Und als nun der politische Gewinn dieser glänzenden Kriegstaten in Nichts zerrann, als der Kurfürst Dorpommern herausgeben mußte mit den Seestädten und den Odermündungen, an deren Besitz er mit ganzer Seele hing, da dieser ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches, die Schöpfung einer Marine, ermöglicht hätte, mit dem er sich seit seinen holländischen Jugendeindrücken trug, da durfte er sich mit dem Bewußtsein stärken, daß den inneren Gewinn seiner Taten ihm kein Reid, keine Feindschaft rauben könne. »Non extinguuntur honores« ist die Umschrift der von ihm nach dem Frieden von St. Germain en Laye im Juni 1679 geprägten Medaille; sie zeigt einen feuerspeienden Berg, den ein starker Regen vergeblich auszulöschen sucht. Die Ehren blieben: seine Taten haben seinem Nachfolger den Weg zur Königskrone geebnet, seine Taten begeisterten seinen großen Urenkel, der ihn »die Quelle unseres Ruhmes« nennt. So oft die Armee, seine Schöpfung, ins Feld, zur Schlacht, zum Sieg gerufen wird, bleibe ihr die Fehrbelliner Losung: »In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!«



Friedrich I. von Preußen

Don Ernst Berner.

Nachfolger eines großen Mannes zu sein, ist immer eine Lage, der wenige gewachsen sind, und einen aus dem Nichts geschaffenen Staat auf der Höhe zu erhalten, wird stets eine der schwierigsten Aufgaben sein. Wenn es aber ein sicheres Zeichen für den Verfall eines Staates ist, daß er bei den großen Fragen, die die Gemeinschaft der Staaten beschäftigen, nicht oder nur wenig beteiligt ist, so wird man sagen dürfen, daß Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg ein nicht unwürdiger Erbe seines großen Vaters, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, und ein nicht ungeeigneter Lenker des von diesem neugeschaffenen Staatswesens war. Denn fast überall, bei allen großen politischen Handlungen der Zeit, bei diplomatischen Verwicklungen und noch mehr bei fast allen Kriegen, war er selbst über das Maß seiner Kräfte beteiligt. In dieser Teilnahme Brandenburgs aber an den großen Fragen, die das Reich und Europa damals bewegten, wird wesentlich die Bedeutung Friedrichs für die Entwicklung der preußischen wie deutschen Geschichte zu suchen sein. Denn sie blieb die Voraussetzung für die Anerkennung Brandenburgs als selbständige und ebenbürtige Macht, die auf die Dauer weder die im westfälischen Frieden dem Kurfürsten zugebilligte Landeshoheit, noch die im Frieden zu Oliva anerkannte Souveränität über das Herzogtum Preußen mit sich geführt hatte. Sie war aber um so wichtiger, als der Verkehr, der früher gewöhnlich von Staat zu Staat stattgefunden hatte, jetzt viel umfassender geworden war und sich in großen Kongressen betätigte, auf denen die Wertschätzung der einzelnen Staaten sich auch im völkerrechtlichen Zeremoniell kundgab.

Dieses Streben, nicht zurückzustehen an

lebendiger Betätigung bei der Entscheidung der europäischen Geschichte, war es zu einem guten Teil, das den Kurfürsten, schon als er noch Kurprinz war, dazu verleitete, dem Kaiser die Rückgabe des Kreises Schwiebus nach seiner Thronbesteigung zuzusagen, den dieser dem Großen Kurfürsten für wohlbegründete Ansprüche hatte abtreten müssen. Denn der Sohn glaubte, nur dadurch den Vater festzuhalten bei der Allianz mit dem Kaiser gegen Frankreich. Daselbe Streben war es, wenn er zwar gegen den Wortlaut der testamentarischen Verfügungen, aber doch im Geiste des Vaters in gütlichen Verabredungen mit den Stiefgeschwistern die Teilung der Länder verhinderte, wenn er ganz nach dem Willen des Vaters Wilhelm von Oranien den Rücken deckte und ihm die Fahrt nach England ermöglichte, wenn er den lebhaftesten Anteil nahm an der Abwehr des von Ludwig XIV. frevelhaft vom Zaune gebrochenen Krieges, am Niederrheinkraftvoll den Krieg führte und sich selbst bei der Belagerung von Bonn rühmlich auszeichnete. Ein großer Erfolg war es in dieser Richtung, daß er im Jahre 1691 nicht nur als Reichsstand, sondern als selbständige Macht der großen Allianz beitreten konnte, die sich gegen Frankreich gebildet hatte. Freilich mußte Friedrich mehrfach den Forderungen des Kaisers nachgeben. Er mußte Schwiebus wirklich zurückgeben, und er selbst empfand das Verhalten des Kaisers als persönliche Kränkung. Zuletzt hinderten sogar alle Leistungen gegen Frankreich wie gegen die Türkei nicht, daß Brandenburg in den Frieden von Ryswick nur eingeschlossen wurde, nicht als selbständige Macht ihn abschließen durfte. Nichts anderes wollten nach Friedrichs Meinung die Kaiserlichen, als ihn vor den Augen von ganz Europa beschimpfen. Aber dieser persönliche Unwille, der ihn sogar dahin führte, seinen hervorragendsten Beamten, den Oberpräsidenten E. von

Dankelman in schwerer Ungnade zu entlassen, bestärkte ihn nur darin, ein neues, ein durchgreifendes Mittel, über das er schon lange gesonnen, ins Leben zu führen, und das, wie er hoffte, Brandenburg die vorenthaltene Anerkennung im europäischen Staatenkonzert endgültig verschaffen und das Gleichgewicht herstellen sollte zwischen seiner wirklichen Macht und der Geltung, die ihm die übrigen Staaten zollten. Er erblickte es in der Zusammenfassung der von ihm beherrschten Länder in einem einheitlichen Namen, in der Erhebung seiner Länder zu einem Königreich.

Der Gedanke lag damals nicht fern. Die Macht Brandenburgs, dessen einzelne Gebiete an Umfang dem des heutigen Bayern, Württemberg und Baden zusammengenommen etwa gleichkamen, war beim Ableben des Großen Kurfürsten im Innern so gekräftigt, wie sie das Genie und die harte, zielbewußte Arbeit eines großen Mannes nur hatte schaffen können, und im Auslande militärisch so angesehen, daß an der Seine die Meinung entstehen konnte, Kurfürst Friedrich Wilhelm wolle ein neues deutsches Reich schaffen, und daß Ludwig XIV. vor dem Ausbruch des Krieges dem neuen Herrn die wichtigsten Vorteile zugestehen wollte, wenn er nur nicht seine ganze Truppenmacht gegen ihn aufbiete. Überall aber in Europa drängten Dynastien und Staaten nicht nur nach größerer wirklicher Macht, sondern auch nach größerem äußeren Ansehen. Venedig, die Generalstaaten, Savoyen schwelgten im Glanze königlicher Ehren, das Haus Holsstein strebte nach dem Königsstuhl von Dänemark, Kursachsen hatte die polnische Königswürde mit dem Wechsel der Religion erkaufte, die Landgrafen von Hessen durften auf den Thron von Schweden, das Haus der Welfen, das soeben in den Kreis der Kurfürsten getreten war, sogar auf den von Alt-England rechnen. Der Kurprinz von Bayern, dessen Vater

zugleich Statthalter der Niederlande war, war der testamentarisch eingesetzte und von den Mächten anerkannte Erbe Spaniens und Indiens, das Erzhaus endlich hatte den dauernden Besitz der Stephanskronen erworben und war entschlossen, dem Hause Wittelsbach das spanische Erbe abzugewinnen, die Monarchie Karls V. wiederherzustellen.

Man begreift daher, daß Friedrich, dem trotz des nicht fehlenden Ehrgeizes der Wunsch nach kriegerischen Eroberungen fern lag, in der Erlangung der Königswürde das richtige Mittel erkannte, seinen Staat als ebenbürtigen und gleichberechtigten in die Reihe der Staaten einzuführen und als solchen an der Entscheidung der europäischen Geschichte nach dem Maß seiner Kräfte, aber in souveräner Weise zu beteiligen. Denn Friedrich selbst war es, der, wie bemerkt, nicht nur den Plan gefaßt hatte, sondern der an ihm auch festhielt trotz aller Bedenken, die seine Räte mehrfach hervorhoben. In verschiedenen Gutachten machten sie aufmerksam auf die »Diffikultäten und schädliche Jalousie«, die schon der Plan hervorrufen werde, gedachten des großen Aufwandes, den die Aufrechterhaltung der königlichen Würde zum Schaden des Staates veranlassen werde, und betonten die Notwendigkeit der Zustimmung der auswärtigen Mächte, vor allem der des Kaisers, die man mit Nachgiebigkeit und Zugeständnissen werde erkaufen müssen. Indessen widersprach doch keiner der Räte mit Bestimmtheit, vielmehr schienen alle Einwürfe darauf berechnet, vom Kurfürsten leicht widerlegt werden zu können.

Daran stellte auch Friedrich die Notwendigkeit der Zustimmung der auswärtigen Staaten, zumal des Kaisers, für sein »großes Dessen«, wie der Plan genannt wurde. Deutlich sah er, daß es nicht genug sei, gekrönt zu werden, sondern daß er auch »pro rege« erkannt werden mußte, sah, daß, wenn er gleichberechtigt

neben die Staaten Europas treten wollte, er ein »independenter«, ein unabhängiger, nicht etwa ein »Lehnkönig« sein mußte. Er begründete seinen Anspruch daher von vornherein nicht auf das zum Reich gehörige Kurfürstentum Brandenburg, sondern auf das Herzogtum Preußen, daß er neben seinen Reichsländern als souveränes Herzogtum besaß, und gedachte aus eben diesem Grunde, auch vom Kaiser nur die »Approbation«, die Zustimmung zur Krönung, nicht aber, wie man in Wien im Laufe der Verhandlungen verlangte, die »Kreation«, die Ernennung zum König zu erbitten.

Schon früher hatte Friedrich in Wien anklopfen lassen und hatte in einigen kleineren Erfolgen, die er erzielte eine Bürgschaft für die Erreichung seines großen Planes gesehen. Allein es war selbstverständlich, daß der Kaiser nur mit dem größten Widerstreben ihm gegenüberstand. Um so mehr ist anzuerkennen, daß Friedrich mit richtigem politischen Takt den günstigen Augenblick zu benutzen verstand, in dem neben anderen Staaten vorzüglich der Kaiser seine Hilfe so dringend brauchte, daß er seinen Forderungen nachgeben mußte.

In zwei große Gruppen teilte sich an der Wende des Jahrhunderts die Staatengemeinschaft Europas. Jede geriet unter sich in schweren Streit, aus dem sich ein jahrelanger Krieg entwickeln sollte. Brandenburg aber stand mit seinen eigenen Interessen sowie nach der ganzen bisherigen Entwicklung der Interessensphäre beider Gruppen nahe, hatte hüben und drüben einerseits zu fürchten, in seinen eigenen Lebensbedingungen geschädigt zu werden, andererseits zu hoffen, daß ein günstiger Augenblick ihm gestatten würde, eigene Vorteile zu gewinnen. Im Norden und Osten verbanden sich Dänemark, Sachsen-Polen und Rußland, um Schweden, dessen Thron soeben Karl XII. bestiegen hatte, womöglich zu zertrümmern, wenigstens die ihnen ge-

legenen schwedischen Provinzen zu erobern. Dabei indessen kam es wesentlich auf die Haltung Brandenburgs an, dessen Heer bisher allein der sieggewohnten schwedischen Truppenmacht nicht nur gewachsen war, sondern sie völlig niedergeworfen hatte. Allerdings hatte Brandenburg mit Schweden ein Bündnis geschlossen und hatte ihm Hilfe zugesagt, falls es in Livland angegriffen werden würde. Andererseits schien es, nachdem der Friede zu Nymwegen die glänzenden Erfolge des großen Kurfürsten gegen die Schweden vernichtet hatte, geradezu ausgeschlossen, daß Brandenburg zusehen könnte, wie entweder der Sieg der Schweden die Macht dieser fremden Nation in Deutschland aufs neue befestigen oder andererseits ihre sicher erwartete Niederlage den Übergang Pommerns aus der Hand des einen Fremden in die eines anderen herbeiführen möchte. So schien es denn, daß, wenn der Kurfürst wirklich nicht zum Kampf gegen Schweden zu gewinnen war, Brandenburg doch neutral bleiben werde. Das genügte den Verbündeten, und König August von Sachsen, namentlich von Patkul, aber auch von seinem Beichtvater, dem am Berliner Hofe wohlbekannten Jesuiten Dota, gut beraten, sprach schon im voraus seine Zustimmung zur Königswürde für die Gewährung der Neutralität aus. Damit hatte zwar Brandenburg auf die Erwerbung der deutschen Seeküste für diesmal verzichtet, es hatte aber Anspruch darauf erworben, daß die nordöstliche Staatengruppe dem »großen Dessen« Friedrichs keinen Widerspruch entgegensetze.

Ganz andere Interessen verfolgten Österreich und die westliche Staatengruppe. König Karl II. von Spanien suchte kinderlos dahin, und es war die wichtigste Frage der Zeit, wer sein Erbe werden sollte. Denn dem natürlichen Erbrecht der Habsburger auf die Monarchie Kaiser Karls V. und König Philipps setzte König

Ludwig XIV. die Ansprüche seiner Gemahlin, der Schwester des sterbenden Königs, entgegen. Unabsehbar aber mußte für ganz Europa die Gefahr werden, wenn Spanien mit seinen Nebenländern ungeteilt in die Hände eines der mächtigsten Staaten, sei es Frankreich, sei es Österreich, fallen sollte. Der Übermacht des glücklichen Erben mußte die Freiheit und Selbständigkeit der anderen Staaten erliegen, und namentlich die Seemächte England und Holland sahen ihre Handelsinteressen lebhaft bedroht. Es war daher ein großes Resultat, daß es Wilhelm von Oranien gelang, den König Ludwig für eine Teilung der Länder zu gewinnen, die, als der vom König Karl II. zum Erben eingesetzte Kurprinz von Bayern plötzlich gestorben war, dahin erneuert wurde, daß Spanien selbst mit seinen Kolonien und den spanischen Niederlanden an Österreich, Sizilien und Lothringen aber an Frankreich fallen und der Herzog von Lothringen durch Mailand entschädigt werden sollte.

Alein wie Ludwig XIV. natürlich nur unter der Ungunst der Verhältnisse dem Vertrage zugestimmt hatte, so mochte und konnte das Haus Habsburg nie und nimmer eine solche Teilung zugeben, sondern war entschlossen, auf jede Gefahr hin das ganze Erbe seines Hauses und die unbedingte Vorherrschaft seinem Geschlechte zu erhalten. Nur allzuwohl aber mußte man erkennen, daß dieser Entschluß einen Kampf bedeute gegen das halbe Europa, einen Kampf, dem weder die Heere noch die Kassen des Kaisers gewachsen waren, und für den man daher unbedingt kräftiger Bundesgenossen bedurfte. Nun aber waren die Mächte des Nordens und Ostens mit sich selber beschäftigt, die Seemächte standen mit Frankreich vereinigt dem Wunsche des Kaisers schroff entgegen, von den italienischen Staaten hatte er jede Feindseligkeit zu erwarten, die deutschen

Fürsten, zumal auch die katholischen, hatte er vielfach durch Ansprüche kaiserlicher Obergewalt verletzt. Sachsen war durch die polnischen Pläne voll in Anspruch genommen, Kurbayern befand sich in geradem Widerspruch gegen die kaiserlichen Pläne, Kurpfalz war durch die letzten Kriege tief erschöpft, die geistlichen Fürsten am Rhein, ebenfalls erschöpft, lebten, sie mochten nun wollen oder nicht wollen, in Abhängigkeit von dem Willen des »roi-soleil« an der Seine, und von den welfischen Herren stand der Braunschweiger im französischen Dienst, und nur den Kurfürsten von Hannover hatte der Kaiser sich zu Dank verpflichtet, aber man mußte darauf rechnen, daß gerade dieser kluge Herr ganz so sich entscheiden werde, wie es sein Vorteil mit sich bringen würde.

Unzweifelhaft war mithin der Kaiser angewiesen auf brandenburgische Hilfe, sie allein bot sich ihm zur Unterstützung seiner wichtigsten Pläne. Kurfürst Friedrich begriff es vollkommen. Jetzt habe ihn der Kaiser, so etwa äußerte er sich, in der spanischen Sache nötig, und wenn der Kaiser so viele Königreiche gewinnen, er aber ihm so große Dienste wie kein anderer Potentat dafür leisten solle, so könne er ihm auch Bedingungen stellen, durch die er übrigens einen wirklichen Machtzuwachs nicht einmal erreiche. Werde aber diese Gelegenheit versäumt, so dürfe er auf die Wiederkehr einer gleich günstigen nicht rechnen, vielmehr werde der Kaiser, wenn er reicher und mächtiger geworden, alle anderen Potentaten, in specie aber Brandenburg, noch weniger achten als bisher, denn dann brauche er es nicht mehr. Allein unendlicher Mühe und der größten diplomatischen Gewandtheit des Gesandten Bartholdi, auch der »Handsalben« und selbst der Beihilfe eines am Kaiserhofe einflußreichen Jesuiten, des Paters Wolff, bedurfte es in Wien, und nur unter dem Druck der politischen

Lage anerkannte endlich der Kaiser gegen Überlassung von 8000 Mann und vielen anderen Zugeständnissen die preußische Königskrone. Glücklicherweise aber hatte man vor allem erreicht, daß der Kaiser nur die Anerkennung aussprach, nicht die Erhebung Friedrichs zum König, so daß es ein völlig souveräner Akt war, als Friedrich am 18. Januar 1701 sich zu Königsberg die Krone aufs Haupt setzte. Alle seine verschiedenen Länder waren damit in dem Namen »Preußen« zu einer Einheit zusammengefaßt. Nicht mehr kurbrandenburgische, sondern königlich preußische Gesandte vertraten den Staat im Auslande. Armee, Verwaltungs- und Justizbehörden erhielten als königlich preußische das einheitliche Gepräge einer mit der Zeit sich fester gestaltenden Zentralisation und organischen Verbindung, und der Same des einen und gemeinsamen Vaterlandes war in die Herzen der noch weitauseinander strebenden, gegenseitig durch Sitte und Zusicherungen voneinander abgeschlossenen Untertanen gesenkt.

Ein großes Opfer hatte die Krone aber insbesondere gekostet. Indem Friedrich sich nicht nur im Beginn des nordischen Krieges zur Neutralität bereit erklärte, sondern daran trotz zeitweise günstiger Umstände festhielt, verzichtete er auf die Gelegenheit, die seinem Staate obliegende Aufgabe zu erfüllen, die deutsche Küste, zumal Pommern, wiederzugewinnen, ja er kam selbst in die Lage, nicht genug Truppen im Lande zu haben, um die fremden Truppen von seinen Grenzen fernzuhalten. Denn selbst über das Maß der ihm vertragsmäßig obliegenden Zahl sandte er dem Kaiser Truppen, und auf allen Kriegstheatern in Deutschland, Italien und den Niederlanden kämpften die preußischen Truppen zugunsten Österreichs. Je mehr kriegerische Lorbeeren sie aber, wie vornehmlich bei Höchstädt und Turin, in die junge Krone flochten, um so eifriger war man bestrebt, sie bei

den kaiserlichen Fahnen festzuhalten, und wenn einmal ein Augenblick kam, in dem man eine geringere Beteiligung Friedrichs fürchten mußte, dann kam wohl der Prinz Eugen oder der Herzog von Marlborough selber nach Berlin, um die weitere Belassung der Truppen zu erbitten. Trotzdem – und hierin viel mehr als in den finanziellen Schwierigkeiten und dem damit zusammenhängenden Sturz des dem König so nahestehenden Grafen von Wartenberg liegt die Tragik dieser Regierung – hatte Friedrichs Streben, an den großen Staatsaktionen Europas beteiligt zu sein, auch nach der Erwerbung der Krone nicht den gewünschten Erfolg der Anerkennung als ebenbürtige Macht. Vielmehr mochte man das Recht, eine selbständige Realpolitik nach eigenen Interessen zu führen, dem jungen Königreich auch jetzt nicht zugestehen, und nicht viel mehr als die Bedeutung einer Auxiliarmacht war es, die man ihm zubilligte. Selbst König Wilhelm von England, dem Friedrich allemal große Dienste geleistet, enttäuschte den nahen Verwandten in seinem Testament in seinen wohlbegründeten Ansprüchen und Erwartungen schwer, und von seiner ganzen, der oranischen Erbschaft erhielt erst Friedrichs Nachfolger nur Mörs und Lingen sowie Neuchâtel und Valengin.

Doch auf die Dauer konnte es nicht fehlen, daß die Unabhängigkeit, mit der die Krone erworben war, sich in den Beziehungen zu den andern Staaten mehr und mehr geltend machte, und daß die Erkenntnis des Großen Kurfürsten von dem Unterschied zwischen »gut reichlich« und »gut kaiserlich« sich im Schlosse zu Berlin zu der Einsicht vertiefte, daß Preußen neben seinem offiziellen Verhältnis zum Reich eine eigene Macht- und Interessensphäre besaß. Freilich gingen noch vier Jahrzehnte ins Land, ehe der Gedanke, daß man nicht nur imstande, sondern auch berechtigt

sei, sie sowohl gegen das Ausland wie gegen Österreich mit dem Schwert in der Hand geltend zu machen, Gestalt und Wahrheit gewann. Aber er wurzelte doch auch in der Beteiligung Friedrichs I. an der Entscheidung der großen europäischen Fragen seiner Zeit und in der Souveränität, mit der er sich aus einem Herrn vieler Länder zu einem Landesherrn gemacht hatte.

Derselbe Zug nach Beteiligung am europäischen Leben machte sich auch im Innern des Staates und am Hofe Friedrichs geltend. Wie der preussische Staat eine Reihe von deutschen Ländern umfaßte, wie er sowohl dadurch, wie durch die Kolonisationen Kraft und Saft aus wohl allen deutschen Volksstämmen, ja aus fremden reichlich in sich aufgenommen hatte, so öffnete auch Friedrich, so kerndeutsch seine Gesinnung war, Kultur und Sitten anderer Völker weit die Tore. Wohl mag manches Übel dabei mit eingedrungen sein, im großen und ganzen bewährte das Mittel sich zweifellos als gut und heilsam. Reich und prunkend war der Hof, nach dem Muster des Hofes zu Paris. Dadurch und durch die fast unbegrenzt dem Kaiser geleistete Hilfe wurde zeitweise freilich der finanzielle Zustand des Landes gefährdet, aber es herrschten hier auch einerseits die durch die hohen Geistesgaben der »philosophischen Königin« Sophie Charlotte abgeklärten und verfeinerten Sitten, und andererseits der geläuterte und gute Geschmack, in dem Friedrich Meister war. Die Mäzen und Grazien hielten, wie man gesagt hat, ihren Einzug in Berlin. Weder in der Wissenschaft noch in der Kunst hatte das arme Land, dessen Bewohner bisher vornehmlich durch harte Arbeit in Anspruch genommen waren, und dem auch der Große Kurfürst nur im letzten Jahrzehnt seines Lebens die ersten Keime einer höheren Kultur hatte einpflanzen können, Nennenswertes geleistet. Jetzt kamen Gelehrte und Künstler in ansehn-

licher Zahl nach Berlin, und die Hauptstadt wurde ein Mittelpunkt für die geistigen Interessen der Zeit. Wohl mag der Wunsch des Königs, auch in dieser Beziehung niemandem nachzustehen, mitgewirkt haben, und vieles geht auf die Königin Sophie Charlotte zurück. Die Zusammenkünfte in ihrem Schloß zu Liehenburg, dem später nach ihr genannten Charlottenburg, in denen sie ebenso die tiefsten-philosophischen Fragen zu erörtern pflegte, wie der Musik eine heitere Stätte zu schaffen wußte, erlangten eine über die Grenzen des Landes hinausgehende Berühmtheit. Vor allem war es Leibniz, den die Königin ebenso anzog, wie sie ihn brauchte. Nach seinem Plan vollzog Friedrich die Gründung der Berliner Akademie der Wissenschaften, eine Schöpfung, die ebenso international und zugleich für das Land segensreich gedacht war, wie die schon vorher erfolgte Gründung der Akademie der Künste, von deren ältesten Mitgliedern Andreas Schlüter, der geniale Erneuerer des Berliner Schlosses, der Schöpfer des Denkmals des Großen Kurfürsten, einem Leibniz auf diesem Gebiet ebenbürtig zur Seite trat. Neben ihnen wirkten andere Gelehrte und Künstler, und in der neugegründeten Universität Halle entstand der Wissenschaft sogar ein zweiter Mittelpunkt im Lande. Hier fanden die Staatsbeamten und die Lehrer der Kirche eine Ausbildung, die, geboren aus ebenso rein wissenschaftlichem Geist wie aus lauterer Frömmigkeit, dem Staate eine reiche Segensquelle wurde. Auch in den Schulen Berlins herrschte ein lebendiges Streben, und die Geistlichkeit der Stadt zeichnete sich zumeist durch wissenschaftlichen Sinn wie eine Duldsamkeit aus, die dem von Friedrich lebhaft verfolgten Gedanken einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse zeitweilig die Wege zu erschließen schien. Gewiß waren das nur Anfänge, und gewiß waren die Resultate der aus-

wärtigen Politik nicht so, wie Friedrich selbst sie gewünscht hatte, gewiß wies endlich die ganze Struktur des Staates noch keineswegs volle Kraft auf. In der Verwaltung hatte man nicht viel mehr als tastende Versuche gemacht, die Finanzen waren in Unordnung geraten, und eins der wichtigsten Mittel des Großen Kurfürsten zur Bildung des Staates, d. h. die Mötigung der Stände, die angemessenen Regierungsrechte in die Hand des Landesherrn zurückzugeben, war unter dem gütigen Herrn fast in Vergessenheit geraten. Aber unzweifelhaft waren Staat und Volk wieder ein gut Stück vorwärts gekommen. Die Armseeligkeit, unter der das Volk nach dem großen Kriege lebte, war besseren und reicheren Verhältnissen gewichen, die Bildung hatte sich vertieft und hatte auch breitere Schichten ergriffen, die Sittlichkeit, die im großen Kriege fast erstorben war, hatte sich gehoben, die Beteiligung an der allgemeinen Politik hatte mindestens die Waffenmacht als bedeutend und wohlgeschulterwiesen, die Schäden der Verwaltung konnten geheilt werden — und ein günstiges Geschick führte in Friedrichs Nachfolger einen Fürsten auf den Thron, der dafür eine ganz ungewöhnlich große Begabung hatte. Für das Hauptziel aber, nämlich für die Zentralisation und die Zusammenfassung aller Kräfte des Staates in einer Hand, hatte ihm Friedrich in der Königskrone eins der wirksamsten Heilmittel erschlossen.



Die auswärtige Politik Friedrich Wilhelms I.

Don Otto Krauske.

Wem wäre nicht der Gegensatz zwischen der inneren und der äußeren Politik Friedrich Wilhelm I. aufgefallen? In der Verwaltung seines Staates ein Mann von urwüchsiger Kraft, der jeden Widerstand niederwirft, dessen Gedanken, systematisch vom Kleinen zum Großen aufsteigend, in klarer Folgerichtigkeit dem gesamten Organismus seines Reiches ein neues, festes Gepräge geben. Und in seiner äußeren Politik ein befremdender Wechsel von Zaudern und Sprunghaftigkeit, der, weitab von den schnellen Entschlüssen des Großen Kurfürsten, Unsicherheit verrät. Wenn der König sagt, er reite seinen Rappen und lasse die Leute tun, was sie wollten, so ist das nicht die Äußerung sieghafter Sicherheit. Er wollte mit diesem Worte nur seine Geringsachtung für die Künste der Diplomatie ausdrücken. Er schätzte sie kaum viel höher ein als die Goldmacherei. Friedrich Wilhelm klagte wohl einmal, daß es in Berlin vor Diplomaten kaum auszuhalten wäre. Mit höhnischem Hinblick auf die Vielgeschäftigkeit der Räte seines Vaters schrieb der Kronprinz 1711: »Die hiesigen Blackschiffer, die sagen, mit der Feder wollen sie den König Land und Leute schaffen; und ich sage, mit den Degen, oder er krieget nichts.« Dennoch hat kein brandenburgischer Herrscher seit dem Dreißigjährigen Kriege bis zum Zusammenbruche des alten Preußens so wenig Krieg geführt wie dieser Fürst, der den Namen des Soldatenkönigs trägt. Obgleich seine Territorien an den Schnittpunkten der europäischen Politik lagen, wollte er sich nur dann mit den allgemeinen Angelegenheiten befassen, wenn die Rechtsansprüche seines Hauses oder das evangelische Bekenntnis dadurch berührt wurden.

Bei seinem Eintritt in den nordischen Krieg hatte der junge Herrscher die stille Hoffnung gehegt, durch Waffentaten auch den Rest von Vorpommern, der ihm noch vorenthalten wurde, für seinen Staat zu erwerben. Als der Stockholmer Friede aber den vollständig besieigten Schweden das Land links der Peene zurückgab, tröstete sich Friedrich Wilhelm mit der Erwägung, daß die Schweden leichter angreifbar wären, wenn sie noch diesseits der Ostsee Besitz hätten. Ob sich der Große Kurfürst oder auch Friedrich I. so leicht in den Verlust eines schon eroberten Gebietes gefunden haben würden?

Seit der Beendigung der nordischen Wirren war das Trachten des Königs im wesentlichen nur auf die Erwerbung der Jülich-Bergischen Erbschaft oder eines annehmbaren Ersatzes dafür gerichtet. Preußen wäre stark genug gewesen, die umstrittenen Lande zu besetzen und zu verteidigen; bei der tiefen Spaltung der Großmächte hätte es sicher sein können, im Notfalle Bundesgenossen zu finden; das bewiesen später die Erfahrungen Friedrichs im österreichischen Erbfolgekriege. Friedrich Wilhelm aber läßt sich in immer neue Unterhandlungen ein; er schließt Verträge, um sich von langer Hand her die Erwerbungen zu sichern. Er, der so oft über den diplomatischen Trug schalt, verließ sich auf diplomatische Abmachungen. Um Bundesgenossen zu finden, minderte er seine Forderungen: statt die ganze Erbschaft zu verlangen, die ihm nach seiner inneren Überzeugung von Gott und Rechts wegen gebührte, wollte er sich endlich mit einem verstückelten Teile begnügen.

Wozu schuf Friedrich Wilhelm bei dieser friedfertigen Politik jenes gewaltige Heer, das im Verhältnis zur Einwohnerzahl seiner Staaten nach der damaligen Anschauung viermal zu groß war? Ist er wirklich, wie die Zeitgenossen spotteten, jener Fürst gewesen, der die Soldaten lediglich sammelte, wie andere Mon-

archen Kunstgegenstände und Juwelen? Die Beantwortung dieser Frage führt uns in das Innerste der Seele des Königs, auf seine Stellung zu Gott. »Gott vor alles in der Welt!« Dazu hat sich Friedrich Wilhelm bekannt. Und in dem Munde dieses wahrhaften Mannes war das keine konventionelle Redensart. Die Furcht Gottes ist der Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens. Immer von neuem befohl er seinen Geistlichen, die Furcht des Herrn zu predigen, denn das tue allein not. Als König von Gottes Gnade glaubte er sich verpflichtet, nicht nur für seine eigenen Taten, nein, für alles, was überhaupt in den ihm anvertrauten Landen geschähe, vor dem Richterstuhle des Höchsten die Verantwortung zu tragen. Wie überschwer trug er an dieser Last, wie furchtbar ängstete ihn der Abstand zwischen unserem Können und Wollen! »Das beste ist, man muß sterben«, schrieb er in der Zeit seines kräftigsten Mannesalters, als ihm alle Aspekte günstig schienen. »Wohl dem, der am ersten stirbt und bei Gott kommt, ist am glücklichsten, denn auf dieser Welt lauter nichts ist und Thorheit.«

In dem eigenen Reiche, wo er allen Befehlen Gehorsam zu verschaffen, die Tragweite der Anordnungen zu berechnen und nötigenfalls halt zu gebieten vermochte, im eigenen Reiche wurde der König von dem durchdringenden Gefühle der unbedingten Verantwortlichkeit zu immer größeren Leistungen angespornt. Der Unermüdliche konnte sich nicht genug tun; sein ganzes Leben war der Arbeit gewidmet. »Aut aegrotat aut studet« schrieb auch ein Berichtstatter, der dem Könige gar nicht wohlgesinnt war.

Aber Stärke und Schwäche Friedrich Wilhelms entspringen derselben Wurzel. Die reine und tiefe Empfindung, die ihn zum »größten inneren König Preußens« erhob, dieselbe Empfindung sollte lähmend auf seine auswärtige Politik wirken. Hing denn die Gestaltung der aus-

wärtigen Angelegenheiten von seinem Willen ab? Ist man überhaupt auf diesem Felde gewiß, das eigentliche Ziel zu erreichen? Friedrich Wilhelm kam sich in der Diplomatie wie ein Mann vor, der inmitten von Fallgruben steht. Ein Schritt auch auf scheinbar ganz sicherem Boden konnte unberechenbare Folgen haben, für die er nicht einzustehen vermochte, die seinen Willen und seine Kraft in den Dienst einer fremden, wenn nicht gar ungerechten Sache stellten oder ihn zum mindesten länger, als es das eigene Interesse heischte, an andere fesselte. Ihm graute vor dieser Gebundenheit, die ihm den freien Willen nahm und doch die Verantwortlichkeit ließ. Der König fühlte in der äußeren Politik nicht den dunklen Trieb des Genius; er wagte nicht, sich den Wogen zu überlassen in der festen Zuversicht, trotz aller Stürme zum ersehnten Port getragen zu werden. Sein Gott war der Jehovah des Alten Testaments, der die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied verfolgt. Aus Furcht vor Gott konnte er nicht zum rechten Gottvertrauen kommen.

Der große Abstand in der Haltung des Monarchen zu den äußeren und den inneren Angelegenheiten zeigt sich gleich bei seinem Regierungsantritte. Binnen sechs Wochen nach dem Tode des Vaters, so erzählte er selbst später, hat er den »ganzen Etat und die neue Verfassung« seines Reiches von Grund aus »reguliert«. Seines Weges wohl bewußt, als der geborene Herrscher tritt er auf. Niemand hat er um Rat gefragt. Aber den Ministern für die auswärtigen Angelegenheiten schreibt dieser im eigenen Staate so entschiedene Mann noch im November 1713, als er schon drei Vierteljahre die Krone trug: »Je suis un jeune commenceur et point de tout en état de soutenir la moindre chose avec vigueur; pour cela il faut aller piano, pour ne pas se brouiller.« Gegen seine ursprüngliche

Absicht ist Friedrich Wilhelm in den nordischen Krieg hineingezogen worden. Erst nachdem Karl XII. die Feindseligkeiten eröffnet hatte, wurden die preussischen Regimenter in Marsch gesetzt.

Es war nicht Furcht, die den König zaudern ließ, Friedrich Wilhelm wollte auch nicht, wie es noch heute manchmal heißt, seine kostbaren Riesen vor der Gefahr, totgeschossen zu werden, behüten. Gerade das Gegenteil ist wahr. Von Jugend auf hat er sich mit allen Fasern seines Herzens nach dem Schlachtgetümmel gesehnt. Wie froh war er, als ihm der Vater endlich erlaubte, einige Feldzüge in den Niederlanden mitzumachen. Trotz der ausdrücklichen Verwarnung ritt der preussische Kronprinz vornean auf Streifzügen und Partiegängen und suchte den Kampf mit den Gegnern. Daß er die Schlacht bei Malplaquet an der Seite Marlboroughs und Eugens schauen durfte, gehörte ihm Zeit seines Lebens zu den größten Erinnerungen.

Auch als Herrscher wünschte Friedrich Wilhelm die Stunde herbei, wo er auf dem Felde der Ehre zeigen konnte, was seine Truppen gelernt hätten. »Es ist wahr«, sagte er zu einem Gesandten, »ich liebe meine Soldaten, ich liebe mein Geld, aber alles gebe ich sofort ohne Zögern daran, wenn ich meine Ehre oder Rechte verteidigen soll.« Nach dem Abschlusse der Allianz mit England und Frankreich zu Herrenhausen (1725) glaubte er den Krieg schon ganz nahe und rüstete eifrig, während die Verbündeten noch gar nicht mobil machten. »Gott gebe Glück«, schrieb er hoffnungsfreudig, »alsdenn alles recht gut gehen wird.« Als Georg II. von England-Jannover 1729 die verhafteten preussischen Werber nicht sofort ausliefern wollte, ergingen bereits die Marschbefehle an die preussischen Regimenter, der Angriffsplan war schon festgestellt. In einem Briefe des Königs aus jenen Tagen heißt

es: »Gott erhalte die gerechte Sache und lasse uns mit den Schwertern ein Concert machen, und schmieren wir unsere Stiefeln, denn ich fest persuadiret bin, daß es kein ander Ende nehmen wird, als eine Prügelsuppe. Das gebe Gott, denn unsere Sachen sein gerecht. Amen.« Und mit welchen Erwartungen begrüßte Friedrich Wilhelm den Beginn des polnischen Erbfolgekrieges: »Ich halte davor, daß das mein größtes Glück wäre, gute und gerechte Occasion zu haben, nach Polen zu marschieren und den Frieden zu machen und so wie der König in Schweden Karl XII. und Friedrich Wilhelm der Große zu verfahren.« Wieder war er der erste bei der Rüstung. Daß sein Angebot, mit dem ganzen Heere an dem Kampfe teilzunehmen, vom Kaiser abgelehnt wurde, war für ihn der härteste Schlag. Aber wenn der König die Klinge bereits halb aus der Scheide gezogen hatte, dann kam ihm die Gewissensfurcht: Ist dieser Krieg auch gerecht, kann ich ihn mit allen seinen unübersehbaren Folgen vor Gott verantworten? Alsdann schrak Friedrich Wilhelm zurück; er wartete, ob ihm nicht der Feind den Krieg erklären und ihn dadurch von der entsetzlichen Verantwortung befreien würde. Der König wollte sich vor Gott damit entschuldigen können, daß er zu dem so freudig von ihm begrüßten Streite gezwungen worden sei. »Betet zu Gott und fangt niemals einen ungerechten Krieg an«, so beschwört er seinen Thronerben. »Aber wozu Ihr Recht habet, da laßt nicht ab; denn gerechte Sache wird Euch Gott gewiß segnen, aber in eine ungerechte Sache wird Euch Gott gewiß verlassen. Das seid versichert.« Immer wieder kehrt der König zu diesem Gedanken zurück: »Mein lieber Successor bitte ich um Gottes willen keinen ungerechten Krieg anzufangen und nicht aggressor zu sein. Denn Gott hat die ungerechte Kriege verboten, und Ihr je-

mals müßet Rechenschaft geben von jedem Menschen, der dar in einen ungerechten Krieg geblieben ist. Bedenk, was Gottes Gericht scharf ist!« Der Nachfolger soll sich das Geschick Ludwigs XIV. und das des Königs August II. von Polen-Sachsen im Kriege gegen Karl XII. vor Augen halten: »Die Sachsen sein sonst brave Leute..., aber sobald ihr König im ungerechten Krieg war, da war ihr Herz fort. Also bitte ich mein lieber Successor nicht einen ungerechten Krieg anzufangen, alsdann der liebe Gott Euch und Eurer Armee beständigen Segen und Bravour geben wird. Ihr seid zwar ein großer Herr auf Erden, aber Ihr müßet von allen unrechtmäßigen Krieg und Blut, das Ihr vergießen laßt, vor Gott Rechenschaft thun. Das ist eine harte Sache, also bitte ich Euch, haltet rein Gewissen vor Gott, alsdann Ihr eine glückliche Regierung führen werdet.« In diesen Worten haben wir den Schlüssel zum Verständnisse von Friedrich Wilhelms auswärtiger Politik. Der Monarch schreckt nicht vor dem Kriege, sondern vor der Verantwortung zurück. Deshalb zaudert er, wenn der Zorn verraucht ist, die in der ersten Hitze ausgestoßenen Drohungen wahrzumachen, darum läßt er sich noch auf Unterhandlungen ein, nachdem er schon sein Ultimatum gestellt hat. Friedrich Wilhelm betrachtete alles, seiner realistischen, vom Detail ausgehenden Art entsprechend, von persönlichen Gesichtspunkten! »Wir sind wohl in einem sehr gefährlichen Zustande«, äußerte er in einem Gespräche mit dem jüngeren Francke über das Duell. »Wollen wir alles auf uns sitzen lassen, so hält man uns für Bärenhäuter; wollen wir uns aber wehren, so kann leicht ein Unglück entstehen, daß man seine Seele darüber verlieret oder eine andere ins Verderben bringet.« Allerdings der heißblütige Fürst hat mehrmals Bündnisse von großer Tragweite ohne sattsame Erwägungen ab-

An dem Kampfe bei Leuthen nahm neben dem
3. auch das 2. Bataillon Garde in hervorragendem Maße teil. ■





geschlossen. Und wer möchte leugnen, daß es ihm mit diesen Versprechungen heiliger Ernst war. Nur unter schweren inneren Kämpfen trat er von einem Vertrage zurück. Aber wenn er das so schnell eingegangene Abkommen hinterher überlegte, dann fielen ihm alle nur erdenklichen Folgen seines Schrittes auf die Seele, dann nahm er nachträglich langsam das zurück, was er im ersten Eifer vorbehaltlos versprochen hatte. In diesem realistischen, auf die Tat gerichteten Könige findet sich doch etwas von dem schweren Geblüte Hamlets.

Da er im Überschwange seines Verantwortunglichkeitsgefühls die Grenzen der eigenen Interessen sehr eng zog, wurde ihm jedes Bündnis verdächtig, sobald ihm etwas zugemutet wurde, das keinen unmittelbaren Nutzen für Preußen versieße. Friedrich Wilhelm unterschätzte seine Kraft, er traute sich nicht zu, einen groß angelegten Plan unter verwickelten Verhältnissen durchsetzen zu können. Der König fürchtete immer, zum Schaden seiner Lande und Leute ausgenutzt zu werden; und dieses Mißtrauen, das ihn zu einem unsicheren Bundesgenossen machte, brachte es wirklich dahin, daß er häufiger hintergangen wurde als ein anderer Fürst von gleicher Macht und Bedeutung. So kam es, daß die Politik dieses begeisterten Soldaten zu einem Gewebe diplomatischer Künsteleien ward, daß dieser von Grund aus ehrliche und wahrhafte Mann als wankelmütiger Bundesgenosse mißachtet wurde.

Jedoch das Endurteil über die Politik Friedrich Wilhelms ist mit dieser Erkenntnis noch nicht gewonnen. Sein Verhalten in den einzelnen konkreten Fällen entspricht allerdings nicht den Anforderungen einer überlegenen Staatskunst. Aber sind die Wege, die der König in der äußeren Politik einschlug, wirklich so verkehrt? Vielleicht, daß Johann Gustav Droysen doch nicht ganz unrecht hat, wenn er mit feuriger Liebe für den viel

gescholtenen König eintritt und dessen deutschen Patriotismus in den Vordergrund seiner Betrachtungen stellt. Gewiß, die Sorge für »das liebe teutsche Vaterland« war in den Augen der mächtigeren Reichsfürsten im achtzehnten Jahrhundert meist nur eine blendende Verbrämung eigensüchtiger Bestrebungen. Das Reich in seiner damaligen Gestalt besaß kaum noch die Kraft in sich zu einer heilsamen Reform. Aber das deutsche Nationalbewußtsein war keineswegs völlig erloschen. Und Friedrich Wilhelm fühlte sich wirklich mit Stolz als Deutscher. Die Existenz des deutschen Reiches war nach der Meinung des Königs notwendig für die Erhaltung der hausväterlichen Tugenden, die er so hoch stellte, und für die Bewahrung der politischen Freiheit. Die Sorge für die Unabhängigkeit des Reiches war der Hauptgrund, weshalb er so schnell den in Herrenhausen geschlossenen Bund mit Frankreich und England wieder löste. Was soll kommen, so fragte er, wenn Österreich zugrunde gerichtet ist? Will man alsdann einen englischen oder französischen Kaiser machen? Ein deutscher Kaiser sollte und mußte bleiben. Die deutschen Fürsten wären mit dem Hause Österreich wohl gefahren; nimmer würde er einen Franzosen oder Engländer ins Reich lassen, und wenn er auch alles dabei einsehen mußte.

Das Ziel des Königs war ein enges Bündnis zwischen Österreich und Preußen, das durch die innige Verknüpfung ihrer Interessen unlösbar sein sollte. Wohl gemerkt, ein Bündnis zwischen Österreich und Preußen als ebenbürtigen Staaten. Friedrich Wilhelm war doch zu sehr von seiner Kraft durchdrungen, um seinen aufstrebenden Staat in den Dienst der habsburgischen Hauspolitik zu stellen. Ihm schwebte ein ähnliches Verhalten vor, wie es der Große Kurfürst am Abend seines Lebens befolgt hatte. Nicht daß Friedrich Wilhelm mit dem

Haufe Habsburg ging, dürfte ihm verdacht werden, sondern daß er sich nach seiner feurigen Art rückhaltlos diesem Gedanken hingab. Der König vermeinte, Karl VI. wäre mit allen Mächten viel zu sehr befeindet, als daß eine ehrenvolle Ausöhnung möglich wäre; der Kaiser wäre daher um seiner selbst willen auf den Beistand Preußens angewiesen und müsse mit ihm, wie es in ihrem Vertrage lautet, »in und außer dem Reiche fortan für einen Mann stehen«. »Gott gebe die Zeiten,« so schrieb er einmal aus innerster Überzeugung, »daß der Kaiser mich braucht. Dann soll er sagen, das hätte ich nicht geglaubt, daß der Preuß oder Brandenburger so ein treuer Freund ist.« Aber die Zeit war für diese Gedanken noch nicht reif. Die Hofburg konnte sich nicht darein finden, ihre Autorität und die Macht über das Reich mit einem Vasallen zu teilen. Gerade während der Regierung Friedrich Wilhelms wiederholte der Reichsvicekanzler einen Ausspruch, der schon nach der Schlacht bei Fehrbellin gefallen war: »Des Hauses Österreich Maxime müsse sein, Preußens weiteres Wachstum nicht zu gestatten.« Der Kaiser ahnte ebenso wenig wie Friedrich Wilhelm selbst, welch starke Macht Preußen dank der inneren Reformen des Königs bereits geworden war, daß dieser Staat nicht mehr durch die kleinen Mittel in seinem Aufwärtsschreiten gehemmt werden konnte. Um der Tochter die habsburgischen Erblande unverkürzt hinterlassen zu können, glaubte sich Karl VI. von dem unbequemen Bundesgenossen trennen zu sollen und einigte sich auf Kosten des Reiches und Preußens mit den Großmächten des Westens. Das Bündnis mit Österreich, auf dem Friedrich Wilhelm seine ganze Politik aufgebaut hatte, brach zusammen. Um dem Kaiser seine Treue recht zu beweisen, hatte Wilhelm sich den Rückweg zu England und Frankreich verlegt; nun stand er vereinsamt da.

Die Zornestränen schossen dem Könige ins Auge, wenn er seines Schicksals gedachte. »Ich examiniere mich immer,« rief er, »ob ich auch nur einen einzigen Gedanken gehabt hatte, womit ich des Kaisers Interesse zu nahe getreten. Allein ich mag mich prüfen, wie ich will, so kann ich nichts finden.« Ihm selbst, vom Siechtum schon gebrochen, wäre es freilich nicht beschieden, noch den Tag der Vergeltung zu schauen. Aber da steht der Kronprinz, der wegen seiner Hinnneigung zu den Feinden des Hauses Österreich in so schweren Zwiespalt mit dem Vater geraten war, der wird ihn rächen!

Die folgenden Ereignisse sollten dem Könige recht geben. Die Mißachtung Preußens wurde schwer geahndet. Obgleich Karl den Franzosen um der pragmatischen Sanktion willen Lothringen preisgegeben hatte, unterstützte Ludwig XV. die Feinde Maria Theresias. Großbritannien blieb freilich seinem Bunde treu, aber es vermochte nicht, den Angriff Friedrichs auf Österreich abzuwehren. Unter englischer Vermittlung wurde der Friede von Breslau geschlossen, der Schlesiens mit Preußen vereinigte. Es ist das einzige Opfer, das die heldenmütige Königin von Ungarn in dem Kampfe um ihre Erbschaft bringen mußte. Wer kann sagen, wie sich die Dinge gestaltet hätten, wenn Karl VI. das Bündnis mit Preußen im Sinne Friedrich Wilhelms aufgefaßt und sich ernstlich der preußischen Forderungen angenommen hätte. Beim Tode beider Herrscher würden Österreich und Preußen in Freundschaft geeint zusammengestanden haben. Ob Friedrich dann sein Schwert gegen die Erbin der österreichischen Monarchie erhoben hätte? Vielleicht daß er die jülichische Erfolgsfrage zum Anlaß genommen hätte, um sich den Ruhm und die Macht zu erstreiten, nach denen er dürstete. Man könnte sich wohl denken, daß bei dieser Wendung der österreichische Erb-

folgekrieg überhaupt nicht ausgebrochen wäre. Die Feindschaft gegen Preußen hätte der Wiener Politik nicht für ein halbes Jahrhundert die bestimmende Richtung gegeben, Österreich hätte von neuem die Bahnen im Osten beschreiten können, welche die Siege Eugens bei Peterwardein und Belgrad vorgezeichnet hatten. Die gesamte Entwicklung Europas hätte dann wohl eine andere Richtung eingeschlagen.

Dem Könige Friedrich Wilhelm ist das Los von Moses zuteil geworden. Er hat sein Volk bis hart ans Ziel geführt, aber die Fehler der eigenen Anlage verwehrten ihm, die Früchte seiner rastlosen Mühen zu ernten.



Gottfr. Wilh. von Leibniz

Von Ernst Troeltsch.

Die moderne Welt datiert im Grunde aus der großen geistigen Bewegung des 17. Jahrhunderts, welche die moderne Wissenschaft schuf und die dann in der Aufklärungsperiode die Popularisierung dieser Wissenschaft zugleich mit der Inspiration einer freien künstlerischen Literatur zur Folge hatte. Diese Bewegung nahm ihren Ausgangspunkt in Frankreich, Holland und England. Es erwuchs die westliche Kultur, der gegenüber Deutschland von Hause aus zurückstand und von der es dann vollends durch das Elend des großen Krieges abgeschnitten wurde.

Von den Wirkungen dieses Krieges sich erholend, richtete Deutschland sich wieder auf durch den Anschluß an jene westliche Kultur, die es im Laufe des 18. Jahrhunderts verarbeitete und aus deren Anregung es dann seine eigene große wissenschaftliche, philosophische und künstlerische Kultur hervorbrachte, welche lange Zeit hindurch sein einziges Einheitsband war, bis sich zu ihm das

festere politische Band der Wiederausammenfassung des nun freilich stark verkleinerten Germanentums gesellte. Der führende Geist in der Übernahme und Bearbeitung der westlichen Kultur war Leibniz. Das ist die historische Stellung dieses außerordentlichen Mannes, der mit seiner Seele zwei Zeitaltern angehörte, dem Zeitalter der konfessionell-kirchlichen und dem der freien wissenschaftlich-rationalen Kultur, der mit seinem Denken an zwei Entwicklungen teilnahm: der westeuropäischen naturwissenschaftlich-mathematischen und der deutschen religiös-spekulativen.

Was Leibniz zu dieser Rolle befähigte, war eine geradezu staunenswerte Universalität und Beweglichkeit des Geistes, die mit schärfster Bestimmtheit alle Einzelheiten aufzufassen und in ihren Folgen abzuschätzen wußte, die aber zugleich auch der größten und umfassendsten Ideen fähig war. So gelangte er dazu, das Wissen der Zeit in einem Umfange zu beherrschen, wie es vor ihm schwerlich jemals und nach ihm sicherlich niemals der Fall gewesen ist; wie es freilich bei der modernen Spezialisierung der Wissenschaften auch nicht wieder möglich sein wird. Es ist das Zeitalter der Polyhistorie, das namentlich in Holland seine großen Wunder umfassenden Wissens hervorbrachte, und das in zahllosen enzyklopädischen Sammelwerken deutscher Krähwinkelprofessoren seine enzyklopädischen Fachwerke und Notizensammlungen zusammentrug. Aus diesem Polyhistorismus ist auch Leibniz hervorgewachsen, den schon in seiner frühesten Jugend eine ungeheure Lesewut zur Verschlingung einer überaus bunten Literatur angetrieben hatte. Aber die Polyhistorie ward bei Leibniz zu wirklich beherrschtem und organisiertem Wissen, und die Buntheit und Beweglichkeit seines unerschöpflichen Interesses hat ihn nicht gehindert die tiefstinnigsten Konzeptionen auszudenken, in denen er diesem Reich-

tum einen geistigen Zusammenhang und der neuen Kultur eine philosophische Grundlage geben wollte.

Fehlte es so Leibniz infolge dieses Zusammenhanges mit der Polyhistorie an großem gestaltenden Erkenntniswillen, so war er doch nicht etwa eine kühle, ruhige Verstandesnatur. An Stelle der großen stillen Leidenschaft besitzt er den stets beweglichen und reizbaren Enthusiasmus und ein lebhaftes, in tausend Interessen sich verlierendes Gefühl, verbunden mit einer Neigung zu religiös-mystischer Erhebung und patriotischer Begeisterung. Wie die ganze Reformbewegung des modernen naturwissenschaftlichen Forschens zugleich über die eigentliche Naturforschung hinaus auf die theoretische Weltanschauung und auf die technische Praxis wirkte, so war auch er von diesem hoffnungsvollen Optimismus erfüllt, der in der exakten Naturwissenschaft und in der strengen Rationalität der Mathematik endlich ein absolut sicheres Erkenntnismittel gefunden zu haben gewiß war, und der mit diesem Erkenntnismittel sowohl die ganze Bildung als die ganze Technik umgestalten wollte. Endlich nach Jahrtausenden des Irrtums war man weiter als die Griechen, konnte man die nebelhafte Scholastik vollends abstoßen, die nur die Griechen kopierte und kommentierte. Endlich war man im unmittelbaren Verkehr mit der Natur und durch die reine mathematische Mechanik der Schule Galileis und Descartes' im Besitze eines untrüglichen Mittels von großartigster, unberechenbarer Fruchtbarkeit. Dadurch verbindet sich mit der neuen Wissenschaft der Geist eines weitblickenden Optimismus und einer unbegrenzten Reformlust, der bisweilen geradezu zur Entdeckungssucht und zur Projektenschmacherei wird. Von diesem Geiste ist auch Leibniz erfüllt. Er ist unermüdlich in Entdeckungen und Projekten und bestürmt die ihm zugänglichen Staats-

männer und Regierungen mit seinen oft großartigen und kühnen, oft künstlichen und ausgetüftelten Plänen. Die Umgestaltung der europäischen Politik, Einheit Europas, Eroberung Ägyptens, Durchstechung der Landenge von Suez, Kolonisation in China, Einigung der deutschen Nation und ihr Eintritt in eine überseeische Politik sind seine großen Pläne. Aus der großen Politik zurückgedrängt, hat er dann später auf weitgehende Pläne innerer Reformen, Hebung von Technik und Handel, Umgestaltung der Schulen und der Bildung sich zurückgezogen, und als ein Mittel dieser Reformen erschienen ihm neue wissenschaftliche Institutionen, Akademien im Stile der Royal Society in London oder der Academie française in Paris. Diese Akademien sollten nicht Gelehrtenschulen sein, sondern Zentralstellen und Pflanzstätten der neuen naturwissenschaftlich-technischen, volksbeglückenden Kultur. So versuchte er es in Dresden, Wien und dann in Petersburg, und erst, als es in diesen großen Staaten nicht gelang, begnügte er sich mit dem Experiment einer Akademie in dem armen und kleinen Brandenburg, das ja zunächst auch kümmerlich genug ausfiel. Solchen Zwecken diene im letzten Grunde auch die ganze Anstrengung seiner kirchlichen Wiedervereinigungsversuche. Sie sollten die Wunden des langen Krieges heilen, den Riß des Reformationszeitalters rückgängig machen, und damit Deutschland wieder in die Reihe der Großmächte stellen, um ihm seinen Anteil an der zukünftigen Entwicklung zu sichern. Auch hier sollte es die neue Wissenschaft sein, die den Frieden stiftet und den Boden des großen Fortschrittes bereitet. Sie sollte den christlichen Gottesgedanken in den Grundzügen mit mathematischer Folgerichtigkeit feststellen und den Glaubensbekenntnissen ermöglichen, auf dieser gemeinsamen Grundlage über die konfessionellen Sonderlehren sich vor-

nehm und duldſam zu vertragen. Auch hier ſollte die neue Wiſſenſchaft den großen Fortſchritt bringen, das Praktiſche und Weſentlich-Religiöſe ſicherſtellen und im übrigen die Kleinlichkeit der theologischen Dunkelmännerkünſte im Lichte des neuen wiſſenſchaftlichen Tages verzehren. Immer und überall ſind es Reformen und Fortſchritte, an denen ſein Herz hängt. Er gehört der mittelalterlichen Welt noch ſoweit an, daß nur eine kirchliche Einigung ihm auch das politiſche und ſoziale Wohl begründen zu können ſcheint, und andererseits wieder der modernen inſoweit, als ihm die theologischen Unterſcheidungslehren in Wahrheit völlig gleichgültig geworden ſind. In derartigen Plänen und Hoffnungen hat er ſeine Arbeitskraft raſtlos verzehrt; immer hatte er praktiſche Zwecke, und nur mit tiefem Schmerz ſah der alternde Mann, der an dem kleinen hannoverſchen Hof vereinſamte, eines dieſer Projekte nach dem andern ſcheitern.

Mit alledem iſt denn auch geſagt, daß Leibniz nicht ein Gelehrter und Philoſoph im gewöhnlichen Sinne des Wortes war. Von dem engen und kleinlichen Treiben der deutſchen Univerſitäten wandte ſich Leibniz frühzeitig mit Verachtung ab, und ſtets ſind ihm dieſe Penſionäre haltenden, ihre Braugerechtigkeit ausübenden, Notizen ſammelnden und Bücher kommentierenden, händeliſchtigen Pedanten als ein Haupthindernis des Fortſchrittes erſchienen, die er geradeſo geringschätzte wie die die Aſche des Kirchenſtreites immer neu zur Flamme aufblaſenden Durchſchnittstheologen. Sein Sinn ſtand nach der Diplomatie, nach dem höfiſchen Leben und nach einer internationalen Herrſcherſtellung in der Gelehrtenrepublik aller Länder. Ihm als dem Bürgerlichen iſt das nicht immer leicht geworden, und daher ſtammen die vielen Züge von Unterwürfigkeit und Schmeichelei, von Eitelkeit und Selbſt-

empfehlung, die ſein Bild entſtellen und von manchen Beurteilern ſtark übertrieben worden ſind. Die Erwerbung einer höfiſchen Stellung, die ihm doch als Vorbedingung für die Verwirklichung ſeiner Ideale ſchien, war wohl ſchwerlich ohne ſolche Künſte der Geſchmeidigkeit möglich; und das Selbſtgefühl der erungenen Stellung entſpricht den Empfindungen, mit denen jene Zeit dieſe Abſtände zu meſſen pflegte. Daher ſtammt ſein eifriges Streben nach Anknüpfung mit allen berühmten Gelehrten der Zeit, die er namentlich in Paris verſuchte, und ſeine beſſene Höflichkeit gegen die großen, den Deutſchen vorangehenden Ausländer wie gegen die eleganten oder machtoollen Häupter katholiſchen Kirchentums. Auf der Grundlage eines internationalen Gelehrtenruhmes ſollte ſeine höfiſche Stellung ruhen, und auf der ſeiner höfiſchen Stellung ſollten ſeine Reformpläne in die Wirklichkeit treten. Nur ſo konnte er hoffen, Deutſchland auf die Höhe der weſtlichen Kultur zu heben, die überhaupt weltmänniſch und höfiſch, praktiſch und reformeriſch war. Wenn er, der es ſo weit gebracht hatte, darüber dann zuweilen eine Beugtuung äußerte, die unſeren Anforderungen an einen großen und reinen Charakter nicht entſpricht, ſo ſind das gewiß Mängel in ſeinem Weſen, aber Mängel, die in der Umgebung ſeiner Zeitverhältniſſe ſehr viel verzeihlicher erſcheinen. In Wahrheit iſt ſeine höfiſche Stellung doch immer nur eine ſehr unbedeutende geweſen; das Schickſal hat ihm einen großen Staat verſagt, dem er hätte dienen können; und ſeine beſtändig projektierende Phantaſie mußte ihn durch ſanguiniſche Zukunftshoffnungen für die jeweilige Gegenwart entſchädigen. Wer will es ihm übelnehmen, daß er zuweilen ſich durch das Selbſtgefühl einer europäiſchen Berühmtheit für hannoverſche Kleinlichkeit und hannoverſchen Verdruß entſchädigte! Im Grunde

ist es nur die Art seines Strettes mit Newton, die ihm wirklich übel genommen werden kann.

Das Bild Leibnizens würde aber unvollständig sein, wenn wir nicht noch einiger wichtiger Züge gedenken wollten, die sein Handeln vom Grunde aus vor allem bestimmen. Leibniz war ein glühender deutscher Patriot und ein im tiefsten Wesen religiös veranlagter Charakter. Die völlig unklare und unfertige Lage Deutschlands, das zerrissen und geschwächt aus dem Kriege hervorging und zunächst nur an eine Neugestaltung in den Einzelterritorien denken konnte, hat seinem Patriotismus keine große historische Wirkung und keine klaren Zielgedanken gewährt. So hat sich sein Scharfsinn und seine Phantasie auch hier in politisch unbrauchbaren Plänen und Agitationen verzehrt. Aber der Mann, der Deutschland auf die Stufe der westlichen Kultur erheben wollte, war kein blinder Bewunderer des Auslandes und kein vaterlandsloser Nachäffer, sondern er war ein edler und begeisterter Patriot, der des Glaubens lebte, daß dem deutschen Volke noch eine große Zukunft beschieden sei. Auf diese Zukunft sollte es sich durch Übernahme der neuen Kultur vorbereiten, und um ihrer willen sollte es die konfessionellen Streitäxte begraben. Auch sollte es die westliche Kultur selbständig in seinem eigenen Geist übernehmen und vor den Gefahren sich hüten, von denen sie im Westen, vor allem in Frankreich, begleitet war. Die Tapferkeit und Gründlichkeit der Deutschen, ihre Frömmigkeit und sittliche Strenge, ihr konservativ-biederer Sinn sollten die Gefahren der Frivolität und des Luxus, des Atheismus und der Sittenlosigkeit überwinden, die in Frankreich lauerten. Erst in den deutschen Händen würde die neue Kultur ihre Macht und Fruchtbarkeit entfalten, wenn die Deutschen nur erst einmal die Erb-
übel der Pedanterie und des konfessio-

nellen Zankes überwunden hätten. In diesem Sinne griff er selbst durch Gutachten und Promemorien, vor allem aber durch Flugschriften in die politische Bewegung ein, die selbstverständlich, um ihn nicht zu kompromittieren, anonym sein mußten. Man hat den Versuch gemacht, aus den Flugschriften der Zeit solche herauszufinden, die von seiner Hand herrühren, und hat dabei mit hoher Wahrscheinlichkeit eine ganze Anzahl auf ihn zurückgeführt. Sie leiden alle an dem Fehler, an dem die ganze Politik Leibnizens leidet: sie sind realpolitisch unbrauchbar und diktiert von der Phantasie, die das alte heilige römische Reich als solches in die neue fortschrittliche und tolerante Kultur überführen wollte. Die alte und die neue Zeit sind in ihrem tiefen inneren Unterschiede nicht empfunden, und die Notwendigkeit einer endgültigen Abrechnung mit den Folgen der Kirchentrennung wie mit den Folgen der habsburgischen Orientpolitik sind noch nicht erkannt. Aber der Sinn für die inneren und äußeren Schäden des deutschen Lebens ist klar und offen, die Kritik freimütig und die Vaterlandsliebe lauter und rein. Die Schwierigkeiten der Reorganisation sind unterschätzt, die Lösung der unendlich verwickelten Aufgabe ist als allzunah und leicht vorgestellt. Aber die Gedanken selbst sind von großartigem Geist, begeisterter Wärme und zutreffendem Scharfblick. Mit der politischen Neugestaltung zu einem Bundesstaate erstrebte er zugleich eine innere Hebung und Neuorganisation des gesamten Lebens der Nation. So wollte er eine Umgestaltung des Militärwesens, die auf einem festen Finanzsystem beruhen und alle Vorteile der Bewaffnungstechnik, der leichten Mobilisierung, der Militärmedizin, der Verproviantierung klug benutzen sollte. Er wollte eine völlige wirtschaftliche Neuordnung durch Banken und Versicherungen, Zoll- und Tarif-

politik, Handelskompagnien, Kolonisation, schutzzöllnerische Sicherung der Erzeugnisse und vertragsmäßige Sicherung der Absatzgebiete. Er forderte als Grundlage von alledem eine geordnete Statistik, die zusammen mit den militärischen Aufgaben das Hauptstudium der Fürsten bilden sollte. Die theologisierenden, Trunk und Jagd liebenden Fürsten sollten verschwinden, aber darum nicht etwa zu gewissenlosen Nachahmern des Luxus von Versailles werden, sondern praktische Reformer im Sinne des Merkantilsystems, der modernen Politik stehender Heere und der modernen wissenschaftlichen Aufklärung. Er verlangte durchgreifende Reformen der Justiz, moderne und humane Kriminalpolitik, pünktlichen Gerichtsgang, Beseitigung der Folter und der Hexenprozesse, nicht minder eine völlige Erneuerung des Unterrichts auf den hohen und niederen Schulen, Durchführung eines realwissenschaftlichen, Handel und Gewerbe, Recht und Moral befördernden Bildungswesens, Freiheit der Wissenschaft, Ermäßigung der Zensur, knappe und sachliche Form des literarischen Betriebes, vor allem den Gebrauch der unverfälschten deutschen Sprache, die von selbst mit den scholastischen Wortgespenstern auch den scholastischen Wahn vertreiben werde. Alles das sind durchaus moderne Forderungen des werdenden absolutistischen Staates, im Interesse des deutschen Volkes und nicht der deutschen Fürsten gedacht. Durch den Weitblick, den Nachdruck und den Freimut, mit dem Leibniz sie verkündet, gehört er auf alle Zeiten zu den großen deutschen Patrioten. Und wie hierin seine Zukunftshoffnungen sich aussprechen, so hat er in diesem Sinne auch die deutsche Vergangenheit studiert. Er hat in einer Zeit, die wesentlich auf vernunftgemäße Erkenntnisse und auf die damit zu gewinnenden Zukunftsreformen gerichtet war, zugleich den Blick

in die deutsche Vergangenheit zurückgewendet, um aus ihr heraus das Nationalgefühl und Selbstvertrauen der Deutschen zu stärken.

Eine besondere Eigentümlichkeit seiner patriotischen Ermahnungen ist, daß sie stets zugleich aufs stärkste den religiösen Gedanken betonen. Es soll die besondere Mission des Deutschen sein, die westliche Kultur zugleich mit einer Läuterung des deutschen religiösen Sinnes zu übernehmen, sie den bereits bemerkbaren Gefahren des Westens zu entziehen und die alte deutsche Neigung zu religiöser Vertiefung für eine wahrhaft christliche Kultur fruchtbar zu machen. Der bisherige mörderische Religionszank ist ihm nur eine Verirrung dieser edlen Anlage und wird verschwinden, wenn der Tag der neuen Bildung in das Dunkel der scholastischen Wahnvorstellungen hineinscheint. Es sind nicht bloß äußerlich politische Motive, die Leibniz zu dem immer neuen Versuche einer kirchlichen Einigung treiben, sondern es ist seine wirkliche persönliche Überzeugung, daß der Aufschwung des deutschen Volkes der inneren religiösen Kräfte nicht entbehren könne, und daß auch für das religiöse Leben mit der neuen Bildung ein neuer Fortschritt angebrochen sei, vermöge dessen es nicht mehr, wie bisher, unter theologischer Mißleitung zerstörend, sondern unter dem Einfluß einer wissenschaftlichen Vereinfachung und Läuterung lediglich segensreich wirken soll. Leibniz kann sich einen religionslosen Staat und eine religionslose Kultur noch nicht vorstellen. Ihm ist die reine Religion der festeste Grund der Völkergesundheit und der Mittelpunkt seines Denkens. Es kann gar kein Zweifel daran sein, daß im Zentrum seines Interesses religiöse Gedanken standen. Er liebte die Theologen nicht und hielt sich persönlich vom kirchlichen Kultus zurück. Aber das tat er doch nur, weil ihm der Protestantismus seiner Zeit in vielen

Stücken antipathisch war. Er schätzte und bewunderte Luther aufs höchste und kannte ganz genau die Bedeutung der Reformation für die neue geistige Welt. Aber das lutherische Pastorentum und seine Rechtgläubigkeit waren ihm lästig. Es war ihm eine barbarische Welt, von der sich die vornehmen katholischen Kirchenfürsten, die feingebildeten Janse- nisten und die Gelehrten der englischen Staatskirche vorteilhaft abhoben. Alles das bedeutet nun aber, daß auch sein religiöses Denken und Fühlen eine neue Entwicklung des Protestantismus ein- leitet. In ihr ist vieles von der alten Kraft und Strenge verloren; der schroffe Gegensatz der erbsündigen, verlorenen und der von der Gnade geretteten Welt, die absolute Unkraft und Verdammtheit des Nichtchristen und die ebenso sichere Seligkeit und Rechtfertigung des Gläu- bigen, der strenge Gegensatz des Glaubens gegen die der Gefahr der Werkheiligkeit ausgesetzte sittliche Selbstvervollkomm- nung, alles das lag seinem Gefühl fern. Leibniz hat selbst Kirchenlieder gedichtet, darunter ein Chorfreitagsglied, und die anbetende Liebesgemeinschaft mit Gott war ihm das Endziel alles Erkennens wie die Kraft alles Handelns. Aber die eigentlichen dualistischen Grunddogmen des Protestantismus, der ganze harte Bibelglaube und die alles beherrschende Stimmung des Wunderbegriffes lagen ihm ferne. Sein ganzes Wesen ist erfüllt von dem Gedanken der einheitlichen Ge- seßlichkeit der Welt, von dem unermess- lichen Reichtum individuellen Daseins und von der fortschreitenden Steigerung und Emporentwicklung der Kreatur zur Gotteserkenntnis und durch die Gotteserkenntnis zur Gottesgemeinschaft. Leibniz ist zwar in dogmatischen Dingen überraschend konservativ, schon den Bibelbuchstaben und rettet nach Mög- lichkeit das Wunder. Er beweist die Trinitätslehre, die lutherische Abend- mahlslehre und die Ewigkeit der Hölle=

strafen gegen die Socinlaner. Doch im Grunde seines Herzens liegt ihm nicht viel an diesen Dogmen, sondern nur an der Kontinuität der Kirche, und jene Be- weise sind wohl mehr zu Ehren seiner virtuosen Kunst, die schwierigsten Dinge durch die neue Wissenschaft zu beweisen, als zu Ehren Gottes unternommen. In- dem er gemäß seiner Natur in dogma- tischen Dingen konservativ ist und die Theologie als geistliche Diplomatie be- handelt, bildet er innerlich doch das ganze religiöse Denken um, und in der Hülle eines ermäßigten rationalisierten Dogmas bietet er die Grundlage des mo- dernen religiösen Denkens dar, die Ge- danken der Einheit und Gesetzmäßigkeit der Welt in Gottes allwissendem Geist und der Entwicklung der Kreatur durch Irrtum und Sünde zu dem Ziel der Kreatur in der Gotteserkenntnis. Hierin liegt die Umbiegung des dualistischen Theismus zu pantheistischen Ideen, ohne doch damit den Schöpfungsglauben selbst aufzugeben; ferner die Umbiegung des dualistischen Erlösungsglaubens zum Glauben an eine von Gott geleitete Em- porentwicklung der Kreatur und schließ- lich die Umbiegung des objektiven, auf Bibel und Sakrament gestützten Kirchen- glaubens zur persönlichen, individuellen Überzeugung. Die ganze Philosophie Leibnizens ist im Grunde auf diese Ge- danken zugeschnitten; mit ihnen glaubte er den pantheistischen Folgerungen des Spinoza und den materialistischen des Hobbes zu entgehen, ohne darum in den paradoxen Dualismus eines Pascal ver- fallen zu müssen. Wie er in der Politik das heilige römische Reich zum modernen Staat umwandeln zu können meinte, so glaubte er in der Theologie das konser- vative Dogma ohne weiteres in diese modernen Gedanken hinüberdenken zu können. Er hat sich in beiden Fällen über die Tiefe der Kluft getäuscht und den schweren Geisterkampf durch diplo- matische Künste umgehen zu können



Als der König das Treffen der preussischen Infanterie zurückfluten sah, ritt er an das zweite Treffen, welches dicht vor dem brennenden Zorndorf hielt, heran, stieg vom Pferde, nahm von dem zunächst stehenden Regiment von Bülow eine Fahne und ging damit der zurückweichenden Infanterie entgegen. Hierbei hat er die Worte gebraucht: «Auf, Kinder, folget mir, nicht aus Liebe zu mir, aber für Gott und Vaterland!» Kurz darauf stellte Seydlitz durch seinen berühmten Angriff in Flanke und Rücken der verfolgenden Russen die Schlacht wieder her. □



gemeint. Das zeigt, daß auch seine Religiosität mehr Denken und Fühlen beherrschte, als den Willen inspirierte, und daß er selbst bei allem zentralen religiösen Interesse doch nicht zu den bahnbrechenden religiösen Persönlichkeiten gehört. Wohl aber gehört er zu den bedeutendsten religiösen Denkern; sein tief persönlicher Individualismus der Überzeugung und sein mystisch grübelnder Sinn, die beide nach einer Lösung des Welträtsels und nach einer Versöhnung der Wissenschaft und Religion verlangen, haben ihn die Grundformen des modernen religiösen Denkens vorausnehmen lassen, und die deutsche moderne Philosophie hat durch ihn den Sonderzug aufgeprägt erhalten, daß in ihr das religiöse Problem eine noch viel stärkere und fruchtbarere Rolle spielte, als sie das in den Lehren Descartes' und Lockes getan hatte. Zwar vollendeten auch die letzteren ihr Denken in religiösen Gedanken, aber es war doch bei ihnen erst der Abschluß und meist abtrennbar vom System. Bei Leibniz liegt die Religion in der Wurzel seines Denkens und ist jede einzelne Entfaltung von ihr mitbestimmt.

Das ist das Charakterbild der Persönlichkeit, welches zugleich seine Bedeutung und Wirkung erkennen läßt. Die äußeren Schicksale Leibnizens sind die eines damaligen Gelehrtenlebens, das in seinen höheren Formen mit einer politischen oder höfischen Laufbahn verbunden zu sein pflegte. Es ist die Geschichte von der Erhebung eines Bürgerlichen in den Adelsstand und von der Gewinnung internationalen Ruhmes und internationaler Beziehungen. In Leipzig 1646 geboren — zwei Jahre vor dem westfälischen Frieden —, wuchs er in der üblichen Bildung heran, ein frühreifes Wunderkind. Bald zog ihn die eigentlich fortschrittliche wissenschaftliche Macht der Zeit, die Cartesiansche Physik und Mathematik, in ihren Bann, doch widmete er

sich zugleich der Jurisprudenz im Interesse einer weltmännischen Karriere. Die akademische Laufbahn verschmähte er und ließ sich dagegen durch seine Verbindung mit dem früheren kurmainzischen Minister, dem Herrn von Boyneburg, in den Dienst von Kurmainz und in das Interesse an den Reunionsverhandlungen hineinziehen. Im Sommer 1670 wurde er Rat am höchsten Gerichtshof des Kurfürstentums. Nach zwei Jahren begab er sich auf große Reisen nach Frankreich, England und Holland, wo er die folgenreichen Anknüpfungen mit den bedeutenden Gelehrten dieser Länder gewann. In Paris erhielt er 1676 die Ernennung zum Bibliothekar in Hannover von dem Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg. Er wurde sofort, später als Geheimer Justizrat, Mitglied der Kanzlei für Justizsachen. Zugleich diente er als diplomatischer Agent und machte seine diplomatischen Reisen als Sammler von Urkunden des welfischen Hauses. Mit den beiden ersten Herzögen war er persönlich nahe befreundet; das Verhältnis lockerte sich immer mehr unter deren Nachfolgern. Nach dem Tode der beiden ersten beruhte seine Stellung auf der Gunst, die er bei der Kurfürstin Sophie, der Gattin von Ernst August und der Tochter des Winterkönigs, genoß, und von der Mutter übertrug sich dies Verhältnis auf deren Tochter, Sophie Charlotte, die erste preussische Königin. Die Beziehungen zu dieser ermöglichten ihm die Gründung der preussischen Akademie der Wissenschaften, deren — freilich sehr vernachlässigter — Ehrenpräsident Leibniz wurde. Mit dem Tode der beiden fürstlichen Damen war seine höfische Rolle ausgespielt. Beim Tode Sophie Charlottens (1705) nahm er die Kondolenzen an, als ob der Tod in sein eigenes Haus eingekehrt wäre. Seine letzten Jahre sind dann erfüllt von Bemühungen um die Reunion der Lutheraner und Reformierten, die aber ebenso scheiterten wie

seine früheren Bemühungen um die der Katholiken und Protestanten. Dann gewann er Beziehungen zum russischen Hofe Peters des Großen, die ihm Titel, Ehren und Zukunftshoffnungen eintrugen, und solche zum Wiener Hofe, an dem er fast zwei Jahre mit der gleichen Wirkung zubrachte. Zuletzt kehrte er, von dem Mißtrauen des Kurfürsten zurückgerufen, heim nach Hannover, das sein Herrscher inzwischen zum Empfang der englischen Krone verlassen hatte. Hart betroffen von der Ungunst des Hofes, mißtrauisch beobachtet von der Geistlichkeit und eifersüchtig von allem Einfluß durch die Beamten zurückgehalten, verbrachte er den Rest seines Lebens in tiefster Einsamkeit. Er starb 1714, und von seiner Beisetzung schreibt ein Engländer: »er wurde begraben mehr wie ein Räuber, als wie die Zier seines Landes, die er war«. Das hinterlassene Vermögen stammte aus den von ihm eifrig gesuchten Pensionen verschiedener Höfe.



Der Erste und Zweite Schlesische Krieg.

Von Georg Evert.

Mollwitz — Chotusitz — Hohenfriedberg — Soor — Kesselsdorf — welches preußische Herz schlug nicht höher beim Klange dieser Namen! Fünf Schlachten, fünf Siege, durch keine Niederlage unterbrochen. Nicht die ersten Ruhmestaten preußischer Waffen: schon unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. hatten die Krieger des jungen Königreiches mit Auszeichnung gefochten, und namentlich bei Hochstädt, Cassano und Turin den Ruf eiserner Disziplin wie zäher, schlachtenwendender Tapferkeit erworben. Aber sie waren dort immer bloß als Hilstruppen aufgetreten, und die selbständig erfochtenen Siege des Großen Kurfürsten

verband das Zeitempfinden nur mit dem brandenburgischen, nicht dem preußischen Namen. Wie jung ist überhaupt noch Preußen! Kaiser Wilhelm I., dem ein großer Teil der heutigen Jugend noch persönlich ins Auge geschaut hat, konnte in seiner Kindheit sicherlich viele alten Leute sprechen, deren eigene Erinnerung bis vor die schlesischen Kriege zurückreichte. So nahe, lebendige Fühlung hat noch die Gegenwart einer Zeit, da man »draußen in der Welt« kaum schon etwas von der aufstrebenden Macht im deutschen Nordosten wußte und selbst im übrigen Deutschland oft wohl wieder junge Goethe spöttisch fragte: was geht uns Preußen an? Erst die Kämpfe um Schlessien führten den kleinen Staat in selbständiger Rolle auf die Bühne der Weltgeschichte; sie leiteten ein Heldenzeitalter für ihn ein und begründeten seine Großmachstellung für alle Zeit. Aber nicht nur der Preuße, sondern jeder Deutsche vermag heute der Taten Friedrichs II. mit Stolz zu gedenken. Schon damals empfand mit unseren großen Dichtern und Denkern auch die Masse des Volkes sie vor allem als Taten deutschen Heldenmutes, an denen das tiefgesunkene Nationalgefühl sich wieder aufrichten konnte. Der heutige Deutsche aber braucht noch weniger danach zu fragen, ob seine Vorfahren in dem einen oder anderen Kriege Friedrichs für oder gegen ihn gefochten haben; er erkennt in jenen Kämpfen ebenso wie in der Erhebung Preußens gegen Napoleon I. Marksteine nicht nur preussischer, sondern deutscher Entwicklung auf dem langen und schwierigen Wege von nationaler Zerrissenheit und Schwäche zur Einheit und Größe.

Am 26. Oktober 1740 war Kaiser Karl VI., der letzte männliche Habsburger, gestorben. Durch die sogenannte »pragmatische Sanktion« hatte er seiner Tochter Maria Theresia die ungeteilte Erbfolge in allen seinem Zepter unterworfenen Ländern zu sichern versucht. Aber diese

Erbfolgeordnung war nicht allseitig anerkannt. Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen setzten ihre eigenen Ansprüche entgegen, und Preußen hatte sie nur unter Bedingungen für seine eigene Erbfolge in Berg gewährleistet, die Österreich später nicht einhielt. Dazu glaubte das brandenburgisch-preußische Haus selber Rechte auf einen Teil der österreichischen Erbschaft zu besitzen, nämlich seit 1620 (noch von Markgraf Georg her) auf das Herzogtum Jägerndorf, sodann zufolge Erbverbrüderung von 1537 mit dem protestantischen Piastenhause auf die Herzogtümer Liegnitz, Brieg und Wohlau. Freilich hatte mit dem Aussterben der Piastenherrn (1675) der Große Kurfürst im Interesse des Friedens sich bewegen lassen, als Entschädigung für die schlesischen, von Österreich bestrittenen Ansprüche den kleinen Kreis Schwebus anzunehmen; aber diese Abfindung war hinfällig, weil Österreich zugleich dem jungen Kurprinzen hinter dem Rücken seines Vaters das Versprechen abgenommen hatte, jenes Ländchen nach seinem Regierungsantritt wieder zurückzugeben. Nachdem dies (1695) geschehen, galten am brandenburgisch-preußischen Hofe auch die alten schlesischen Ansprüche als unabgelöst.

Mit klarem Blicke sah der erst 28jährige König Friedrich II. die mit dem Tode Karls VI. heraufziehenden Wirren voraus und erkannte die Gelegenheit, seine Ansprüche jetzt endlich durchzusetzen und damit einen neuen Eckstein zu Preußens Größe zu legen. Er handelte demgemäß auch sogleich mit der ganzen Sicherheit eines überlegenen Geistes und der frischen Schnellkraft tatenfreudiger Jugend. Schon am dritten Tage nach dem Eintreffen der Todesnachricht eröffnete er dem Minister von Podewils und dem Feldmarschall von Schwerin seinen Entschluß, ganz Schlessen besetzen zu wollen, in dem die von ihm beanspruchten Gebiete zerstreut lagen. Am 16. Dezember rückte

er auch wirklich in Schlessen ein; sechs Wochen darauf war das Land bis auf einige wenige, erst später fallende Plätze in seiner Gewalt. So glaubte Friedrich die nötige materielle Grundlage für Vergleichsverhandlungen gewonnen zu haben und gab Maria Theresia wiederholt zu erkennen, daß er bereit sei, bei förmlicher Abtretung größerer, zusammenhängender Teile von Schlessen allen übrigen Ansprüchen zu entsagen und noch weitere Vorteile zu bieten. Aber das Schicksal hatte ihm in der jungen Königin von Ungarn eine gleich stolze und feste Persönlichkeit entgegengestellt, die bestimmt war, an Erfolgen und Ansehen bei Mit- und Nachwelt würdig mit ihm zu wetteifern. Von der Unantastbarkeit ihres Erbrechts auf ganz Schlessen überzeugt, wollte sie von Verhandlungen darüber nichts wissen. So mußte denn die »ultima ratio regum« entscheiden.

Im April 1741 dringt ein österreichisches Heer unter Heipperg in Schlessen ein. Bei Mollwitz unweit Brieg kommt es zur Schlacht; Heipperg hat 19500 Mann (8500 Reiter), Friedrich 21600 (4500 Reiter) zur Stelle. Es gelingt Friedrich, die Österreicher in ihren Quartieren zu überraschen. Aber noch klebt er an der Schule: statt sogleich mitten in den Feind hineinzustoßen, bildet er in dessen Nähe vorerst die übliche Schlachtordnung: zwei Treffen, Reiterei auf den Flügeln. Beim Vorrücken »klappt« dann nicht alles: das Heer erhält wider Willen eine schräge Front, links finden einige Truppenteile nicht sogleich Platz, rechts entsteht eine Blöße. Hier sucht die österreichische Reiterei den An- und Aufmarsch der eigenen Infanterie durch einen entschlossenen Angriff zu decken. Im langen Galopp und dann in Karriere stürmt sie unter lautem Geschrei heran, wirft die viel schwächere, ungewandte Reiterei der Preußen über den Haufen, nimmt die vor der Front stehenden Geschütze und bedrängt so-

dann auch die Infanterie von allen Seiten. Diese hält wacker stand, wird aber doch etwas unruhig und beginnt in beiden Treffen ohne Befehl zu feuern. Die Schlacht nimmt eine so bedenkliche Wendung und Friedrich exponiert sich selbst so rücksichtslos, daß Schwerin ihn bittet, sich aus dem Getümmel zurückzuziehen. Unter der kaltblütigen Leitung des alten Marshalls schüttelt dann die Infanterie die österreichischen Reitermassen schließlich ab, rückt in musterhafter Ordnung, pelotonweise feuernd, wie sie es unter Friedrich Wilhelm I. und dem »alten Dessauer« gelernt, der feindlichen Infanterie auf den Leib und schlägt sie gleichfalls aus dem Felde. Der Verlust (über 4500 Mann) ist auf beiden Seiten ziemlich gleich, aber der erste Waffengang mit den kriegsgeübten Österreichern glänzend für Preußen gewonnen.

»Mollwitz war meine Schule«, so hat Friedrich selber bekannt. Und die Erfahrungen dieser ersten Schlacht wurden zugleich zur Schule für das ganze Heer. In großen Übungslagern suchte Friedrich sie alsbald praktisch zu verwerten. Namentlich der Reiterei kam dies zugute. Wenn der König über ihren bisherigen Zustand später sagen konnte: »c'étoit des colosses sur des éléphants, qui ne savaient ni manoeuvrer ni combattre,« so traf dies bald nicht mehr zu. In überraschend kurzer Zeit wurde sie beweglicher gemacht und mit dem frischen Angriffsgeist erfüllt, dem sie bald so glänzende Erfolge verdanken sollte. Die Husarentruppe erfuhr eine bedeutende Vermehrung; um ihre Ausbildung machte sich schon damals Zieten verdient. Politisch verbesserte sich Friedrichs Stellung inzwischen durch ein loses, im Juni 1741 mit Bayern, Sachsen und Frankreich abgeschlossenes Bündnis. Aber großes Vertrauen konnte er diesem von vornherein nicht entgegenbringen; hatte er doch noch kurz vor Mollwitz zuverlässige Kunde erhalten, daß einer der neuen Mitstreiter,

daß Sachsen, mit England = Hannover, Rußland und Österreich zu einem Angriffsbündnis gegen Preußen zusammenzutreten wollte. Friedrich hatte sich zwar dadurch keineswegs einschüchtern lassen, sondern sogleich dem Fürsten Leopold von Anhalt, der in einem Beobachtungslager zwischen Sachsen und Hannover stand, Anweisungen erteilt, die sein Verfahren bei ähnlicher Gefahr im Siebenjährigen Kriege bereits vorausahnen ließen: er wollte Ostpreußen aufgeben, die westlichen Gegner nacheinander durch den »alten Dessauer« abfertigen lassen, inzwischen selbst den Österreichern »auf den Hals gehen«, womöglich nach Böhmen vordringen, »um den Garaus dorten geschwindter zu machen«, und sich dann gemeinsam mit dem Fürsten gegen die Russen wenden. Nach Mollwitz war zwar die Gefahr einer so furchtbaren Koalition gegen Preußen geschwunden; aber Friedrichs Politik des Lavierens zwischen Gegnern und unsicheren Freunden während der beiden ersten schlesischen Kriege bleibt erklärlich. So sehen wir ihn, als die Untätigkeit der neuen Verbündeten ihm verdächtig wird, im Oktober 1741 mit Österreich die Geheimabrede von Kleinschnellendorf treffen, die ihm ohne weitere Kämpfe den Besitz des größten Teiles von Schlesiens sowie Winterquartiere in Böhmen sichert. Als dann Österreich das Geheimnis preisgibt und die Verbündeten rühriger werden, im November sogar Prag erobern, schlägt er wieder los, rückt in Mähren ein, erobert Olmütz und stößt im Februar 1742 in der Hoffnung auf einen vorteilhaften Sonderfrieden bis Znaim, mit Streiftruppen bis in die Nähe von Wien vor — weiter als jemals in den späteren Feldzügen. Allen Versuchen, ihn zu isolieren oder ihm diplomatisch zuvorzukommen, begegnet er mit Erfolg.

Inzwischen aber wendet sich die Lage Maria Theresias zum Bessern. Die Ungarn leisten ihrer jungen Königin durch ein

großes Aufgebot ritterlichen Beistand, aus allen anderen Teilen des Landes werden Truppen herbeigezogen, die im Winter 1741–42 das Erzherzogtum Österreich vom Feinde säubern und zu derselben Zeit, als der Kurfürst von Bayern unter dem Namen Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wird, dessen Land nebst der Hauptstadt München besetzen. Die Sachsen belagern Brünn vergeblich und ziehen schließlich ab; Friedrich selbst leidet unter Verpflegungsschwierigkeiten, sowie den Angriffen der Ungarn und wendet sich über Chrudim auf das noch von den Verbündeten besetzte Prag. Unterwegs wird er am 17. Mai 1742 zwischen Cshaslau und Chotusitz von dem Prinzen Karl von Lothringen angegriffen; beide Teile zählen je 28000 Mann, an Infanterie sind die Preußen, an Reiterei die Österreicher etwas überlegen.

Die Schlacht weist manche Ähnlichkeit mit der von Mollwitz auf, nur sind im Beginn die Rollen gewechselt und Friedrich beherrscht hier bis zum letzten Augenblicke die Situation, so daß der Sieg wiederum den Preußen bleibt. Diesmal erscheinen nämlich die Österreicher in überraschendem Anmarsch und die Abwehr ihres Angriffs erfordert zunächst opfermutige Angriffe der preussischen Reiterei. Diese zeigt sich jetzt der österreichischen bereits gewachsen: auf dem rechten Flügel wirft sie deren erstes Treffen glatt über den Haufen; nach ihrer damaligen Instruktion dann vorerst mehr auf das Sammeln als auf völlige Durchführung des Angriffs bedacht, gerät sie gegen die Überzahl in Nachteil; im Handgemenge fällt unter anderen Oberst von Bismarck, ein Ahnherr des großen Kanzlers, als Kommandeur der Baireuth-dräger; aber mit der preussischen Reiterei verschwindet schließlich auch die österreichische aufgelöst vom Schlachtfelde. Inzwischen ist der linke Flügel der Preußen bei dem Versuch, sich aus der

Enge von Chotusitz nach vorwärts zu entwickeln, zwar gescheitert und hat schließlich auch diesen Ort selbst in wütendem Nahkampfe verloren; aber weiter läßt er sich nicht treiben und verzehrt so die Angriffskraft fast der ganzen österreichischen Infanterie. Inmitten des Getümmels, auch im Rücken von feindlichen, das preussische Lager plündernden Reitern umschwärmt, hält König Friedrich kaltblütig die 21 Bataillone des rechten Flügels verdeckt zum Eingreifen bereit. Ihr Vorgehen reißt dann den linken Flügel wieder mit, Chotusitz wird zurückerobert und der Feind mit einem Verluste von weit über 6000 Mann zum Rückzuge gezwungen, während freilich auch die Preußen reichlich 4000 Mann einbüßen. Nun endlich geht Maria Theresia auf einen Sonderfrieden ein, zu welchem Friedrich bei der schlaffen Haltung seiner Streitgenossen gerne bereit ist. Im Breslauer Vertrage erhält er das heutige Preussisch-Schlesien nebst der böhmischen Grafschaft Glatz; nur ein Teil von Oberschlesien mit Jägerndorf und Troppau bleibt bei Österreich.

Aber der Friede war nicht von Dauer. Nach Preußens und Sachsens Rücktritt von dem Bunde gegen Maria Theresia und der Aufstellung einer »pragmatischen Armee« in Deutschland durch König Georg von England gewann sie bald ein großes Übergewicht gegen Kaiser Karl VII. und die Franzosen, die nun ganz aus Böhmen vertrieben und am 27. Juni 1743 bei Dettingen von König Georg geschlagen wurden. Friedrich mußte befürchten, daß Österreich sich nach völliger Niederwerfung Karls VII. mit ganzer Macht auf Preußen werfen werde, um ihm Schlesien wieder zu entreißen. Darauf deuteten namentlich gewisse im Jahre 1743 von dieser Macht mit England, Sardinien, Holland, (später auch mit Sachsen abgeschlossene Bündnisverträge. Als nun im Sommer 1744 die Österreicher bis über den Rhein vor-

drangen und außer Bayern noch andere Teile des Reiches mit nichtdeutschen Truppen überschwemmt, erklärte Friedrich, zum Schutze der Reichsfreiheit und des kaiserlichen Ansehens eingreifen zu müssen, rückte mit 80000 Mann »kaiserlicher Hilfsvölker« in Böhmen ein und nahm Prag. Aber der Feldzug führte ohne Schlacht zu einer schlimmen Katastrophe: Friedrich zog die Hauptkräfte der Österreicher vom Rhein nach Böhmen und wurde von seinen Verbündeten im Stich gelassen. Im Spätherbst 1744 sehen wir ihn durch den gewandten und vorsichtigen Feldmarschall Grafen Traun von Stellung zu Stellung zurückgedrängt und am Jahreschlusse völlig aus Böhmen »herausmanöviert«. Es war, wie Friedrich später selber zugegeben hat, ein für ihn sehr lehrreicher Feldzug; aber das Lehrgeld war schwer genug gewesen, das Heer durch Mangel und Fahnenflucht stark geschwächt und in seinem inneren Halt erschüttert. Mit eiserner Energie wurde im Winter an dessen äußerer und innerer Wiederherstellung gearbeitet; der »alte Dessauer« unterstützte den König dabei in wirksamster Weise, und einige glückliche Gefechte hoben auch den Mut der Truppen wieder, so daß sie wenige Monate später einen der herrlichsten Siege davontragen konnten, den von Hohenfriedeberg.

Am 3. Juni 1745 sind die Österreicher und die jetzt mit ihnen verbündeten Sachsen in Stärke von etwa 75000 Mann unter Prinz Karl von Lothringen aus dem Gebirge bei Hohenfriedeberg in die schlesische Ebene hinabgestiegen und haben dort ihr Lager aufgeschlagen. Friedrich, der sie dabei absichtlich unbehelligt gelassen, führt in einem beschwerlichen Nachtmarsch, dessen musterhafte Ordnung die Bewunderung des anwesenden französischen Gesandten Marquis Valory erregt, sein etwa 65000 Mann starkes Heer unbemerkt heran und eröffnet am

4. Juni morgens den Angriff auf den feindlichen linken Flügel: auf die Sachsen. Drei Stunden später ist dieser nach tapferem Widerstande völlig aus dem Felde geschlagen. Nun schreiten Mitte und linker Flügel der Preußen zum Angriff gegen die Österreicher; mancherlei Geländeschwierigkeiten und Unfälle beim Aufmarsch bleiben dank dem verständnisvollen Eingreifen der Führer und der Gewandtheit der Truppe unschädlich; den schwankenden Reiterkampf entscheidet Zieten zugunsten der Preußen; auch ihre Infanterie dringt unwiderstehlich vorwärts, gelangt aber nicht bis zum letzten Handgemenge mit der feindlichen Hauptmacht, denn das Dragonerregiment Bayreuth, jetzt Kürassierregiment Königin (Pommersches) in Pasewalk, welches bisher eine Lücke in der Schlachtlinie gedeckt hat, kommt ihr zuvor, reitet von der Flanke her 20 österreichische Bataillone nieder und nimmt 66 Fahnen. Schon um 9 Uhr vormittags ist der Sieg entschieden; mit einem Verluste von über 15000 Mann (fast zur Hälfte Gefangener) weichen die Verbündeten nach Böhmen zurück; die Preußen lassen 4700 Mann auf dem Schlachtfelde.

Das Mißgeschick von 1744 ist also mit einem Schlage glänzend ausgeglichen, und Friedrich kann dem Feinde bis in die Gegend von Königgrätz folgen. Auf den Höhen von Chlum, die 121 Jahre später der Schauplatz des letzten Ringens zwischen Österreich und Preußen werden sollten, lagert er längere Zeit. Als aber die Verpflegung schwierig wird, zieht er sich näher an die preussische Grenze heran und wird hier am 30. September 1745 bei Soor von dem Prinzen Karl unter sehr ungünstigen Umständen zur Schlacht gezwungen, die gleichwohl wieder mit einem vollständigen Siege der preussischen Waffen endigt. Die Österreicher und Sachsen, fast 40000 Mann gegen 22000, sind nachts auf Waldwegen ganz in die Nähe des preussischen Lagers

gelangt und beherrschen von der »Graner Koppe« aus die rechte Flanke nebst dem Abmarschwege des Gegners. Erst um 5½ Uhr morgens erhält Friedrich die Meldung von ihrer Ankunft. Aber blitzschnell entwindet er dem zaudernden Gegner die Initiative: in einer Stunde ist das preußische Heer geordnet, um 8 Uhr hat es durch einen schnellen Rechtsabmarsch die schlimmste Gefahr bereits beschworen und die linke Flanke des bisher überflügelnden Feindes gewonnen. Hier reiten nun die Kürassierregimenter Gendarmes und Buddenbrock eine unglaublich verwegene Attacke durch eine Schlucht und dann bergan gegen die Auslese der österreichischen Reiterei: Karabiniers und Grenadiere zu Pferde, die fast die ganze Kavallerie dieses Flügels mit in ihre Flucht verwickeln. Die Infanterie stürmt unter schweren Verlusten die »Graner Koppe« mit ihrer großen Batterie; auch Mitte und rechter Flügel des Feindes, von seiner zahlreichen Reiterei im Stich gelassen, werden durch Bajonettangriffe »förmlich eingerannt« (Friedrich). Um 1 Uhr sind die Verbündeten überall auf dem Rückzuge; sie haben über 7000, die Preußen gegen 4000 Mann verloren.

Inzwischen war (20. Juni 1745) Kaiser Karl VII. gestorben, sein Nachfolger in Bayern hatte mit Maria Theresia Frieden geschlossen und im September war deren Gemahl als Franz I. zum deutschen Kaiser erwählt worden. Der äußere Anlaß, um dessen willen Friedrich zu den Waffen gegriffen, erschien sonach beseitigt. Aber Maria Theresia wollte auch nach Soor die Gelegenheit zur Wiedergewinnung Schlesiens nicht fahren lassen und wendete sich nun mit verstärkter Energie gegen Friedrich. Als dieser das ausgefogene Böhmen räumt, rücken die Österreicher in die Lausitz nach und bedrohen gemeinsam mit den Sachsen sogar die Mark Brandenburg. Durch den Überfall von Katholisch-Hennersdorf am

23. November fügt Friedrich indessen den Sachsen großen Verlust an Menschen und Kriegsmaterial zu, und am 15. Dezember werden sie bei Kesselsdorf unweit Dresden, 31000 Mann stark, durch den mit etwa 30000 Mann anrückenden Fürsten Leopold trotz tapferer Gegenwehr binnen zwei Stunden mit einem Verluste von über 10000 Mann (davon der größere Teil gefangen) völlig geschlagen. Der »alte Dessauer« liefert in diesem seinem letzten und größten Waffengang nicht gerade taktische Meisterstücke wie Friedrich bei Hohenfriedeberg, Soor und teilweise schon bei Chotusitz, sondern er schreitet einfach zum Frontalangriff auf die starke feindliche Stellung. Aber den einmal begonnenen Kampf führt er geschickt und energisch zu Ende und die glänzenden Angriffe der Infanterie gegen stark besetzte Höhenränder und Dörfer, der Reiterei über glattgefrorene Schneeflächen bringen ihm den Sieg, der freilich mit dem Verluste von über 5000 Toten und Verwundeten erkauft wird.

Der sächsische Hof ist nun endlich zum Frieden bereit. Maria Theresia freilich hätte lieber mit Frankreich als mit Preußen abgeschlossen. Doch die diplomatische Gewandtheit und weise Beschränkung Friedrichs, der trotz seiner glänzenden Siege auf weitere Gebietswerbungen verzichtet, verschaffen ihm, während der Krieg zwischen Österreich und Frankreich fort dauert, noch im Dezember 1745 den Sonderfrieden von Dresden, der seine Erwerbung von Schlesiens und Glatz bestätigt. Nach dessen Unterzeichnung schrieb er an Podewils: »Ich danke dem Himmel für diese gute Nachricht . . . Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß das Werk dauerhaft sein wird.« Die Vorsehung fügte es anders; König, Heer und Volk hatten die schlimmste Probe noch zu bestehen.



Der Siebenjährige Krieg

Don Gustaf Dicksuth.

Als König Friedrich seine Fahnen lorbeerüberschüttet aus dem zweiten schlesischen Kriege heimwärts führte, da mochte er glauben, als Feldherr das Seine getan zu haben. Nun galt es friedliche Arbeit. Das neuerworbene Schlesien mußte den alten Provinzen angegliedert, mit dem bisherigen Bestand des preussischen Staates organisch verbunden werden. Und ein reiches Menschenleben schien vor dem Könige zu liegen. Noch stand er im jugendlichsten Mannesalter, und schon hatte er Taten vollbracht, die auch dem glühendsten Ehrgeiz genügen durften; schon ging der Ruhm seines Namens weit über die Grenzen Europas hinaus, als Staatsmann wie als Feldherr war er von Ruhm und Sieg gekrönt.

Dielleicht hat er gehofft, daß es ihm vergönnt sein werde, neben der Erfüllung seines königlichen Berufes nun auch sich selber ausleben zu können, mit Hilfe seiner geliebten Wissenschaften die eigene Natur zu harmonischer Vollendung zu führen.

Das Schicksal hat es anders gewollt. Zum dritten Male mußte der König hinausziehen in den Krieg, aber diesmal galt es nicht mehr einen Kampf um den Besitz von Schlesien, sondern um den Bestand des preussischen Staates.

Dieser junge Staat, von dem gestern noch kein Mensch gesprochen hatte, der nun so plötzlich mit unerhörter Kraft und Rücksichtslosigkeit seine Ansprüche durchsetzte und sich gelassen in die Reihe der Großmächte stellte, ein gleicher neben gleiche — dieser Staat erschien den bisherigen Leitern der europäischen Politik als eine schwer drohende Gefahr. Wer mochte absehen, wo und wann die Ehrsucht des Preußen ihr Ziel finden würde? Die Kleinen in Deutschland begannen für ihr Dasein zu fürchten, die Groß-

mächte empfanden es unwillig, daß fortan noch ein fünfter mitsprechen sollte in ihrem Rate; allen aber wurde es unheimlich vor dem Hauch des Geistes, der in diesem neuen Staatsgebilde wehte. Preußen mit seiner nüchternen realen Politik war der geborene Feind der verrotteten Zustände im alten Reiche. Das hatte Österreich richtig erkannt, und setzte alles daran, um diesen Feind zu beseitigen, solange es möglich schien. Selbst der alte Gegensatz gegen Frankreich wurde mit päpstlicher Hilfe ausgeglichen, russischer und schwedischer Begehrlichkeit wurden preussische Länderstrecken als leichte Beute gezeigt, Sachsen wurde eine namhafte Vergrößerung versprochen, und das Reich gegen den Friedensstörer aufgeboten. Nichts Geringeres plante die Hofburg, als das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen, den König von Preußen wieder zum Kurfürsten von Brandenburg zu machen. Es ist bezeichnend für König Friedrichs kaltblütige Entschlossenheit, daß er den Angriff der Gegner nicht erwartete, sondern ihm zuvorkam. Die Schwierigkeit lag für ihn nicht nur in der Zahl seiner Feinde, sondern vor allem darin, daß sie ihm zum Teil gar nicht erreichbar waren. Mochte er ein französisches oder russisches Heer schlagen — an ein Niederwerfen von Frankreich oder Rußland war darum doch nicht entfernt zu denken. Niemals konnte er hoffen, diese Gegner wehrlos zu machen und ihnen seinen Willen aufzuzwingen. Und so ist denn sein Grundgedanke, zu dem er während der langen sieben Jahre immer wieder zurückkehrt: den allein erreichbaren Feind, Österreich, durch kräftige Schläge zu entmutigen; die anderen Gegner nur soweit zurückzuschieben, daß ihm der nötige Ellenbogenraum blieb für seine Operationen gegen die Heere der Kaiserin. Den großartigsten Erfolg versprach dieser Gedanke zu Beginn des ganzen Krieges. Noch waren die Bundesgenossen nicht

Wir blicken in den ovalen Speisesaal des Schloßes, wo an der länglich runden Tafel eine auserlesene Gesellschaft um den König versammelt ist. Das Mittagmahl ist beendet, die Flügeltüre zur Terrasse geöffnet, und gleich wird man ins Freie treten. Aber noch perlt der schäumende Wein in den Gläsern und noch fließt helter und geistreich die Unterhaltung. Friedrich selbst befindet sich in lebhaftem Wortgefecht mit Voltaire, der eben durch eine wichtige Antwort die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. ☐

Dem Künstler selbst gezeichnetes Erklärungsblatt.



Das Local ist der Speisesaal in Sanssouci.

ADOLPH
VON MENZEL

FRIEDRICHS DES GROSSEN
TAFELRUNDE ZU
SANSsouci, IM JAHRE 1750



gerüstet. Wenn es gelang, gegen Österreich einen entscheidenden Schlag zu führen, ehe die anderen auf dem Plane erscheinen konnten, dann blieb es immerhin möglich, daß das ganze Bündnis auseinanderfiel, noch ehe es wirksam geworden war.

Dorher aber galt es die Sachsen unschädlich zu machen. Im Kabinett von Dresden waren die Fäden des Netzes zusammenge laufen, das den Löwen fesseln sollte; unmöglich konnte der König diesen Feind im Rücken lassen, wenn er nach Böhmen hineinmarschierte. Der Versuch wurde gemacht, die Sachsen in ihren Friedensgarnisonen zu überraschen und zu entwaffnen; dieser Versuch mißlang. Die sächsischen Truppen konnten noch rechtzeitig in dem festen Lager von Pirna vereinigt werden. Ein Angriff hätte auch bei glücklichem Ausgang sehr viel Blut gekostet, und so große Opfer schienen um so eher vermeidlich, als man allgemein annahm, daß die Sachsen in wenigen Tagen durch Hunger zur Kapitulation gezwungen sein würden. Wider Erwarten aber zog sich die Sache wochenlang hin; der König war sogar genötigt, die Einschließung gegen einen österreichischen Entsatzversuch zu decken. Mit einem Teil seiner Truppen rückte er dem Feldmarschall Browne nach Böhmen entgegen. In der Schlacht bei Lobositz behielt er zwar die Oberhand, aber einen entscheidenden Sieg vermochte er nicht zu erringen.

Und schon war der kurze Herbst des ersten Kriegsjahres zu Ende; der Winter stand vor der Tür. Sollten die Truppen während der rauhen Jahreszeit wirklich Ruhe haben, so durfte man sie nicht in Böhmen stehen lassen. Nachdem endlich die Sachsen bei Pirna kapituliert hatten, bezogen die Preußen Winterquartiere um Dresden und in der Grafschaft Glatz. Die Feinde Friedrichs waren also keineswegs eingeschüchtert; vielmehr sahen sie in der Räumung Böhmens ein Ein-

geständnis der Schwäche. Den ganzen Winter lang wurde eifrig verhandelt und gerüstet, und 1757 erschienen sie alle auf dem Plan: die Österreicher und die deutschen Reichstruppen, die Franzosen, die Russen und die Schweden. Ihre Überzahl war fast überwältigend, und doch trugen ihre Feldherren eine geheime Scheu, den bisher unbefiegten Preußenkönig in offener Feldschlacht zu bestehen. Eine solche dachten sie möglichst zu vermeiden; statt dessen wollten sie von den Grenzen her die preussischen Länder strichweise besetzen, den König mehr und mehr einengen, ihm die Zufuhren abschneiden, seine Hilfsquellen abgraben und ihn so allmählich dahin bringen, daß er sein Heer nicht mehr ernähren konnte. An langsamer Entkräftung sollte Preußen zugrunde gehen.

König Friedrich erkannte, daß er verloren war, wenn er dieser Ermattungsstrategie mit gleichen Mitteln zu begegnen versuchte; dann erst mußte die Überzahl der Feinde zu voller Geltung kommen. Gerade weil sie die Schlacht vermeiden wollten, gerade deshalb strebte er sie an. Er fühlte wohl, daß er durch dieses Unwetter nur steuern konnte, wenn er Wind in den Segeln hatte.

Getreu seinem ursprünglichen Plan stellte er den Franzosen, Russen und Schweden nur ganz schwache Truppen gegenüber; mit der Hauptmacht fiel er im zeitigen Frühjahr überraschend in Böhmen ein. Die aus ihren Winterquartieren aufgeschreckten Österreicher sammelten sich in fluchtartigem Rückzuge unter den Mauern von Prag. Hier griff sie der König an, um die ersehnte Entscheidung zu erzwingen. Aber die Nähe der Festungswerke rettete die geschlagenen Österreicher vor der Vernichtung; sie fanden Schutz hinter den Wällen der böhmischen Hauptstadt. Ähnlich wie im vorigen Jahre bei Pirna, galt es nun, das eingeschlossene Heer zur Kapitulation zu zwingen und gleichzeitig die Einschlie-

ßung nach außenhin zu decken. Ein zweites österreichisches Heer unter dem Feldmarschall Daun rückte zum Entsatz heran. Und diesmal sollte nicht nur manövriert werden, denn Maria Theresia wollte, daß alles geschähe, um den Fall von Prag zu verhüten. Sie hatte den ausdrücklichen Befehl zum Angriff gegeben.

Der König vermochte dem Feldmarschall nicht die gleiche Zahl von Streitern entgegenzustellen; und dennoch ging er freudigen Herzens in den Kampf. Hoffte er doch, mit einem entscheidenden Siege über Daun und mit dem Fall von Prag den ganzen Krieg zu beenden.

Am Jahrestag von Fehrbellin trafen die beiden Heere bei Kolin aufeinander. Der König suchte die geringere Zahl seiner Truppen dadurch auszugleichen, daß er die ganze Wucht des Angriffs auf einen Flügel des Feindes warf. Aber es war dem Gegner gelungen, diesen Flügel rechtzeitig zu verlängern, und trotz heldenmütiger Tapferkeit erschöpften sich die schwachen preussischen Bataillone in vergeblich wiederholten frontalen Angriffen.

Als die Sonne sich neigte, war die Schlacht verloren. Bis zu dieser Stunde hatte Friedrich hoffen dürfen, daß es zum Kampfe gegen seine anderen Feinde gar nicht kommen werde — nun war diese Hoffnung dahin. Mit einem geschlagenen Heere sollte er den Gegnern widerstehen, die von allen Seiten heranrückten. Aber jetzt, im Unglück, wächst der König gewaltig über sich selbst hinaus. Sobald die erste körperliche und seelische Erschöpfung überwunden ist, zeigt er eine unerschütterliche Standhaftigkeit, eine unversiegbare Kraft des Entschlusses. Keiner hat ihm dabei geholfen. Kleinmut und Verzagtheit herrschte nach Kolin in den Seelen der Menschen, die berufen waren, des Königs Gedanken in die Tat umzusetzen: aus sich selbst hat er alles genommen. Und so hat er von der Nieder-

lage sein Heer zum Siege geführt. Noch in demselben Jahre folgte auf Kolin — Roßbach, auf Roßbach — Leuthen.

Nach Thüringen hat den König sein monarchisches Gefühl geführt; die väterliche Sorge für seine bedrängten Landeskinder. Wie schon dargetan, war an ein Niederwerfen Frankreichs entfernt nicht zu denken; Friedrich wollte aber nicht untätig zusehen, wie die Regimenter des Prinzen Soubise das blühendste deutsche Land verwüsteten. Und so kam er, von dem ganzen Volke als Erretter und Erlöser jubelnd begrüßt. Und seltsam — sein Sieg bei Roßbach wurde nicht nur von den Preußen gefeiert, sondern selbst von den Feinden überall, wo deutsche Männer wohnten. Mit Windeseile verbreitete sich die Kunde: Die Franzosen geschlagen, von den Preußen geschlagen! Mit einem Male fühlten die Schwaben, die Franken, die Sachsen, daß auch die Preußen Deutsche waren; woran sie lange, lange nicht gedacht hatten. Mehr noch — weit über die deutschen Grenzen hinaus flog der Ruhm des Preußenkönigs. Wie sich fast ganz Europa zusammengetan hatte, ihn zu bekämpfen, so tat es sich nun zusammen, ihn zu bewundern.

Nichts ist bezeichnender für die furchtbare Lage Friedrichs, als die schlichten Worte, mit denen er selbst die Tragweite seines Sieges einschätzte. »Die Schlacht von Roßbach gab im Grunde genommen dem Königenur die Freiheit nach Schlesien zu gehen und dort neue Gefahren zu suchen.«

In Schlesien war inzwischen der Herzog von Bayern hart bedrängt worden, selbst Breslau war verloren gegangen. Schon war der Winter hereingebrochen, da endete Friedrich dieses Feldzugsjahr mit dem schönsten seiner Siege. Was bei Kolin nicht gelungen war, bei Leuthen gelang es: die an Zahl viel schwächeren Preußen warfen sich überraschend den Österreichern in die Flanke. Wohl galt

es noch heißen, erbitterten Kampf, aber die hereinbrechende Nacht fand die kaiserlichen Truppen auf der Flucht. Nicht nur Breslau — ganz Schlessien war zurückerobert; am dunklen Winterhimmel strahlte hell der Stern der Hoffnung.

Noch einmal begann der König 1758 den Feldzug nach dem alten Plane: einen großen Schlag gegen den Hauptfeind mit versammelter Kraft zu führen, um dann, wenn die anderen Gegner herankämen, nach Gefallen sich gegen sie wenden zu können.

Olmütz sollte fallen. In überaus fester Stellung deckte der König die Belagerung dieser Festung, diesmal entschlossen, das Entsatzheer Dauns nicht anzugreifen, sondern sich von ihm angreifen zu lassen. Es kam gar nicht zur Schlacht; auch ohne eine solche mußte Friedrich die Belagerung aufheben, weil ihm sämtliche Zufuhr abgeschnitten wurde, und er sein Heer vor der Festung nicht unterhalten konnte. Damit aber hatte er die Überlegenheit wieder verloren, die er im vergangenen Herbst über die Österreicher gewonnen hatte.

Der Abmarsch ging zunächst nach Böhmen; dann nach Schlessien. Es war ein Glück, daß zur selben Zeit die Franzosen von Herzog Ferdinand bei Krefeld geschlagen wurden, und daß Daun nur zaudernd und sehr vorsichtig bis zur Grenze folgte. So war es dem Könige möglich, gegen die Österreicher eine schwache Abteilung stehen zu lassen und sich gegen die Russen zu wenden, die schon bis nahe an Küstrin herangekommen waren.

Das blutige Ringen auf dem Schlachtfelde von Zorndorf brachte keinen vollen Erfolg. Mit ungeheuren Opfern war nur so viel erreicht, daß die Russen sechs Tage später den Rückzug über Landsberg antraten, unverfolgt von den erschöpften Preußen. Wiederum, wie nach Rossbach, wandte sich der König von dem abziehenden Gegner fort gegen die Öster-

reicher. Aber kein zweites Leuthen war ihm beschieden.

In achtloser Geringschätzung des Gegners lagerte er dicht vor der österreichischen Front in leicht angreifbarer Stellung bei Hochkirch, nicht weit von Bautzen.

Er hatte den »Zauderer« unterschätzt. Unter Ausnutzung der finsternen Oktobernacht überfiel Daun die preußischen Vorposten und griff im Morgengrauen das Lager an. Der König, seine Offiziere und Soldaten haben das Äußerste geleistet an heldenhafter Tapferkeit — es war vergebens; unter schweren Verlusten mußte der Rückzug auf Bautzen angetreten werden.

Daun verstand seinen Vorteil nicht zu benutzen, und rein äußerlich betrachtet, war Friedrich Ende 1758 in derselben Lage wie Ende 1757. Aber er hatte kein Rossbach und kein Leuthen gehabt, und das war ein Unterschied. Nicht seine Kraft hatte das Äußerste abgewehrt, sondern die Mäthezigkeit des Gegners. Fortan war der König in die Verteidigung geworfen; so gut es ging, mußte er suchen, die Angriffe der Feinde zu parieren, bis etwa eine Änderung der politischen Lage zu seinen Gunsten eintreten würde. Und immer schwerer wurde ein Waffenerfolg. Die Blüte des Offizierkorps mit dem Kern der altgedienten Mannschaften war in drei blutigen Feldzügen eingebüßt. Der Ersatz vermochte die alte Ziffer nicht zu erreichen, und was schlimmer war, er stand an innerem Wert, an Ausbildung und Kriegserfahrung nicht auf der Höhe der alten Truppenstämme.

Die Absicht des Königs bestand nunmehr darin, zunächst abzuwarten und sich dann dorthin zu wenden, wo die dringendste Gefahr ihn hinziehen würde. Denn nur strategisch wollte er in der Defensive bleiben, taktisch immer wieder offensiv werden, um — wie er sich selbst ausdrückte — das wenige Öl zu nützen, das er noch auf der Lampe hatte.

Folgerichtig gaben ihm die Feinde mög-

lichst wenig Gelegenheit dazu, vor allem der vorsichtig abwägende Daun. Und so zog sich der Feldzug hin, bis die Nachricht, daß die Russen gegen Frankfurt heranrückten, den König aus der Gegend von Sagan zur Oder rief. Sein Voratz war, eine endgültige Entscheidung gegen die Russen herbeizuführen. Diese hatten sich inzwischen mit dem Laudonschen Teil des österreichischen Heeres vereinigt. Es gelang ihnen, in der Schlacht von Kunersdorf den Angriffen der preussischen Infanterie immer wieder frische Linien entgegenzustellen, und in einer glänzenden Attacke warf schließlich Laudon mit seiner Reiterei die ermatteten aufgelösten Bataillone zurück. Damit war die Entscheidung gefallen. Die Niederlage war furchtbar, in Preußens Kriegsgeschichte beisspiellos.

Als einer der letzten verließ der König das Schlachtfeld, starren Auges, wie in Betäubung versunken. »Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen?« hörte man ihn sagen.

Der Bericht, den Friedrich nach Berlin schickte, schließt mit den Worten: »Von einem Heere von 48000 Mann habe ich nicht mehr als 3000. In dem Augenblick, da ich dies schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran tun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben, die Folgen der Affäre werden schlimmer sein als die Affäre selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer.«

Niemand wird ohne tiefe Bewegung diese Worte lesen können. Schon seit dem Tage von Kolin hatten den König, der nach außen hin stets volle Zuversicht zeigte, in stillen Stunden schwarze Gedanken heimgesucht. »Als Feldherr habe ich den Krieg begonnen,« sagte er da-

mals, »als Parteilänger werde ich ihn enden.« Nach Hochkirch zeigte er seinem Vorleser das Gist, das er seit lange bei sich trug, und sagte: »Ich kann die Tragödie enden, wenn ich will.«

Wenn jetzt auch nach dem furchtbarsten Zusammenbruch Friedrich dieser Versuchung endgültig widerstand, so war es der Gedanke an seine königliche Pflicht, die ihn vom letzten ernstesten Schritt zurückhielt. Wenn der Staat noch zu retten war, dann war es nur durch ihn — das hat er wohl gefühlt. Und so hat er festen Sinnes den anscheinend nun hoffnungslosen Kampf wieder aufgenommen. Nicht nur gegen seine Feinde hatte er zu kämpfen, auch gegen die eigene Kampfesmüdigkeit und Todessehnsucht.

Denn die vier Jahre dieses furchtbaren Krieges mit ihren körperlichen und seelischen Anstrengungen waren nicht ohne tiefe Spuren an dem Könige vorübergegangen; aus dem Manne, der, strahlend in Jugendschönheit, sein Heer zum Siege von Hohenfriedeberg geführt hatte, war vor der Zeit der alte Fritz geworden: eine Gestalt, die jedem Preußen, jedem Deutschen von Kind auf vertraut und teuer ist, rührend und hoheitsvoll zugleich.

Noch drei Jahre schleppte der Krieg sich hin, dunkler und dunkler zog das anscheinend unabwendbare Verhängnis heran. Zwar hatten die Feinde ihren Sieg bei Kunersdorf nicht ausgenutzt. Gegenseitiges Mißtrauen und die Scheu, die selbst der todwunde Löwe ihnen einflößte, hielt sie davon zurück. Aber immer geringer wurden die Streitmittel des Königs, während die Reihe seiner Feinde sich nicht lichten wollte. Der herrliche Sieg von Liegnitz und der nach erbitterten Kämpfen endlich erzwungene Erfolg von Torgau waren die Lichtpunkte in diesem verzweifelten Ringen. Das Ende konnte dennoch, so schien es, nur Preußens Untergang sein. »Es kommt bei uns nur darauf hinaus,« schrieb der

König, „ob wir vier Wochen früher oder später untergehen.“

Jahrelang hat er das Bewußtsein dieser Lage getragen, ohne zusammenzubrechen; weder im Glück noch im Unglück hat er zu verwegennem Beginnen sich fortreißen lassen, und wenn er auch einmal auf Augenblicke einem überwältigenden Gefühl zu erliegen schien — den Mut hat er bewahrt bis ans Ende.

Der Friede von Hubertusburg wurde den Gegnern diktiert von der in sieben Jahren gewonnenen Überzeugung, daß der König niemals, solange noch ein Atemzug in ihm wäre, auch nur ein einziges Dorf abtreten würde.

Als der Krieg beendet war, als die mühevollen Arbeit begann, die Wunden zu heilen, die er geschlagen hatte, da konnte es scheinen, als ob alle Opfer umsonst gebracht seien; denn Preußen erhielt keine Entschädigung irgendwelcher Art.

Und doch — der Kampf war nicht umsonst gewesen. Nicht nur war die Großmachtstellung Preußens gegen jede Anfechtung endgültig befestigt — an dem ganzen Volke hatte der Krieg seine erziehende Kraft bewährt. Aus den Tagen jener Leiden und Kämpfe stammt die lebendige Staatsgesinnung des Preußenvolkes, der nationale Gehalt seines Lebens. Zum erstenmal seit der Zeit des dreißigjährigen Krieges fühlten diese Menschen voll Stolz sich daheim, Herren auf dem eigenen Boden.

Und wenn sie zurückblickten auf die Jahre des Krieges, so strahlte ihnen aus der wilden Flucht der Ereignisse immer gleich groß und beherrschend das Bild ihres Königs entgegen und erschütterte die Herzen durch den Anblick echter Menschengröße. Von ihm, aus seinen Worten und Werken lernten nicht nur die Könige groß denken von ihrem Beruf: seinem ganzen Volke ist er ein Lehrer und Erzieher gewesen zur Treue

und zur Pflichterfüllung. Die furchtbare Ernsthaftigkeit seines ganz der Pflicht geweihten Lebens ergriff die Gemüter der Menschen mit langnachwirkender, segenspendender Macht.

Wohl dem Volke, das die Vorbilder für sein Tun und Lassen auf dem Throne seiner Fürsten findet. Als unter dem Ansturm des korsischen Eroberers der alte Staat krachend zusammenstürzte, da wurde König Friedrichs Andenken, die Erinnerung an Rossbach und Leuthen, zur letzten sittlichen Kraft, welche dem Preußenvolke noch geblieben war.



Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

Von Reinhold Kofer.

Die Regierung Friedrichs des Großen bedeutet in der Geschichte Europas den Eintritt Preußens in den Kreis der großen Mächte, in der Geschichte Deutschlands die Herstellung des politischen Gleichgewichtes zwischen der alten und der neuen deutschen Großmacht, die Ausbildung jenes Dualismus, der unserer Geschichte länger als ein Jahrhundert hindurch, bis zu den Ereignissen von 1866, ihr Gepräge gegeben hat.

Eine Zeit der Auflösung, in der die seit lange morsche Form des alten Reiches sich vollends zersetzte und aushöhlte. Aber zugleich eine Zeit neuer Sammlung und neuer Kraftentfaltung, die Zeit, in der sich der Staat der Zukunft selbstbewußt erhob und wuchtig durchsetzte. Der deutsche Dualismus enthielt für Preußen den Hinweis auf die Führerschaft und für Deutschland die Verheißung einer neuen Einheit, eines verjüngten Kaisertums.

In der Geschichte der preussischen Politik sind zu Friedrichs des Großen Zeiten eine französische, eine englische und eine

russische Periode aufeinander gefolgt; feststehend und beherrschend blieb für Preußen während des halben Jahrhunderts seit 1740 der Gegensatz gegen Österreich.

Friedrich II. ist vor die Erbtöchter Kaiser Karls VI., die junge Königin Maria Theresia von Ungarn und Böhmen, zunächst mit einem Bündnisantrag getreten. Er schlug die Wiederherstellung des sogenannten alten Systems von Europa vor: d. h. die große europäische Allianz, die im Anfang des Jahrhunderts gegen Ludwig XIV. zur Verteidigung der hinterlassenschaft des letzten spanischen Habsburgers zusammengetreten war; sie sollte jetzt zum Schutz der Erblande des letzten deutschen Habsburgers erneut werden. Friedrich forderte als Preis für sein Bündnis unter Berufung auf alte Ansprüche seines Hauses die Abtretung von Niederschlesien. Als Maria Theresia den preussischen Antrag verwarf, glaubte sie Frankreichs, gegen das sich die Spitze der neuen Allianz richten sollte, völlig sicher zu sein, da Karl VI. die französische Bürgschaft für seine Erbordnung durch die Auslieferung von Lothringen teuer erkaufte hatte. Nach dem Siege der preussischen Waffen bei Mollwitz hat König Friedrich seinen Antrag wiederholt. Abermals abgewiesen, ging er nunmehr auf das ihm von Frankreich angetragene Bündnis ein. Zugleich unterstützte Frankreich die Schilderhebung Bayerns, Sachsens und Spaniens gegen Österreich und verhalf dem Kurfürsten von Bayern zur römischen Kaiserkrone, als deren Träger der Wittelsbacher sich Karl VII. nannte.

Mißtrauen gegen die ehrgeizige Politik der Franzosen und Enttäuschung über ihre lahme Kriegsführung bestimmten den König von Preußen, sich im Juni 1742 von der Koalition zu trennen, als Maria Theresia nach einem zweiten preussischen Siege sich unter britischer Vermittlung zur Abtretung fast des ganzen Schlesiens

und der böhmischen Grafschaft Glatz bereit fand.

Der Zweite Schlesische Krieg, Preußens Wiedereintritt in den mit entschiedenem Mißerfolg fortgesetzten Kampf Frankreichs und seiner Schützlinge gegen den jetzt mit England und bald auch mit Sachsen verbündeten Wiener Hof, entsprang der Befürchtung des preussischen Königs, daß Österreich, aus dem Ringen mit der Koalition siegreich hervorgegangen, Schlesien mit gewappneter Hand zurückfordern würde. Der Plan zur Eroberung von Böhmen für den wittelsbachischen Kaiser, der dann einige an Schlesien grenzende böhmische Kreise an Preußen abtreten sollte, ist mißlungen; aber in der Defensive behauptete Friedrich nach dem siegreichen Feldzug von 1745 im Dresdener Frieden den Besitz von Schlesien.

Die Hoffnung Maria Theresias, sich im Kampfe mit den bourbonischen Höfen, Frankreich und Spanien, einen Ersatz für Schlesien zu erobern, ist nicht in Erfüllung gegangen, nachdem sie das eroberte Bayern noch während des Krieges mit Preußen im Frieden von Füssen dem Sohne des nach nur dreijähriger, an Enttäuschungen reicher Regierung verstorbenen Kaisers Karl zurückgegeben hatte, zu einer Zeit, wo sie mit Sicherheit auf die Wiedereroberung von Schlesien rechnete. Der Friede von Rachen hat den österreichischen Besitzstand durch den Verlust von Parma, Piacenza und Guastalla nur noch weiter geschmälert.

Der Zweite Schlesische Krieg hatte trotz der glänzenden Siege von Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf den Eroberer Schlesiens über die Grenzen seiner militärischen Leistungsfähigkeit belehrt. Friedrich verkannte nicht, daß der preussische Staat, um sich auf gleicher Linie mit den alten Großmächten zu behaupten, noch der Abrundung, noch weiterer Erweiterungen bedürfe. Aber es stand ihm jetzt fest, daß seine Kraft nicht zureichte,

einen Gegner wie Österreich völlig niederzuwerfen, und daß also eine Eroberung Böhmens, zum Zwecke des Eintausches gegen Kurpfalz, nur unter einer besonders günstigen europäischen Konjunktur und nur an der Seite eines starken und tatkräftigen Bundesgenossen, etwa an der Seite eines verjüngten Frankreich, gelingen konnte. Somit bezeichnete er es jetzt als sein politisches System, den Frieden aufrechtzuerhalten, solange es mit der Würde und Sicherheit des Staates vereinbar sei.

Anlehnung fand Preußen auch in dieser Friedenszeit an Frankreich. Aber von Jahr zu Jahr wachsende Sorge bereitete dem König die enge Verbindung zwischen den Höfen von Wien und St. Petersburg. Um sich gegen Rußland sicherzustellen, vollzog er durch die Westminster-Konvention vom 16. Januar 1756 eine Annäherung an England, dessen Einfluß auf die russische Politik er erheblich überschätzte, entfremdete sich aber dadurch am Vorabend eines neuen Krieges zwischen England und Frankreich seine alten Bundesgenossen, die Franzosen, und gab der überaus geschickten Diplomatie des Grafen Kaunitz gewonnen Spiel. Wie schon mit Rußland, verbündete sich der Wiener Hof jetzt auch mit Frankreich. Zu der zutreffenden Überzeugung gelangt, daß für das Jahr 1757 zwischen Österreich und Rußland der Angriff gegen ihn verabredet sei, entschloß Friedrich sich im Sommer 1756, als Maria Theresia die Abgabe einer beruhigenden Erklärung verweigerte, seinen Gegnern mit dem Angriff zuvorzukommen.

Der dritte und schwerste Krieg zwischen Österreich und Preußen ergab sich mit historischer Notwendigkeit; denn wie hätte ein Staat von den Überlieferungen und dem Stolz des alten Österreichs den Verlust einer seiner größten und reichsten Provinzen als endgültig hinnehmen sollen, ohne noch einmal die Entscheidung der Waffen anzurufen?

Man unterschätzte nicht die Spannkraft und die militärische Stärke der jungen preussischen Monarchie, aber die Meinung war nach den beiden ersten schlesischen Kriegen doch allgemein in Europa vorherrschend, daß Preußen Erfolg und Gewinn nur der Gunst der Zeitlage, seiner Geschicklichkeit, andere für sich arbeiten zu lassen, mit einem Worte dem Zufall zu danken gehabt habe. Man verglich in Wien den König von Preußen in der Stellung, die er neben dem österreichischen Reichsoberhaupt gewonnen hatte, mit Heinrich dem Löwen; aber der große Staatsmann Maria Theresias rühmte sich, diesem König so viel Feinde auf den Hals gezogen zu haben, daß er nun, wie das anfängliche Glück so den jähen Sturz mit Heinrich dem Löwen gemein haben solle. Die europäische Koalition, der Bund der drei großen Militärmächte des Kontinents und ihres Anhangs gegen Preußen, ward allorten als unvergleichliches Meisterstück der Staatskunst gepriesen. Und als nachher der Erfolg den großen Entwürfen nicht entsprach, durfte sich Kaunitz von einem der verbündeten Höfe sagen lassen, daß die Politik keinen Fehler gemacht habe, daß lediglich die Kriegsführung die Schuld trage.

Über die weltgeschichtliche Bedeutung des Siebenjährigen Krieges hat im vierten Kriegsjahre der Minister einer neutralen Macht, der dänische Staatsmann Bernstorff, das treffende Urteil gefällt: »Dieser Krieg ist entbrannt nicht um ein mittelmäßiges oder vorübergehendes Interesse, nicht um ein paar Waffenplätze oder kleine Provinzen mehr oder weniger, sondern um Sein oder Nichtsein der neuen Monarchie, die der König von Preußen mit einer Kunst und einer Schlagfertigkeit in die Höhe gebracht hat, welche die eine Hälfte von Europa überrascht und die andere getäuscht haben; der Krieg ist entstanden, um zu entscheiden, ob diese neue Monarchie,

zusammengesetzt aus verschiedenen Bestandteilen, noch ohne die volle für sie notwendige Festigkeit und Ausdehnung, aber ganz und gar militärisch und mit der ganzen Begehrlichkeit eines jugendlich mageren Körpers, bestehen bleiben wird; ob das Reich zwei Häupter haben und ob der Norden Deutschlands einen Fürsten behalten soll, der aus seinen Staaten ein Lager und aus seinem Volke ein Heer gemacht hat und der, wofern man ihm Muße läßt, seine Staatsgründung abzurunden und zu befestigen, als Schiedsrichter der großen europäischen Fragen dastehen und für das Gleichgewicht zwischen den Mächten den Ausschlag geben wird.»

Den Siebenjährigen Krieg hat die bei seinem Beginn abgeschlossene, erst mit dem Sturz des alten französischen Königtums zu Grabe getragene Allianz zwischen Österreich und Frankreich überdauert. Nicht so der gleichzeitig entstandene Bund zwischen Preußen und England; vielmehr waren schon vor den Friedensschlüssen die beiden Verbündeten im Zwiste voneinander geschieden, da König Friedrich sich von dem britischen Ministerium nach dem Rücktritt des großen William Pitt nicht bloß im Stiche gelassen sah, sondern auch verraten glaubte. Er würde somit politisch isoliert geblieben sein, wäre es ihm nicht gelungen, nach einer andern Seite hin eine wertvolle Verbindung anzuknüpfen. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland hatte in den Anfängen ihrer Regierung, entgegen der Haltung ihrer beiden letzten Vorgänger, den Grundsatz aufgestellt, weder wie Elisabeth mit Österreich, noch wie Peter III. mit Preußen ein Bündnis einzugehen, sondern dem Zarenreiche freie Hand den abendländischen Mächten gegenüber zu wahren. Aber die Erledigung der polnischen Wahlkrone nach dem Tode des sächsischen Königs August III. und der nun beginnende Wahlkampf drängte schon im Jahre 1764 die russische

Politik auf eine andere Bahn. Als die Zarin sich überzeugte, daß Österreich, von Frankreich und von Sachsen unterstützt, den russischen Thronkandidaten, Katharinas Günstling Stanislaus Poniatowski, bekämpfte und daß andererseits Preußen zur Unterstützung der russischen Wahlpropaganda nur nach Abschluß eines förmlichen Verteidigungsbündnisses sich bereitfinden wollte, gewann sie es über sich, dies ihr angetragene preussische Bündnis anzunehmen und dem neuen Verbündeten ihre Bürgschaft für den Besitz Schlesiens, an der ihm vor allem lag, zu erteilen. Dieses Bündnis mit Rußland von 1764 hat dann, wiederholt erneuert, fast zwei Jahrzehnte hindurch der europäischen Stellung Preußens als starker Rückhalt gedient und überdies dem Staate einen unerwarteten Gewinn gebracht: die Herstellung der territorialen Verbindung zwischen Ostpreußen und den Kernlanden der Monarchie, die Erwerbung von Westpreußen.

Seit lange hatte die preussische Politik auf diese Erwerbung ihren Blick gerichtet. Auch Friedrich hatte ihre Zweckmäßigkeit, ihre Unerläßlichkeit schon wiederholt erörtert, aber immer angenommen, daß die Eifersucht Rußlands sich als unüberwindliches Hindernis in den Weg stellen werde. So hatte er nur mit der Möglichkeit rechnen wollen, das polnische Preußen nach und nach stückweise zu gewinnen, bei wiederholter Gelegenheit »wie die Blätter einer Artischocke« zu pflücken. Da geschah es, daß die Gunst des Augenblickes, eine ganz eigenartige Verknüpfung der Begebenheiten, ihm die ganze Frucht auf einmal zufallen ließ.

Durch sein stetes bewaffnetes Eingreifen in die Wirren der polnischen Anarchie schließlich auch in einen Türkenkrieg verwickelt, stieß Rußland, als es nach einer Reihe von Erfolgen dem Sultan Opfer an Land und Leuten auferlegen wollte, auf den Widerspruch des Wiener

Thronfolger
Friedrich Wilhelm
Prinz von Preussen

*General Fachsen
von Vithdingen von Breslau.*

General London
Lt. Field von Kernerdorf

General Laing
New Regeneration
as often, however.

General Hadik
Für die k. k. Armee

Gr
XX with!

Kaiser-Friedrich
König Friedrich

König Friedrich

!!
Friedrich Heinrich
des Königs Bruder
des Mark von Freiberg.

Genl Howard
Kings Bridge

Das Lokal ist das Freysprenhaus im Bisth. Pallast zu Neisse
Rechenen am Ort und Stelle über die damalige Beschaffenheit derselben sind 7 um Grunde gelegt.

Auf der Treppe des blüthlichen Palastes geht König Friedrich II. dem rasch heraufsteigenden jugendlichen Kaiser Joseph II. entgegen; er legt den Arm um seine Schulter und tief und herzlich blicken die beiden ehemaligen Gegner einander in die Augen. An der Spitze des kaiserlichen Gefolges schreitet Laudon, der Held von Kunersdorf, der mit offener Neugier die Blicke auf dem großen Beersführer ruhet, mit dem er so oft um die Siegespalme gerungen.

**ADOLOPH
VON MENZEL**



hofes, ohne bei einer österreichischen Kriegserklärung auf den Beistand Preußens rechnen zu können. Denn auf diesen Fall erstreckte sich das preußisch-russische Bündnis nicht, und zudem hatten sich König Friedrich und der junge Joseph II., nach seines Vaters Franz I. Tode römischer Kaiser und in Österreich seiner Mutter Maria Theresia Mitregent, auf den Zusammenkünften der Jahre 1769 und 1770 bis zu gewissem Grade miteinander verständigt. Schon hatte Österreich gerüstet und in aller Stille ein Faustpfand an sich genommen, indem man nicht bloß die dreizehn vor alters an Polen verpfändeten Städte in der Zips, sondern auch drei polnische Starosteien an der ungarischen Grenze »rekuperierte«. Und nun entschloß sich die Zarin, für den Gewinn, den Österreich ihr auf der Balkanhalbinsel streitig machte, ihre Entschädigung auch ihrerseits in Polen zu suchen, den beiden deutschen Mächten aber einen Anteil an der Beute zuzugestehen. Die erste Teilung Polens vollzog sich und der bestechliche polnische Reichstag sprach zu den Abtretungen seine Zustimmung aus.

Zutreffend hat Fürst Kaunitz geurteilt, daß Rußland nur durch die Macht der Verhältnisse gezwungen in die Teilung Polens gewilligt habe, denn es habe dadurch nur verloren: viel mehr als um die Erwerbung einiger polnischer Landschaften sei es der Zarin um die Behauptung ihres ausschließlichen Einflusses in Polen zu tun. Und ebenso zutreffend urteilte König Friedrich über die Besetzung polnischer Starosteien durch die Österreicher, daß dieser Schritt den Teilungsvertrag nicht gerade verursacht, aber ihm die Wege geöffnet habe.

Für Preußen war die Erwerbung von Westpreußen die Nachwirkung des Siebenjährigen Krieges, insofern durch diesen Krieg die Machtstellung Preußens sich unbedingte Anerkennung verschafft hatte. Im Jahre nach der ersten Teilung

Polens glaubte ein französischer Staatsmann, Graf Broglie, in einer für Ludwig XV. bestimmten Denkschrift es aussprechen zu dürfen, daß Preußen zurzeit der Staat in Europa sei, der des höchsten Grades von Macht sich erfreue, da seine militärische Schlagfertigkeit, der geordnete Zustand seiner Finanzen und seine zentrale Lage diesem Staate überall und jederzeit die Möglichkeit zum Eingreifen gebe.

Noch einmal hat sich das russische Bündnis dem preußischen Staate bewährt, als Kaiser Joseph nach dem Aussterben der bayerischen Linie des Hauses Wittelsbach den größten Teil von Bayern seinem Reiche anzugliedern beabsichtigte. Friedrich der Große begann seinen vierten Krieg gegen Österreich, Rußland bildete die diplomatische Reserve Preußens und würde auch in den militärischen Kampf mit eingetreten sein, hätte nicht der Wiener Hof im Frieden von Teschen seine Ansprüche auf Bayern zurückgezogen und sich mit der Erwerbung eines Grenzstriches, des oberen Innviertels begnügt.

In dem Waffengange mit Preußen zwar nicht militärisch, aber politisch unterlegen, trug der Kaiser über den alten Gegner seines Hauses wenige Jahre später einen großen diplomatischen Erfolg davon. Es gelang ihm, das preußisch-russische Bündnis zu sprengen und Rußland auf die österreichische Seite hinüberzuziehen. Entscheidend wurde, daß Joseph auf die großen Entwürfe Katharinas zur Teilung der Türkei einging, während Friedrich seine Bundesgenossin gerade dadurch verstimmt hatte, daß er den osmanischen Besitzstand gewahrt wissen wollte, ja die Muselmanen in eine gegen Österreich gerichtete Tripelallianz mit Rußland und Preußen aufzunehmen vorschlug.

Aber auch ohne das Bündnis mit Rußland ist Friedrich noch einmal, wie 1778 mit diesem Bündnis, für die Integrität Bayerns eingetreten. Einem neuen Ver-

such Josephs II. zur Erwerbung des Nachbarlandes stellte sich 1785 der deutsche Fürstenbund entgegen, die Vereinigung deutscher Reichsstände ohne Unterschied des Bekenntnisses unter preussischer Führung, ein Bund nicht zur Reform der Reichsverfassung, sondern zu ihrer Aufrechterhaltung.

Das Gesamtergebnis der großen militärischen und politischen Kämpfe dieses Zeitraumes ist gewesen, daß in Deutschland von allen Reichsfürsten nur der König von Preußen seine Hausmacht in erheblichem Maße verstärkte: durch Schlessen, durch den im Kern noch deutschen, seit drei Jahrhunderten mit Polen vereinigten Teil des alten Deutschordenslandes an der Ostsee, und durch eine erste Berührung mit der Nordsee, das 1744 erworbene Ostfriesland. Dagegen hatte das Haus Habsburg-Lothringen durch seinen Gewinn aus der Teilung Polens dem immer mehr seinen deutschen Grundcharakter verlierenden Staatskörper noch einen neuen fremdartigen Bestandteil zu den schon vorhandenen magyarischen, tschechischen, südslawischen, italienischen, wallachischen Elementen eingefügt, während der Versuch, die Staatsgrenzen nach Deutschland hineinzuschieben, zu zwei Malen nicht zum Ziele gelangt war: weder im österreichischen Erbfolgekriege, als Maria Theresia das schon eroberte Bayern als Äquivalent für Schlessen festzuhalten geplant hatte, noch in der josephinischen Epoche von 1778 bis 1785. Andererseits hatte das Haus Wittelsbach weder in den vierziger Jahren seine Pläne zur Eroberung von Böhmen oder gar zur Gewinnung der ganzen österreichischen Erbschaft ausführen, noch im Siebenjährigen Kriege die ihm von der großen Koalition erteilte Anweisung auf die preussischen Besitzungen am Rhein und in Westfalen, das Herzogtum Cleve und die Grafschaft Mark, einlösen können. Kursachsen hatte zuerst an der Seite

Frankreichs und Preußens die Markgrafschaft Mähren erobern wollen und später an der Seite Österreichs, Rußlands und wieder Frankreichs das Herzogtum Magdeburg und noch andere preussische Gebiete zu gewinnen gehofft, und war in dem einen wie in dem andern Falle leer ausgegangen. Endlich hatte auch das jüngste der deutschen Kurfürstentümer, Hannover, seine territorialen Abrundungspläne zurücklegen müssen, die sich in der Epoche der beiden ersten schlesischen Kriege auf Ostfriesland und die altpreussischen Gebiete Halberstadt, Minden, Ravensberg und Tecklenburg, und im Siebenjährigen Kriege auf die benachbarten geistlichen Fürstentümer gerichtet hatten.

So waren die deutschen Mittelstaaten von Brandenburg-Preußen weit und endgültig überholt worden, sie, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts, als das wettinsche Haus die polnische und das welfische Haus die britische Königskrone gewannen, für ihre Machterhaltung auch in Deutschland einen neuen Tag anbrechen zu sehen glaubten. Im Verhältnis Preußens zu Österreich aber hatte sich jenes Gleichgewicht der Kräfte ergeben, das König Friedrich, wie vor allem seine Politik im bayrischen Erbfolgekriege beweist, sorgfältig und eifersüchtig zu wahren bemüht war.

Nur die Erhaltung dieses Gleichgewichtes hat Friedrich der Große angestrebt, nicht die Erringung der Vorherrschaft in Deutschland oder gar die Kaiserkrone. Als der letzte Kaiser aus dem alten Hause Habsburg die Augen schloß, sah Fürst Leopold von Anhalt-Dessau in seinem preussischen Kriegsherrn schon den künftigen Kaiser, da niemand die Kaiserwürde mehr verdiene und niemand besser imstande sei, sie aufrecht zu erhalten. Und gleichzeitig begrüßte ein Voltaire den jungen König von Preußen als den, der entweder Kaiser sein oder den Kaiser machen werde. Nicht Kaiser geworden

ist damals Friedrich, aber gemacht hat er in der Tat den wittelsbachischen Kaiser von 1742, und bald trat ein Augenblick ein, in welchem Friedrich daran dachte, an der Seite dieses durch ihn erhöhten Kaisers als »immerwährender Generalleutnant« den Oberbefehl über die Reichsarmee zu übernehmen: es hätte sich neben das Wahlkaisertum ein erblicher militärischer Majordomats gestellt, der jenes völlig verdunkelt haben würde. Diese Entwürfe des Jahres 1743 haben schon deshalb nicht ausgeführt werden können, weil die als Voraussetzung gedachte bewaffnete »Assoziation« der Reichsstände zugunsten des von Österreich hartbedrängten Kaisers nicht zustande kam. Als dann nach dem Tode dieses Schattenkaisers die Krone des Reiches nach Wien zurückgekehrt war, hat Friedrich 1752 in seinem politischen Testament seinen Nachfolgern Rechenschaft darüber erteilt, weshalb er die Kaiserkrone, die doch durch kein Reichsgesetz den Protestanten verwehrt werde, nicht an sein Haus zu bringen gesucht habe: ein König von Preußen müsse seine Kraft viel mehr daran setzen, eine Provinz zu erwerben, als sich mit einem leeren Titel zu schmücken; die vornehmste Sorge seiner Nachfolger werde sein müssen, den Staat auf eine noch höhere Machtstufe zu erheben, und erst nach standfester Begründung der Macht werde es erlaubt sein, dem Glanz und dem Schimmer zu opfern.



Klopstock und Lessing.

Don Jakob Minor.

Es sind zwei durchaus männliche Dichtergestalten, die an der Schwelle unserer klassischen Literaturperiode Wache halten. Sie haben die Dichtung nach dem Vorbild und dem Muster der Alten in Deutschland zwar nicht begründet — denn sie reicht mit ihren Wurzeln ein Jahrhundert weiter, bis auf Opiß, zurück —, aber sie haben die antike Form zum erstenmal mit echt deutschem Inhalt erfüllt und durch diese Verbindung antiker Form mit nationalem Gehalt etwas ganz Eigenes und Neues geschaffen.

Denn was vor Klopstock Gutes in der deutschen Literatur vorhanden war und in weiteren Kreisen Beifall gefunden hatte, das war doch eben nur auf dem Gebiete der kleineren Dichtungsgattungen geleistet worden; und niemand verkannte, daß Größeres notwendig sei, wenn man sich den Renaissance Literaturen anderer Völker ebenbürtig an die Seite stellen und ihren Dichtern Troß bieten wollte. Das Beste war auf dem Gebiete des Liedes, des Lehr- und des Sinnegedichtes entstanden; und Hallers naturbeschreibendes Gedicht, die Alpen, stellte neben den in den weitesten Kreisen populären Fabeln Gellerts ungefähr den Höhepunkt der Literatur vor, in welche Klopstock eintrat. Er zuerst stellte der Dichtung wiederum eine große und würdige Aufgabe. Er faßte die Dichtungsgattung ins Auge, die damals allen Parteien als die wichtigste galt: das Epos nach dem Muster und in dem Stil des Vergil. Er hat aber der Dichtung nicht bloß die bedeutendste Form, er hat ihr auch den bedeutendsten Inhalt zugeführt: Religion und Vaterland. Und selbst das, was er an Form und Inhalt bereits vorgefunden und bloß aufgegriffen hat, nahm unter seinen Händen

den Zug zum Großen und Erhabenen. Auf seiner Zither, wenn er die Liebe oder die Freundschaft besang, wurde das tändelnde Lied zur hohen Ode und das lüsterne Hochzeitsgedicht zum tibullischen Lied.

Klopstock war, abgesehen von dem früh zugrunde gegangenen und haltlosen Günther, der erste Dichter, der nur aus inneren Erlebnissen und Impulsen heraus gedichtet hat. Keiner seiner Dichtergenossen, der Bremer Beiträger, hat für die Liebe oder die Geliebte einen individuellen Ausdruck, eine persönliche Note gefunden; höchstens das Glück der Ehe wagten nach Hallers Vorgang die Ebert und Gieseke später der Welt zu verkünden. Klopstock hat unter dem Bilde der zukünftigen Geliebten die gegenwärtige besungen, und seine Fanny zu dem berühmtesten Mädchen in Deutschland vor der Wertherlotte gemacht. Er drückt seine Freunde im Augenblick des Abschiedes mit tränenden Augen und in liebevoller Inbrunst ans Herz. Er hat in unserer Dichtung die Empfindung befreit und sogar den sprachlichen Ausdruck für stärkere Empfindungen, die man bald nicht mehr »zärtlich«, sondern »innig« nannte, zum guten Teil sich selbst geschaffen, so daß Herder mit Recht zu ihm sagen durfte: »Sie haben die Sprache der Empfindung, wie sie in Deutschland niemand hat.«

Klopstock war der erste, der sich mit seiner ganzen Person dem Dienste der Dichtkunst gewidmet, ja geweiht hat; der seine Person hinaufklärte zu einer Art von Priestertum. Von der hohen Würde des Dichters, der in der erhabensten Kunstform der Alten den erhabensten Stoff der christlichen Welt, den Messias, besang, hatte er den höchsten Begriff, und bald war er auch gewöhnt, sich selbst als eine geheiligte Person zu betrachten. Das Ehrfurchtgebietende seiner Erscheinung lockte zu keiner Annäherung, sagt Goethe. Aber seine

näheren Freunde wußten es besser, daß Klopstock sich keineswegs immer so felerlich zeigte. Wo er sich hingeben konnte und wollte, erschien er heiter bis zum Übermut und überfließend von treffendem Wit; wie er umgekehrt dort, wo er sich etwas zu vergeben fürchten mußte, viel Weltkunde und Weltkälte hervorzukehren verstand und, ähnlich wie der alte Goethe, auf die Besucher den Eindruck eines Diplomaten machte. Wenn aber auch seine hohe Meinung von dem Beruf des christlichen Dichters das Anspruchsvolle in seinem Wesen zeitigte und seiner Persönlichkeit zum Verhängnis wurde, so war sie doch ein Vorteil, der unserer Literatur zugute kam. Mit dem Künstlerstolz, den er in überreichem Maße besaß, forderte Klopstock von jedermann Achtung für sein Werk und für seine Person. Und diese Achtung kam nicht bloß ihm, sondern der Dichtung überhaupt zugute, vor welcher die Deutschen wieder den Hut abziehen lernten, nachdem sie lang genug jeden als einen Müßiggänger betrachtet hatten, der die Dichtung nicht bloß in den »Nebstunden« betrieb. Klopstock ließ sich in kein Amt einzwängen, er ist unter kein bürgerliches Joch gekrochen. Von Anfang an hat er es bloß als Pflicht und Schuldigkeit betrachtet, daß die Welt dem Sänger des Messias ihren Tribut bringe. Seine ganze Umgebung war damit beschäftigt, ihn nach Würden zu versorgen: erst in Berlin unter dem Schutze Friedrichs des Großen, dann in England, und endlich in Dänemark, wo sie denn auch ihr Ziel erreichte. Er ist nicht in dem gleichen Maße freier und unabhängiger Schriftsteller gewesen wie Lessing; aber er hat sich nie zu dem demütigen Supplikantenton der zeitgenössischen Dichter herabgelassen. Was ihm von seiten der Fürsten wie des Publikums geboten wurde, nahm er als ein ihm gebührendes Recht in Anspruch: die Versorgung in Dänemark ebensovoll

wie die Bewunderung des Publikums, dem gegenüber er sich nicht als gehorsamer Diener, sondern als den hohen Priester des höchsten und heiligsten fühlte.

Klopstock ist der Begründer und Schöpfer unserer Dichtersprache, zu der vor ihm eben nur Ansätze vorhanden waren. Er widerlegte praktisch den Satz, den in der Theorie Gottsched am hartnäckigsten behauptete: daß in der dichterischen Sprache nichts zulässig sei, was nicht auch die gewöhnliche Sprache des Lebens und des Umganges erlaube. Er hat auch die Fühlung unserer neueren Schriftsprache mit den Dialekten auf der einen, und mit der älteren Sprache auf der anderen Seite wieder hergestellt. Er hat von Opitz und von Brockes gelernt und den Einfluß von Hallers sinnvoll gedrängter Sprache erfahren. Am meisten aber verdankte er Luther und er schrieb in einem Briefe an Böttiger selber vieles, ja das meiste von dem, was ihm an der Bildung (hie und da vielleicht Umbildung) der Sprache gelungen sei, der Lutherischen Bibel zu. Wilhelm Schlegel hat ihn einen Stifter wenigstens im grammatischen Teile unserer Poesie genannt und sein Verdienst um unsere Dichtersprache mit den folgenden Worten gekennzeichnet: »Er versuchte zuerst bis an die Grenzen des Möglichen und Erlaubten zu gehen, und wenn seine Wendungen wegen ihrer Geschraubtheit und Dunkelheit oft gar nicht nachahmenswürdig sind, so ist er doch durch seine Kühnheit der Vater unserer heutigen Diktion geworden.« Klopstock hat endlich die antiken Versmaße, den Hexameter und die Odenmaße, der deutschen Dichtung erobert. Ohne den Messias kein Hermann und Dorothea; ohne Klopstocks Oden kein Hölderlin und Platen. Dem Reime dagegen ist Klopstock, außer in seinen geistlichen Liedern und in seinen Epigrammen, stets aus dem Wege gegangen und er hat ihn in späteren Jahren als den

bösen Geist mit dem plumpen Wörtergepolter, als einen schmetternden Trommelschlag, als ein nichtsagendes Gleichgetöse usw. ingrimmig verfolgt. Wenn wir ihm darin auch heute nicht mehr Gefolgschaft leisten, so darf doch nicht übersehen werden, daß der Widerstand gegen den Reim zur Zeit Klopstocks ein Fortschritt war, zu einer Zeit nämlich, wo das Dichten fast ganz mit dem bloßen Reimen zusammenfiel.

Immerhin lebt der Dichter des Messias und der Oden mehr in der Literaturgeschichte fort als in dem Herzen der Nation, die ihm ihre Gunst mehr als billig entzogen hat und nur noch selten nach seinen Werken greift. Trotz der epischen Form näher dem Oratorium als dem Vergil verwandt, von mehr lyrisch-musikalischer als episch-plastischer Schönheit, knüpfen die zwanzig Gesänge des Messias an einen dünnen Faden biblischer Erzählung endlose, aber stets aus dem tiefsten Innern geholte, zum Teil hinreißende Gefühlsergüsse der Personen, die entweder an der Handlung selber beteiligt sind oder sie auch bloß als Zuschauer mit ihrem gemüthlichen Anteil begleiten. Derselbe Schwung der Empfindung und dasselbe Pathos herrscht auch in den Oden, die zum Teil in antiken Maßen, zum Teil in dem freien Versmaß gedichtet sind, das von Klopstock seinen Namen hat und später auch Goethes hohe Oden zeigen. Liebe und Freundschaft, Gott und Vaterland, das sind die großen Gedanken, die in wenig veränderter Gestalt in Klopstocks Oden wiederkehren und einen stets aufs neue ergreifenden Ausdruck finden. Von der antiken Mythologie ist er, nicht zu seinem Vorteil, aber auch hier ein Bahnbrecher für spätere, zu der nordischen übergegangen, und so vereinigt seine Dichtung drei Elemente: das antike, das biblische und das nordisch-germanische.

□ □ □

Genau zu derselben Zeit wie Klopstock, drei Jahre vor Wieland, ist Lessing aufgetreten. Klopstock und Wieland sind die ebenbürtigsten unter seinen Zeitgenossen, an denen Lessing gemessen werden muß. Heute freilich ist die Frage längst entschieden: Wer hat noch den Mut, ohne die weiteste Ausdehnung des Begriffes, Klopstock oder Wieland einen Klassiker zu nennen? Wer aber würde es umgekehrt wagen, dem Dichter der Minna von Barnhelm oder des Nathan diesen Ehrentitel streitig zu machen? Wer liest heute noch Klopstock oder Wieland; aber wer liest nicht Lessing?

Ihnen beiden steht Lessing zunächst als Gelehrter und als Kritiker gegenüber. In der Mißachtung der Gelehrsamkeit und der Kritik, die mit Klüglingsblicken liest und von der Glossen triefet, begegnete sich Wieland mit Klopstock. Sie waren beide Dichter, die nicht als Gelehrte gelten wollten. Lessing umgekehrt war der Gelehrte und Kritiker, der sich an einer berühmten und oft gegen ihn mißbrauchten Stelle selber den Namen eines Dichters abgesprochen hat.

Aber auch er fühlte von Jugend auf den Drang in sich, über die Schranken der Gelehrsamkeit hinauszustreben. Als Kind nur von dem einen Wunsch beseelt, mit einem recht großen Haufen von Büchern gemalt zu werden, ist er doch schon als Jüngling zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß die Bücher ihn wohl zu einem Gelehrten, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden. Klopstock und Wieland haben sich in ihren besten Werken selbst übertroffen; Lessing als Mensch und als Mann war größer als das größte seiner Werke. Alle seine Werke sind bloß Fragmente eines großen, dem rastlosen Streben nach Wahrheit gewidmeten Lebens. Lessing ist der erste große Fragmentist in unserer Literatur, in welcher er im Laufe der Zeit mehr als einen Nachfolger gefunden hat.

Als Freund der Wahrheit behauptete

Lessing seine äußere und innere Unabhängigkeit. Wie schauen andere zu seiner Zeit sich früh nach einer sicheren Versorgung um — Lessing will ohne Amt bleiben und als bloßer Schriftsteller, als armer Literat von seiner Feder leben. Er gibt das erste Beispiel eines von seiner ehrlichen Arbeit lebenden, gesinnungstüchtigen Schriftstellers. Wie Klopstock dem Beruf des Sängers wieder zum Ansehen verhilft, so adelt Lessing den Schriftstellerstand. Schon Herder hat ausgerufen: nie würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar in eine Studierstube eingeschlossen wäre! und Friedrich Schlegel hat den großen und freien Stil seines Lebens gerühmt. Ja, was noch mehr ist: auch als Gelehrter hat Lessing seine Unzünftigkeit zu bewahren gewußt. Keine Partei hat sich jemals rühmen können, ihn zu den ihrigen zu zählen. Kein Parteiorgan oder Journal hat ihn dauernd als Mitarbeiter festgehalten. Vielmehr bietet Lessing das einzige Beispiel einer kritischen Autorität ohne gleichen, die nicht unterstützt wurde durch eine hinter ihr stehende Partei, der niemals ein einflußreiches Parteiorgan zum Verderben ihrer Gegner zu Gebote stand. Seine Machtstellung beruhte einzig und allein auf der Person des Kritikers.

Wie Lessings freizügiges Leben bis hart an das Ende ohne Rast und Ruhe war, so gibt es auch keinen Stillstand in seinen Werken. Wie nach seinen schönen Ausführungen der Schild des Achill bei Homer, so entstehen auch die Werke Lessings unmittelbar vor unseren Augen. Auch wo das Ergebnis heutzutage unhaltbar geworden und widerlegt ist, sind sie durch die Methode und als Ausdruck seiner kühn nach Wahrheit suchenden Persönlichkeit von Wert. Wie seine Schriftstellerei, so ist auch sein Leben ein rastloses Suchen und Streben, dem nur selten Erfüllung zuteil geworden ist. Er hat nach einem Freunde gesucht, — aber

menshlich näher getreten ist ihm im Grunde doch nur der früh verstorbene Ewald von Kleist. Er hat es auch einmal so gut haben wollen wie andere Menschen, und er hat nach Liebe gesucht, — sie hat ihn nur kurze Zeit beglückt. Er hat endlich auch nach Ruhe gesucht, — er hat sich ihrer aber erst spät erfreut. So macht auch sein Leben auf uns den betrübenden Eindruck des unbefriedigten; es ist ein großer Torso geblieben wie seine Schriftstellerei. Klopstock und Wieland hatten ihr Werk lange geleistet, ehe sie zu Grabe gingen; sie hätten auch zwanzig Jahre früher abtreten können. Lessing hatte sein letztes Wort noch nicht gesprochen, er ist vor der Erfüllung gestorben. Und es ist nur eine Pflicht historischer Gerechtigkeit, nicht blinde Bewunderung, wenn wir die Linie seiner Tätigkeit über das Grab hinausziehen und an seinen Namen anknüpfen, was zwar nicht von ihm selber, aber in seinem Geiste geschaffen ist. Lessing war eine durchaus mannhafte Natur, wehrhaft zu Schutz und Trutz; er bedurfte keines »Champions«, der ihn wie Wieland gegen seine Feinde verteidigen sollte. Er war auch mit bitterem Hohn gewappnet gegen das, was er wegwerfend das »sogenannte äußere Glück« nannte. Mit Wielands feinsinniger Organisation verglichen, erscheint Lessings Natur unsinnlich; mit Klopstock verglichen erscheint er kalt. Und der Zweifel, ob Lessing einer weicheren Empfindung fähig war, ist ja schon früh von seinen Zeitgenossen und Freunden aufgeworfen worden. Weil er die weichliche Empfindsamkeit seines Jahrhunderts nicht zu teilen, weil ihn der tändelnde Kultus oberflächlicher Freundschaften nicht wie einen Gleim auszufüllen vermochte, warf man ihm vor, daß nur Lessing der Schriftsteller, nicht aber Lessing der Mensch Freunde habe. Aber auch der patriotische Enthusiasmus, der im Siebenjährigen Kriege leichtbegreiflicherweise den Mund vollnahm, reizte ihn sofort, diesem Über-

schwung gegenüber den Kosmopolitismus hervorzukehren und den Patriotismus, von dem er sich jeden Begriff absprach, als eine bloße heroische Schwachheit zu bezeichnen — ein Satz, den später Schiller wiederholt hat und der uns heute die Schranken so deutlich vergegenwärtigt, die den Kindern des 18. Jahrhunderts gesetzt waren. Lessing war durch und durch eine verständige Natur; der Verstand war die stärkste und die überwiegende unter seinen Kräften. Seine Hauptstütze war die Kritik: er verstand durch den mächtigen Tadel zu reizen, durch den Widerspruch nicht niederzuschlagen, sondern zum Schaffen anzuregen. Die gefährliche Neigung und Fähigkeit, ein Ding von zwei Seiten zu betrachten, war ihm in hohem Maße eigen. Es war nicht Mangel an Charakter, sondern umgekehrt Paradoxie, wenn er daselbe Ding von beiden Seiten gelten ließ; denn er suchte den Widerspruch mit sich selbst ebenso sehr und fast noch mehr, als den mit den anderen. So dürfen wir ihn keineswegs beim Wort nehmen, wenn er die Liebe einmal im Zorn auf Goethes Werther als eine bloß physische Schwachheit gelten lassen wollte; denn Lessing gegenüber hat er, wie dessen Tagebuch zeigt, das Gegenteil verfochten. Kein Zweifel aber, daß seinem scharfen Verstande die Gemütskräfte nicht ganz das Gleichgewicht hielten und daß es Lessing an Sinn und Gefühl für die Natur fast ganz gefehlt hat.

Es war deshalb auch keine leere Bescheidenheit, sondern das Bewußtsein des überwiegenden Verstandes, wenn sich Lessing das Talent zur Dichtung selber absprechen wollte. Und natürlich hat man ihm diesen Satz fleißig nachgesprochen, ohne zu fragen, wo der Dichter anfängt und wo er aufhört? Ein Blick auf Lessings dichterische Entwicklung genügt, um den Satz auf seinen wahren Sinn einzuschränken. Lessing beginnt in der breiten, redseligen Art der Leipziger

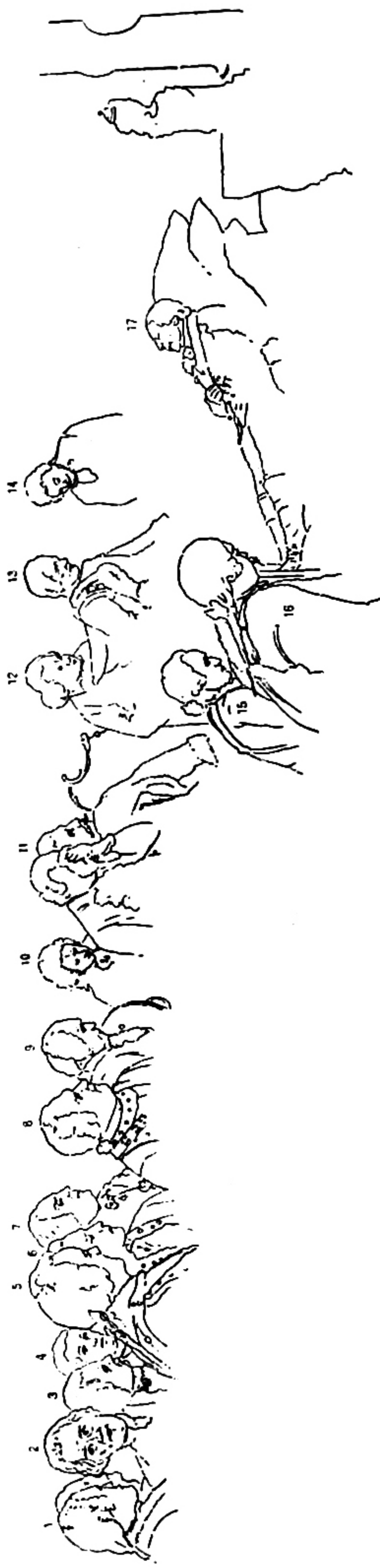
Dichter. Er erntet Erfolge auf Erfolge, und man baut auf ihn die Hoffnung, einen deutschen Molière zu erhalten. Er aber legt die allzu üppig wuchernde Blätterkrone ab, er beschneidet als feinsinniger und strengster Kritiker in der Berliner Schule den Baum seiner Dichtung, Aft um Aft, bis nichts mehr übrig bleibt als der feste und knorrige Stamm, die schmucklose Fabel, das einaktige Prosadrama. Das alles hätte auch ein bloßer Kritiker tun können! Aber nun beginnt der scheinbar ganz kahle und dürre Stamm aufs neue zu treiben: die Minna von Barnhelm, die Emilia Galotti entstehen und endlich erscheint Lessings Dichtung im Nathan wiederum im herrlichsten Blüten- und Blätterschmuck. Das ist nicht mehr die Arbeit des Kritikers; so neubelebend von innen heraus wirkt nur die Kunst, es ist die organische Entwicklung eines echten Dichters.

Trotzdem bleibt bestehen, daß das dichterische Talent bei Lessing in der Kritik seine feste und sichere Stütze gefunden hat, und daß der Kritiker in ihm vor dem Dichter kommt, ja daß viele seiner Werke bloß die Beispiele zu der Theorie und der Kritik bilden. Umgekehrt schließt sich wieder Lessings Kritik immer an bestimmte Kunstwerke an, niemals theoretisiert er ohne eine konkrete Grundlage. Die höchsten Vorbilder und Muster findet er wie Winckelmann in der antiken Kunst; und auch in der Theorie ist und bleibt ihm Aristoteles die höchste Instanz, falls er nur richtig verstanden wird. Zuerst ist es Lessing um eine reinliche, nicht selten um eine schroffe Grenzscheidung zwischen den Gattungen zu tun; so hat er die Grenzen zwischen Theologie und Religion, zwischen der bildenden Kunst und der Dichtung (=Laokoon-), zwischen der Fabel und dem Epigramm auf der einen und den verwandten Dichtungsgattungen auf der anderen festzustellen gesucht. Immer ist er bestrebt, das Ergebnis der Forschung in

einer klaren und bestimmten Definition zusammenzufassen, die im Anschluß an Aristoteles gegebene Definition der Tragödie bildet den Kern seiner hamburgischen Dramaturgie. Nachdem er in der Vossischen Zeitung seine kritischen Sporen verdient hatte, suchte er in den Literaturbriefen im Innern der zeitgenössischen deutschen Literatur Ordnung zu machen, um sich dann in der hamburgischen Dramaturgie nach außen zu wenden und die französischen Vorbilder des deutschen Dramas anzugreifen. Den drei Tragikern der Franzosen, unter denen er es am meisten mit Voltaire zu tun hat, stellt er hier Shakespeare gegenüber, weniger als den Stamm- und artverwandten Dichter der Deutschen, denn als denjenigen, der den Griechen in der Hauptsache, d. h. in der Erregung der aristotelischen Gefühle von Mitleid und Furcht, näher gekommen sei als die Franzosen, die die Alten nur in mißverstandenen Nebensachen (den drei Einheiten) nachgeahmt haben.

In der Dichtung befolgte Lessing praktisch dasselbe Prinzip wie in der Theorie. Wie er hier als richtiger Philologe über die Franzosen auf die Griechen und auf die Engländer zurückging, so griff er auch als Dichter über die abgeleiteten und entstellten Nachbilder auf die echten und ursprünglichen Muster zurück, die er bei den Alten zu finden glaubte. So wurden ihm auf dem Umwege durch die Franzosen und durch andere Renaissance-literaturen Plautus für die Komödie, Hesiod für die Fabel, Martial für das Epigramm, die antiken Dramatiker für die Tragödie die höchsten Vorbilder. Nicht bloß in der Form, auch in dem Inhalt kam seinem ernsten und stoischen Geiste die Antike entgegen. Während später Goethe und Wieland die antiken Helden und ihr Kostüm beibehielten, ihnen aber moderne Empfindungen unterlegten, finden wir bei Lessing die entgegengesetzte Art der Wiederbelebung des Alter-

Das Bild zeigt die Spitzen der Armee an der Bahre Friedrichs des Großen am 17. August 1786 nach der Paroleausgabe: Meldung beim neuen König. Wir blicken in einen jener Säle von Schloß Sanssouci, die des jugendlichen Herrschers Phantasie so reizvoll mit der heiteren Pracht des Rokoko zu schmücken wußte, von deren Wänden einst seiner Spott, geistreiches Lachen widerhallte, oder das Echo jener Töne, die Friedrich seiner Flöte zu entlocken wußte. Kein glanzvolles Feiern ist es, das heute der Kerzenkammer der Kristallruhr bestrahlt, mit dem hell einfallenden Tageslicht kämpfend. Eine tief ergreifende Szene erblickten wir. Der ruhmgekrönte Sieger in so vielen Schlachten, er ruht, gefüllt von dem, der der Herrscher aller Herrscher ist. Das wachsbefleckte Antlitz leuchtet im letzten Frieden, der die Spuren der langen Krankheit verwischt hat. Über dem stillgewordenen Herzen prangt das Silber der Stickerelen, das Gold der Ordenssterne. Die Generale der friederizianischen Armee sind zum letzten Abschied um die Leiche ihres Königs versammelt; kraftvolle Männer, zum Teil noch in der Blüte der Jugend stehend, umgeben das schlichte, schwarzüberdeckte Feldbett. Alle blicken in tiefer Erschütterung auf die sterbliche Hülle des Unsterblichen nieder.



1. von Zollicoffer, Garde du Corps; 2. von Merkas, 3. Artillerieregiment; 3. von Roedich, Grenadier-Gardebataillon 6; 4. von Bilschowsky; 5. Major von Kleist, 10. Kürassier-Regiment; 6. von Baumgarten, Regiment 46; 7. Oberst von Borch, Regiment 18; 8. von Prittwitz; 9. von Doblhoff, Regiment 46; 10. von Plüß, Regiment 46; 11. von Eben-Brunnen, 2. Bataillon; 12. Graf von der Goltz; 13. von Dölfs, 10. Kürassier; 14. von Mollendorf, Regiment 25; 15. Rittmeister Gröben; 16. Premierleutnant von Witting; 17. Friedrich der Große.

GEORG SCHÖBEL
ABSCHIED DER ARMEE VON
FRIEDRICH DEM GROSSEN,
17. AUGUST 1786



tums: Lessing behält die antiken Empfindungen bei, er gibt aber das antike Kostüm auf und rückt die Personen aus idealer Ferne näher und näher in die ihn umgebende Welt. So ist er als Lustspielsdichter bald über die französischen Vorbilder hinausgegangen, hat Holberg und Goldoni studiert und bei Plautus vorläufig halt gemacht, bis ihm dann das Leben selbst und die unmittelbare Gegenwart den Stoff zu der »Minna von Barnhelm« entgegenbrachten, diesem Kleinod in der spärlichen Literatur des deutschen Lustspiels, dessen Farben auch nach 150 Jahren noch frisch und kräftig sind. Auch im ernstesten Drama ist er von der französischen Alexandrinertragödie ausgegangen, bald an ihrer Form ändernd, indem er den Reim aufgab, bald an ihrem Inhalt, indem er, dem Prinzip der idealen Ferne zum Trotz, einen bürgerlichen Helden der Gegenwart zum Träger des Stückes wählte, bis ihm das bürgerliche Trauerspiel nach dem Muster der Engländer als willkommene Form erschien, um die tragischen Helden in vertrauliche Nähe zu rücken und Mitleid und Furcht in stärkerem Grade zu erregen. Ist die »Miss Sara Sampson« noch etwas rührselig und weinerlich geraten, so behandelt die »Emilia Galotti« dagegen das antike Virginiamotiv in modernem Gewande mit der ganzen Kunst Lessingscher Dramaturgie, aber auch mit jener abgemessenen, streng im Zaum gehaltenen Kraft der Leidenschaft, welche die Eigenart und zugleich die Schranke von Lessings Talent bildet. Freier und ungezwungener hat er sich zuletzt auf dem Gipfel seiner Kunst, im »Nathan«, gegeben, der den Grundgedanken des Voltairischen Zeitalters, die Idee der Toleranz und der Humanität, in der geistreichen Umbiegung der uralten Ringparabel ausspricht. Er ist eine Frucht der theologischen Kämpfe, die Lessings Lebensabend ausfüllten und verbitterten, und die ihren

Ausgangspunkt in der Veröffentlichung der Fragmente des Wolfenbüttler Unbekannten (Reimarus) haben. Diese Fragmente hat Lessing nach seiner Weise als eine Tonne für die Orthodoxen ebenso gut wie für die Rationalisten hinausgeworfen und dann einen ehrlichen, wenn auch nicht in allen Punkten siegreichen Kampf zugleich gegen jene zwei Armeen geführt. Die schönste Frucht dieser Kämpfe war außer dem Nathan die Schrift über die »Erziehung des Menschengeschlechtes«, in der Lessing nach dem Alten und dem Neuen Testament ein drittes verspricht mit den später so oft zitierten und unermüdlich variierten Worten: »Es wird, es muß ein neues Evangelium kommen!« Nicht zum wenigsten ihm selber haben wir es zu verdanken, wenn dieses Wort in Erfüllung geht oder schon gegangen ist. Lessing war der stärkste und wirksamste Sauerteig, der jemals unser geistiges Leben durchdrungen hat.

□ □ □

So nahe sich Klopstock und Lessing als Zeitgenossen standen, so fremd und kühl standen sie sich als Persönlichkeiten gegenüber. Klopstocks Mutterboden ist die Lyrik, sie hinwider ist die einzige Dichtungsgattung, die Lessing als Dichter und als Kritiker am wenigsten angebaut hat. Von dieser Seite bildet Herder seine Ergänzung und Erfüllung.



Immanuel Kant.

Don Houston Stewart Chamberlain.

Die Philosophen des Mittelalters pflegten zwischen einer Betrachtung sub specie temporis und einer sub specie aeternitatis zu unterscheiden, je nachdem der Gegenstand als vergängliche, zeitlich bestimmte Erscheinung, oder als ein Zeitloses und Zeitloses und darum Ewiges ins Auge gefaßt wurde. Mehr als anderswo ist diese Unterscheidung

bei der Betrachtung unsterblich großer Männer am Platze. In einer Beziehung gehören sie ihrer Zeit an und sind nur aus ihrer Zeit zu verstehen: ihr verdanken sie ihre Bildung, die bestimmenden Anregungen, die besonderen Wege, die eigentümliche Art, in der das Schicksal sie förderte und hemmte; in einer anderen aber — und das ist die tiefere und ergebnisreichere Auffassung — ist dieses Zeitliche Zufall, Beiwerk, Gleichnis, und es offenbart sich in einer erhabenen Persönlichkeit als ihr eigentliches Wesen, — als das Geheimnis der unvergleichlichen Wirkung, die sie auf Jahrhunderte ausübt, ein Außerzeitliches, eine die enggesteckten räumlichen und geschichtlichen Grenzen zersprengende Gewalt. Gott ist ewig; je näher ein Mensch dem Göttlichen kommt, um so deutlicher tritt das Ewige an ihm in die Erscheinung, um so lockerer hängt ihm der von jedem Winde getriebene Mantel der Zeit um die freie Gestalt. Wohl ist es belehrend, von Plato zu vernehmen, daß er Aristokrat, Dichter, Königsfreund war, daß er in seinem Garten, fern von dem Geschwäße der Stadt und dem Staube der Schulen, auserlesene Geister unterwies; auch entbehrt es nicht des Interesses, zu beobachten, wie er, seinen Geist an den Gedanken anderer übend, nach und nach bis auf die Höhe seines Selbst emporwuchs; doch hängt das alles nur flüchtig mit dem wahren, ewigen Wesen dieses unvergleichlichsten Mannes zusammen, der — wir mögen es wissen oder nicht — uns allen, uns und den fernsten Geschlechtern unserer Kindeskinde, vorgebildet hat. Mit Plato ist Kant zu vergleichen. Schon ist ein großer Teil seiner Umgebung aus dem Bewußtsein der Lebenden entschunden; je tiefer die Nacht der Vergessenheit sich über das Vergessenswerte hinabsenkt, um so klarer muß seine Gestalt hervortreten; sie in ihrer ganzen Größe zu erblicken, ist künftigen Jahrhunderten vorbehalten.

In ihren Archiven werden die treuen Hüter des Hortes, so gut es gelingen will, die Kunde der vielfach verschlungenen Zusammenhänge aufbewahren; doch was der Lebende braucht, ist das Beispiel, die möglichst vereinfachte Gestalt, das ewig Bedeutsame, das sub specie aeternitatis Erblickte, in scharfen Umrissen am Horizonte des Bewußtseins hingezeichnet; unbekümmert um Chronologie und Werdegang, erfaßt er alles, was wirklich noch lebt, und knüpft das Entfernteste zur Einheit zusammen, auf daß neues Leben und neue Taten entstehen.

Reden wir zuerst von dem zeitlichen, dann von dem ewigen Immanuel Kant. Kants 80 Jahre währendes Leben ist fast ganz von dem 18. Jahrhundert umschlossen, einem Jahrhundert von so ausgesprochener, besonderer Physiognomie, daß mit dem bloßen Worte die Zeitumstände und ihr unausbleiblicher Einfluß auf die äußere Gestaltung der Persönlichkeit hinreichend gekennzeichnet sind. Nach dem majestätisch großzügigen, kühn aufbauenden, dramatischen Jahrhundert der Galilei, Descartes, Newton, Leibniz, der Shakespeare, Calderon, Molière, Rubens, Rembrandt war eine schwächere Epoche aufgedämmert: der geniale Spötter Voltaire, der Dolmetscher und Verbreiter wissenschaftlicher und poetischer Großtaten des 16. Jahrhunderts, gab den Ton an für ganz Europa; Watteau und Boucher waren jetzt die bedeutendsten Maler, man dichtete Zoten oder flache Moralitäten, allenfalls Kirchenlieder, die Philosophie wurde populär und triefte von Humanitätsphrasen, oder sie verfiel in flachen, zynischen Materialismus, alle Formen — der Architektur, des Gerätes, der Gesellschaft, der Gedanken — waren entweder zierlich, gewunden, verschönkelt oder phantasielos, bleiern, langweilig; die staatlichen Verhältnisse — namentlich in Deutschland — entsprachen genau dieser allgemeinen

Gemütsbeschaffenheit der Schwäche, Zerfahrenheit, Ideenlosigkeit, Konventionalität; eine große Seele war notwendigerweise einsam, verbannt, auf sich zurückgewiesen, — der Denker in der Welt seiner Gedanken nicht minder als der Preußenkönig auf dem Throne. Wenn Kant sein erstes großes und unvergängliches Werk, die Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, »dem Herrn Friedrich, Könige von Preußen« widmet, so sehen wir darin den Gruß des Einsamen an den Einsamen.

Außer der drückenden Luftlosigkeit seiner Zeit engte Kant die Beschränktheit dürftigster Verhältnisse ein. Als Sohn eines Sattlermeisters geboren, hat er im mühseligen Frondienst des Hauslehrers und Magisters sein Leben fristen müssen. Die Universität tat wenig, um ihn zu fördern; erst mit 46 Jahren erhielt er eine Professur, und zwar für Mathematik; nicht dem weisen Urteile der Fakultät, sondern dem Zufall, daß ein Kollege gerade auf diesen Stuhl Lust hatte und Kant einen Tausch anbot, verdanken wir es, daß der Denker Philosophie hat lehren dürfen. »Daß Gelehrte können sehr borniert sein,« wie Kant bemerkt. Erst gegen Lebensschluß hat er es durch den musterhaften Sparsamkeitssinn, den er von seinen schottischen Großeltern geerbt hatte, zu einem kleinen Vermögen und somit zur Unabhängigkeit gebracht.

Schon aus dieser kurzen Schilderung geht hervor, daß es unter solchen Umständen auch einen langen Kampf kosten mußte, sich bis zur inneren Unabhängigkeit durchzulichten. Zwar tritt Kant voll Mut seinen beschwerlichen Lebensweg an; in seinem mit 22 Jahren geschriebenen Erstlingswerk erklärt er: »Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will; ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen.« Doch stand ihm alles entgegen; und hemmte ihn einerseits — im Gegensatz zu dem begüterten Plato

— die Armut Schritt für Schritt, so fesselte ihn noch mehr die kümmerliche Gedankenwelt, die ihn umgab, die ver-schnörkelte, armselige Philosophie, in der er selber erzogen war und die er nun andere lehren sollte. Nie ist es einem großen Denker so erschwert worden, groß zu denken. Er hatte die Vierziger überschritten, ehe er echte eigene Wege betrat, und zählte 57 Jahre, als sein erstes grundlegendes Werk — die Kritik der reinen Vernunft — erschien. Daher die Anomalie, daß bei Kant die Zeit der größten schöpferischen Produktivität zwischen das 55. und 75. Lebensjahr fällt; daher aber auch der darauf folgende Zusammenbruch der geistigen Fähigkeiten. Kant hat sein Lebenswerk nicht vollenden können; das ist der schwerste Tribut, den er — und mit ihm alle folgenden Geschlechter — der schändlichen Zeitumgebung zu zahlen hatte. Worin nun seine Zeit ihn förderte, war zweierlei.

Erstens suchte er in der Ferne die Größe, die er um sich herum nicht antraf. Gegen sachphilosophische Abhandlungen empfand er eine unüberwindliche Abneigung. »Luftbaumeister« und »Pöbel der Vernünftler« nennt er die gelehrten Kollegen, und die Metaphysik ist ihm »ein Märchen aus Schlaraffenlande«; dagegen schenkt er die leidenschaftlichste Aufmerksamkeit zwei Werken der Erweiterung, die da-zumal mit Beharrlichkeit durchgeführt wurden, und deren zukunfts-gestaltende Bedeutung er klar erkannte: den geographischen Entdeckungen und den chemisch-physikalischen Entdeckungen. Kant las jedes Reisebuch, sobald es erschien, und pries sich glücklich, ein Altersgenosse Kapitän Cooks zu sein. Ebenso groß war Kants Interesse für alle Fortschritte auf dem Gebiete der Physik und der Chemie. Der Professor der Chemie Karl Gottfried Hagen bezeugt sein Erstaunen, den schon bejahrten Kant in allen Einzelheiten der neuesten Experimentalchemie völlig be-

wandert zu finden. Das also war die Welt, wo Kant Erweiterung des Gesichtskreises, Befreiung des Geistes, Belehrung suchte und fand.

Die zweite Förderung, die er von seiner Zeit empfing, geschah durch das Auftreten zweier wirklich großen Männer: ich meine Jean Jacques Rousseau und David Hume. Der Franzose und der Engländer gewährten dem Deutschen, was ihm zu jener Zeit in der eigenen Heimat – da Goethe und Schiller, als zu spät geboren, in seinen Gesichtskreis nicht mehr eintreten konnten – kein einziger Mensch zu gewähren imstande war: die geistige Anregung, den zündenden Funken. Rousseaus Bildnis war das einzige, das Kant an seinen schmucklosen Wänden duldet; seiner Verpflichtung gegen Hume tut er wiederholt Erwähnung. Wenn man, behufs möglichster Vereinfachung, Kants Lebenslauf in zwei Teile zerlegt: einen sittlich-religiösen und einen kritisch-erkenntnistheoretischen, so kann man sagen, Rousseau hat den bestimmenden Antrieb zum ersten, Hume zum zweiten gegeben.

So viel über Kant *sub specie temporis*. Wollen wir nun Kant *sub specie aeternitatis* betrachten, so müssen wir uns erst fragen: was hat Kant gewollt? Wie sollten wir seine ewige Bedeutung richtig erkennen, wenn wir hierüber falsch unterrichtet sind? Zum Glück hat er uns selber eine genau formulierte Antwort hinterlassen: »Ich lehre die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein.« Von Anfang an und zu allen Zeiten ist Kants Ziel ein praktisches gewesen. Einmal bezeichnet er einem Freunde gegenüber als Inhalt seines Tuns: »die Quellen alles Praktischen zu eröffnen«.

Hierdurch nun gerade – durch das Praktische, nicht Spekulative des Zieles

– fand sich Kant unwillkürlich mit Gewalt auf die kritische Kernfrage alles Sinnens über die Stellung des Menschen in der Schöpfung hingedrängt. Der Mensch steht gewissermaßen als Zwitter da; er gehört zwei Welten an; wie Kant es einmal gemeinverständlich ausdrückt: »er verknüpft Gott und Welt«; oder wie der wissenschaftliche Ausdruck lautet: er ist Natur und zugleich auch Freiheit; als Natur ist er ein bloßes Rad in einem lückenlosen Mechanismus, als Freiheit ist er eine Persönlichkeit, deren Wert und Würde alles übertrifft, was die Natur hervorzubringen vermag. Hier entsteht der ewige Zweifel und der unschlichtbare Streit. Die einen leugnen die Natur, um die Persönlichkeit zu retten, die anderen opfern die Persönlichkeit, um in der Erkenntnis der Natur ungehindert fortschreiten zu können. Genau auf dem kritischen Punkte, wo die Wege sich scheiden, stand von Hause aus Kants Geist: den exakten Wissenschaften und dem Studium der Mathematik leidenschaftlich hingegeben, zugleich in die moralische Frage vertieft: »Was muß man sein, um ein Mensch zu sein?« Und so wuchs denn für ihn das kritische Problem: wie verhält sich Natur zu Freiheit? Welt zu Gott? – die geheimnisvolle Gleichung, deren beide Seiten er in so außergewöhnlicher Weise befähigt war zu übersehen – immer mehr zu der wichtigsten aller Aufgaben heran. Bis dieses Problem gelöst war, fußte weder Wissenschaft noch Sittenlehre auf fester Grundlage. Läßt sich das Gesetz von Ursache und Wirkung nicht als unbedingte Notwendigkeit nachweisen, dann ist unsere stolze Wissenschaft der Natur ein Kartenhaus; kann die Freiheit angezweifelt werden, dann ist Sittlichkeit und mit ihr Religion ein schwankes Rohr.

So wird denn Kant, wie 2000 Jahre vor ihm Plato, gleichsam gegen seinen Willen gezwungen, sich eingehend mit über-

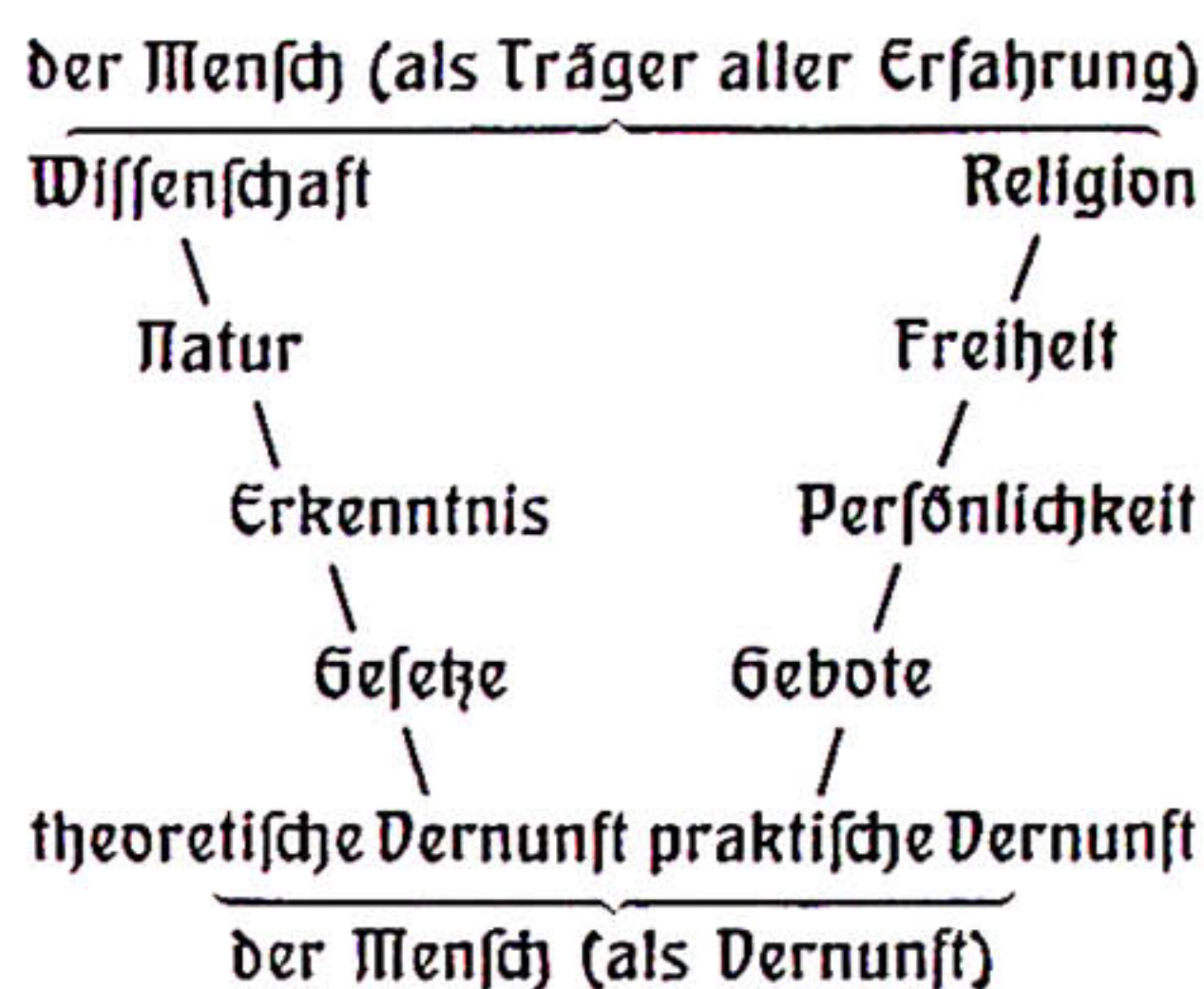
sinnlichen Forschungen abzugeben. Plato und Kant sind beide Moralisten und Soziologen; beide werden nie müde, die Fruchtlosigkeit der Bemühungen aller berufsmäßigen Gedankenakrobaten zu geißeln; beide sehen sich aber — gerade infolge ihrer praktischen Ziele — genötigt, sich mit dem Grundproblem aller Metaphysik — dem Verhältnis zwischen Natur und Freiheit — zu beschäftigen. Es ist dies jedoch für sie im Anfang eine nebensächliche, fast lästige, möglichst schnell zu erledigende Arbeit; »ich werde froh sein, wenn ich meine Kritik der Vernunft zu Ende gebracht haben«, schreibt Kant zwanzig Jahre vor der endgültigen Lösung dieser seiner Aufgabe. Doch nunmehr hat sie beide der Dämon und läßt sie nie wieder los. Sie finden nämlich die Lösung des Problems, und auf einmal versteht sie kein Mensch mehr, denn der Mensch will auf allen Gebieten mittels Dogmen denken, und was Plato und Kant finden, ist der Gedanke der Methode, d. h. des kritischen Begreifens, im genauen Gegensatz zu allen Dogmen; hier tritt der Mensch aus naiv kindlichen Vorstellungen heraus und zu männlich reifer Einsicht über. Und ihre Sittenlehre, ihre Gesellschaftslehre, ihre Religionslehre — das, worauf es ihnen einzig ankommt, das, wofür sie auszogen und was sie jetzt entdeckt haben — sie können es anderen nicht verkünden, wenn es nicht vorher gelungen ist, ihre neue Weltanschauung überzeugend mitzuteilen. So wird die Nebensache nach und nach zum Hauptlebenswerk. Beide Männer werden unbewußt in den Dienst einer Vorsehung genötigt; sie sterben, ohne das geleistet zu haben, was sie eigentlich hatten leisten wollen, und haben dabei das vollbracht, was aus dem gesamten Menschengeschlecht nur sie allein zu vollbringen fähig waren. Die Lösung, die Kant fand — und die sich der platonischen als nahe verwandte Ergänzung anschließt —, zeigt den prak-

tischen Denker und Mathematiker. Descartes begründete unsere höhere Mathematik durch folgende Methode: will ich ein Problem lösen, so beginne ich damit, es als gelöst zu betrachten: »premièrement je suppose la chose comme déjà faite«. Ebenso geht Kant zu Werke. Es ist kindischer Irrtum, einen Anfang suchen, ein erstes Prinzip feststellen und von dort aus das Gegebene erklären zu wollen. Wahr ist, was lebt und Leben zeugt. Die Freiheit können wir nicht entbehren, die Natur auch nicht; das unmittelbar Gewisse leugnen zu wollen, nennt Kant »einen Skandal der Menschenvernunft«. Nicht darauf kommt es also an, Freiheit und Natur in ihrem Zusammenbestehen zu »erklären«; dieses Vorhaben hätte überhaupt keinen Sinn, sondern wir müssen nach Analogie mit dem Verfahren der Mathematik und der mathematischen Physik das Gegebene als gegeben annehmen und nunmehr den Zusammenhang in unserem Geiste derartig aufbauen, daß er harmonisch wird, das heißt, daß ein jeder Teil des tatsächlich Gegebenen zu jedem anderen Teil wie zum Ganzen in übersichtliche, lückenlose, allseitig bedingende Beziehung tritt. Das ist, was begreifen zu heißen verdient (im Gegensatz zu »erklären«). Nun läßt die mathematische Lösung eines Problems häufig noch andere Lösungen zu; insofern diese eine aber möglich ist, ist sie ohne weiteres auch richtig. Bei der Betrachtung von Tatsachen liegt das Verhältnis anders; hier könnte die »Richtigkeit« einer Lösung möglicherweise eine bloß bildliche sein; so kann man z. B. bei allen physikalischen Hypothesen (Äther, Atome usw.) nicht wissen, ob und inwiefern sie materiell mit der Wirklichkeit übereinstimmen; sobald sie aber die oben bezeichneten Bedingungen erfüllen, sind sie jedenfalls Symbole der Wahrheit. Eine derartige wissenschaftlich genaue Symbolik sucht nun Kant für die Tatsache »Mensch« auf-

zustellen, eine »Architektur der Vernunft«, wie er es nennt; gelingt es ihm, so ist der Mensch, zwar nicht erklärt, doch in seinem widerspruchsvollen Wesen begriffen.

Bei der Symbolik Kants liegt also die Zwiespältigkeit des menschlichen Wesens zugrunde; sie wird nicht verschleiert, nicht zu vertuschen gesucht. Es gibt Freiheit und es gibt Natur; ganz innen im Bewußtsein scheinen beide zusammenzulaufen, doch je fester man diesen Vereinigungspunkt ins Auge faßt, um so weiter weicht er zurück; wir können ihn nie ergreifen; vielmehr bewegt sich das ganze Leben unserer Vernunft an zwei auseinander strebenden Linien entlang: in der Praxis des Lebens handeln wir als freie Wesen, in der Theorie erkennen wir uns als gebundene Bruchstücke der durch Notwendigkeit regierten Natur. So haben wir denn — um uns selbst zu begreifen — vorauszusetzen, daß innerhalb unseres einheitlichen Gemütes zwei verschiedene Arten zu denken am Werke sind: eine praktische Vernunft und eine theoretische Vernunft. Die Tatsachen, welche die praktische Vernunft entdeckt, sind Gebote. In der Natur besäße die Vorstellung eines Gebotes keinen Sinn; man kann da nicht fragen: was sollte sein?, sondern nur: was ist? Im praktischen Leben dagegen ist das Sollen — sei es als Wunsch oder als Pflicht — alles. Aus der Tatsache des Sollens erfolgt der Begriff der Persönlichkeit, und aus beiden ergibt sich die Idee der Freiheit, und so gelangen wir zu jenen Gesamtvorstellungen einer moralischen Bedeutung des Daseins, die wir als Religion zu bezeichnen pflegen. Die theoretische Vernunft andererseits erhält auf ihre Frage »was ist?« die Antwort »unwandelbare Gesetze«; die Einsicht in diese Gesetze bildet Erkenntnis, theoretische Erkenntnis, und die Einheit aller verschiedenen Erkenntnisse führt zu der Idee der Natur und — sobald diese

systematisch ausgebaut wird — zur Wissenschaft der Natur. Hieraus ergibt sich folgendes Schema:



Drinnen im Gemüte sind, wie gesagt, theoretische Vernunft und praktische Vernunft kaum durch eine dünne Scheidewand getrennt; es scheint, als müßten sie jeden Augenblick zusammenfließen; jetzter aber die Gedanken hineindringen, um die Zusammenhänge zu erfassen, um so ferner voneinander geraten sie. »Es ist«, sagt Kant, »nicht möglich, eine Brücke von einem Gebiete zu dem anderen hinüberzuschlagen.« Darum ist jede äußere Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft undurchführbar; nur innen, im Herzen des Menschen, fließen beide — wenn der Mensch erst gelernt hat, »was er sein muß, um ein Mensch zu sein« — harmonisch zusammen. Dagegen ist es ein schweres Verbrechen gegen das Wesen des Menschen, wenn die Religion sich unterfängt, die Wissenschaft zu meistern, und ein noch größeres Verbrechen, wenn die Wissenschaft die Freiheit und mit ihr die Pflicht in Frage stellt.

Weiter ins einzelne der kantischen Weltanschauung zu dringen, ist hier nicht der Platz; hier konnten nur die Methode und ihr Hauptergebnis genannt werden. Jeder muß einsehen, daß diese Gedanken in keinem inneren Zusammenhang mit den Erbärmlichkeiten der Zeitumstände stehen; sie besitzen ewige Geltung.

Goethe und Schiller.

Don Otto Harnack.

Ein Gesamtbegriff sind uns die beiden großen Dichter geworden; ihre verbundenen Namen erwecken in uns die Vorstellung der höchsten Entfaltung der deutschen Poesie. Zugleich aber auch die eines Höhepunktes der deutschen Kultur überhaupt.

Das geistige Leben war durch die reißend schnellen Fortschritte des 18. Jahrhunderts auf eine hohe Stufe geführt worden. Es ist nicht vorwiegend eine Periode künstlerischer Entwicklung, die Deutschland damals durchlebt hat; mit bewußter Anstrengung nur haben Goethe und Schiller der rein künstlerischen Betrachtung zu ihrem Rechte verholfen. Die Hauptkraft Deutschlands richtete sich neben der Poesie auf die Philosophie, und es ist von höchster Bedeutung, daß der Hochstand unserer Literatur zusammenrifft mit einem Höhepunkt unserer Welterkenntnis. Die Gestalten von Kant, Goethe und Schiller sind unzertrennlich verbunden; aus der Folgereihe unserer idealistischen Philosophen ist besonders Schelling für Goethe bedeutungsvoll geworden. So ist denn das Lebenswerk jener beiden großen Dichter unzertrennlich von unserem Ringen um die tiefsten Probleme der Welt- wie der Lebensanschauung. — Dagegen ist für ihr künstlerisches Schaffen von durchschlagender Bedeutung die allgemein-europäische künstlerische Atmosphäre der Zeit geworden. Es herrschte der antikisierende Klassizismus, der allerdings nicht überall aus rein künstlerischen Wurzeln erwachsen war, am wenigsten in dem maßgebenden Lande, in Frankreich. Hier hängt die gesamte künstlerische Bewegung aufs engste mit den politisch-sozialen Zuständen zusammen. Wie der Rokoko-Stil unzerreißbar mit der Welt des ancien régime verknüpft war, wie später die

politische Restauration die Romantik hervorbrachte, so ist der Klassizismus der natürliche Ausdruck der Empfindungsweise der republikanischen und der cäsaristischen Zeit gewesen. Nicht durch ähnlich starke Persönlichkeiten wie sein glänzender Vorgänger zur Zeit Ludwigs XIV. getragen, ist dieser französische Neuklassizismus, ohne tief gegrabene Spuren zu hinterlassen, bald wieder verschwunden. Und ähnlich geschah es in den meisten europäischen Ländern. Anders in Deutschland, wo die stärkste Zusammenfassung der poetischen Kraft des ganzen Volkes, wo das Hervortreten der genialsten Persönlichkeiten gerade in die Zeit des Klassizismus fiel und dadurch die bezeichnenden Züge erhielt. Das klassische Ideal ist dadurch für Deutschland von einer unvergleichlich größeren Bedeutung geworden als für andere Völker; es ist untrennbar verwachsen mit unseren höchsten geistigen Bestrebungen. Es hat aber damit auch einen tieferen eigenen Inhalt gewonnen. Nicht in künstlicher Reproduktion oder sklavischer Nachahmung der Antike kann es seine Erfüllung finden; vielmehr will es wetteifern auf eigenem Wege mit der schöpferischen, eine geläuterte, verklärte Natur der Wirklichkeit gegenüberstellenden Kunst der Hellenen, gemäß dem Goetheschen Worte: »Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!« Ein Führer zu klassischem dichterischen Schaffen war schon Lessing gewesen. Aber einerseits reichte seine eigene poetische Zeugungskraft nicht vollständig aus, um durch die Tat zu beweisen, was er erkannt und verkündet hatte, andererseits hatte die unerbittliche Strenge seiner logisch gefügten Forderungen die kühn aufstrebende künstlerische Jugend auf die Dauer nicht fesseln können. Der Dorkämpfer frei aus der Seele des Dichters, aus der Seele seines Volkes entspringender Poesie war Herder geworden, und in diesem Zeichen errangen Goethe und

Schiller, obgleich durch ein Jahrzehnt voneinander getrennt, beide ihre ersten großen Erfolge.

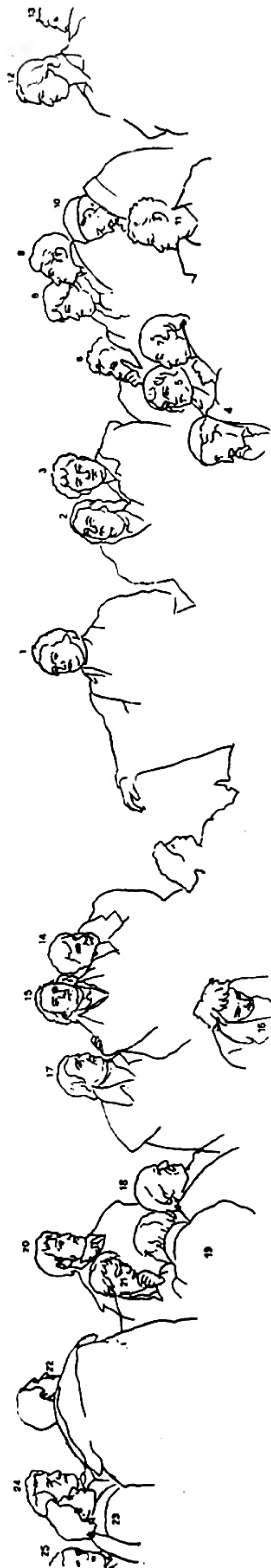
Johann Wolfgang Goethe, in Frankfurt a. M. den 28. August 1749 geboren, ist freilich, geleitet von seinem streng am erprobten Alten festhaltenden Vater, unter der Herrschaft des »französischen Geschmacks« aufgewachsen. Die Einwirkung des Theaters während der langdauernden französischen Besetzung der Stadt kam hinzu. Und auch die drei Leipziger Studienjahre (1765–68) änderten das nicht wesentlich. Die zu der Zeit gedichteten Lieder sind »anakreon-tischer« Art und wiederholen damit eine bestimmte durch die Renaissancepoesie vermittelte, in Frankreich zur letzten Prägungsform gebrachte, gangbare poetische Münze. Zwar werden Lessings neuerscheinende Werke mit hohem Interesse aufgenommen, aber sie äußern keine Wirkung auf Goethes eigenes Schaffen. In der Straßburger Studienzeit (1770–71) bäumt sich dann plötzlich die Naturkraft des jungen Dichters gegen konventionelle Form auf; aber nicht in ziellosem Freiheitsdrange, sondern in heißem Suchen und Ringen nach vorbildlichen, im Leben und Schaffen erprobten Führern. Das Schicksal stellt ihm in Herder einen solchen lebhaftig zur Seite. Aus der Vergangenheit winkt ihm Shakespeare zu. Mit divinatorischer Kraft erkennt er selbst in dem zuerst verwirrenden Riesenwerk des Münsters die große einheitlich schaffende Persönlichkeit seines Erbauers. In die anspruchslose, treuherzige Lebensgeschichte des fränkischen Ritters Götz von Berlichingen vertieft er sich, um sie später in Frankfurt dramatisch nachzuschaffen, weil ihm ein lebendiger, ganz auf sich selbst gestellter Mensch aus ihr entgegentritt. Stoffe wie Mahomet, Prometheus, Faust, die seine Phantasie erfüllen, zeigen die Bewunderung für Charaktere, die sich der Welt, ja der Gottheit selber im Gefühl der Vollkraft entgegensstellen

haben. Scheinbar im schärfsten Kontrast dagegen zeichnet er (1774) mit zartesten, nuancenreichsten Farben das Bild des am Leben krankenden und sich selbst zugrunde richtenden Werther. Aber auch er ist eine Persönlichkeit, die ihr Gefühl souverän mit der Welt schalten lassen will, die freilich hierbei einen Weg einschlägt, der zur unausbleiblichen Niederlage führen muß. Damit hat Goethe selbst die schrankenlose Subjektivität gerichtet; in Kunst und Leben tritt die Wendung zum Allgemeingültigen, Gesetzmäßigen ein; die Philosophie Spinozas wird dabei zur Führerin.

Zwar legt das Leben diesem königlichen Geist nur die leichtesten Fesseln an; den Dienst eines Karl August von Weimar, der die äußeren Lebensverhältnisse nach den seelischen Anforderungen des Dichters zu regeln weiß, – aber es sind doch Fesseln, die zuerst das Gefühl der Verantwortung gegenüber dem jüngeren Fürsten, dann das Gefühl der Treue gegen den Herrn, der zugleich Freund ist, nicht mehr abstreifen lassen. Ja, es scheint eine Zeitlang, als wolle der »Dienst« das eigene Schaffen des Dichters unterdrücken. Nur die Lyrik, die zuerst in Straßburg, beseelt durch die Liebe zu Friederike Brion, zu naturfrischem, volkstümlichem Klang erwacht war, gewinnt jetzt noch an Ernst und Tiefe, getragen durch den Seelenbund mit Charlotte von Stein.

Aber zugleich regt sich in der Phantasiewelt des Dichters eine Fülle vorempfundener Gestalten und Ereignisse, die nach poetischer Verwirklichung verlangen: Egmont, noch verwandt mit der Welt des Götz von Berlichingen, Iphigenie und Tasso auf die Heimatländer der antiken Kunst hinweisend, – und so auch Wilhelm Meister, zwar im deutschen Boden wurzelnd, aber durch Mignons sehnsuchtsvolle Lieder nach dem Lande jenseits der Alpen hinübergelenkt. Einen dieser Stoffe versucht Goethe (1779) in

Das Bild stellt eine ideale Vereinigung der großen Geister Deutschlands dar, die neben Goethe und Schiller um das Jahr 1803 in Weimar wirkten.



1. Goethe; 2. W. von Humboldt; 3. A. von Humboldt; 4. Wieland;
5. Niebuhr; 6. Schleiermacher; 7. Herder; 8. Gauß; 9. W. von Schlegel;
10. Gleim; 11. J. M. Schiller; 12. Schiller; 13. Klinger; 14. Tieck; 15. Jean Paul;
16. Pestalozzi; 17. Fichte; 18. Klopstock; 19. Blumenbach;
20. Hegel; 21. B. von Kleist; 22. Voß; 23. Oken; 24. Schloffer;
25. Cornelius.

OTTO KNIBBE

WEIMAR 1803



strenger, klassizistischer Form, aber mit Bewahrung der Prosarede, zum Drama zu gestalten: Iphigenie; aber ihn selbst befriedigt nicht die Halbheit dieser Formgebung. Und endlich führt ein unbezwinglicher Drang nach einem neuen Kunstideal ihn nach Italien (1786–88). Es ist nicht nur das Verlangen, Poesie und bildende Kunst der Antike an der Quelle zu studieren; es ist der Drang nach einer Gegenwart, einem Lande und einem Volke, in dem Kunst und Natur eins geworden sind, wo das künstlerische Gesetz nicht der Freiheit der Natur widerstreitet. Darum gilt Italien hier mehr als Griechenland, Rom mehr als Athen, weil es nicht bloß Vergangenheit, sondern auch Gegenwart hat. Goethe wird in Italien Kunstforscher und Naturforscher, – weit weniger, als er geglaubt hat, Dichter. Iphigenie wird in Versform gegossen, Egmont vollendet; aber die anderen Pläne stocken, und neue Entwürfe treten kaum in das Stadium der Ausführung. Zu groß ist der Reichtum der Gesamteindrücke, die für Jahrzehnte hinaus dem Forscher, dem Künstler, dem Lebenskünstler die Wege weisen. Zurückgekehrt drängt es Goethe, als Verkünder und tätiger Dorkämpfer neuer Kunsteinsicht aufzutreten. Aber der Widerhall fehlt seinem Rufe. Platte Natürlichkeit und veralteter Formalismus vereinigen sich, um der ersten Ausgabe seiner gesammelten Werke einen äußerst kühlen Empfang zu bereiten. Unverstanden von seiner Nation zieht sich Goethe in sich selbst zurück. Die Ausführung der in Rom geplanten Elegien, die Vollendung des »Tasso« erscheinen noch als unmittelbare Nachwirkung der italienischen Eindrücke. Dann verstummt der Dichter: Naturforschung, die die Einheit der Formentwicklung in der organischen Welt ergründen will, beschäftigt ihn; für Weimar ist er auch in kunstförderndem Sinne tätig, indem er römische Künstler hinberuft und (1791) die Leitung des

Hoftheaters übernimmt; für Deutschland aber, für die Welt tritt er wieder in die Verborgenheit. Dazu wirken auch mit die gewaltigen politischen Ereignisse, die Goethe als Begleiter des Herzogs, zuerst beim Feldzug in der Champagne, dann vor den Mauern des französisch gewordenen Mainz in unmittelbarer Beteiligung miterlebt. Er erkennt das Herausziehen einer neuen Zeit, aber er fürchtet, sie werde für längere Frist »ruhige Bildung zurückdrängen«. Erst die Erkenntnis der großen Persönlichkeit Schillers gab Goethe den Glauben an die Gegenwart zurück.

Friedrich Schiller, um 10 Jahre jünger als Goethe, ist der letzte große Vertreter jenes poetischen Sturmes und Dranges, dessen Anfänge Goethe in Straßburg erfaßt hatten. In rein künstlerischer Hinsicht nur ein maßvoller und vorsichtiger Vertreter. Das Erstlingsdrama »Die Räuber« (1781) beugt sich weit mehr den überkommenen Gesetzen des Dramas, als der »Götter von Berlichingen« es getan hatte; Schillers angeborenes dramatisches Talent empfand instinktiv den Wert der ausgebildeten Technik. Aber in anderer Hinsicht überbietet Schiller weit die revolutionären Tendenzen des jungen Goethe. Das Individuum verlangt hier nicht bloß nach eigener unge störter Entfaltung und Betätigung; es verlangt eine allgemeine Ordnung der Dinge, die nach dem Prinzip der Freiheit, nach dem Ideal, das es in sich trägt, gestaltet ist. In den »Räubern« atmet der Freiheitsinn, der in Schillers Anlage gegeben war, der durch den inneren Widerspruch gegen die militärische Erziehung der »Karlschule« noch gesteigert war, der auch schon von den Wehen des heran nahenden Revolutionszeitalters berührt wurde. In »Kabale und Liebe«, dem Drama grausamster Kontrastierung von Ideal und Wirklichkeit (1783), donnert der Zorn gegen ein entehrendes Regiesystem in verzweifelter Wildheit,

doch zugleich mit sicherer Berechnung der theatralischen Wirkung. Aber mit noch unsicherer Hand, in seltsamer Mischung von Enthusiasmus und Skeptizismus, wird das politische Idealziel in »Fiesco« gezeichnet.

Stark im Widerstand gegen bedrückenden Despotismus, unsicher in der Gestaltung erstrittener Freiheit zeigt sich damals auch Schillers eigene Lebensführung. Aus der unwürdigen Stellung des Regimentsfeldschers, in die ihn der Eigenwille seines Herzogs gezwungen, entflieht er (1782); aber jahrelang bleibt er ein Flüchtling. Ein Jahr dramaturgischer Tätigkeit in Mannheim erweist nur, daß er weder fähig ist, sich in gegebene Verhältnisse zu fügen, noch sie zu beherrschen. Ruhiges Aushalten findet er erst unter der fürsorgenden Freundschaft Körners in Dresden. Hier gestaltet sich das zweite historische Drama »Don Carlos«, ein Protest gegen kirchlichen und politischen Gewissensdruck, ein Dithyrambus der Gedankenfreiheit. Künstlerisch wollte Schiller hier eine höhere Stufe ersteigen, der Zügellosigkeit des Subjektivismus entsagen. Die Versform der Rede sollte das bezeugen. Aber indem er sich bemühte, den Ausdruck zu formen, ging die innere Form des Dramas ihm verloren; in der Anlage steht »Don Carlos« hinter den Erstlingsdramen zurück. Er fühlte das selbst, und von der eigenen Leistung unbefriedigt, faßt er den Entschluß, der nur einer in sich selbst gefestigten, ihrer selbst bewußten Dichterpersönlichkeit möglich war: der Dichtung für geraume Zeit zu entsagen, die Klarheit und Sicherheit der Weiterkenntnis, Weltbeurteilung und Weltgestaltung in geistigem Ringen zu gewinnen. Die Geschichtsforschung, die Kantische Philosophie, die antike Kunst weisen den Weg nach jenen drei Zielen. Kühn im Bewußtsein des hochgerichteten Willens sucht Schiller zugleich die Gemeinschaft der Besten seiner Zeit, indem er nach Weimar (1787) übersiedelt. Aber

Enttäuschung erfährt er auch hier, und er zieht vor, in Jena als Professor wieder allein seinen Weg zu gehen. Erst hier, in der Arbeit des Berufes, in der beglückenden Ehe, die er mit Lotte von Lengefeld schloß, in der angespannten wissenschaftlichen Arbeit reift sein Inneres zur eigenen freien Geistes schöpfung aus, mit der er die Schule, in die er sich begeben hatte, überwindet. Die strenge Pflichtforderung Kants, das ästhetische Ideal der Antike, den eigenen angeborenen Freiheitsinn verschmilzt er zu einer höheren Einheit, zu dem Ideal der freiwillig dem Sittengesetz sich hingebenden, und dadurch zu innerer Harmonie gelangenden Persönlichkeit. Schweres körperliches Leiden stellt ihm die Aufgabe, diese innere Freiheit vor allen äußeren Bedingungen und Schranken heroisch zu bewahren. Und so gefestigt und geklärt, wird ihm in der Freundschaft Goethes ein neuer Lebenswert geschenkt.

Auch Goethe bedurfte damals eines Freundes. Dem deutschen Publikum entfremdet, ohne Hoffnung einer weitergehenden Wirksamkeit lebte er eingespinnen mit seiner Hausfreundin Christiane Vulpius (erst 1806 mit ihm vermählt) und dem aus Rom herangezogenen bescheidenen »Kunstfreund« Heinrich Meyer. Die Freude kongenialen Verständnisses und Mitarbeitens gewann er erst im Bunde mit Schiller. Kant schlug die Brücke zwischen beiden. Seine Kritik der »Urteilkraft« hatte Goethes wesentliche Bestrebungen ihm selber erhellt, »Kunst und Natur sich wechselweise beleuchten« lassen. Daß die Kunst auf eindringendster Erfassung der Natur beruhe, daß sie aber selbst ein geläutertes, die innere Gesetzmäßigkeit von Hemmungen und Zufälligkeiten des Alltags befreit darstellendes Naturbild erschaffen solle, diese Wahrheiten standen seither Goethe unumstößlich fest, gaben seinem Kunst- und Naturstudium die Richtung. Ausgehend von der Naturgrundlage fand

er sich mit Schiller, der von der Höhe des Ideals ausging, doch im gemeinsamen Ziel zusammen. In den »Horen« und »Propyläen«, im »Musen Almanach« mit seinen die Gegner grausam züchtigenden »Xenien«, in der Theaterleitung wie in Kunstausstellungen kämpften beide gegen rückständige Platitude wie gegen irrlichtelnde Romantik theoretisch und praktisch für ihr Ziel einer nach außen selbständigen, aber durch Achtung vor dem inneren Gesetz gebundenen Poesie und Kunst. Schillers ästhetische Abhandlungen und philosophische Gedichte zeigten den Dichter und Denker, seine Balladen den strengen Künstler und den volkstümlichen Mann in einer Person vereinigt; seine Hauptwirkung aber gelang ihm doch wieder auf dramatischem Gebiet. Die Trilogie des »Wallenstein« (1799) war der Höhepunkt seines Lebenswerkes, zugleich der Markstein deutscher dramatischer Poesie, die hier nach mannigfachen genialen Versuchen einen eigenen, für lange Zeit maßgebenden Stil gewann, indem sie eigentümliche Züge des griechischen und des Shakespeareschen Dramas zur Einheit verschmolz, Verhängnis und Willenstrieb zu tragischer Wirkung verkettete, einheitlichen Stil mit Lebenswirklichkeit zu vereinigen suchte. Mit den beiden effektvollen Bühnenstücken »Maria Stuart« und »Jungfrau von Orleans« befestigte Schiller (seit 1799 in Weimar auch dramaturgisch tätig) seine über alle anderen Dramatiker erhabene Stellung im Urteil des deutschen Publikums. Mit der »Braut von Messina« wollte er, lautem Erfolg entsagend, sich auf das Gebiet einer nur dem Kenner zugänglichen Kunst zurückziehen, vermied aber dabei nicht ganz die Gefahr der Nachahmung der griechischen Tragödie. Mit dem »Wilhelm Tell« endlich, seinem einzigen nicht tragisch endenden Schauspiel, gelang ihm die Vereinigung edelster künstlerischer Durchbildung mit volkstümlicher Empfindungs- und Sin-

nesweise; zugleich gewann er hier für das von jeher ihn beseelende Freiheitsideal die gesunde Verkörperung in der Darstellung ungebrochener und unverfälschter heimatlicher Eigenart und Selbstbestimmung. Trotz übermächtiger körperlicher Leiden vertiefte er sich noch in den großartigen Plan des »Demetrius«. Dem inmitten dieser Arbeit (1805) vorzeitig hinweggeraßten Dichter verdankt Deutschland ein eigenes nationales Drama, das tatsächlich die Herrschaft auf der Bühne gewann; es verdankt ihm eine Lyrik, in der sich die tiefsten Ergebnisse des Denkens mit den Bildern schaffender Phantasie zu künstlerischer Harmonie vereinigen; es verdankt ihm endlich das Beispiel eines Lebens, das, ganz den höchsten Zielen zugewandt, zum Symbol des praktischen Idealismus geworden ist. Goethe hatte in den Jahren des Zusammenwirkens mit Schiller zuerst den langsam gereiften Roman »Wilhelm Meisters Lehrjahre« zum Abschluß gebracht. Hier war die beliebte Form des Erziehungsromans zum reichsten Bilde des den Helden erziehenden Lebens erweitert; gemäß der Individualität der Hauptperson war das Lebensziel schließlich in die praktische Betätigung, nicht in die ästhetische Vollendung ihres Wesens gelegt worden. Mit Balladen und erzählenden Elegien hat Goethe im rein künstlerischen Sinne die lyrisch-epische Dichtung Schillers übertroffen, wenn ihm auch nicht die gleiche Popularität zuteil ward, die bei Schiller zum Teil durch die moralisierende Beimischung verursacht wurde. Dagegen errang er einen Erfolg höchsten Grades mit dem rein epischen Gedicht »Hermann und Dorothea« (1797). Hier wurde homerische Kunst mit deutschem Wesen innig vereinigt, hier wurde erst zur Vollkommenheit gebracht, was seit der »Italienischen Reise« als klassischer, in gesundem Naturboden wurzelnder Kunststiel Goethe vor-schwebte. Hiermit war aber auch der

höhepunkt dieses Strebens erreicht, und da es nicht Goethes Art war, auf einem solchen Punkte zu verweilen, so beginnt jetzt ein Suchen nach neuen Bahnen, das sich zuerst in scheinbarer Zersahrenheit des Strebens äußert. Die nächsten Werke, »Achilleis« und »Die natürliche Tochter«, bleiben unvollendet. Kunst und Naturstudien überwuchern anscheinend die poetische Produktion. Aber im stillen wird zugleich mit mächtigem inneren Ringen am »Faust« geschaffen, einem Werke, das den Forderungen des klassischen Stils sich nicht anpassen läßt. Nachdem dann in »Winkelmann und sein Jahrhundert« (1805) nochmals das hellenische Bekenntnis verkündet worden ist, zeigt »Pandora« die griechische Mythologie in freier, teils romantischer, teils individuell psychologischer Umprägung. Daß Goethe auch von der Romantik, die als Gesamtbewegung ihm abstoßend war, doch einzelnes seiner Natur gemäß aufzunehmen und zu verwerten wußte, bewies der Roman »Die Wahlverwandtschaften«, der als Ganzes freilich ein Musterstück klassischer Formgebung und in der Handlung ein Zeugnis von ganz unromantischem Determinismus ist. Für das durch die Romantik gewonnene Verständnis mittelalterlicher Malerei wurde Goethe durch Sulpiz Boisseree gewonnen, und damit erwachte auch die Erinnerung an Straßburg und Meister Erwin; aber alle Bestrebungen, aus solchen Neigungen eine neue, mittelalterlich gerichtete Kunstdogmatik zu destillieren, wies er aufs schärfste zurück. Im Gegenteil bestärkte ihn die damals erst erschlossene Bekanntschaft mit den antiken Kunstwerken in der Überzeugung vom absoluten Wert der griechischen bildenden Kunst. — Inzwischen hatte den Unermüdblichen eine ganz neue Geisteswelt, die arabisch-persische, angezogen. In der bilderreichen, die Vorstellungen häufenden, über jeden Rahmen hinausquellenden Phantasietätigkeit des Orien-

talen liegt der stärkste Gegensatz zu der plastischen, formgebundenen Phantasie des Hellenen; aber gerade dies fesselte den noch jugendlich rezeptiven Dichter. Wie sehr er sich dieses Stils bemächtigt hatte, bewies der »Westöstliche Diwan« (erschien erst 1819), der durch die dichterische Liebesgemeinschaft mit Marianne Willemer (»Suleika«) seelenvoll durchleuchtet wurde.

Den politischen Umwälzungen der Zeit stand Goethe fern, als es den Zeitgenossen verständlich war, denn er schaute von höherer Warte. Auf die Vergangenheit richtete er den Blick in »Dichtung und Wahrheit« (1812–15), das nicht nur ein höchstes Beispiel der Selbstbiographie wurde, sondern auch ein höchwichtiges Bild der Kultur- und Literaturentwicklung des 18. Jahrhunderts. Andere autobiographische Schriften, besonders die »Italienische Reise«, folgten. Die Zukunft erschaute der Greis in »Wilhelm Meisters Wanderjahren« (1829), die den notwendigen Übergang von der individuellen zur sozialen Kultur in didaktischer Romanform darstellen. Die ganze Fülle der bis ins höchste Alter unermüdblichen Geistesarbeit in Kunst, Wissenschaft, Lebensweisheit, ließen Sprüche in Reimen und Prosa widerstrahlen. Poetisch zusammengefaßt aber wurde der Ertrag des ganzen Lebens im Lebenswerk des »Faust«, das um 1770 in allgemeinen Umrissen entworfen, 1788 in die Form eines festen »Plans« gegossen, erst 1832 vollendet wurde und vollständig erst posthum, — mit dem letzten Bande von »Dichtung und Wahrheit« ans Licht trat. In der Sage des 16. Jahrhunderts erkannte Goethe den kostbaren Rohstoff, aus dem er sein vom Erfahrungsstandpunkt pessimistisches, in idealer Zuversicht aber unerschütterter optimistisches Weltbild künstlerisch formen konnte. In Mephistopheles und Faust legte er die zwei Gegenpole unserer gesamten Weltauffassung fest, um im ein-

zelen stets dem Realisten, dem Idealisten im Gesamtergebnis recht zu geben. In typischen Bildern, die die »kleine« und die »große Welt« wiedergeben, schöpfte er das Menschenschicksal in seiner Totalität. Daß das Ganze schließlich in einen religiösen Ausklang mündete, konnte nur die überraschen, die übersehen hatten, wie schon in den »Wanderjahren« der Ideengehalt des Christentums als tiefste Quelle sittlicher Erziehung verkündet worden war.

Als Goethe den 22. März 1832 die Augen schloß, war das Gefühl allgemein, daß hier ein Menschenleben höchsten Inhalts so rein und sicher, wie es kaum je geschehen, die ihm bestimmte Vollendung gefunden hatte. Was Deutschland auch seinem poetischen Genie, vor allem seiner unvergleichlichen lyrischen Kraft verdankt, — es bleibt noch zurück hinter dem unvergänglichen, welthistorischen Wert eines Lebens, welches dartut, wie die verschiedenartigsten Kräfte unserer überreichen Kultur, die nationalen, die antiken, die christlichen Überlieferungen, die Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst, der Natur- wie der Geisteswissenschaften lebendig zu neuer harmonischer Einheit versöhnt werden können.



Preußen und Deutschland während der französischen Revolution.

Don Paul Baillet.

Die Entwicklung Preußens von einem deutschen Territorialstaat zu einer europäischen Großmacht, wie sie sich im Laufe des 18. Jahrhunderts vollzog, mußte auf die Stellung Preußens zum deutschen Reiche einen tiefwirkenden Einfluß ausüben. Mit den Siegen und Erfolgen König Friedrichs kamen in Preußen nationale Interessen und nationale Empfindungen empor, die mit denen im Reiche

kaum noch sich berührten, keineswegs zusammenfielen. In der preußischen Staatsleitung vollends begann man die Zugehörigkeit Preußens zum Reiche als ein Verhältnis zu betrachten, das nutzbare Rechte gewährte, ohne besondere Pflichten aufzulegen. So erscheint der Gang der preußischen Geschichte im 18. Jahrhundert wie eine fortschreitende Loslösung Preußens vom deutschen Reiche, bis die Stürme der Revolution und der napoleonischen Kriege, die anfangs die auseinander strebenden Elemente wieder zusammenzuführen schienen, das Band zwischen Preußen und Deutschland zerrissen, und der Tilsiter Friede die Trennung völkerrechtlich besiegelte.

Es hat, wie wir sehen werden, an Anstrengungen von preussischer Seite nicht gefehlt, um diesem Entwicklungsgange Einhalt zu gebieten und Preußen mit Deutschland inniger zu verschmelzen. Solche Versuche, so wohlgemeint sie waren, scheiterten hauptsächlich an der Unhaltbarkeit der Stellung Preußens zwischen Deutschland und Europa; erst die zeitweilige Losreißung Preußens führte zu einer Gesundung der gegenseitigen Beziehungen und zu einer der früheren entgegengesetzten Entwicklung, zum Hineinwachsen und endlichen Verschmelzen Preußens mit Deutschland. König Friedrichs des Großen letztes Werk, der deutsche Fürstenbund, hat den Fortgang der Ablösung Preußens von Deutschland nur kurze Zeit unterbrochen. Hervorgegangen ebenso sehr aus den Bedürfnissen der europäischen Stellung Preußens, als nach dem Verlust des russischen Bündnisses eines anderen Allianzsystems bedurfte, wie aus der Notwendigkeit, im deutschen Reiche den imperialistischen Bestrebungen Kaiser Josephs entgegenzutreten, hatte der Fürstenbund an sich einen durchaus defensiven und konservativen Charakter, der ihn, wohin auch die Wünsche einiger

kleinen deutschen Fürsten gehen mochten, zum Ausgangspunkt einer deutschen Reform wenig geeignet machte. Immerhin brauchte er nicht das letzte Wort der damaligen deutschen Politik Preußens zu bleiben. Das Unglück war nun aber, daß unter König Friedrichs Nachfolger Preußens Politik zwischen Deutschland und Europa unschlüssig und haltlos hin und her schwankte. König Friedrich Wilhelm II. selbst, im Gegensatz zu seinem Onkel und Vorgänger herangewachsen, neigte zu einer wirklich deutschen Politik, wie er auch bei den Vorbereitungen zum Fürstenbunde einer der eifrigsten gewesen war. Anders der Minister, dem er die Leitung der preußischen Politik anfangs überließ. Graf Hertberg, bei allem sonstigen Widerspruch hierin ein echter Schüler Friedrichs des Großen, wandte sich geringschätzend weg von den deutschen Angelegenheiten und suchte in der europäischen Politik diplomatische Triumphe, die König Friedrichs Waffenerfolge überstrahlen sollten. Die außergewöhnlich günstige Lage Europas, wie sie sich hauptsächlich durch den Krieg Rußlands und Österreichs mit der Türkei, die Zerrüttung Frankreichs, die Allianz mit England, die Annäherung Schwedens und Polens für Preußen gestaltet hatte, veranlaßte ihn zu einer überaus verwickelten diplomatischen Kombination, bei der Preußen auf Kosten Polens sich vergrößern sollte. Hertberg sprach es einmal im Jahre 1789 geradezu aus, daß für Preußen zurzeit ein überwiegender Einfluß in Polen viel mehr Bedeutung habe als in Deutschland. Hertbergs Pläne scheiterten, und in dem Traum einer großen europäischen Politik mit Türken und Polen wurde der Augenblick für eine kraftvolle deutsche Politik verabsäumt; der Fürstenbund selbst aber verkümmerte und zerfiel endlich völlig, als nach langjähriger Spannung im Februar 1792 Preußen mit Österreich ein Bündnis einging.

Dieses Allianzverhältnis zu Österreich wurde der äußere Anlaß, daß Preußen in den Krieg hineingezogen wurde, den im April 1792 Frankreich dem Könige von Ungarn und Böhmen erklärte. Wenn aber Preußen anfangs nur als Verbündeter Österreichs daran teilnahm, so wurde das anders in dem Maße, wie auch das deutsche Reich von dem Kriege ergriffen wurde. In König Friedrich Wilhelms II. persönlicher Politik bildete die Rücksichtnahme auf das deutsche Reich immer ein bedeutsames Moment. Der Wunsch, die Rechte der durch die revolutionäre Gesetzgebung geschädigten deutschen Fürsten zu verteidigen, der Ehrgeiz, als Vorkämpfer Deutschlands zu glänzen, hat ihn nicht zum wenigsten mit in den Krieg gegen die Revolution hineingetrieben und unter allen Schwierigkeiten drei Feldzüge hindurch darin festgehalten. Inniger als je schien sich dabei Preußen mit Deutschland zu verbinden. Während Österreich gleichsam den Streit um die spanische Erbfolge mit Frankreich fortsetzte und um die Beherrschung der Niederlande und um das Übergewicht in Italien kämpfte, suchten preußische Truppen am Rhein und in der Pfalz für das deutsche Reichsgebiet. Preußens Emporkommen hatte das Reich und Österreich geschwächt; die Pflicht des Reichsschutzes war damit auf Preußen übergegangen, das sich seiner Aufgabe nicht entzog: das preußische Heer wurde zum Reichsheer. Allein nur zu bald stellte sich heraus, daß der preußische Staat in seinen alten innerpolitischen Formen und in seiner alten territorialen Gestaltung dieser neuen Mission noch keineswegs gewachsen war.

Die finanziellen Bedürfnisse zur Kriegsführung konnten schon im Jahre 1793 größtenteils nur mittels einer Anleihe aufgebracht werden. Für 1794 versagte dies Mittel. Wollte man sich nicht zu einem Friedensschluß bequemen, wie das von vielen Seiten in Preußen gefordert,

aber von König Friedrich Wilhelm II. entschieden zurückgewiesen wurde, so mußte auf die Erschließung neuer Hilfsquellen zur Fortführung des Krieges Bedacht genommen werden. Man versuchte, die Reichskreise, deren Schutz gegen eine feindliche Invasion auf den preussischen Truppen beruhte, zu deren Verpflegung heranzuziehen: der Gedanke erwies sich als ebenso unausführbar, wie die Bemühungen um finanzielle Unterstützung durch das Reich und Österreich vergeblich blieben. Es war doch ein innerer Widerspruch gegen Preußens deutsche Politik, wenn man sich in dieser Not entschloß, die Hilfe Englands anzunehmen und das preussische Heer am Rhein mit englischem Gelde zu erhalten (April 1794), ein Widerspruch, der bald zutage trat. Denn England verlangte den Abmarsch der preussischen Truppen nach dem Niederrhein; Preußen durfte wegen seiner Stellung im Reiche den Schutz des Mittelrheines nicht aufgeben. Die ganze Unzulänglichkeit aber der Machtmittel Preußens gegenüber den Aufgaben seiner deutschen und europäischen Politik offenbarte sich, als zu dem Kriege im Westen ein zweiter Krieg im Osten hinzutrat; ein Aufstand in Polen brach aus, der die Aufstellung eines neuen Heeres und die Aufbringung neuer Geldmittel erforderlich machte. Militärisch nicht weniger wie finanziell zeigte sich jetzt die Schwäche des alten Preußens. Nach anfänglichen Erfolgen mußte das preussische Heer die Belagerung Warschaus aufgeben, dem unrühmlichen Rückzug aus Frankreich (1792) einen gleich ruhmlosen Rückzug aus Polen hinzufügend; ein Teil des Heeres wurde von den Polen geschlagen, die Bromberg eroberten, Danzig und Graudenz bedrohten und bis in die Gegend von Frankfurt a. O. Furcht und Schrecken verbreiteten (Oktober 1794). Als dann vollends in denselben Tagen England die Zahlung der Subsidien einstellte, da

die Verwendung des preussischen Heeres am Mittelrhein den englischen Wünschen nicht entsprach, mußte der Versuch einer Kriegsführung nach zwei Fronten hin aufgegeben werden. Aber auf welcher Seite nun Frieden schließen? Die preussischen Minister waren darüber keinen Augenblick im Zweifel. Sie wollten nicht, wie sie sagten, daß die preussische Monarchie dem Reiche geopfert werde, und erklärten dem König am 26. Oktober 1794, daß die »Nation« zwar zur Dämpfung der Unruhen im Osten zur Übernahme außerordentlicher Lasten bereit sei, daß sie aber von dem Kriege mit Frankreich nichts wissen wolle. Der König selbst dachte anders; er sträubte sich entschieden gegen die Preisgebung der deutschen Interessen im Westen. Wenn er nach langem Widerstreben sich zu einer Friedensunterhandlung mit Frankreich bequeme, so geschah das, weil jetzt auch im deutschen Reiche lauter und lauter nach Frieden gerufen und die Vermittlung Preußens dafür in Anspruch genommen wurde. Indem er Frankreich friedensuchend entgegenkam, wollte König Friedrich Wilhelm keineswegs sich vom Reiche trennen, vielmehr ihm im Frieden vorangehen, wie er bisher Deutschlands Vorkämpfer im Kriege gewesen. Ein deutscher, nicht ein preussischer Friede sollte geschlossen werden.

Der Friede, der am 5. April 1795 zwischen Preußen und Frankreich zu Basel unterzeichnet wurde, entsprach in seiner unfertigen Form diesen Gesichtspunkten. Die Entscheidung über das deutsche Land links vom Rheine, auf das Frankreich Anspruch erhob, wurde dem Reichsfrieden vorbehalten; in Preußen schmeichelte man sich mit der Hoffnung, Frankreich zu einem Verzicht auf seine Forderung bestimmen zu können. Ganz ebenso provisorisch war die Festsetzung einer Demarkationslinie, durch die Preußen einen erheblichen Teil des deutschen Reiches den Schrecken des Krieges ent-

zog. Der König hoffte durch den eigenen Frieden den Anstoß zu einer Reichsfriedensverhandlung zu geben und dabei als friedestiftender Reichsstand eine ruhmvolle und entscheidende Rolle zu spielen. Allein abermals zeigte sich die innere Schwäche der Stellung Preußens in Deutschland wie in Europa. Weder ließ sich Frankreich zur Rückgabe der linksrheinischen deutschen Lande bewegen, noch gelang es, die Führung und Leitung der deutschen Politik gegenüber Frankreich nach Berlin zu ziehen. Ein Reichskonkklusum vom 3. Juli 1795 übertrug vielmehr dem Kaiser die Einleitung der Verhandlungen mit Frankreich, während der König von Preußen nur um seine »beihilfliche Verwendung« gebeten wurde. Statt der Anknüpfung von Friedensverhandlungen aber brach im Herbst 1795 der Krieg zwischen Frankreich und Österreich mit neuer Heftigkeit aus, ohne daß von irgendeinem der kriegsführenden Teile die preußische Demarkationslinie geachtet wurde.

Die deutsche Reichspolitik Preußens, das eigenste Werk König Friedrich Wilhelms II., war im Herbst 1795 gescheitert: ein neues politisches System wurde notwendig. Die vorläufige Abmachung von Basel mußte durch einen festeren preußisch-französischen Vertrag ersetzt, die Demarkationslinie, deren Umfang aus Rücksicht auf die Reichsstände zu weit gegriffen war, mußte so gezogen werden, daß ihre Aufrechthaltung für Preußen möglich wurde. Das Reich, unter dem Einfluß von Österreich, hatte sich geweigert, Preußen auf dem eingeschlagenen Friedenswege zu folgen; die Verteidigung der deutschen Interessen in Gemeinschaft mit dem Reich, die man auch in Basel immer im Auge behalten, war damit unmöglich geworden: die deutschen Gesichtspunkte mußten fortan vor den preußischen zurücktreten.

Diese neue Richtung der preußischen Politik findet ihren Ausdruck in dem

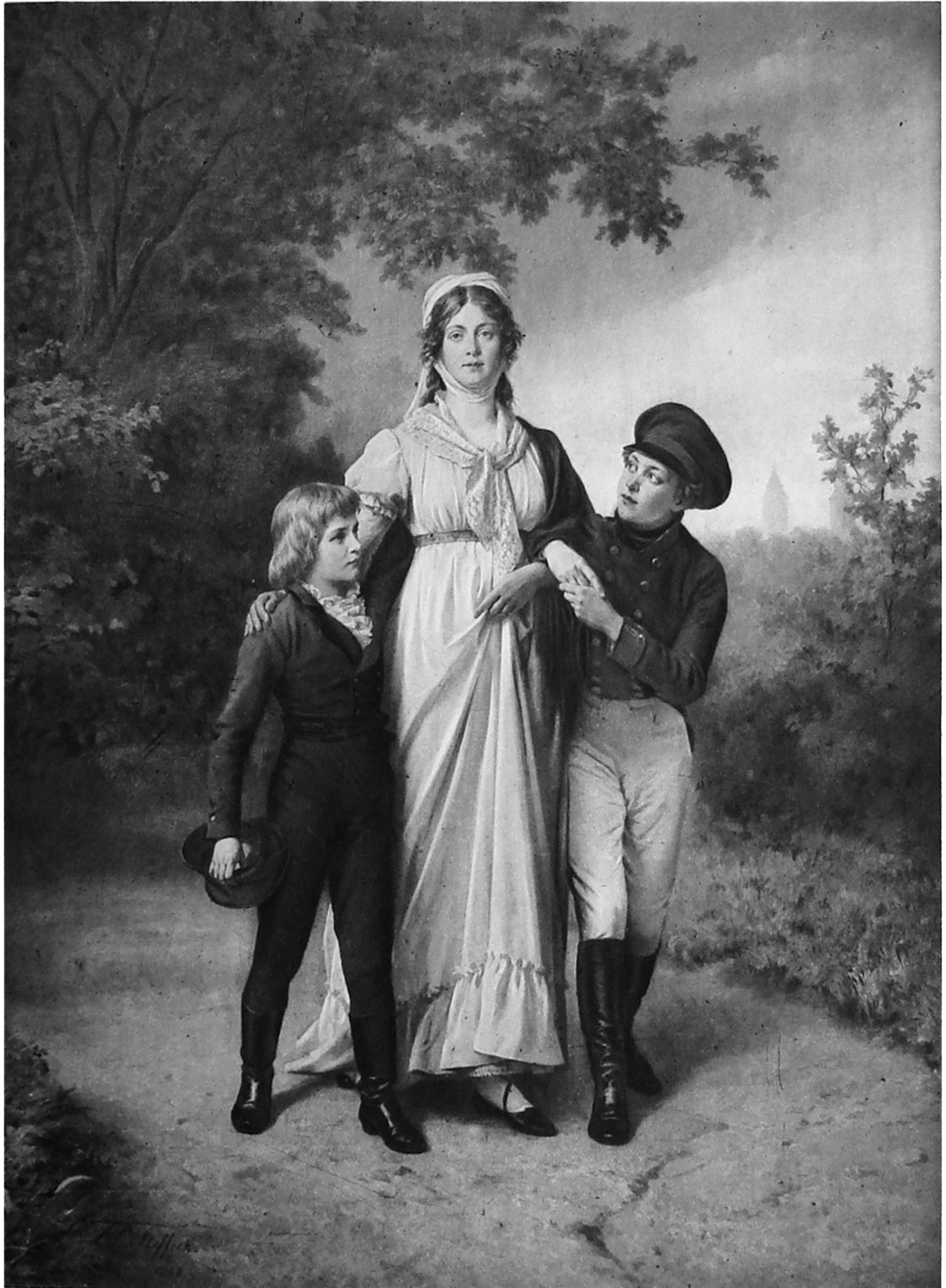
Vertrage, der am 5. August 1796 zwischen dem leitenden preußischen Minister Graf Haugwitz und dem französischen Gesandten in Berlin, Caillard, unterzeichnet wurde. Zu schwach, das deutsche Reich in seinem ganzen Umfange zu verteidigen, verzichtete Preußen darin auf allen Widerstand gegen die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, wofür es eintretendenfalls Entschädigungen in Münster und Recklinghausen erhalten sollte; Frankreich seinerseits anerkannte dafür die Unverletzlichkeit der norddeutschen Neutralität, zu deren wirksamer Verteidigung Preußen mit den norddeutschen Ständen in Hildesheim noch besondere militärische und finanzielle Abmachungen traf.

Der Berliner Vertrag von 1796, zusammen mit den Hildesheimer Verabredungen, bildet ein bedeutungsvolles Moment in der Entwicklung der Beziehungen Preußens zu Deutschland. In der klaren Erkenntnis, daß die Sicherheit Preußens selbst den Schutz Norddeutschlands vor der Überflutung durch französische Heere erfordere, hat die preußische Politik die norddeutsche Neutralität den norddeutschen Ständen selbst und zugleich den kriegführenden Mächten aufgezwungen. Sie schuf damit an der stürmischen Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in Norddeutschland ein Eiland des Friedens, auf dem Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe sich zu ungewöhnlicher Blüte entfalten konnten. Ein norddeutsches Gemeinwesen unter preußischer Hegemonie schien sich konsolidieren zu sollen. Ob diese Stellung Preußens Bestand haben werde, hing freilich davon ab, wo Preußen für die Verluste am linken Rheinufer, das im Lüneviller Frieden 1801 endgültig an Frankreich abgetreten wurde, seine territoriale Entschädigung finden werde.

Die Bedeutung der Lage wurde in Berlin keineswegs verkannt. Man wünschte als preußische Entschädigung die fränkischen Bistümer Bamberg und Würzburg, einige

**Die Königin wandelt in Begleitung ihrer beiden
ältesten Söhne im Schloßpark zu Luffenwahl.
Zu ihrer Linken der Kronprinz (nachmals König
Friedrich Wilhelm IV.), zu ihrer Rechten Prinz
Wilhelm (nachmals Kaiser Wilhelm I.).** □





reichsunmittelbare Städte in Franken, Hildesheim, Osnabrück und das Eichsfeld mit Erfurt. Gelangen diese Erwerbungen, so würde Preußen eine maßgebende Stellung in Süddeutschland, eine völlig beherrschende in Norddeutschland erlangt haben. Sachsen, Hessen und Hannover wären dadurch, wie Graf Haugwitz richtig erkannte, geographisch und deshalb auch politisch von Preußen ebenso abhängig geworden, wie Braunschweig und Mecklenburg es bereits waren. Darüber hinaus dachte man überhaupt an eine umfassende territoriale Umwandlung Deutschlands durch allgemeine Säkularisationen, um das Reich militärisch leistungsfähiger und namentlich gegen Westen hin widerstandsfähiger zu machen. Großgedachte Entwürfe, zu deren Durchführung freilich weder die Mittel Preußens, wie es damals war, noch die Entschlußkraft seiner leitenden Männer ausreichten. Als die preussischen Pläne auf Widerspruch stießen, ließ man sie ohne viel Umstände fallen, und begnügte sich nach mannigfachen Schwankungen schließlich mit Paderborn, Hildesheim, Eichsfeld, Erfurt, einem Teil von Münster und einigen Reichsstädten und Äbteien (Mai 1802).

Territorial waren die Entschädigungen für die Verluste am linken Rheinufer überreichlich bemessen; politisch war der Vertrag eine Niederlage. Nicht die Erfordernisse der deutschen Politik Preußens, sondern die Wünsche Frankreichs und Rußlands entschieden über die Entschädigung Preußens, wie über die territoriale Gestaltung Deutschlands im Reichsdeputationschluß (1803). Zugleich erloschen durch die Verträge von 1802 und 1803 die Abmachungen über die Demarkationslinie wie die Verabredungen von Hildesheim, die nach einem Worte von Haugwitz der feste Grundstein für den Bau der preussischen Herrschaft in Norddeutschland hatten werden sollen. Preußens Verbindung mit dem deutschen

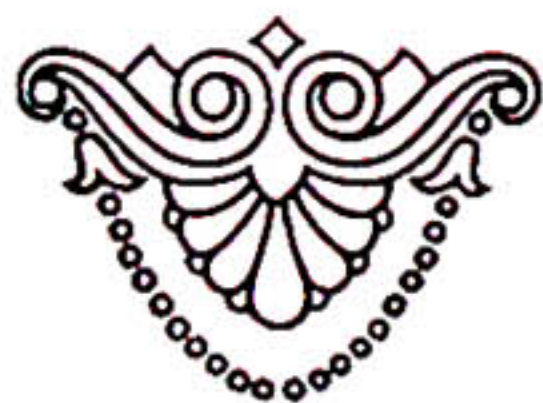
Reiche löste sich mehr und mehr, ohne daß seine Stellung in Norddeutschland gefestigter geworden wäre.

Die Schwächung Preußens durch die Neugestaltung der deutschen und europäischen Angelegenheiten zeigte sich gleich im Jahre 1803, als der Krieg Frankreichs mit England von neuem ausbrach und die Truppen der französischen Republik widerstandslos Hannover besetzten und damit die Grundlage der bisherigen preussischen Politik: die Neutralität Norddeutschlands, zertrümmerten. Es war das verhängnisvollste Ereignis, das Preußen treffen konnte, der Quell aller Verwicklungen der nächsten Jahre. Mag dabei auch Friedrich Wilhelms II. Nachfolger, König Friedrich Wilhelm III., wegen der unterlassenen Besetzung Hannovers ein großes Stück Verantwortlichkeit tragen, so liegt ein Hauptgrund für diese unglückliche Wendung doch ebenso in der Unsicherheit der Stellung Preußens, von dem die norddeutschen Stände Schutz erwarteten, während sie zugleich die Erstarkung Preußens möglichst zu hindern suchten.

Zunächst versuchte Preußen, trotz der Anwesenheit französischer Truppen in Hannover, die Selbständigkeit der noch unabhängigen Stände Norddeutschlands sicher zu stellen. Man erließ eine Erklärung an Frankreich, daß man den durch die Besetzung Hannovers geschaffenen Zustand anerkenne, in der Voraussetzung, daß Frankreich seine Truppen dort nicht vermehre und die norddeutschen Stände nicht weiter belästige (1804). Allein der Fortgang der Dinge, die Vorfälle bei dem Kriege von 1805 bewiesen, daß die Herrschaft Frankreichs in Hannover und die Selbständigkeit Preußens in Norddeutschland nicht nebeneinander bestehen konnten. Es schien anfangs zu glücken, durch Verträge zunächst mit der antifranzösischen Koalition (1805), dann mit Frankreich selbst (1806) die Franzosen von Nord-

deutschland auszuschließen und damit die Rückkehr zu dem System von 1796 zu ermöglichen. Hannover wurde an Preußen überlassen und die Gründung eines norddeutschen Bundes angebahnt. Aber in den Schwierigkeiten, auf die man hierbei stieß, zeigte sich, wie sehr seit zehn Jahren Preußen militärisch und politisch zurückgewichen, Frankreichs Übermacht an den preußischen Grenzen aggressiv angewachsen war. Was man durch Verträge vergebens angestrebt hatte, die Sicherung Norddeutschlands entsprechend dem Zustande von 1796, das suchte man nun im August 1806 durch eine große militärische Demonstration zu erreichen. Darüber kam es zum Kriege, in dem das preußische Heer besiegt und auch Norddeutschland der französischen Herrschaft unterworfen wurde. Und nun vollendet sich die seit Jahrzehnten unaufhaltsam fortschreitende Entwicklung: im Tilsiter Frieden (1807) mußte Preußen aus Deutschland scheiden.

Eben im Augenblick aber der äußeren Trennung begann mit voller Kraft der Prozeß der inneren Verschmelzung des Preußentums mit dem deutschen Geiste, begann das Hineinwachsen Preußens in Deutschland, das mit und in den Freiheitskriegen sich vollendete. Das Ergebnis aber der Freiheitskriege, die Wiener Verträge, gewährten Preußen eine Machtposition, in der es zugleich seinen Pflichten zur Verteidigung Deutschlands und den Erfordernissen seiner europäischen Politik genügen konnte.



Königin Luise.

Don Paul Ballieu.

Es wäre sehr schwer zu sagen, welchem deutschen Stamme Königin Luise von Preußen entsprossen ist. Der Vater war, wie bekannt, ein mecklenburgischer Prinz, die Mutter eine hessische Prinzessin, die Großmutter eine Pfälzerin. So mischt sich in Luises Adern oberdeutsches und niederdeutsches Blut, wie sich in ihrem Wesen oberdeutsche und niederdeutsche Art verschmelzen. In Hannover ist Luise 1776 geboren; aber die entscheidenden Jugendjahre verlebte sie bei der Großmutter in Darmstadt: zwischen Rhein und Main, auf rheinischer Erde und unter rheinischer Sonne ist sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Ohne Mutter, die sie früh verloren hatte, fast ohne Vater, der sie nur zuweilen in Darmstadt besuchte, schloß sie sich um so inniger mit den Geschwistern zusammen, zwei Brüdern und drei Schwestern, die in Luise ihren »Engel« verehrten. Die kleinbürgerliche Erziehung in den engen Wänden des großmütterlichen Hauses in Darmstadt gab ihr wenig Kenntnisse; weder deutsch noch französisch hat sie je richtig schreiben gelernt. Um so freier und schöner entfalteten sich in der zarten und doch überaus lebhaften Prinzessin ihre angeborenen Eigenschaften: Tiefe des Gemüts und reiner, edler Sinn; eine warmherzige Frohnatur, aber bei sprudelndem Übermut doch voll inneren Ernstes. Etwas mehr Anregungen und Eindrücke als das stille Darmstadt brachten gelegentliche Reisen nach Straßburg, nach den Niederlanden und besonders nach Frankfurt a. M., wo sie in Goethes Mutter eine verwandte Natur fand und im Haus am Hirschgraben zwanglos traulich verkehrte. Dort in Frankfurt war es auch, wo ihre Schicksalsstunde kam. Eigentlich ist es doch die französische Revolution gewesen, die Luises Lebensweg damals

wie später bestimmte. Bei dem Einbruch Custines in die Rheinlande war im Herbst 1792 die Großmutter mit den Enkelkindern nach Hildburghausen geflüchtet, wo Luises älteste Schwester Charlotte — Jean Pauls Gönnerin — als Herzogin residierte. Im März 1793, als der Rhein wieder von den Franzosen gesäubert war, konnten sie die Rückreise antreten und trafen dabei in Frankfurt a. M. — nicht ganz zufällig — mit dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., und dessen beiden Söhnen, dem Kronprinzen und Prinz Louis, zusammen. Es darf hier wohl an die Worte erinnert werden, mit denen der König selbst damals die Begegnung mit Luise und deren jüngerer Schwester Friederike geschildert hat: »Wie ich die beiden Engel zum erstenmal sah, so war ich so frappiert von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war, als die Großmutter sie mir präsentierte. Ich wünschte sehr, daß meine Söhne sie sehen möchten und sich in sie verlieben. Den anderen Tag ließen sie sich auf einem Ball präsentieren und waren ganz von ihnen entzückt. Die beiden Engel sind, soviel ich sehen kann, so gut als schön.« Auch der Kronprinz suchte die Bekanntschaft der Prinzessinnen, von deren Schönheit er gehört hatte; sie gefielen ihm nach ihrem Aussehen und nach ihrem Wesen ungemein. Wie ihn der König dann aufforderte, eine von ihnen als Braut zu wählen, entschied er sich nach kurzem Schwanken für Luise, die ihm am 19. März 1793 im historischen »Weißen Schwan« Frankfurts ihr Jawort gab. So schloß sich in der alten Kaiserstadt der Bund, aus dem wenige Jahre später der erste Kaiser des geeinten Deutschland hervorgehen sollte. Es war nicht der Frühlingssturm einer jäh aufflammenden Leidenschaft, der Friedrich Wilhelm und Luise zusammenführte. Der Kronprinz war nicht gefühllos gegen den frischen Reiz dieser jungen Mädchenblüte; aber was ihn gerade für

sie entschied und was ihn dauernd an sie fesselte, war der unter lebenswürdiger Fröhlichkeit unverkennbare Ernst ihres Wesens, ihre Innerlichkeit. Ebenso waren es gerade die besten Wesenszüge Friedrich Wilhelms, die die Prinzessin bestimmten, seine Werbung anzunehmen. In dem steifen und schüchternen Offizier erkannte weiblicher Scharfblick den Mann, dessen ganzes Wesen Schlichtheit, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit atmete, den Mann, an den ihre eigene schlanke Schmiegsamkeit vertrauensvoll sich anlehnen konnte. Freilich, mit dem rascheren Pulschlag der allmählich erwachenden Liebesempfindungen des Kronprinzen hielt Luises Neigung kaum gleichen Schritt. Sie war glücklich als Braut, aber ihr Glücksgefühl hatte seinen Quell doch weniger in der Kraft ihrer Liebe, als in der festen Zuversicht auf die ein stilles Zukunftsglück verbürgende schlichte Treue des Kronprinzen. So war es in den ersten Frühlingstagen der Brautzeit, so als sie zu Winters Anfang zur Vermählung nach Berlin aufbrach. »Ich verspreche mir kein romanhaftes Glück,« schrieb sie damals dem Verlobten, »aber sicher werden wir so glücklich werden, als zwei Gatten, die sich lieben, werden können. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie liebe und verehere, daß ich Alles in der Welt tun werde, Ihnen zu gefallen und Sie glücklich zu machen. Seien Sie mein Beistand und mein Freund und mein Rat.«

Nur wenige Wochen nach der Vermählung, die Weihnachten 1793 in Berlin vollzogen wurde, kam schon für Friedrich Wilhelm und Luise die Krisis, die wohl keiner jungen Ehe ganz erspart bleibt. Nicht ohne Scheu war Luise in die fremde Berliner Welt eingetreten; die Aufnahme, die sie am Hofe und in der Gesellschaft fand, war so freundlich, daß sie ihr anfängliches Bangen rasch überwand und die fröhliche Ungezwungenheit des Darmstädter Lebens in Berlin fortsetzen

zu können meinte. Sie entzog sich den lästigen Fesseln höfischer Etikette, auch wo sie sie hätte achten sollen; sie gab sich leidenschaftlich und übermäßig dem Vergnügen des Tanzes hin, auch als beginnende Mutterhoffnungen ihr Vorsicht geboten. König Friedrich Wilhelm II. selbst, so sehr er der schönen Schwiegertochter gewogen blieb, glaubte doch einschreiten zu müssen: es kam zu Szenen und zu häufigen Tränen. Aber eben in diesen ernsten und schweren Tagen, in denen alle Welt mit Luise sich unzufrieden zeigte, bewies der Kronprinz, wie fest Luise ihm vertrauen konnte: nicht einen Augenblick ließ er sein junges Glück von den Schatten des Mißtrauens oder nur des Zweifels verdunkeln; er entschuldigte Luises Unbesonnenheiten mit ihrer jugendlichen Unerfahrenheit, und vor allem: er entzog sie dem Wirbel des Berliner Lebens und siedelte mit ihr nach dem stillen Potsdam über, wo das junge Paar in Sanssouci im Leben miteinander und füreinander bald ein echtes häusliches Glück fand.

Die Krisis war glücklich überwunden und hat sich nie wiederholt. Das ist, mochte Luise auch anfangs gefehlt haben, schließlich doch das Werk ihres festen und reinen Willens. Ohne etwas von ihrer rheinischen Frohnatur einzubüßen, lernte sie sich in den Charakter Friedrich Wilhelms einleben und den nicht immer bequemen Eigenheiten seines äußeren Verhaltens nachgebend, das Innere seines Wesens erfassen, das in Herzensgüte und Frömmigkeit mit ihrem eigenen Wesen im Einklang war. Ihren Geschmack verleugnen, nur ihren Pflichten leben, in dem Glück des Gatten, dem sie alles war, das eigene Glück finden, das hielt sie als das Gesetz ihres Lebens. Und so wuchs aus den Tiefen ihres reinen Herzens die Gattenliebe empor, bis der nicht ohne Kampf und nicht ohne Opfer errungene Einklang von Pflicht und Liebe die Grundlage ihres Lebens und Glückes wurde.

Nicht ohne Kampf — auch später hat sie noch manche Träne still vergossen — und nicht ohne Opfer. In Luises reichbegabtem Wesen lebte eine heiße Sehnsucht nach freierer und höherer Geistesbildung: kam sie doch aus Darmstadt, das einst Weimars Vorgängerin gewesen war. Diese emporstrebende Welt von Gedanken und Empfindungen fand bei Friedrich Wilhelm kein Verständnis, keine Förderung. Es war vergeblich, daß Luise seine Teilnahme für neue literarische Erscheinungen, etwa für eine Erzählung von Jean Paul zu wecken suchte; er liebte das nicht, auch nicht für seine Gemahlin, die ein geistiges Sonderleben nicht führen durfte. Sie sollte ihm allein und immer angehören, mit jeder Stunde ihres Lebens wie mit jeder Faser ihres Herzens.

Es bedeutete keine Wandlung in Luises Innenleben, als mit dem Tode Friedrich Wilhelms II. am 16. November 1797 das junge Paar den preussischen Thron bestieg; ihre Wirkung auf die Umwelt aber wurde anders: größer, bedeutsamer und folgenreicher. Seit einem Jahrhundert kannte das Preussenvolk nicht mehr die Traulichkeit des Familienlebens in seinem Herrscherhause. Jetzt entfaltete sich, vor der Öffentlichkeit nicht abgeschlossen, das Bild eines innigen Familienlebens, König und Königin umgeben von einem Kranz blühender Kinder, im Winter in Berlin oder Potsdam, im Sommer in Charlottenburg, in Pareß, auf der Pfaueninsel, wo um die blauen Havelseen ewig das Andenken an Königin Luise schweben wird. Seit einem Jahrhunderte hatte man keinen preussischen König mit seiner Gemahlin zusammen reisen sehen: jetzt wußte man bald allenthalben, von Memel bis Darmstadt, in Preußen wie im Reiche, von der bezaubernden Schönheit und der huldvollen Lebenswürdigkeit der jungen Preussenkönigin zu sagen und zu rühmen; und nach London und Paris schrieben die jungen Gesandtschaftssekretäre in Berlin schwärmerisch von

dem »sonnigen Lächeln« der Königin und wie man werbe um einen Blick ihrer hell lachenden Augen. In den von der harten Hand der großen Könige des 18. Jahrhunderts geformten Staat, in das kalte, graue Preußen, strömte von Königin Luise eine Flut von Licht und Liebe: sonnig, wärmend, belebend.

Beidem selbstgenügsamen Stilleben dieser Jahre, das auch durch die großen Kriege der Jahre 1799 und 1800 und durch den Einmarsch der Franzosen in Hannover 1803 nur oberflächlich berührt wurde, hatte Königin Luise ein Erlebnis von nachwirkender Bedeutung: die preußisch-russische Zusammenkunft in Memel (im Juni 1802), bei der Luise den »einzigen Alexander« kennen und verehren lernte. Des Kaisers Lippen flossen über von Menschenliebe und Völkerbeglückung — war es ein Wunder, daß die schlichten Herzen des preußischen Königspaares solchem Zauber erlagen! Für Luise insbesondere brachte Alexander etwas von jener gefühlseligen Schwärmerei, die sie an der Seite ihres Gatten entbehren mußte und doch nie ganz entbehren lernte.

Alexanders Persönlichkeit wirkte auch mit zu dem Umschwung, der einige Jahre später in der politischen Haltung der Königin eintrat. Zufrieden in dem Genuß ihrer glücklichen Häuslichkeit, hatte Luise wie der preußische Staat den Welthändeln gegenüber bisher sich neutral verhalten; erst im Herbst 1805, als Preußen durch die napoleonischen Übergriffe sich auf die russische Seite gedrängt sah, und Alexander selbst in Berlin zum Kampfe gegen Frankreich aufrief, hat auch die Königin Partei ergriffen und die Teilnahme Preußens am Kriege entschlossen und nachdrücklich vertreten. Ihre Abneigung gegen Frankreich und Napoleon entsprang nicht so sehr einer politischen Überzeugung, als einem sittlichen Widerwillen gegen das napoleonische Eroberungssystem, das mit den rohesten Macht-

mitteln das deutsche Volk erdrückte und zerstückelte. Diese Abneigung war mehr ethisch als politisch und berührte sich eben hierdurch mit den Instinkten des preußischen und deutschen Volkes, dessen antinapoleonische Bestrebungen und Leidenschaften, auf denen doch die deutsche Zukunft beruhte, in der Königin ihre vollste Verkörperung zu finden schienen. Die Schwankungen der preußischen Politik, die nach kurzem Anschluß an Rußland wieder mit Frankreich sich verständigte, eine freiwillige Abtretung preußischen Gebietes, die davon die Folge war, haben Königin Luise mit tiefstem Schmerze erfüllt; an dem gegen die militärische Machtstellung Frankreichs in Deutschland gerichteten Mobilisierungsbeschluß, der zum Kriege von 1806 und 1807 führte, hat sie keinen Anteil gehabt, obgleich sie diese Wendung der preußischen Politik und deren Motive ausdrücklich gebilligt hat. Das vernichtende Unglück, das dann mit so unerwartet raschen Schlägen über Preußen hereinbrach, hat die Königin um so schwerer getroffen, je weniger ihr reiner Sinn es verdient zu haben sich bewußt war; aber es hat ihren weichen Charakter gestählt und die, wie so viele schöne Eigenschaften, in ihr schlummernde Tugend heldenmütiger Standhaftigkeit zur Entfaltung gebracht. Aus dem reinen Born ihrer religiösen Empfindungen, die ihr nicht gestatteten, an den dauernden Sieg des Unrechts zu glauben, schöpfte sie die Zuversicht, mit der sie auch die zagenden Gemüter ihrer Umgebung, namentlich des Königs, zu beleben und aufrecht zu erhalten wußte. Sie war die entschlossenste Gegnerin aller Sonderverhandlungen mit Frankreich, die nur Unehre über Preußen bringen würden; Preußen müsse durch Ausharren sich über sein Unglück erheben und sich einer besseren Zukunft würdig zeigen. Auch als mit der Niederlage bei Friedland und dem Abfall Kaiser Alexanders, den sie nie ganz verschmerzt hat, ihre

letzten Hoffnungen zusammenbrachen, bewahrte Luise den inneren Frieden und jene heitere, gottergebene Ruhe des Gemütes, denen sie in den berühmten Briefen jener Tage einen so ergreifenden Ausdruck gegeben hat. Wohl litt ihr reizbarer Preußenstolz unsäglich bei den Nachrichten von den Zusammenkünften in Tilsit, bei denen ihr Gemahl die Rolle des lästigen und unglücklichen Besiegten spielte; wohl erschrak sie selbst bei dem Gedanken an jede Berührung mit dem »Quell alles Bösen«, die ihr mehr als eine bloße Demütigung, die ihr als eine Entwürdigung und Entsittlichung erschien. Aber als man dann doch ihre Anwesenheit in Tilsit verlangte, um den oft erprobten Zauber ihrer Persönlichkeit auf Napoleon wirken zu lassen, gehorchte sie: sie fühlte sich im Dienste des Königs und des Vaterlandes, und so ging sie dahin, »wo sie nicht einmal begraben sein mochte«: nach Tilsit, zu Napoleon. Politisch, wie bekannt, blieb die Unterredung ergebnislos; für Luise aber bedeutete sie unendlich viel. Nie erschien sie herrlicher als in diesen Tagen, wo ihre weibliche Schönheit durch das erhebende Bewußtsein ihres patriotischen Opfermutes verklärt wurde; aber diese äußere Vollendung, die damals viel bemerkt wurde, war zugleich der Ausdruck einer inneren Wandlung, die, in den Wechselfällen des Krieges vorbereitet, jetzt sich vollzog. Wer so wie sie auf den Höhen glücklichster Hoffnung und durch die Tiefen der Verzweiflung gewandelt, wer die Augen einer Welt auf sich gerichtet gesehen, konnte nicht mehr hinabsinken in die Alltäglichkeit häuslicher Selbstgenügsamkeit. Das Opfer, das die Königin gebracht und dessen Schwere sie voll empfand, erhob sie über sich selbst und gab ihrem Wesen tieferen Gehalt, höheren Schwung und eine unvergängliche Weihe.

Königin Luise hatte in Tilsit ihren Feind in seiner furchtbaren Macht gesehen; sie

hatte gleichsam die Hand des Schicksals über sich gefühlt, und eine gewisse Resignation, zuweilen selbst verzweifelnde Hoffnungslosigkeit, drängte sich fortan in ihr Gefühlsleben. Aber sie hatte doch zugleich gerade in Tilsit die sittliche Überlegenheit ihrer eigenen Welt über die Welt Napoleons tief empfunden, und dieses Bewußtsein gab ihr den Mut und die Kraft, an dem Wiederaufbau Preußens tapfer selbst mit Hand anzulegen. So schuf sie erst den Boden für die Möglichkeit einer großen Reformzeit, indem sie den König, der in seinem Trübsinn am liebsten die Krone niedergelegt hätte, stärkte und aufrichtete und mit dem Freiherrn von Stein ausöhnte. Die Bestrebungen für sittliche und religiöse Erneuerung des deutschen Volkes, die Anstrengungen für Erweckung und Stärkung vaterländischer Gesinnung, ganz besonders die Bemühungen für Schulreformen im Geiste Pestalozzis, fanden bei ihr lebhafteste Teilnahme und eifrige Förderung. Luise erscheint als der ideale Mittelpunkt der patriotischen Bestrebungen jener Tage. Freilich, sie hat — wie schon 1806 — nicht allen Erwartungen der großen Reformer Preußens entsprochen, sie war eben doch die Gattin Friedrich Wilhelms, von dessen Seite sie sich nicht lösen konnte, als in der Krisis vom Spätsommer 1808 die Wege der Patrioten und des Königs sich zu trennen schienen. Auch für sich hat sie damals gearbeitet, mit ernstem Eifer die Lücken ihres Wissens auszufüllen gesucht, historische Werke und die Dichtungen der Großen von Weimar gelesen. Sie überließ sich dabei gern der Führung ihrer nächsten Freundin, Frau von Berg, die in und durch Königin Luise eine Verschmelzung des alten Preußentums mit der neuen deutschen Bildung anstrebte. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Memel und Königsberg, den Luise immer als eine Verbannung empfunden hat, konnte das preußische Königspaar im

Dezember 1809 nach Berlin zurückkehren, umdrängt von den jubelnden Volksmassen, deren Verehrung sich nie rührender erwiesen hatte. Nicht lange sollte sie sich daran erfreuen. Man hatte seit Tilsit nie aufgehört unter dem lastenden Druck der französischen Fremdherrschaft zu leiden; jetzt schien ein neuer Schlag von vernichtender Wucht den Staat treffen zu sollen. Napoleon, dem Preußen die rückständigen Kontributionen zu zahlen außerstande war, verlangte im Frühjahr 1810 statt des Geldes Abtretung von Schlessien, wenigstens zum großen Teile, und das preussische Ministerium in seiner Hilflosigkeit war bereit, hierauf einzugehen. Da ist die Königin dazwischengetreten. Unter ihrer Führung, die der König ruhig gewähren ließ, vollzog sich eine politische Aktion zu dem Zwecke, jede weitere Landabtretung zu verweigern und den 1807 auf Napoleons Geheiß entlassenen Hardenberg zurückzurufen. Luise selbst setzte sich dabei noch ein höheres, idealeres Ziel: sie wollte die Herstellung einer Einheit zwischen König und „Nation“, wie sie das damals in Niederschriften ausgesprochen hat, die schon vom Hauch der Freiheitskriege erfüllt und belebt sind. Die Königin siegte: es glückte, Hardenberg wieder an die Spitze der Geschäfte zu stellen, und von einer Landabtretung war bald nicht mehr die Rede.

Kräftiger und erfolgreicher hat nie eine preussische Königin in die Politik ihres Landes eingegriffen als damals Luise: es war ihre größte und schönste Tat, es war — leider — auch ihre letzte. Nur wenige Wochen nach Hardenbergs Ernennung zum Staatskanzler, im Juni 1810, trat Königin Luise jene Reise zu ihrem Vater nach Neustrelitz und Hohenzieritz an, von der sie nicht mehr lebend zurückgekehrt ist.



Die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt.

Von Rudolf von Caemmerer.

In den letzten Septembertagen des Jahres 1806 ging der Aufmarsch des preussisch-sächsischen Heeres seiner Vollendung entgegen. Von der unteren Werra durch Thüringen hindurch bis zur Elster und Mulde standen im ganzen 127 000 Mann mit ungefähr 500 Geschützen (einschließlich der Bataillonskanonen). Diese Gesamtmasse zerfiel in zwei Armeen und ein selbständiges Korps. Die preussische Hauptarmee unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig bestand aus 6 Divisionen, jede Division zu 8—12 Bataillonen, 10—20 Eskadrons und 2—4 Batterien. Daneben befehligte Fürst Hohenlohe eine aus Preußen und Sachsen gemischte Armee des linken Flügels von 5 Divisionen. Das rechte Flügelkorps des Generals von Rüchel hatte die Stärke von 3 Divisionen. Es sollte eigentlich den Kern einer preussisch-hessischen Armee bilden, der Kurfürst von Hessen aber hatte den Anschluß verweigert. Im Anmarsch zum Heer befand sich ferner noch ein Reservekorps von 16 000 Mann unter dem Herzog Eugen von Württemberg, welches Ende September die Gegend von Berlin erreichte. Fern im Osten der preussischen Monarchie aber verblieben weitere 30 000 Mann Feldtruppen, auf deren Heranziehung man der Entfernung wegen verzichtete.

Die Gesamtleitung war dem Herzog von Braunschweig übertragen. Wie wenig Vertrauen dieser Fürst zu seiner Aufgabe hatte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er für sein eigenes Land neutral geblieben war und seine braunschweigischen Truppen in der Heimat belassen hatte. Er benutzte daher die Anwesenheit des Königs von Preußen im Hauptquartier, um sich bei allen Entscheidungen hinter den Monarchen zu-

rückzuziehen, der seinerseits die schwere Verantwortung nur ungern übernahm. Da nun hohenlohe, von seinem ehrgeizigen Generalstabschef Massenbach getrieben, unausgesetzt über seine Befugnisse hinausstrebt, so waren Reibungen, Mißverständnisse und schwere Fehler nicht zu vermeiden.

Die ersten militärischen Erwägungen waren auf einen Einfall in das süddeutsche Gebiet gerichtet gewesen, welches Napoleons »Große Armee« noch von 1805 her besetzt hielt. Man hoffte Teilerfolge erzielen zu können, ehe der Feind völlig versammelt wäre. Der Vormarsch kam nicht zur Ausführung, weil die Diplomatie sich mit der für uns völlig unbegreiflichen Hoffnung trug, daß Napoleon den Kampf mit Preußen vermeiden und eine letzte Vorstellung mit der Erfüllung der preussischen Forderungen beantworten werde.

Über die Frage der etwa nötig werden- den Verteidigung auf eigenem Boden gingen die Ansichten weit auseinander. Brach Napoleon aus der Mitte seiner Gesamtaufstellung heraus über den Thüringer Wald vor, dann konnte man ihm entweder in den Ebenen Thüringens zur Schlacht entgegengehen oder in einer vielgerühmten Stellung, auf dem langgestreckten Ettersberge bei Weimar, seinen Angriff annehmen. Auch wenn er von Mainz her über Eisenach kam, war man in Thüringen am richtigen Platze. Versammelte sich der Kaiser aber nach seinem rechten Flügel hin, um durch die Senke zwischen dem eigentlichen Thüringer Wald und dem Fichtelgebirge hindurch die Richtung auf Leipzig einzuschlagen, dann mußte die im Herzen von Thüringen, auf dem linken Ufer der Saale stehende Armee sich auf eine Schlacht mit verwandter Fronteinrichten, die im Falle des Gelingens große Erfolge, bei ungünstigem Ausgang aber auch vermehrte Gefahr bot. Nun war das Tal der Saale in der Gegend von Rudolstadt,

Jena und bis Naumburg hinab ein Abschnitt von ungewöhnlicher Stärke. Die verschiedenen Übergänge ließen sich von dem Höhenrand des linken Ufers aus leicht gegen große Übermacht verteidigen, das offene und freie Hochplateau im Westen des Flusses aber erlaubte wieder, alle verfügbaren Kräfte alsbald nach der Richtung hin in Bewegung zu setzen, wo der Feind etwa doch den Übergang erzwang. Es waren also alle Bedingungen zu einer günstigen Schlacht vorhanden, und nur sehr bedeutende Überlegenheit des Gegners — nach Zahl oder innerer Tüchtigkeit — konnte diese vorteilhaften Umstände wieder in Frage stellen.

Das war die Auffassung von Scharnhorst, der als Chef des Generalstabs dem Herzog von Braunschweig zur Seite stand. Wenn die preussische Führung die höchste Kraft und Geschicklichkeit entwickelte und das Glück nicht völlig ungünstig war, so konnte ein solcher Entschluß wohl zu gutem Ausgange führen. Aber es gehörte dazu, daß man Vertrauen zu sich selbst hatte und daß man entschlossen war, sich auch dann nicht verloren zu geben, wenn es dem Feinde gelang, mit bedeutenden Kräften im Rücken der Preußen aufzutreten. War man seiner Sache nicht sicher, um auch unter solchen Umständen noch auf den Sieg zu hoffen, dann wäre es zweifellos das beste gewesen, sich von Anfang an so aufzustellen, daß man den Rückzug niemals verlieren konnte. Dann mußte man alle Kräfte auf dem rechten Ufer der Saale, zwischen diesem Fluß und der böhmischen Grenze vereinigen und mußte dem Feinde rein frontal den Weg nach der Elbe versperren. Man konnte dann die Entscheidung so weit zurückverlegen, daß das Reservekorps des Herzogs von Württemberg jedenfalls mitzuwirken vermochte, oder daß die starke Elblinie zur Geltung kam. Ja man konnte äußerstenfalls, wenn das Kräfteverhältnis gar zu ungünstig schien,

Die elf Offiziere standen den 66 zur Exekution bestimmten Musketieren gegenüber. Sie umarmten sich noch einmal und riefen: «Es lebe unser König! Preußen hoch!» Flemming warf seine Mütze zum Todeszeichen in die Luft, 66 Musketen krachten und zehn von den elfen sanken tot zur Erde. Dem elften, Albert von Wedell, war nur der Arm zerhackt. Er richtete sich auf und rief den Musketieren zu, besser auf das preußische Herz zu zielen. Da trat eine neue Sektion vor, gab Feuer und auch Albert von Wedell wurde niedergestreckt. Die blutigen Leichname wurden von Pionieren entkleidet und in die mit Wasser gefüllten drei Gruben geworfen. Die aufrechtstehende Figur ist Albert von Wedell, an ihn gefesselt sein Bruder Carl von Wedell; der erste Offizier ganz vorn auf dem Rücken liegend ist Daniel Ferdinand Schmidt aus Berlin. □





den Rückzug noch weiter fortsetzen, um erst zu schlagen, wenn die letzten Truppen von der Ostgrenze zum Heere gestoßen waren. Als dann mußte man freilich mit der Möglichkeit rechnen, daß Kursachsen das preußische Bündnis aufgab und sich dem Rheinbunde anschloß. Dafür durfte man mit großer Sicherheit auf russische Hilfe zählen, und der Feind mußte sich schwächen, um eine Reihe von Festungen einzuschließen oder zu beobachten und um seine Verbindungen zu sichern.

Vorlegen auf dem rechten Saaleufer, das war die Meinung von Massenbach, die Höhenlage zu der seinigen machte, und so gerechtfertigt die Entrüstung ist, welche Massenbachs Mangel an Unterordnung und seine später an Verrücktheit grenzende Kopflosigkeit immer wieder hervorrufen, hier muß man doch zugestehen, daß er im Rechte war, denn tatsächlich hat es dem Oberkommando im entscheidenden Augenblick an der Kraft gefehlt, die Nachricht von dem Erscheinen des Feindes auf der eigenen Rückzugslinie wirklich zu ertragen.

Während Preußen noch auf die Beantwortung seines Ultimatums wartete, hatte Napoleon die Operationen begonnen. Sein Heer zerfiel in 6 Armeekorps, ferner die Garde, die Reserve-Kavallerie und die Kontingente des Rheinbundes. Die Armeekorps bestanden aus 2–3 Infanteriedivisionen, jede zu 6–10 Bataillonen und 2 Batterien, aus einer leichten Kavalleriebrigade von 6–9 Eskadrons und einer schwachen Korpsgeschützreserve. Die Garde wurde gebildet aus einer Infanterie- und einer Kavalleriedivision und war stark an Artillerie. Die Reservekavallerie unter Murat zählte in 6 Divisionen und 2 Brigaden über 100 Schwadronen. Im ganzen führte der Kaiser an französischen Truppen 167 000 Mann mit etwa 280 Geschützen heran. Er war damit dem hinter dem Thüringer Wald stehenden feindlichen Heere – also abgesehen vom Reservekorps

des Herzogs von Württemberg – um 40 000 Mann überlegen, konnte sich aber in der Geschützzahl nicht entfernt mit ihm messen. Um so geringer war freilich auch bei ihm der Troß und das Fuhrwerk jeder Art. Sein damaliges Heer stand auf einer Stufe der Bedürfnislosigkeit, die selbst wir Nachfolgenden bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge nicht festzuhalten vermochten, von der aber die preußischen Kriegsmänner von 1806, diese unbedingten Anhänger der Zeltlager und einer peinlich geregelten Brotverpflegung aus Magazinen, gar keine Vorstellung hatten. Und mit der wunderbaren Beweglichkeit, welche die Folge solcher Bedürfnislosigkeit war, hat der große Feldherr auch gerade in diesem Feldzuge seine gewaltigen Erfolge errungen.

Napoleon hatte sein ganzes Heer nach dem oberen Main hin versammelt, um durch die Senke zwischen Thüringer Wald und Fichtelgebirge den geraden Weg über Leipzig nach Berlin einzuschlagen. So bedroht er nach eigenem Ausspruch das Herz der preußischen Monarchie und ist überzeugt, daß er den Feind auf diesem Wege treffen wird, daß alle feindlichen Streitkräfte von den verschiedensten Aufstellungspunkten herbeieilen werden, um die Hauptstadt zu decken. Und da im Frieden beträchtliche Kräfte der Preußen in den westlichen Landesteilen gestanden haben, da ferner die überlieferte Kriegskunst auf das Decken der eigenen Landesgebiete ein großes Gewicht legte, so rechnet Napoleon im stillen darauf, daß der Gegner anfänglich eine breite Aufstellung gewählt haben wird. Darum hofft er den feindlichen linken Flügel mit Übermacht anfallen und dann die Hauptmasse von ihrer natürlichen Rückzugslinie abdrängen zu können, und darum hält er seine Massen so eng zusammen, wie das Straßenneß und die Möglichkeit des Lebens vom Lande es irgend gestatten. Seine sechs

Korps sind auf drei Straßen verteilt, die je einen Tagemarsch auseinanderliegen, und auf jeder Straße folgen sich die beiden dort marschierenden Korps mit Tagesmarschabstand. Die mittlere Kolonne ist den beiden anderen etwas voraus, und bei ihrer Spitze befindet sich Murat mit einem Teil der Reservekavallerie. Die Hauptmasse dieser letzteren aber folgt mit der Garde als dritte Staffel der Mitte nach. Und hinter der rechten Kolonne schließt sich bereits eine bayerische Division an, die vorderste Abteilung der allmählich eintreffenden Rheinbundtruppen.

So lenkt der Schöpfer einer neuen Kriegsweise seine Massen einheitlich zum Ziele und er begeistert sich selbst in dem Gefühl von der Größe des Augenblicks. Er nennt seinen Heeresmarsch »ein Bataillonsviereck von 200000 Mann«, er spricht von der »ungeheuren Überlegenheit, die auf so engem Raume versammelt ist«, er erklärt, daß er den Willen habe, »nichts dem Zufall zu überlassen und den Feind überall da, wo er standhalten will, mit doppelter Überlegenheit anzugreifen«.

Während der Kaiser stetig sein klar erkanntes Ziel verfolgt, herrscht bei seinen Gegnern eine beklagenswerte Ratlosigkeit. In der ersten Oktoberwoche waren die beiden Flügel nach der Mitte herangezogen worden, weil noch der Gedanke des Vormarsches über den Thüringer Wald bestand. Als dann siegte der Massenbachsche Grundgedanke des Vorlegens auf dem rechten Saaleufer, und die hohenlohesche Armee machte kehrt, um auf denselben Wegen zurückzugehen, auf denen sie gekommen war; die beiden anderen Heere aber bereiteten ihren Abmarsch nach Osten zunächst mit umständlicher Langsamkeit vor.

Am 9. und 10. Oktober erfolgten die ersten Zusammenstöße. Die Division Tauenhien von hohenlohes Armee hatte ursprünglich als Seitendeckung bei Hof gestanden

und sich bei Annäherung der rechten Flügelkolonne des Feindes in der allgemeinen Richtung auf Jena zurückgezogen. Sie kam damit vor die mittlere französische Kolonne und hatte am 9. Oktober bei Schleiz ein verlustvolles Gefecht gegen deren vorderste Truppen. Andererseits war die Division des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen am 10. Oktober eben im Begriff, bei Rudolstadt wieder vom linken auf das rechte Saaleufer zu rücken, als die Nachricht einlief, daß eine in südlicher Richtung nach Saalfeld vorgeschobene Abteilung durch den Anmarsch des Feindes bedroht sei. Der Prinz hielt mit gutem Grunde die beabsichtigte Heeresbewegung über die Saale hinüber, einen richtigen Flankenmarsch vor der Front des Feindes, für unausführbar, wenn Saalfeld verloren ging, und eilte mit seinen Hauptkräften dorthin. Als er dann die bedeutende Überlegenheit des Feindes erkannte — es war das Korps Lannes der linken Kolonne —, traf er zwar sofort die Vorbereitungen zum Rückzug, konnte es aber doch nicht lassen, zuvor noch mit einigen Bataillonen einen richtigen »Echelonangriff« zu machen, in dem die preußischen Kriegsmänner damaliger Zeit nun einmal ein unfehlbares Mittel des Erfolges sahen. Er wurde vernichtend geschlagen und fiel selbst unter den Säbeln der verfolgenden feindlichen Reiter.

Durch die Gefechte von Schleiz und Saalfeld kam man im preußischen Hauptquartier zu der Gewißheit, daß das Vorlegen auf dem rechten Saaleufer nicht mehr möglich sei. hohenlohes Armee sammelte sich bei Jena, die Hauptarmee und das Korps Rüchel schlossen bei Weimar zusammen, behielten aber noch die Front nach Süden.

Napoleon konnte bei der Unübersichtlichkeit des waldigen Geländes östlich der Saale die Sachlage noch nicht völlig erkennen und setzte seinen Marsch auch am 11. Oktober noch in nordöstlicher

Richtung fort. Erst am 12. schwenkte er nach der Saale ein. Die mittlere Kolonne wird in Ausnutzung ihres Vorsprungs am weitesten nach Norden verschoben; ihre beiden Korps biegen auf verschiedenen Straßen in Richtung auf Naumburg ab. Die Korps der linken Kolonne gehen südlich von Jena wieder an das eben überschrittene Tal der Saale heran; die der rechten werden auf Querstraßen gesetzt, die ihnen ein rasches Vorgehen auf Jena gestatten. So stand das französische Heer zum Übergang über die Saale bereit.

Wenn auf preussischer Seite wirkliche Tatkraft und Entschlossenheit herrschten, so mußte man nunmehr aus der Not eine Tugend machen und sich auf die Entscheidungsschlacht an der Saale vorbereiten. Man darf und soll im Kriege damit rechnen, daß nicht alles Unglück eintritt, das wohl eintreten könnte, — so hat unser großer König nach manchem schweren Schicksalschlage gelehrt. Mit dem einfachen Entschluß zur Schlacht war schon viel gewonnen. Die ewigen Beratungen konnten aufhören, die Verpflegung wäre in der gewohnten Weise sichergestellt geblieben, die Truppen hätten vor dem Kampfe ausreichende Ruhe gehabt, und aus allen diesen Gründen durfte man auf Selbstvertrauen bei Führern und Truppen hoffen.

Als aber im Hauptquartier des Königs zu Weimar die Nachricht einlief, daß der Feind Naumburg besetzt habe, wo sich ein preussisches Magazin befand, da vermochte der Gedanke des Widerstandes sich nicht mehr zu behaupten. Die ganze Gefahr eines Kampfes mit verwandter Front kam mit urplötzlicher Gewalt zum Bewußtsein und nach erneutem Kriegsrat wurde am 13. Oktober früh der Rückzug beschlossen. Man hoffte durch beschleunigten Abmarsch hinter der deckenden Saale einen Vorsprung vor dem Gegner zu gewinnen, sich demnächst mit dem Reservekorps vereinigen und

die Elblinie halten zu können. Die Hauptarmee trat sofort die Bewegung an und erreichte am späten Abend die Gegend von Auerstedt, etwa halbwegs zwischen Weimar und Naumburg. Büchel nahm zunächst die Stellung der Hauptarmee östlich Weimar ein und sollte am 14. Oktober folgen. Hohenlohe hatte den Abzug beider Heere zu decken und sich dann selbst anzuschließen.

Napoleon vermutete am 13. Oktober die feindliche Armee zwischen Weimar und Jena und gedachte am folgenden Tage seine Hauptkräfte, vier Korps und die Reserven, selbst über Jena vorzuführen, d. h. er wollte mit der Masse an dem Punkte anpacken, der ihm am nächsten lag, wo die natürliche Stärke der Verteidigung aber auch am größten war. Das Korps Bernadotte zog er aus der Gegend von Naumburg nach dem nächsten Übergang unterhalb Jena heran. Marschall Davout aber erhielt den Auftrag, von Naumburg aus auf dem linken Saaleufer in der Richtung auf Weimar dem Feinde in die Flanke oder in den Rücken zu gehen.

Das ist die Grundlage, auf der sich am 14. Oktober die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt entspann. Die preussische Hauptarmee und das Korps Davout stießen nordöstlich von Auerstedt im Marsche aufeinander und kamen erst nach und nach zur vollen Verfügung über ihre Kräfte. Die erstere hatte 5 Divisionen zur Stelle, d. h. 52 Bataillone, 80 Eskadrons und 16 Batterien oder 50000 Mann mit 230 Geschützen. Davout verfügte nur über 26 Bataillone, 9 Eskadrons, 7 Batterien, zusammen 27300 Mann mit 44 Geschützen. Er ahnte nichts von der Stärke seines Gegners und war durch den dichten Nebel dauernd verhindert, sie zu erkennen; er trat sehr kühn auf und spielte ein ungeheuer gewagtes Spiel. Wenn die Preußen ihre doppelte Überlegenheit auch nur einigermaßen zu gebrauchen wußten, so konnte ihnen der

Erfolg gar nicht fehlen. Ein entschledener preußischer Sieg bei Auerstedt hätte selbstverständlich die Bahn zum Abzug völlig freigemacht. Wenn es dann hohenlohe auch noch gelang, den Kaiser erst möglichst lange am Übergang über die Saale zu hindern und demnächst ungeschlagen abzumarschieren, dann war man der Umklammerung glücklich entronnen und durfte wohl noch hoffen, die Elbe zu erreichen. Der Zufall, dem Napoleon gar nichts zu überlassen gedachte, hatte hier also den Preußen eine unerwartet günstige Lage geschaffen.

Aber die preußische Hauptarmee siegte nicht, sondern wurde empfindlich geschlagen. Man kann nicht sagen, daß es den Truppen an Tapferkeit fehlte. Die Führung war es, die völlig versagte, versagte auf jeder Stufe von oben nach unten und von unten nach oben. Es war wohl ein besonderes Mißgeschick, daß der Herzog von Braunschweig gleich im Anfang schwer verwundet wurde; aber die Ursache der durchgehenden Hilflosigkeit und Verwirrung lag doch tiefer. Was diese preußischen Offiziere im Kopfe hatten, war nichts wie Formenkram, der im Laufe der Zeit allen Inhalt verloren hatte, zumal ein Fetischdienst des »Echelonangriffs«, der jedes gesunde Denken austilgte. Jede taktische Erwägung, die heute der Unteroffizier als Führer einer kleinen Abteilung anzustellen gewohnt ist, lag damals außerhalb ihres Gesichtskreises; ja, wo die freie Ebene des Exerzierplatzes fehlte, da waren sie schlechterdings wehrlos und vermochten ihre Aufgabe nur im tunlichst lange fortgesetzten Ertragen der Verluste zu finden. Die Masse der Infanterie wußte mit einem Dorf oder einem Wald auf ihrem Gefechtsfelde durchaus nichts anzufangen, sie konnte eine derartige Örtlichkeit weder verteidigen noch angreifen, und wenn der Zufall ihrem Vormarsch ein solches Hindernis in den Weg legte, so blieben ihre langen ge-

schlossenen Linien einfach davor stehen, aufrecht auf hundert Schritt Abstand von dem hinter Mauern, Hecken und Bäumen gedeckten Feinde. So bildeten sie nicht zu fehlende Scheibenwände für die französischen Tirailleurs, die dann völlig unbelästigt stundenlang das Geschäft des Abschießens ihrer Gegner betrieben. Und die Kavallerie, diese berühmte preußische Kavallerie mit ihrer großen Vergangenheit, war ebenso unkriegsgemäß in ihrem gesamten Tun und Denken. Wo das Gelände die Bildung langer Fronten nicht erlaubte, da fühlte sie sich nicht am Platze, und wo nicht der Feldherr selbst die Attacke ansetzte, da war sie im Zweifel, ob Ort und Zeit sich zum Anreiten eigneten. Diese Reiterführer brachten es fertig, mit ungeheurer Übermacht untätig dem Verlauf der Dinge zuzusehen, während der Gegner mit wenigen Schwadronen immer aufs neue zum Angriff schritt.

Von der Artillerie, an der man so überwältigend stark war, wußte niemand den rechten Gebrauch zu machen. Ihre mittleren und schweren Kaliber nahmen im Frieden wegen mangelnder Bespannung an den Übungen gar nicht oder nur in ganz geringer Stärke teil. So war vergessen, welchen hohen Wert einst Friedrich der Große auf die Ausnutzung dieser Waffe gelegt hatte. Dies alles ist wahrlich keine Übertreibung! Das Verhalten unserer Truppen bei Jena wie bei Auerstedt bildet eine ununterbrochene Kette von lauter geradezu ungeheuerlichen Mißgriffen der Führung. Sie beweisen unwiderleglich die vollständige Unbrauchbarkeit aller jener Exerzierkünste, die noch kurz vorher auf dem Tempelhofer Felde die Bewunderung Europas erweckt hatten. Es ist vorher gesagt, daß es bei Jena hohenlohes Aufgabe gewesen wäre, zuerst die Saaleübergänge hartnäckig zu verteidigen und dann langsam abziehen. Er tat gerade das Gegenteil, ließ

den Kaiser erst unbehelligt seinen Übergang bewirken, was trotzdem sehr große Schwierigkeiten bereitete, und lieferte dann eine Schlacht, in der er geschlagen wurde. Er zog schließlich auch noch Rüchels Korps mit in das Verderben hinein, indem er es einen Echelonangriff machen ließ, statt daß es den Abzug der geschlagenen Heerteile deckte.

Von Jena wie von Auerstedt schlugen die Trümmer des besiegten Heeres die Richtung auf Weimar und Erfurt ein.



Der Zusammenbruch des preußischen Staates

Von Rudolf von Caemmerer.

In der Nacht vom 14. zum 15. Oktober 1806 hat Kaiser Napoleon in einem amtlichen Erlaß die Eroberung aller preußischen Gebiete diesseits der Weichsel als die Folge der eben gegebenen Entscheidung bezeichnet. Mit so wunderbarer Klarheit übersah er die Wirkung seines Sieges, allerdings unter der wesentlichen Voraussetzung, daß er selbst den Erfolg ausnützen werde mit der ganzen Kraft seines gewaltigen Willens. Der Feind floh nach Westen hin, er selbst stand zwischen ihm und der feindlichen Hauptstadt sowie der Hauptmasse der preußischen Monarchie. Jetzt galt es, so zu operieren, daß das geschlagene Heer womöglich nicht über die Elbe, jedenfalls nicht über die Oder zurückkam. Wurde es diesseits der Oder völlig zerstreut oder gefangen genommen, dann blieb dem Könige von Preußen nur noch der schwache Heerteil in den Ostprovinzen, der höchstens im Anschluß an ein russisches Heer noch imstande sein konnte, die Linie der Weichsel zu halten. In diesem Sinne setzte Napoleon einen Teil seiner Streitkräfte zur unmittelbaren Verfolgung an, den anderen Teil stellte er bereit, um auf dem

nächsten Wege über Wittenberg nach Berlin zu rücken. Zugleich tat er die ersten einleitenden Schritte, um Kurachsen auf die eigene Seite hinüber zu ziehen.

Was konnte man preußischerseits versuchen, um das furchtbare Geschick abzuwenden, mit dem der siegreiche Kriegsfürst das Heer bedrohte? Jeder ernstere Widerstand im freien Felde war undenkbar. Setzte man den Rückzug in westlicher Richtung fort, so ging man den feindlichen Heerteilen entgegen, die von Mainz und aus Holland der »Großen Armee« nachrückten. Ein Marsch in nordwestlicher Richtung führte zunächst hinter die deckende Weser, in etwa drei Wochen aber an die Küste. Hätte man England zum Freunde gehabt, und wäre an der Küste rechtzeitig eine starke Befestigungslinie vorbereitet worden, so konnte man in ihr Widerstand leisten und dabei auf Ernährung durch die englische Flotte rechnen. Aber Preußen hatte im Jahre 1805 Hannover, das deutsche Kurfürstentum des Königs von England, aus Napoleons Hand angenommen und stand mit England auf gespanntem Fuße.

Wenn man das Heer mit tunlichster Beschleunigung nach Magdeburg rettete, so vermochten die Kanonen der Festung ihm Schutz vor den Verfolgern zu gewähren. Aber wenn die Zahl der Eßer in der Festung auf die sechsfache und achtfache Höhe der normalen Kriegsbefestigung gesteigert wurde, so mußte der Hunger in kurzer Zeit die Übergabe herbeiführen.

Es blieb also nur der Versuch, über Magdeburg mit jener Schnelligkeit abzumarschieren, die den geschlagenen Heeren von jeher eigen ist, dann die Oberfestung Stettin und durch sie hindurch die Weichsel zu gewinnen.

Dieser allein mögliche Weg wurde mit mehr oder weniger Klarheit auch wirklich beschritten. Etwa 10000 Mann frei-

lich waren in den befestigten Platz Erfurt hineingeflohen, wo sie sich schon am zweiten Tage nach der Schlacht in schmählichem Kleinmut dem Feinde ergaben. Die Hauptmassen des Heeres aber wurden noch glücklich auf die Straßen gesetzt, welche durch den Harz und westlich um ihn herum nach Magdeburg führen. Als der Feind nachdrängte, mußten die westlichen Kolonnen nördlich ausholen und unterhalb Magdeburg bis zur Havelmündung hin die Elbe überschreiten. Die Sachsen hingegen zogen sich oberhalb Magdeburg auf das damals nahe heranreichende sächsische Gebiet, wo sie die Entschließung ihrer Regierung abwarteten. In Magdeburg ließ man etwa 20000 Mann zurück, deren Erschöpfung zu groß war oder denen die Waffen fehlten. Dann wurde die Bewegung in der geraden Richtung auf Stettin fortgesetzt, wobei Berlin rechts liegen blieb. Leider waren die Wagen mit den Zelten und den großen Kochkesseln teils verloren gegangen, teils marschierten sie auf den nördlichsten Straßen; die Truppen aber waren nicht mit Mänteln und Kochgeschirren versehen, konnten somit weder im Freien lagern, noch sich selbständig zu einer Mahlzeit verhelfen, obgleich es an Schlachtovieh nicht fehlte. Sie mußten vielmehr täglich in weite Quartiere zu beiden Seiten der Marschstraße zerstreut werden und erschöpften ihre Kräfte durch An- und Abmärsche, die zu der Gesamtbewegung nach dem Zielpunkte nichts beitrugen.

Leider hatte man auch noch versäumt, dem Herzog Eugen von Württemberg, der zur Zeit der Schlacht bis in die Gegend von Halle gelangt war, rechtzeitige und richtige Weisung zu schicken. Er hätte sofort in der Richtung auf Wittenberg auf das rechte Elbufer zurückgehen und die hartnäckige Verteidigung dieses und der benachbarten Stromübergänge vorbereiten müssen. Statt dessen lieferte er erst eine ganz überflüssige

und infolge ungeschickter Führung höchst verlustvolles Gefecht bei Halle; dann aber marschierte er auf Magdeburg ab und ließ dem Gegner die Straße über Wittenberg frei.

Trotz alledem wäre es beinahe noch geglückt, mit den stark zusammengeschmolzenen Trümmern des Heeres nach Stettin zu entweichen. Als am 28. Oktober Murat mit der französischen Avantgarde, von Berlin her kommend, die Hauptkolonne der preussischen Infanterie unter Hohenlohes persönlicher Führung wirklich erreichte, da stand diese Infanterie bereits sicher in der Stadt Prenzlau, dem wichtigsten Übergangspunkte über einen langgestreckten See- und Sumpfabschnitt. Sie konnte sich hier sehr wohl nachhaltig verteidigen und ihr Widerstand hätte auch den weiter nördlich befindlichen Kolonnen — zum mindesten einigen derselben — die Zeit zur Rettung verschafft. Aber Hohenlohe war gebrochen und sein Stabschef Massenbach war allmählich in einen Zustand derartiger Unzurechnungsfähigkeit geraten, daß ihn die Franzosen in der plumpsten Weise über die Lage zu täuschen vermochten. So kapitulierte Hohenlohe, ohne eingeschlossen zu sein, mit 10000 Mann. Zwei schwächere Kolonnen — vorwiegend Reiterei — ergaben sich in den folgenden Tagen bei Pasewalk und Anklam, ebenso fiel die schwere Artillerie und die Bagage in die Hände des Feindes. Nur Blücher, unter dessen Befehl sich um diese Zeit 21000 Mann vereinigten, gab die preussische Sache noch nicht verloren. Er drehte um, zunächst mit dem Gedanken, sich über die Elbe nach Hannover zu ziehen und dort den Krieg fortzusetzen, dann in der Hoffnung, bei Lübeck Schiffe zu finden und mit ihrer Hilfe Danzig zu erreichen. Ihm folgten zunächst Murat und Bernadotte, denen sich später noch Marschall Soult, von der Magdeburger Gegend kommend, anschloß. Sie schoben und drängten das

preußische Korps, dessen Reihen sich infolge der furchtbaren Erschöpfung immer mehr lichteteten; sie ließen ihm auch nicht die Zeit, sich in Lübeck so zur Verteidigung einzurichten, wie Blücher es wollte. Schon am Tage nach Blüchers Ankunft in der alten Reichsstadt erfolgte der französische Angriff. Die Preußen wehrten sich mutvoll, erlagen aber dem größeren Geschick des Angreifers in derartigen Kämpfen. Am 7. November mußte auch Blücher, der einzige mannhafte Führer im preußischen Heere, der Gewalt der Umstände weichen. »Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition habe«, diese Worte setzte er trotz feindlichen Widerspruchs in die Verhandlung. Das war die Wahrheit.

Mit der Kapitulation Blüchers war der letzte Rest der von Preußen anfänglich aufgestellten Streitmacht aus dem Felde verschwunden. Und inzwischen hatte sich der furchtbare Eindruck dieser entsetzlichen Niederlage bereits in seiner ganzen Schrecklichkeit gezeigt. Die festen Plätze, von lauter abgestumpften Greisen besetzt, ergaben sich dem Feinde mit unheimlicher Eile. Auf Erfurt war zunächst Spandau gefolgt, das am 25. Oktober beim ersten Erscheinen der Franzosen die Tore öffnete. Dann reihte sich am 29. Oktober Stettin an. Der Kommandant hatte schon vor dem Eintreffen der Franzosen aus reiner Angst einer preußischen Kolonne den Durchmarsch verweigert und sie dadurch zur Kapitulation im freien Felde veranlaßt. Jetzt lieferte er die gut ausgerüstete Festung bedingungslos an eine feindliche Fußarenabteilung aus, und die Besatzung mußte tagelang warten, bis eine ausreichende Truppenmacht des Feindes herankam, um sie zu entwaffnen. Am 1. November kapitulierte Küstrin, am 8. November Magdeburg — mit 24000 Mann Besatzung —, am 20. November Hameln, am 26. November Hienburg, am 2. Dezember Glogau, am 5. Januar 1807

Breslau, am 16. Januar Brieg. Auch Schweidnitz fiel Anfang Februar nach nur kurzer Belagerung.

Wahrlich, Napoleon hatte die Tragweite seines Sieges an der Saale richtig abgeschätzt, und er hatte so urteilen können, weil seinem scharfen Auge die ganze innere Schwäche Preußens längst klar geworden war. Der Staat Friedrichs des Großen war rasch gealtert und sein einst kräftiges Gefüge wurmförmig und morsch geworden. Der große König hatte ihn vorübergehend über das Maß seiner natürlichen Verhältnisse emporgehoben, und nach seinem Tode war niemand mehr imstande, ihn mit wirklichem Leben zu erfüllen. Der aus dem Adel hervorgegangene und mit ihm zu einem Ganzen verbundene Offizier- und Beamtenstand, die führende Klasse in Preußen, war von einem unglaublichen Dünkel erfüllt, der alles Fremde mit höchster Verachtung ansah und die eigenen Einrichtungen für unübertrefflich hielt. Das eigene Volk hatte wenig oder gar keinen Anteil am Leben des Staates, und wenn die Heldenzeit des Siebenjährigen Krieges auch wohl ein preußisches Selbstgefühl erzeugt hatte, so war dies Gefühl doch noch weit entfernt von der warmen Vaterlandsliebe, die heute das Denken und Wollen des gesamten Bürgertums durchdringt.

Wenn Preußen auf sich selbst angewiesen blieb, so war es der Gnade des Siegers preisgegeben. Wohl wurde verhandelt über die Bildung einer neuen europäischen Koalition; das Eingreifen Österreichs und Schwedens wurde erwogen; England schickte Geld und Waffen: eine wirklich fühlbare Hilfe kam nur von Rußland.

Die Fortsetzung des Krieges in Preußisch-Polen und Ostpreußen läßt sich militärisch in drei verschiedene Feldzüge zerlegen. Sie sind vom höchsten Interesse für den Soldaten, der Napoleons Feldherrnkunst studieren will, sie können aber hier nur

flüchtig skizziert werden, weil die Preußen zu einem Hilfskorps für die Russen herabgesunken waren, und es ein Ringen zwischen dem Kaiserreiche des Westens und dem des Ostens wurde, das sich nunmehr entspann.

Leider hatte die russische Heeresleitung sich nicht entschließen können, die zunächst verfügbaren Streitkräfte bis an die mächtige Strombarriere der Weichsel vorzuschieben, und das preußische Korps unter Leszczyński war allein nicht stark genug, diese Linie zu halten. So gewannen die Franzosen über Thorn das rechte Ufer des Stromes und stießen erst am Marek auf stärkere russische Kräfte. Am 26. Dezember kam es hier bei Pultusk zu einer blutigen Schlacht, in deren Folge die Russen den Rückzug antraten. Napoleon erkannte, daß ihm noch ernste Kämpfe bevorstanden, und bezog zunächst Winterquartiere, um den Truppen die Ruhe zu gewähren, deren sie nach den Anstrengungen des letzten Vierteljahres dringend bedurften.

Der Umstand, daß der linke französische Flügel unter Marschall Ney seine Quartiere bis in die Nähe von Königsberg ausdehnte und diese Stadt selbst mit einem Angriff bedrohte, veranlaßte nunmehr den russischen Feldherrn Bennigsen seinerseits zum Angriff überzugehen. In der zweiten Hälfte des Januar 1807 brach er hinter der preußischen Seenkette hervor, drängte Ney zurück, der sich einer wirklichen Niederlage mit Geschick entzog, und gelangte bis in die Nähe der Weichsel. Nun aber sollte er wahrnehmen, daß Napoleon nicht zu den Leuten gehörte, die sich durch einen feindlichen Angriff in Verlegenheit setzen lassen, denen die Initiative des Feindes die Besinnung und Ruhe raubt. Mit erstaunlicher Schnelligkeit hatte der Kaiser sein Heer gesammelt und aus südlicher Richtung vorgeführt, um dem Gegner den Rückzug zu verlegen. Bennigsen wich anfänglich in eiligen Nachtmärschen dem Schlage aus;

die Anstrengungen und Entbehrungen ließen seine Reihen aber so zusammenschmelzen, daß er zuletzt den Kampf wählte. Am 8. Februar kam es zur Schlacht bei Preußisch-Eylau, in der Bennigsen das Schlachtfeld behauptete und den Gegner zum Einstellen der Verfolgung zwang.

Es entstand jetzt eine längere Pause in den Operationen. Napoleon suchte das Hinterland ganz in seine Gewalt zu bringen, betrieb vor allem die Belagerung von Danzig, und beide Teile verstärkten ihre Kräfte für die letzte Entscheidung. Napoleons großartige organisatorische Tätigkeit sicherte ihm dabei ein entscheidendes Übergewicht. Sein Feldheer war bald wieder mehr als 200 000 Mann stark; die Verbündeten erreichten nur etwa Zweidrittel dieser Zahl. Anfang Juni begann dann der Schlußakt des Krieges. Abermals gingen die Russen zum Angriff vor und abermals warf sie der Kaiser rasch in die Verteidigung zurück. In einem ersten Treffen bei Heilsberg erlitten die Franzosen freilich eine beträchtliche Schlappe, aber am 14. Juni errangen sie bei Friedland einen entscheidenden Sieg. Nun setzten Verhandlungen ein, denen bald der Friede folgte (7. bzw. 9. Juli). Von allen diesen wechselnden Kriegshandlungen bildete die Schlacht auf den Schneefeldern von Preußisch-Eylau den eigentlichen Höhepunkt, und an ihr war das preußische Korps in entscheidender Weise beteiligt. Sie wurde für Preußen ein heller Lichtblick in furchtbar schwerer Zeit.

Es waren über 70 000 Russen, die sich am 8. Februar nach mehrtägigem Rückzuge bei Preußisch-Eylau zum Entscheidungskampfe stellten, während das westlich entsendete preußische Korps unter Leszczyński noch die Vereinigung mit dem rechten russischen Flügel anstrebte. Die Franzosen waren an Zahl schwächer als die Russen, aber getragen von dem Selbst-

Wer nicht selbst ins Feld zog oder einen seiner Familie ausrüsten half, der suchte durch Gaben dem Vaterlande zu helfen. Beamte verzichteten auf einen Teil ihres Gehaltes, Leute von mäßigem Wohlstande geben einen Teil ihres Vermögens, Reiche senden ihr Silbergeschirr, Ärmere bringen ihre silbernen Löffel; wer kein Geld zu opfern hat, bietet von seinen Fähigkeiten, seiner Arbeit. Allgemein wird es, daß Gatten ihre goldenen Trauringe einsenden, Landleute schenken Pferde, Gutsbesitzer Getreide, Kinder schütten ihre Sparbüchsen aus. — Junge Frauen senden ihren Braut schmuck, Bräute die Halsbänder. Ein Mädchen, dessen Haar gelobt worden war, kneldet es ab zum Verkauf an den Friseur, patriotische Spekulation verfertigt daraus Ringe, wofür mehr als 100 Taler gelöst werden. □





gefühl, das eine großartige Siegeslaufbahn erzeugt, und stark im Vertrauen auf den ehernen Willen und die überlegene Führungskraft des Mannes, dem sie folgten. Napoleon richtete einen mächtigen Angriff gegen die Front, einen zweiten gegen die linke Flanke der Russen. Der schon frühzeitig begonnene Frontalangriff scheiterte unter furchtbaren Verlusten an dem russischen Geschützfeuer, und ein russischer Gegenstoß brachte die französische Schlachtlinie in höchste Gefahr. Als aber gegen Mittag Davout, der Herzog von Auerstedt, auf dem Schlachtfelde eintraf und die russische Aufstellung umfaßte, da wandte sich das Glück, und mit verhängnisvoller Stetigkeit drang nunmehr der französische Flankenangriff in einer Richtung vor, die den Russen den Rückzug nach Osten und Nordosten, ja selbst den nach Norden benahm. Schon durfte Napoleon hoffen, daß es ihm gelingen werde, den geschlagenen Feind an die Gestade des frischen Haffs zu drängen und ihm dort den Untergang zu bereiten, als ein neuer Umschwung der Dinge erfolgte.

Costocq war in den vorangegangenen Tagen des Rückzugs andauernd von den überlegenen Kräften des Marschall Ney bedrängt worden, der ihn auch heute von dem entscheidenden Schlachtfelde fernzuhalten versuchte. Es gelang dem preußischen Führer, seinen Gegner zu täuschen und unter Zurücklassung einer Nachhut am Nachmittage des 8. Februar den rechten Flügel der Russen zu erreichen. Mit 7600 Mann ging er nunmehr hinter diesem rechten Flügel durch und trat Davout entgegen, der den linken russischen Flügel allmählich bis hinter die Mitte zurückgedrängt und diese zum Abschwanken nach der Flanke genötigt hatte. Die Preußen führten ihren Angriff mit heldenhafter Tapferkeit und in musterhafter Ordnung und gaben auch den schon geschlagenen Teilen der Russen den Mut zur Wiederaufnahme des

Kampfes. Davout wurde ein beträchtliches Stück zurückgeworfen und als die Dunkelheit dem Kampfe ein Ziel setzte, befanden sich die ursprünglichen Stellungen der Russen in der Hauptsache wieder in ihrem Besitz; die Niederlage war abgewendet.

Die Schlacht bei Preußisch-Eylau ist eine der blutigsten aller Zeiten. Jeder der beiden Gegner hatte nahezu 30000 Mann verloren; das ist für die Franzosen mehr als die Hälfte der Streiter. Bennigsen räumte zwar am nächsten Tage das Schlachtfeld, Napoleon aber hatte erkannt, daß er auf dem Kulminationspunkte des Sieges stand und daß die Gefahr eines Rückschlages drohte. Wenn Preußisch-Eylau nicht zu einem vollen Siege für den Kaiser geworden ist, wenn noch weitere vier Monate dahingehen mußten, ehe er sich stark genug fühlte, zum letzten Schlage auszuholen, so ist das zum wesentlichen Teile dem Eingreifen der Preußen in die Schlacht zu danken.

Auch der Kampf um die Festungen hat im Jahre 1807 gezeigt, daß allmählich der Bann gewichen war, der 1806 alle Tatkraft lähmte. Besonders zu nennen ist die Verteidigung von Kolberg, wo Gneisenau den Befehl führte und der alte Seemann Nettelbeck die Bürger zu hingebender Mitwirkung anleitete; ferner die Verteidigung von Glatz, die von Kosel und von Graudenz, welche Plätze sämtlich bis zum Frieden allen Versuchen des Feindes widerstanden. Vollste Anerkennung verdienen auch die Verteidiger von Danzig und Neisse, die schließlich den Anstrengungen des mächtigen Feindes erlagen.

Das Endergebnis aller Kämpfe war freilich, daß Preußen mehr als die Hälfte seines Besitzstandes verlor. Es mußte sämtliche Gebiete westlich der Elbe abgeben, mit Einschluß von Magdeburg, in welchem starken Maße man bisher den militärischen Angelpunkt des ganzen

Staates gesehen hatte; und es durfte von allen seinen einstmals polnischen Gebieten nur Ermeland und das eigentliche Westpreußen — aber ohne dessen Hauptstadt — behalten. Im Westen ward ihm im Königreiche Westfalen, im Osten im Herzogtume Polen und in der Republik Danzig eine dem französischen Interesse unmittelbar dienende Nachbarschaft gegeben. Preußen mußte ferner eine ungeheure Kriegskostensumme bezahlen und den Feind auf unabsehbare Zeit in seinen Festungen dulden.

Aber so unermesslich das Elend war, in das die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt das Land gestürzt hatte, man durfte doch wieder Hoffnung hegen. Das Jahr 1807 hatte wenigstens Keime gezeigt, aus denen die spätere Erhebung zu erwachsen vermochte!



Stein-Hardenbergsche Reformen.

Von Otto Hinkel.

Der preußische Staat des 18. Jahrhunderts war eine künstliche Schöpfung, die mehr durch den tatkräftigen Ehrgeiz einer Reihe von großen Herrschern als durch die natürliche staatsbildende Kraft eines mächtigen Volkes hervorgebracht war. Er mußte wachsen, um zu bestehen; er mußte mit seiner monarchisch-militärischen Zucht einen möglichst großen Teil von Deutschland durchdringen und sich politisch anzugliedern suchen, um die haltbare Grundlage eines nationalen Staates zu gewinnen, wie sie Frankreich und England längst besaßen. Aber mit dem Tode Friedrichs des Großen hörte in Preußen die straffe, alle Staatskräfte auf den Machtzweck konzentrierende Leitung auf, und das äußere Wachstum, mehr ein Zufallsgewinn politischer Konjunkturen als die Frucht eigener An-

strengungen, nahm eine ungesunde Richtung, die zur Ausbildung eines preußisch-polnischen Mischreiches zu führen drohte. Dabei strömte gerade in dieser Zeit die Flut der neuen deutschen Bildung und mit ihr zugleich manches von den Ideen der französischen Revolution in den abgeschlossenen spartanischen Kriegerstaat ein. Aber diese neue Bildung mit ihren ästhetischen, individualistischen, kosmopolitischen Idealen, die vielfach der Weichlichkeit und dem Egoismus Vorschub leisteten, wirkte zunächst mehr auflösend als politisch kräftigend. Auch die Männer, die später die darin schlummernden stitlichen Kräfte im Sinne einer nationalen Ethik entfaltet haben: Fichte, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, lösten sich erst allmählich, teils früher, teils später, von den rein weltbürgerlichen Individualisten, die über dem Ideale der schönen Menschlichkeit den Gedanken des Staates und der Nation fast aus den Augen verloren hatten.

Der Regierung aber hatte Friedrich der Große umsonst sein sorgenvolles »*toujours en vedette!*« zugerufen; sie erschlaffte in den schwachen und unfähigen Händen seiner Nachfolger. An die Stelle der straffen Zügelführung und des sicheren Machtsinnes der friderizianischen Politik trat ein unsicheres Schwanken und Zögern, bis man schließlich im Gefühle der eigenen Schwäche nur noch bemüht war, um jeden Preis den Frieden zu bewahren und sich ängstlich hütete, die Reformbestrebungen, deren Berechtigung man anerkennen mußte, mit Energie zu fördern, weil dadurch die Ruhe im Innern gefährdet werden konnte, und die kritische europäische Lage einem großen Umbau des Staatsgebäudes nicht günstig schien.

Aber der Zusammenstoß mit der rücksichtslos um sich greifenden Macht Napoleons ließ sich nicht vermeiden; und er führte nach dem furchtbaren Schlage von Jena und Auerstedt zum völligen Zu-

sammenbruch des preußischen Staates. Dieser schnelle und schmachvolle Zusammenbruch war nicht die Folge einer heillosen Zerrüttung und Entartung der Volkskraft, sondern einer falschen Führung und einer unfertigen Struktur des politischen Körpers. Die monarchische Leitung war der schwierigen Lage nicht gewachsen; und die monarchische Leitung war damals alles. Der preußische Staat war wie eine Maschine, deren Motor versagt. Alles kam hier auf den Impuls von oben an; blieb dieser aus, so stand die Maschine still. Es zeigte sich jetzt, daß das alte Preußen zwar ein Staat, aber noch nicht eine Nation war. Die Bevölkerung war noch nicht von staatlichem Geist durchdrungen, sie nahm noch nicht den lebendigen, leidenschaftlichen Anteil am Staate, der zu patriotischen Opfern und Anstrengungen treibt; der Staat wurde noch mehr wie eine von oben auferlegte Ordnung empfunden, als wie die notwendige Lebensform des Volkes selbst. Und wie das Volk so das Heer. Es war noch keine nationale Armee, die bei Jena und Auerstedt geschlagen worden war. Sie bestand aus Berufssoldaten, zum großen Teil sogar aus Ausländern, und hing mit der bürgerlichen Bevölkerung nur sehr lose zusammen. Der Krieg erschien überhaupt nicht als eine Angelegenheit der Nation, sondern als eine Sache der Regierung. Friedrich der Große hatte einmal gesagt, der friedliche Bürger solle es gar nicht merken, wenn der Soldat sich im Felde schlägt; und ganz aus dem Geiste des alten Systems stammten die bekannten Worte des Grafen von der Schulenburg, der der Berliner Bevölkerung bekanntmachte, daß der König eine Bataille verloren habe, und daß nun Ruhe die erste Bürgerpflicht sei. Wie anders war es in England und in Frankreich seit der Revolution! In England war es zwar eine aristokratische Minderheit, die sich als die Nation gebärdete, aber dieses Klassenregiment war

damals noch populär und gewährte immerhin der Welt das Bild einer freien, sich selbst regierenden Nation. Und in Frankreich hatte zwar der Bonapartismus die Freiheit beschränkt, aber die Gleichheit zum Fundament des Staates gemacht; und die demokratisch nivellierte Gesellschaft hatte sich seit dem Bastillesturm und der Nacht des 4. August mit der Idee des nationalen Staates durchtränkt. Es lag im Zuge der europäischen Entwicklung des Staatslebens, daß die Völker, in der Epoche des kontinentalen Absolutismus lediglich Objekt der Herrschaft, nun allmählich den Staat als ihre eigene Sache anzusehen lernen mußten, um das Maß von patriotischer Energie und politischer Leistungsfähigkeit zu erreichen, das in Frankreich seit der Revolution hervorgetreten war. Die Voraussetzung dieser Umwandlung war die Herstellung der persönlichen Freiheit in allen Schichten der Nation, die Beseitigung der Erbuntertänigkeit des Landvolkes, die Aufhebung der adeligen Standesprivilegien, die Durchführung des Grundsatzes staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit in Verbindung mit der allgemeinen Heeranziehung aller Stände zur Leistung der staatlichen Pflichten, namentlich zum Kriegsdienst und zur Steuerzahlung. Und der folgerechte Abschluß dieses großen Umschmelzungsprozesses mußte die Einführung einer repräsentativen Verfassung, der Übergang zu einer monarchisch-konstitutionellen Regierungsweise sein.

Es ist das Charakteristische der preußischen Entwicklung, daß diese Veränderungen im Staats- und Gesellschaftsleben mehr durch die Notwendigkeiten der politischen Lage, durch die Anstrengungen der Regierung zur Wiederaufrichtung des Staates und zur Befreiung von der Fremdherrschaft eingeleitet worden sind, als durch spontane Bewegung aus der Masse der Bevölkerung. Die Umbildung, soweit sie damals zu-

stande kam, ist ein Werk der hochsinnigen, aufgeklärten, geistes- und willensstarken Männer gewesen, die an der Spitze des Staates standen; sie konnten dabei zwar auf die patriotischen Sympathien der gebildeten Schichten des Volkes rechnen, aber sie sind bei diesen Schöpfungen doch nicht von einer wirksamen politischen Volksbewegung geleitet oder unterstützt worden. Die unvermeidlichen Kämpfe, die mit einer solchen Umwälzung der Staats- und Gesellschaftsordnung verbunden waren, sind damals in den Kreisen der Regierenden ausgefochten worden; der zähste und schwerste unter ihnen gleich am Anfang zwischen dem an den Überlieferungen der Autokratie festhaltenden Monarchen und den zur Reform drängenden Ministern, die ohne eine bedeutende Einschränkung der königlichen Selbstregierung nicht zu ihren Zielen gelangen konnten. Es ist der Kampf um die Kabinettsregierung, der entscheidend für die Frage der Reform geworden ist.

Die Nachfolger Friedrichs des Großen hatten trotz ihrer weit geringeren Regierungs- und Arbeitskraft an dem System der persönlichen Regierung festgehalten, wie er es gehandhabt und empfohlen hatte, wobei die Minister nicht als selbständige Ressortchefs, sondern als bloße Handlanger des königlichen Willens erschienen. Aber die Regierung aus dem Kabinett, wie sie die beiden großen Könige geführt hatten, war unter Friedrich Wilhelm III. zu einer Regierung durch das Kabinett geworden, bei der die vortragenden Kabinettsräte, zuletzt Beyme und Combarb, als die eigentlichen Regenten zwischen dem Monarchen und den Ministern standen, ohne irgendeine Verantwortlichkeit — da sie ja immer durch den Namen des Königs gedeckt waren — und ohne die für die Leitung der Geschäfte unentbehrliche Berührung mit den ausführenden Behörden. Außerdem fehlten beiden Männern, namentlich Combarb, der die auswärtigen Angelegen-

heiten vortrug, durchaus die persönlichen Eigenschaften eines leitenden Staatsmannes. Combarb ist durch den Gang der Ereignisse selbst von seiner Stelle entfernt worden; aber Beyme blieb und er bestärkte den König in seinen autokratischen Gewohnheiten und Neigungen, ohne daß beide zusammen den schwierigen Aufgaben der Lage auch nur entfernt gewachsen waren. Die Männer, die bei dem Umschwung von 1806 nun durch ihre Talente und ihre persönlichen Eigenschaften an die Spitze kamen, Stein und Hardenberg, suchten vor allem Beyme von der Person des Königs zu entfernen und an die Stelle der Kabinettsregierung eine Regierung durch die Minister selbst zu setzen. Stein, der dabei mit rücksichtsloser Schroffheit zu Werke ging, ist zunächst gescheitert: er wurde am 3. Januar 1807 in höchst ungnädiger Weise entlassen; Hardenberg gelang es dann zwar, durch kluge Geschmeidigkeit und geschickte Benützung der Umstände die Stellung eines Premierministers unter Ausschluß des bisher maßgebenden Einflusses des Kabinettsrates zu erlangen (26. April 1807). Aber diese Kombination beruhte noch nicht auf einer dauerhaften Grundlage, und als Hardenberg bei dem Friedensschluß auf Geheiß Napoleons entlassen wurde, da hatte Stein, der nun sein Nachfolger im Ministerium wurde, noch einmal um die Beseitigung des Kabinettsrates zu kämpfen, die nach einem längeren Provisorium erst im Juni 1808 erreicht worden ist. Stein war, wie Hardenberg, der erste und leitende Minister. Als er Ende 1808 nach einjähriger Wirksamkeit aus dieser Stelle scheiden mußte, weil sein Plan, einen Volksaufstand gegen die Franzosen zu entfesseln, durch einen aufgefangenen Brief Napoleon bekannt geworden war, und der König sich damals nicht zum Losschlagen entschließen konnte, da trat zunächst ein Ministerkollegium ohne Premierminister (das Ministerium Dohna-Altenstein) an die Spitze der Geschäfte.

Es konnte aber der finanziellen Schwierigkeiten, die durch die unerschwingliche Kontributionslast geschaffen waren, nicht Herr werden, und so kam es 1810 dazu, daß Hardenberg abermals als Premierminister, jetzt mit dem Titel eines Staatskanzlers, die Leitung der Geschäfte übernahm. In dieser Stellung ist er bis zu seinem Tode (1822) geblieben. Das Steinsche Ministerium, Oktober 1807 bis November 1808, und Hardenbergs Staatskanzleramt, hauptsächlich in der Zeit von 1810 bis 1820, sind die Epochen der großen Reformgesetze, durch die das neue Preußen des 19. Jahrhunderts geschaffen worden ist.

Die beiden Männer waren einig in der Überzeugung von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform, in dem Gegensatz gegen das alte preussische System; aber im übrigen gingen ihre Ziele weit auseinander. Steins Ideal war ein Staatswesen, das auf der freien Selbsttätigkeit der Bürger, auf Gemeininn und einem vaterländisch-religiösen Geiste beruhte. Ihm kam es vornehmlich darauf an, die bestehenden Klassen am Staate zu interessieren. Dabei stand ihm das Beispiel Englands mit seiner Selbstverwaltungsaristokratie vor den Augen und daneben das, was er die alte deutsche Verfassung nannte, d. h. das Staatsleben vor der Einführung des militärisch-bürokratischen Absolutismus, mit den Landständen, die er zeitgemäß reformieren wollte, und mit den bäuerlichen Erbtägern seines früheren westfälischen Amtsbezirks. Selbstverwaltung als Grundlage und zugleich als erziehende Vorbereitung für einen gesunden Verfassungsstaat — das war das Hauptziel seiner organisatorischen Pläne. Er wollte einen reichen, vornehmen Adel ohne die sozialen Standesprivilegien, an denen die ihm wenig sympathischen ostelbischen Junker festhielten, aber mit politischem Einfluß und politischem Pflichtbewußtsein; daneben einen starken und

freien Bauernstand und ein Bürgertum, das in freien Zünften und Kommunalverbänden genossenschaftlich organisiert war, aber ohne die ängstliche Absonderung vom platten Lande, wie sie damals bestand. Allgemeine Wehr- und Steuerpflicht verstanden sich dabei von selbst. Und diese ganze neue Organisation wollte Stein in den Dienst des deutschen Gedankens stellen. Er war kein geborener Preuße und ist niemals ein preussischer Partikularist geworden. Wenn er für Preußen wirkte, so hatte er dabei Deutschland und dessen politische Regeneration im Auge, ohne daß er freilich ganz klare und bestimmte Vorstellungen darüber gehabt hätte, wie das neue Deutschland aussehen sollte. Er hatte früher an die Erhaltung der alten Reichsverfassung gedacht; später ist er mehr einem friedlichen Dualismus der beiden Großstaaten Preußen und Österreich geneigt gewesen. Jedenfalls war er das, was man heute einen Großdeutschen nennt; die Lösung der deutschen Frage, wie sie Bismarck gelungen ist, wäre nicht nach seinem Sinn gewesen.

Auch Hardenberg war kein geborener Preuße, aber ein deutscher Patriot wie Stein ist er nie gewesen. Seine politischen Pläne und Interessen beschränken sich auf den preussischen Staat, und bei dessen Umbildung schwebte ihm das Beispiel des bonapartistischen Frankreich mit seiner streng zentralisierten, bürokratischen Verwaltung vor Augen. Er war recht eigentlich der Vertreter der modernen Zeitströmungen, wie sie damals überall zutage traten. Es ist der Grundgedanke der großen Rigaer Denkschrift von 1807, in der er sein Reformprogramm entwickelt, daß sich Preußen dem Zeitgeist anbequemen müsse, wie er sich in den Schöpfungen der französischen Revolution kundgegeben habe. Selbst Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, der Sproß eines der ältesten und vornehmsten hannoverschen Adelsgeschlechter, hat er

doch kein Bedenken getragen, die Beseitigung der Adelsvorrechte, wenn auch nicht des Adels selbst, anzuregen und den Grundsatz der Freiheit und Gleichheit im staatsbürgerlichen Sinne zu vertreten. »Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung«: das war die Quintessenz seiner Reformvorschläge; er war für die Mobilisierung der Gesellschaft, für die Mobilisierung des Grundbesitzes, für die absolute Gewerbefreiheit. Das alles waren keine tiefgründigen Überzeugungen bei ihm, wie bei Stein; vieles war ihm mehr von außen angeflogen: er ist zeitweise auch durch Steins und anderer Ideen sehr stark beeinflusst worden. Er war ein ausgesprochener Opportunist und gehorchte immer der allmächtigen Stunde; aber er wurzelte mit seinem ganzen Wesen doch in dem Geist der Aufklärung, aus dem die napoleonische Staatsordnung hervorgegangen war, und blieb in seinem Herzen immer ein liberaler Bürokrat.

Die Ergebnisse der Reformgesetzgebung, die von so verschiedenen Standpunkten aus ins Werk gesetzt worden ist, lassen sich in folgenden Hauptstücken kurz zusammenfassen.

1. Die gesellschaftlichen Grundlagen des Staates wurden in tiefgreifender und umfassender Weise neu geordnet; an Stelle der feudal-ständischen Gesellschaftsordnung wurde die Idee der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit durchgeführt. Alle ständischen Vorrechte im Grundeigentumserwerb wurden aufgehoben; die ausschließliche Berechtigung des Adels zum Erwerb von Rittergütern hörte auf. Den erbuntertänigen Bauern wurde durch das Edikt vom 9. Oktober 1807 die persönliche Freiheit verliehen, aber die Gefahr der Einziehung von Bauernland zu den Rittergütern, die Friedrich der Große so entschieden bekämpft hatte, und der auch Stein entgegentrat, wurde dabei nicht vermieden. Die sogenannte

Regulierungsgesetzgebung, die die Ablösung der Frondienste und die Herstellung eines freien bäuerlichen Eigentums zum Ziel hatte, stellte zunächst für die Masse der bäuerlichen Bevölkerung, die sogenannten Cossiten, die ein schlechteres Besitzrecht hatten als die Erbpächter und Erbzinsleute, den Grundsatz auf (Edikt vom 14. September 1811), daß der Bauer freies Eigentum an seinem Hofe gegen Abgabe der Hälfte oder eines Drittels des Landes an den Gutsherrn erwerben sollte. Diese für den Bauernstand noch verhältnismäßig günstige Bestimmung ist aber unter dem Einfluß agrarischer Reaktion im Jahre 1816 dahin deklariert worden, daß die Regulierbarkeit beschränkt wurde auf die spannfähigen Bauernhöfe alten Bestandes, d. h. auf solche, die in einem bestimmten Jahre (meist 1763, wo der strenge Bauernschutz Friedrichs des Großen in der Mehrzahl der Provinzen eigentlich erst begann) bereits vorhanden gewesen waren. Eine große Menge von kleinen (nicht spannfähigen) und von neubegründeten Stellen wurden dadurch von der Regulierung ausgeschlossen und der Aufsaugung durch den Großgrundbesitz preisgegeben. Neben einer ziemlich großen Anzahl von Bauern mit freiem Eigentum entstand so durch die Reform, die übrigens schleppend durchgeführt wurde und erst 1850 ihren Abschluß erhielt, zugleich ein zahlreicher Stand von Gutstagelöhnern, die ein besitzloses ländliches Proletariat darstellten.

Die bisherige Trennung zwischen Stadt und Land hörte auf; die sogenannten städtischen Nahrungen, die bisher den Stadtbürgern allein vorbehalten gewesen waren, blieben nicht mehr auf die Städte beschränkt: Handwerk und Kleinhandel durften auch auf dem Lande getrieben werden. Aller Zunftzwang, alle Zwangs- und Bannrechte für den Verkehr mit Lebensmitteln wurden aufgehoben. Durch zwei Edikte, vom 2. No-

ember 1810 und vom 7. September 1811, wurde schließlich eine völlige Gewerbe-freiheit, nach dem französischen Muster, in Verbindung mit einer Patentsteuer eingeführt; die Zünfte wurden dadurch zwar nicht gerade aufgelöst, aber sie verloren den Boden unter den Füßen. Diese Durchführung einer schrankenlosen Gewerbefreiheit war eine verfrühte Maßregel, die später, 1845, durch eine maßvoll vermittelnde Gewerbeordnung, und 1849 gar durch die Wiederherstellung des Zunftzwanges für die wichtigsten Handwerke abgelöst wurde, um erst in der Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes von 1867 im Prinzip endgültig durchzudringen.

2. Die Niederreißung der ständischen Schranken bahnte den Weg für die allgemeine Wehrpflicht, die Scharnhorst in langem, zähem Kampfe schon im Prinzip durchgesetzt hat, die aber erst durch Boyen, gegenüber den nach dem Frieden sich wieder regenden reaktionären Tendenzen, durch das Wehrgesetz vom 3. September 1815 endgültig festgelegt worden ist. Die ausländische Werbung war schon früher beseitigt worden; nun fielen auch die Exemtionen des Kantonreglements für die privilegierten Gesellschaftsklassen. Die allgemeine Wehrpflicht erschien als die Kehrseite des allgemeinen Staatsbürgerrechtes. Die militärische Disziplin wurde jetzt mehr auf das Ehrgefühl begründet als auf den Straskodex; die grausamen und entehrenden Strafen des 18. Jahrhunderts waren schon 1808 abgeschafft worden. Der Dienst im Heere wurde eine Ehrenpflicht, die jeder wehrfähige Mann erfüllen sollte; er hörte auf, für die Mannschaften ein Lebensberuf zu sein. Die Dienstpflicht in der Linienarmee wurde auf 5 Jahre beschränkt, 3 Jahre Präsenz, 2 Jahre Reserve; für die gebildeten und vermögenden jungen Leute, die Angehörigen der früher eximierten Klassen, wurde das Institut der Einjährig-Frei-

willigen eingeführt. Die ausschließliche Berechtigung des Adels zu den Offizierstellen hörte auf; im Frieden sollten nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur Mut und Umsicht bei der Beförderung entscheiden. Neben die Linienarmee trat in völlig abgesonderter Stellung, unter besonderen, nicht berufsmäßigen Offizieren, die Landwehr in zwei Aufgebots mit je siebenjähriger Dienstzeit. Die Landwehr ersten Aufgebotes, in die man nach Beendigung des Dienstes im stehenden Heer übertrat, war im Kriege der stehenden Armee völlig gleichgestellt, im Frieden sollte sie nur wenige Wochen zur Übung eingezogen werden. Das Heer, und ganz besonders die Landwehr, sollte das Volk in Waffen sein. Allerdings konnte in den nächsten Jahrzehnten bei der niedrigen Präsenzziffer der Linie (136 000 Mann) kaum ein Drittel der Wehrpflichtigen wirklich eingestellt werden, und in der Landwehr konnte bald die vorgeschriebene Mannschaftszahl des ersten Aufgebotes (163 000 Mann) nur unter Einstellung ungedienter Leute erreicht werden. Hier lag ein Mangel, der erst viel später (1860) durch Erhöhung der Präsenzstärke beseitigt worden ist, unter gleichzeitiger engerer Verbindung von Linie und Landwehr, wie sie freilich nicht den Absichten Scharnhorsts und Boyens entsprach.

3. Sehr große Schwierigkeiten machte die Neuordnung der Finanzen. Über eine Milliarde Franken war von den Franzosen dem Lande abgepreßt worden, und die finanzielle Leistungsfähigkeit der Bevölkerung hatte dauernd gelitten. Erst im Jahre 1820 ist man zu einer befriedigenden Ordnung der Staatsschuld und zu einer Regelung des Staatshaushaltes überhaupt, mit einem Nettobudget von 50 Millionen Talern, gelangt. Die Umgestaltung des Steuerwesens ging aus von der Beseitigung der Akzise, die schon wegen der durch sie bedingten Trennung von Stadt und Land fallen

mußte. Die Konsumtionsabgaben wurden auf wenige besonders ertragreiche Artikel (Bier, Branntwein, Wein, Tabak) beschränkt und gleichmäßig in Stadt und Land erhoben (1819). Die Grundsteuern, von denen der Adel in den meisten Provinzen frei war, blieben trotz des Versprechens der Aufhebung aller Steuerprivilegien (1810) unverändert und sind erst 1861 neu geregelt worden. In den Städten traten neue Grund- und Gebäudesteuern an die Stelle der alten Servisumlagen für die Einquartierung. Die 1810 eingeführte Gewerbesteuer wurde mit einigen Veränderungen 1820 beibehalten. Zur Ergänzung des Ausfalls, den die Aufhebung der Akzise verursachte, trat (1820) eine abgestufte Personensteuer ein, die sogenannte Klassensteuer, die aber in den größeren Städten durch eine Mahl- und Schlachtsteuer ersetzt werden durfte. Im alten Preußen hatten die indirekten Steuern überwogen, in der neuen Ordnung überwogen die direkten. Mit der Akzise fielen auch die lokalen Zölle; es wurde jetzt (1818) ein Grenzzollsystem mit mäßigen Schutzzöllen eingerichtet. Dies war der erste Versuch, von den Grundsätzen des alten hochschutzzöllnerischen Merkantilsystems abzugehen und die Grundsätze Adam Smiths in der Praxis anzuwenden. Das preußische Zollsystem von 1818 ist auch die Grundlage für den deutschen Zollverein geworden.

4. Das Behördenwesen erfuhr eine durchgreifende Neuordnung. An die Stelle der unzusammenhängenden und schwerfälligen alten Zentralbehörden trat ein kollegialisches Staatsministerium aus fünf Fachministern (für Auswärtiges, Krieg, Finanzen, Inneres, Justiz), das allerdings durch das Staatskanzleramt beinahe mediatisiert wurde. Der Staatsrat ist (1817) nicht in Steins Sinne als eine oberste Regierungsbehörde, sondern nur als eine Art von Beamtenparlament zur Vorberatung neuer Gesetze eingerichtet

worden. An die Spitze der Provinzen, die als historisch-politische Individualitäten erhalten blieben, wurden die Oberpräsidenten gestellt, die erforderlichenfalls als eine Art Zivilgouverneure mit den kommandierenden Generalen zusammenwirken sollten und zugleich als Regierungspräsidenten an der Spitze der Bezirksregierungen ihres Amtes saßen. Die Regierungen sind die Nachfolger der alten Kriegs- und Domänenkammern, während die alten Regierungen nun zu Ober-Landesgerichten umgestaltet wurden. Die neuen Regierungen erhielten jetzt die Hoheits-, Kirchen- und Schulsachen, die früher bei den alten Regierungen gewesen waren, und verloren die Rechtsprechung in Dominalprozessen und Verwaltungstreitsachen, die die alten Kammern gehabt hatten. Es trat eine völlige Trennung zwischen Justiz und Verwaltung ein. Die neuen Verwaltungsbehörden waren anfänglich in vier, später in drei Abteilungen gegliedert (Inneres, Kirchen- und Schulsachen, Domänen und Forsten und direkte Steuern) und behielten eine kollegialische Organisation, im bewußten Gegensatz gegen das französische Präfektensystem. Die ständischen Repräsentanten, die Stein zuziehen wollte, haben sich in der Praxis nicht bewährt und sind nicht wirklich eingeführt worden. Unter den Bezirksregierungen sollte nach Steins Plänen das Gebiet der Bureaukratie aufhören und die Selbstverwaltung ausschließlich herrschen. Aber auf dem platten Lande ist es nicht gelungen, diese Pläne zu verwirklichen. Statt dessen versuchte vielmehr Hardenberg durch das Gendarmerie-Edikt von 1812 in den Kreisen, die jetzt auch die kleinen Städte mit umfaßten, einen bureaukratischen Kreisdirektor statt des alten Landrates einzuführen. Die Maßregel scheiterte aber an dem Widerstande des Adels; sie wurde 1814 suspendiert, und die alten Landräte traten mit einer

In Breslau begann die Wiedererhebung Preußens gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft. Aus allen Teilen Deutschlands sammelten sich hier die Freiwilligen, welche bereit waren, mit ihrem Leben die Freiheit des Vaterlandes zu erkaufen. Die große Zahl begeisterter Streiter ermutigte den König, den bekannten «Aufruf an mein Volk» zu erlassen, welchem kurz darauf die offizielle Kriegserklärung an Frankreich folgte.

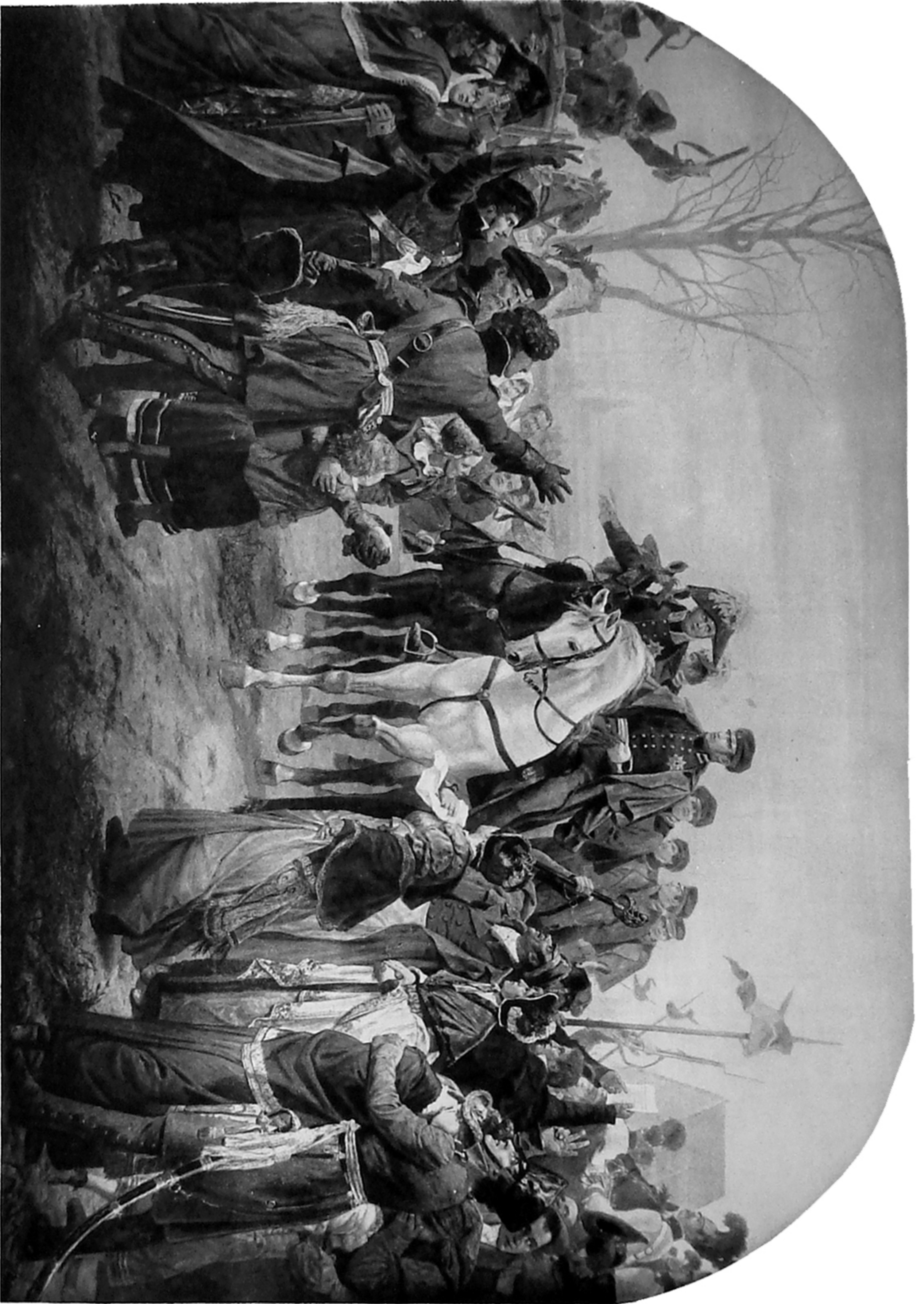
Das Bild stellt den Moment dar, als der König von Preußen, vom Kaiser von Rußland begleitet, die Freiwilligen vor den Toren Breslaus begrüßt, die ihm stürmisch zuzubehln.



1. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen; 2. Alexander, Kaiser von Rußland; 3. Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen; 4. Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder des Königs; 5. Wilhelm, Prinz von Preußen, zweiter Sohn des Königs; 6. Scharnhorst; 7. Körner; 8. Jahn; 9. Friesen; 10. Freiwillige Jäger; 11. Professor Sielens; 12. Staatsrat von Bippel; 13. Kürassier vom 1. Kürassierregiment.

GEORG BLEIBTREU

AUFRUF AN MEIN VOLK,
BRESLAU, 17. MÄRZ 1813



neuen Instruktion (1816) wieder an die Spitze der umgestalteten Kreise. Patrimonialjustiz und gutsherrliche Polizei blieben auf dem Lande in den Ostprovinzen noch erhalten, sehr gegen die Absichten Steins; sie sind erst 1849 und 1872 verschwunden.

Nur in den Städten ist Steins Idee der Selbstverwaltung verwirklicht worden. Die Städteordnung vom 19. November 1808 beseitigte die bureaukratische Bevormundung der Städte durch den Steuerrat und gab ihnen die volle kommunale Selbstverwaltung, wobei allerdings Gericht und Polizei vom Staat übernommen wurden. Einem Magistratskollegium aus besoldeten und unbesoldeten Stadträten, die auf sechs Jahre gewählt wurden, trat in sehr bedeutender Stellung eine gleichfalls von den Steuerzahlern gewählte Stadtverordnetenversammlung zur Seite, mit dem Recht der Geldebewilligung und der Kontrolle des Magistrats, der eigentlich nur als die Ausführungsbehörde ihr gegenüber erschien. Der Schwerpunkt der laufenden Geschäfte lag in gemischten Deputationen aus Magistratsmitgliedern und Bürgern, die im unbezahlten Verwaltungsdienst mit persönlicher Verantwortung tätig waren. Die Organisation hat sich im großen und ganzen durchaus bewährt, wenn sich auch später manche Veränderungen, namentlich in dem Verhältnis von Magistrat und Stadtverordneten, sowie hinsichtlich des Maßes der Staatsaufsicht, als nötig erwiesen haben.

Blieb die Organisation der lokalen Selbstverwaltung in den Anfängen stecken, so ist vollends das Projekt einer Nationalrepräsentation, das mehrfach in königlichen Verordnungen angekündigt worden war (1808, 1810, 1815), ganz unausgeführt geblieben. Hardenberg hat noch im Jahre 1819 einen Plan dazu entworfen, der einen Stufenbau von Kreis-, Provinzial- und Landesrepräsentation ins Auge faßte; aber die reaktionäre Wendung,

die eben damals die preußische Politik nahm, hat dessen Verwirklichung dauernd gehindert. Schon vor Hardenbergs Tode siegte die feudale Reaktion, und mit der Einrichtung der Provinziallandtage (1823) kehrte man zu ständischen Prinzipien zurück, statt eine Entwicklung im konstitutionellen Sinne anzustreben. Die konstitutionellen und die eng damit verbundenen deutsch-nationalen Bestrebungen wurden bald als staatsgefährlich und revolutionär gebrandmarkt und verfolgt.

So ist das Ziel, das die Reformer sich anfangs gesteckt hatten, nicht völlig erreicht worden, aber der entscheidende Übergang zu neuen politischen und sozialen Daseinsformen war ohne große innere Erschütterungen vollzogen worden. Der preußische Staat bewahrte seinen militärisch-bureaukratischen Charakter, das stehende Heer behielt ein aristokratisches Offizierkorps und blieb eine wesentlich monarchische Institution, auch die Landwehr verlor mehr und mehr das ursprüngliche Gepräge einer Miliz, aber es waren doch Keime in dieses Staatswesen gelegt worden, die in ihrer späteren Entfaltung, freilich unter Mitwirkung ganz neuer Faktoren, zum Verfassungsstaat, zur Durchführung der Selbstverwaltung und zur politischen Regeneration Deutschlands geführt haben.



Preußens Erhebung und der Frühjahrsfeldzug 1813

Von Ottomar Freih. von der Osten-Sacken und von Rhein.

Mit einem Heere, wie es die Welt noch nicht gesehen, war Napoleon nach Rußland gezogen. Es war untergegangen, und von den 612000 Mann, die es gezählt, kehrten Mitte Dezember 1812, abgesehen von den 66000 Mann der vornehmlich aus Preußen und Österreichern

bestehenden Flügelheere, kaum 45000 Mann in völlig unbrauchbarem Zustande über den Njemen zurück.

Napoleon befand sich nicht mehr bei ihnen. Am 5. Dezember hatte er seinem Schwager Murat den Oberbefehl übergeben und war nach Paris geeilt, wo er bereits am 18. Dezember eintraf und alsbald an die Bildung einer neuen großen Armee ging, mit der er im Frühjahr seinen Ansturm auf Rußland wiederholen wollte. Inzwischen sollte sich Murat am Njemen behaupten.

Fast schien sich diese Hoffnung zu erfüllen. Auch die Russen hatten gewaltige Verluste erlitten, und groß war bei ihnen das Verlangen nach Frieden. So willigte denn der Zar in die Einstellung des Vormarsches, zumal es ihm bisher nicht gelungen war, Preußen und Österreich zu gewinnen. Doch da erhielt der Krieg einen neuen Anstoß. Nur aus Zwang hatten Preußen und Österreich Napoleon heeresfolge geleistet. Schon hatten sich ihre leitenden Staatsmänner, der Freiherr von Hardenberg und der Graf Metternich, verständigt, versuchen zu wollen, aus dem Kriege herauszukommen. Der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps, General von York, hatte bereits früher eine bezügliche Weisung erhalten.

Yorks Korps gehörte zu dem französischen Korps Macdonald. Mitte Dezember stand dieses noch vor Riga. Erst am 18. Dezember brach Macdonald von hier auf. Glücklicherweise entging er dem russischen Korps Wittgenstein, das ihm den Weg verlegen sollte, und gelangte nach Tilsit. Doch York war einen Tagemarsch zurückgeblieben, und diesen Umstand benutzte er und schloß am 30. Dezember mit Wittgensteins Generalquartiermeister Diebitsch in der Nähe von Tauroggen eine Konvention, durch die sein Korps für neutral erklärt wurde.

Die Kunde hiervon rief in ganz Preußen einen wahren Sturm hervor. Laut ver-

langte das bereits in der höchsten Erregung befindliche Volk den Anschluß an Rußland. Doch dieser war noch nicht möglich. Preußen war militärisch gar nicht vorbereitet. Die wenigen verfügbaren Truppen über das ganze Land zerstreut, der König selber zu Potsdam im französischen Machtbereich. Außerdem war es nicht einmal sicher, ob der Zar gewillt oder in der Lage wäre, den Krieg angriffsweise fortzusetzen. Zu alledem kam nun noch eine berechtigte Besorgnis vor Rußlands Ausdehnungstrieb, die dem Könige, zumal bei seiner Scheu vor Napoleon, eine gemeinsame Vermittlung mit Österreich wünschenswerter erscheinen ließ. So blieb keine Wahl: zunächst mußte Napoleons Mißtrauen besänftigt werden, um Zeit zur Klärung der Lage und zu Rüstungen zu gewinnen. Demgemäß wurde die Konvention verworfen und der Flügeladjutant Major von Platner am 5. Januar abgeandt, um York zu verhaften. Doch erhielt er noch einen geheimen Auftrag: er sollte dem Zaren ein Bündnis anbieten.

In der Nacht zum 20. Januar kehrte Platner zurück. Zu York hatte er nicht durchkommen können, so daß dieser sein Kommando behielt, dagegen hatte er den Zaren gesprochen, der sich sofort bereit erklärte, ein Bündnis zu schließen. Der König verließ Potsdam und begab sich nach Schlesien, das von Franzosen frei war. Am 25. traf er in Breslau ein. Nun endlich wurde im großen gerüstet. Inzwischen waren die Russen gegen die untere Weichsel vorgegangen. Murat setzte seinen Rückzug bis Posen fort und verließ am 17. Januar die Armee, nachdem er tags zuvor den Oberbefehl an den Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, übergeben hatte.

Da die Russen zunächst an der unteren Weichsel stehen blieben, der Fürst Schwarzenberg aber mit den Österreichern, den Sachsen unter Reynier und

den Polen unter Poniatowski Warschau gegen die heranrückende russische Hauptarmee deckte, so konnte Eugen daran-gehen, seine Heeresreste zu ordnen. Aus dem brauchbaren Teil wurde bei Posen ein schwaches Korps gebildet, und der unverwendbare Rest zurückgeschickt.

Ostpreußen war jetzt frei, und ungesäumt wurden seine Hilfsmittel für den Kampf zur Befreiung des Vaterlandes organisiert. Den Anstoß gab der Freiherr von Stein, der am 22. Januar mit einer Vollmacht des Zaren in Königsberg erschien, und auf dessen Betreiben am 5. Februar die Abgeordneten der Stände zusammentraten und die Errichtung einer Landwehr von 20000 Mann beschloßen. Es war ein unvergeßliches Vorbild, welches gerade diejenige Provinz gab, die am meisten gelitten hatte.

Inzwischen hatte Metternich seine die Stärkung der Zwischenmächte bezweckende Vermittlung eingeleitet. Doch Napoleon verweigerte jegliche Zugeständnisse. Nun sollte ihn aber eine Verschlechterung seiner militärischen Lage dazu zwingen. Preußen wurde durch die Ablehnung einer französischen Beteiligung an der Vermittlung in die Arme Rußlands getrieben, während Schwarzenberg Warschau räumen mußte und hinter die Pilica zurückging, Reynier und Poniatowski sich selber überlassend. Ersterer wurde am 13. Februar von dem General von Winkingerode bei Kalisch eingeholt und geschlagen, letzterer auf Czenstochau abgedrängt.

Eugen hatte Posen bereits am 12. Februar geräumt und war auf Frankfurt zurückgegangen. Aber auch hier hielt er sich nicht für sicher, zumal die Kosaken schon bis Berlin streiften; er setzte deshalb seinen Rückzug alsbald bis dorthin fort. Die Ausichtslosigkeit, von Napoleon Zugeständnisse zuerlangen, und die Zurückweisung seitens Österreichs ließen Preußen nur noch den Anschluß an Rußland. Da aber Napoleon nur schon zuviel Zeit

für seine Rüstungen gehabt hatte, durfte man nicht noch länger zögern. Deshalb wurde am 9. Februar der Oberst von dem Kneisebeck abgesandt, um das Bündnis abzuschließen.

Doch die Verhandlungen kamen nicht vorwärts. Der Zar verlangte ganz Polen für sich und wollte Preußen durch Sachsen vergrößern. Um Preußen gefügig zu machen, blieben die Russen jetzt abermals stehen, die Hauptarmee bei Kalisch, Wittgenstein bei Driesen. Schließlich gab der Zar etwas nach, während sich Preußen mit der Anwartschaft auf einen kleinen Teil Polens und auf noch zu erobernde Länder begnügte. So wurde das Bündnis am 26. Februar zu Breslau, am 27. zu Kalisch unterzeichnet.

Eugen selber räumte der preussischen Regierung das letzte Hindernis für die öffentliche Erklärung ihres Anschlusses an Rußland aus dem Wege, indem er freiwillig Berlin am 4. März räumte und bei Wittenberg über die Elbe zurückging. Am 11. März hielt Wittgenstein, am 17. York seinen Einzug in Preußens Hauptstadt.

Bereits zwei Tage vorher war der Zar nach Breslau gekommen und damit das Bündnis offenkundig geworden. Am 17. erschienen der Aufruf des Königs »An mein Volk« und die von dem 10. März, dem Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise, datierte Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes und die Landwehrordnung. Die Errichtung der freiwilligen Jägerdetachements, die ebenso wie das Lütkow'sche Freikorps die Blüte der Nation in sich vereinigten, sowie die Aufhebung der Befreiungen von der Wehrpflicht waren schon unter dem 3. und 9. Februar angeordnet worden. Die Wirkung all dieser Erlasse war eine gewaltige, nicht zu beschreibende. »Das Volk stand auf, der Sturm brach los«, so sang der Dichter. Und wie sein Blut, so war jeder auch bereit, sein Gut für das Vaterland zu opfern. »Gold gab ich

für Eisen: diese Inschrift in den eingetauschten eisernen Trauringen ward zum Wahlspruch für das ganze Volk. Es war eine große Zeit.

Groß war denn auch das Ergebnis der Rüstungen. Preußen, das noch nicht 5 Millionen Einwohner zählte, stellte sofort 56600 Mann guter Truppen ins Feld, während sich in zweiter Linie noch 78000 Mann befanden, und 120000 Mann Landwehr in der Bildung begriffen waren. Und hierzu kam die sieggewohnte russische Armee, die 79000 Mann zählte, ungerechnet 115000 Mann Reserven und Truppen in den Weichselländern. So konnten die Verbündeten einschließlich einiger tausend Hanseaten usw. bei Beginn des Feldzuges Napoleon in erster Linie 142000 Mann entgegenstellen.

Aber auch Frankreich hatte gewaltig gerüstet. Schon standen wieder, abgesehen von den Festungsbefähungen, 88000 Mann unter Eugen im Felde, während sich 135000 Mann am Main und 20000 am unteren Rhein sammelten. Dies waren 243000 Mann, denen bis zum Waffenstillstand noch 90000 nachfolgen konnten. Zwar wies dieses Heer zahlreiche Mängel auf, dafür aber führte es ein Feldherr, der nicht seinesgleichen hatte.

So hing der glückliche Ausgang des Kampfes für die Verbündeten von der Stellungnahme Österreichs ab. Zu seinem Unglück unterschätzte Napoleon die Entschlossenheit der österreichischen Regierung, obwohl sie stark rüstete; er glaubte sie erkaufen zu können. Doch Österreich wies die ihm angebotene Teilung Preußens zurück, und als Napoleons Gesandter Marbonne Bundeshilfe verlangte, erklärte Metternich am 1. Mai, »Österreich habe die Rolle des Vermittlers übernommen, das Bündnis sei erloschen«. Schon war auch der König von Sachsen, der sich daraufhin nach Prag begeben hatte, durch die Gewährleistung seines von den Verbündeten bedrohten Besitz-

standes für die österreichische Vermittlung gewonnen worden.

An der unteren Elbe fand der erste größere Zusammenstoß statt. Hier räumten die Franzosen Hamburg, wo Unruhen entstanden waren, welches am 18. März von dem Kosakenoberst von Tettenborn besetzt wurde. Zur Unterstützung des nunmehr auch auf dem linken Elbufer ausgebrochenen Aufstandes sandte Wittgenstein zwei weitere Streifkorps unter den Generalen von Dörnberg und Tschernitschew dorthin. Am 2. April erschienen beide vor Lüneburg, wo tags zuvor der französische General Morand eingerückt war, um es für seine Teilnahme an dem Aufstande zu strafen. Morands ganze Abteilung wurde vernichtet. Doch jetzt nahte von der mittleren Elbe her der Marschall Davout, während von Wesel her der General Vandamme im Anmarsch war. Ende April mußten die Verbündeten das ganze linke Elbufer räumen, und Davout wandte sich gegen Hamburg. Noch hielt Dänemark, das zu den Verbündeten neigte, seine Hand über der Stadt; zog es sie fort, war deren Schicksal besiegelt.

Inzwischen hatten die Franzosen am 26. März Dresden geräumt, und Eugen 50000 Mann zwischen Magdeburg und Möckern vereinigt. Hier griff ihn Wittgenstein, der den Oberbefehl über den rechten Flügel der Verbündeten erhalten hatte, am 5. April an und schlug seine Vortruppen. Infolgedessen ging Eugen trotz doppelter Übermacht über die Elbe zurück. Auch Wittgenstein überschritt den Fluß, blieb aber, durch die Weisungen des Oberbefehlshabers Kutusow festgehalten, an der unteren Saale stehen. Der General von Blücher war unterdessen mit dem linken Flügel über Dresden nach Altenburg vorgegangen, wo er zu seinem tiefen Verdruß ebenfalls stehen bleiben mußte.

Die russische Hauptarmee, die Kutusow bis zum 7. April bei Kalisch gelassen

hatte, gelangte erst am 24. nach Dresden. In Bunzlau erkrankte Kutusow und bereits am 28. verschied er. Sein Tod war ein Glück für die Verbündeten, die sein Zaudern um die anfangs möglich gewesenem Erfolge gebracht hatte. Zwar war auch ihr nomineller neuer Oberbefehlshaber Wittgenstein (der tatsächliche war jetzt der Zar) Napoleon nicht gewachsen; er erwies sich aber wenigstens nicht als Hemmschuh.

Kutusows Zögern hatte es Napoleon ermöglicht, seine Hauptarmee vom Main bis zur mittleren Saale vorzuschieben. Am 25. April traf er selber in Erfurt ein. Sein Plan war: die Saale bei Naumburg zu überschreiten und sich in der Richtung auf Leipzig mit Eugen zu vereinigen. Ohne die entsandten und die noch nicht eingetroffenen Heeresteile verfügte er über 152000 Mann.

Ihm gegenüber geboten die Verbündeten über 101000 Mann, die am 25. April noch weit auseinandergezogen standen. Es war daher für sie ein um so größeres Glück, daß der Feind nicht sofort vorgehen konnte, denn dadurch gewannen sie Zeit, sich zu vereinigen.

Am 29. April trat Napoleon endlich den Vormarsch an. Eugen, der bereits tags zuvor Halle hatte vergeblich angreifen lassen, ließ das schwach besetzte Merseburg fortnehmen, während der Marschall Ney von Naumburg gegen Weißenfels vorging und die gegenüberstehende russische Kavallerie zurückdrängte. Am 1. Mai wurde der Marsch fortgesetzt, und es kam hierbei in der Gegend von Rippach abermals zu einem Gefecht mit der russischen Reiterei. Napoleon erwartete jetzt, bei der Fortsetzung seiner Bewegung auf Leipzig, in der Flanke angegriffen zu werden. Er beschloß deshalb, am 2. Mai Ney bei Kaja und Groß-Görschen stehenzulassen und die hinteren Korps erst näher heranzuziehen; nur Eugen sollte Leipzig besetzen.

Was er erwartet hatte, geschah. Während

Eugen am Morgen des 2. Mai das von dem General von Kleist besetzte Leipzig angriff, wurde Ney gegen Mittag bei Groß-Görschen von der Hauptarmee der Verbündeten, die sich bei Pegau vereinigt hatte, aber infolge von Entsendungen nur noch 33600 Preußen und 36200 Russen zählte, angegriffen. Da Wittgenstein seine Russen schonte und die Preußen sich in zeitraubenden Dorfgesechten verbluten ließ, konnte Napoleon inzwischen eine fast doppelte Übermacht vereinigen. Unter Umfassung beider Flügel der Verbündeten, warf er jetzt ihre durch den heißen Kampf erschütterte Mitte zurück. Er bezahlte seinen Sieg mit einem Verlust von 22000 Mann, während die Verbündeten 11500 Mann einbüßten. Unter den Opfern der Schlacht befand sich der tödlich verwundete General von Scharnhorst, der Reorganisator der preußischen Armee und als solcher der Waffenschmied der deutschen Freiheit.

Am Morgen dieses Tages hatte der General von Bülow Halle erobert.

Die Preußen wichen auf Meissen, die Russen auf Dresden zurück. Napoleon folgte ihnen, während Ney gegen Torgau vorgehen mußte. Wenn auch nicht ohne heftige Gefechte ihrer Nachhut, so doch ohne größere Verluste erreichten die Verbündeten das rechte Elbufer. Jetzt aber drohte der Koalition eine schwere Gefahr, denn die Preußen wollten zum Schutz von Berlin dorthin marschieren. Doch glücklich wurde diese Krisis überwunden, und vereint gingen Preußen und Russen bis Bautzen zurück, wo abermals das Glück der Waffen versucht werden sollte.

Napoleon erreichte am 8. Mai Dresden. Bereits am folgenden Tage räumte die russische Nachhut nach lebhaftem Widerstande das rechte Elbufer und bewegte sich auf Bischofswerda. Hier kam es am 12. nochmals zu einem heftigen Gefecht. Ebenfalls am 12. traf der König von Sachsen, der reumütig zu dem fran-

zösischen Bündnis zurückgekehrt war, wieder in Dresden ein.

In Erwartung der anrückenden Verstärkungen blieb jetzt Napoleon selber vorläufig in Dresden, während Ney nach Luckau rücken mußte, um Berlin zu bedrohen. Doch bald erfuhr der Kaiser, daß wider sein Erwarten die Preußen sich nicht von den Russen getrennt hätten, sondern mit ihnen vereint bei Bautzen hinter der Spree stünden. Schleunigst wurde Ney nun angewiesen, sich über Hoyerswerda gegen die rechte Flanke der Verbündeten zu wenden, während die Hauptarmee vor ihrer Front vereinigt wurde.

Inzwischen hatte Metternich, der trotz seiner bisherigen Mißerfolge bei seiner Vermittlungspolitik geblieben war, um den ihm nicht mehr zweifelhaften Bruch mit Napoleon bis zur Beendigung der österreichischen Rüstungen hinauszuschieben, den Grafen Stadion zu den Verbündeten und den General Grafen Bubna zu Napoleon gesandt. Dieser besaß aber schon zweifellose Beweise für das zwischen seinen Gegnern und Österreich bestehende Einvernehmen und war nicht gewillt, die von ihm geforderten Opfer zu bringen. So wollte auch Napoleon nur Österreichs Einmischung, wenn sie nicht durch eine Niederlage der Verbündeten ganz beseitigt werden konnte, bis zur Beendigung seiner weiteren Rüstungen hinausschieben. Demgemäß wies er Bubna, der am 16. Mai in Dresden eintraf, zwar nicht zurück, speiste ihn aber mit allgemeinen Redensarten ab. Sein Versuch, sich der Vermittlung durch eine Verständigung mit Rußland zu entziehen, scheiterte.

Die Kämpfe bei Bautzen begannen am 19. Mai. Die Verbündeten waren durch die von der unteren Weichsel nachgerückte Armee des Generals Barclay de Tolly verstärkt und zählten jetzt 32000 Preußen und 65000 Russen. Ihnen gegenüber verfügte Napoleon über 99000

Mann, während Ney weitere 66000 Mann heranzuführte. Um letzteren aufzuhalten, war ihm Barclay mit seinem und Yorks Heerteil, 23700 Mann, entgegengeschickt worden. Während Barclay bei Königswartha einen mühelosen Erfolg gegen eine von Napoleon dorthin gesandte Division errang, hatte York bei Weißig einen schweren Kampf mit dem ihm dreifach überlegenen Korps Lauriston von Neys Armee zu bestehen. Unverrichteter Sache mußte Barclay zurückgehen.

Da Ney am 20. Mai noch nicht eingreifen konnte, beschränkte sich Napoleon an diesem Tage darauf, Bautzen und die Dorfstellung der Verbündeten fortnehmen zu lassen.

Die eigentliche Schlacht fand am 21. Mai statt. Am frühen Morgen griff Marschall Oudinot den linken Flügel der Russen an. Zwar wurde Oudinot schließlich zurückgeworfen, aber hierzu mußte ein Teil der Reserven eingesetzt werden. So konnte der schwache rechte Flügel der Russen unter Barclay nicht unterstützt werden, als Ney ihn übermächtig und umfassend angriff. Hierdurch wurde die von den Preußen auf den Kreckwitzer Höhen gebildete Mitte der Verbündeten, gegen die Napoleon selber bald nach Mittag vorging, im Rücken bedroht, so daß der Rückzug angetreten werden mußte. Hätte sich Ney mehr beeilt und weiter links ausgeholt, würden die Verbündeten kaum der Vernichtung entgangen sein. In den dreitägigen Kämpfen hatten sie 13000, die Franzosen aber 25000 Mann verloren.

Auch dieses Mal scheiterten Napoleons Versuche, seinen Sieg durch die Verfolgung zu vervollständigen, an dem zähen Widerstande, den die preußische und die russische Nachhut leisteten, namentlich letztere am 22. Mai bei Reichenbach. In ungebrochener Haltung zogen die Verbündeten weiter, und als die Franzosen zu heftig nachdrängten, brachte die

preußische Reiterei ihrer Vorhut am 26. Mai bei Haynau eine empfindliche Niederlage bei.

Tags zuvor hatte Barclay den Oberbefehl erhalten. Damit war abermals die Gefahr einer Trennung heraufbeschworen, denn er gedachte nach Polen zurückzugehen, während die Preußen, um mit Österreich in Fühlung zu bleiben, ihre ferneren Bewegungen auf Peiße richten wollten. Doch wurde auch dieses Mal die Krisis überwunden und der Rückzug auf Schweidnitz fortgesetzt. Da hierdurch aber der Weg nach Breslau freigegeben war, konnte Neys Vorhut dieses am 1. Juni besetzen. Jetzt wichen die Verbündeten bis in die Gegend von Strehlen.

Inzwischen waren bereits Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet. Beide Teile hatten daran ein gleiches Interesse. Die Verbündeten hatten sich zwar erheblich verstärkt, doch herrschte bei ihnen eine große Niedergeschlagenheit, und die Gefahr einer Trennung war größer als je. Und auch Napoleon bedurfte der Ruhe: sein Heer war stark zusammengeschmolzen und in seinem ganzen Bestande schwer erschüttert, und außerdem schickte sich Österreich an, ihm energisch Halt zu gebieten. So wurde denn, nachdem bereits am 1. Juni eine 36stündige Waffenruhe vereinbart worden war, am 4. Juni zu Pläswitz auf der Basis des status quo, aber mit einer Breslau umfassenden neutralen Zone, ein Waffenstillstand geschlossen, der einschließlich einer sechstägigen Kündigungsfrist zunächst bis zum 26. Juli währen sollte.

Es erübrigt noch, kurz der Vorfälle auf den Nebenkriegsschauplätzen zu gedenken.

Der General von Bülow war nach der Schlacht von Groß-Görschen zunächst in der Richtung auf Berlin zurückgewichen, dann aber wieder bis Kalau vorgegangen. Gegen ihn hatte Oudinot, den Napoleon bei Bautzen zurückgelassen, marschieren müssen. Dieser wies am 28. Mai einen

Angriff der Preußen auf Hoyerswerda ab, um sich dann auf Berlin zu wenden. Aber Bülow verlegte ihm am 4. Juni bei Luckau den Weg und nötigte ihn zum Rückzuge.

An der untern Elbe behauptete sich Tettenborn bis Ende Mai in Hamburg gegen Davout. Doch die Verbündeten hatten Schweden die Erwerbung Norwegens zugesichert und dadurch Dänemark wieder in Napoleons Arme getrieben. Nun mußte Tettenborn, da der Kronprinz von Schweden, der ehemalige Marschall Bernadotte, seine Verpflichtungen nicht erfüllte, Hamburg räumen. Am 30. Mai wurde es von den Franzosen besetzt. Ein furchtbares Strafgericht erwartete die Stadt.

Die letzte kriegerische Begebenheit des Frühjahrsfeldzuges bildete der Überfall bei Kißen, wo am 17. Juni auf Napoleons ausdrücklichen Befehl das Lübow'sche Freikorps, das nicht rechtzeitig über die Elbe hatte zurückkehren können, in völkerrechtswidriger Weise niedergemetzelt wurde.

Die gegnerische Überlegenheit an Zahl und Führung hatte den Heldenmut der Preußen und die Zähigkeit der Russen zum Scheitern gebracht. Aber auch Napoleon hatte sein Ziel nicht erreicht, denn die Verbündeten waren zwar besiegt, aber nicht niedergeworfen, und fast noch dringender als sie bedurfte er des Waffenstillstandes. So erschien letzterer nicht als solcher, wie er sie bisher geschlossen, nicht als der Vorbote eines gewinnbringenden Friedens, sondern nur als Unterbrechung des Kampfes. Daß die Verbündeten ihre Ansprüche derartig herabschrauben würden, um sie erfüllen zu können, war gänzlich ausgeschlossen, und daher stand die Erneuerung des Kampfes, und zwar unter Hinzutritt Österreichs zur Koalition mit Sicherheit zu erwarten. Und kaum minder zweifellos war es bei der Erschöpfung Frankreichs und der ungünstigen Wendung, die ge-

rade jetzt die kriegerischen Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel nahmen, daß Napoleon schließlich doch erliegen würde. Darüber konnte ihn vorläufig nur seine Verblendung hinwegtäuschen. War deshalb nun aber der Abschluß des Waffenstillstandes, wie man behauptet hat, der größte Fehler, den er gemacht hat? Konnte er denn anders? War es nicht vielmehr sein Verhängnis, das sich vollzog? —



Der Herbstfeldzug 1813.

Von Ottomar Freih. von der Osten-Sacken und von Rheln.

Der Abschluß des Waffenstillstandes traf das preußische Volk wie ein schwerer Schlag. Überall wurde die Sorge laut, alle Opfer könnten vergebens gebracht sein, und ein Frieden noch drückender als der von Tilsit nachfolgen. Doch der König ließ sein Volk über seine Entscheidung, den Kampf fortzusetzen, nicht im Zweifel, und so hob sich auch die Stimmung wieder. Mit dem größten Eifer wurde weitergerüstet, so daß die Stärke des preußischen Heeres auf 271 000 Mann stieg: für ein Volk von 5 Millionen Einwohnern eine gewaltige Leistung. Und auch Rußland setzte seine Rüstungen fort und nicht minder Österreich, dessen Kaiser seit Bubnas Sendung nicht mehr auf größere Zugeständnisse Napoleons rechnete.

Hand in Hand mit den militärischen Vorbereitungen gingen die diplomatischen. Zunächst einigten sich Preußen und Rußland mit England, mit dem sie am 14. bzw. 15. Juni zu Reichenbach einen Subsistenzvertrag schlossen, durch den sich dieses zur Zahlung von $2\frac{2}{3}$ bzw. $1\frac{1}{3}$ Millionen Pfund Sterling verpflichtete. Bei dem großen, ihre Rüstungen lähmenden Geldmangel war der Abschluß des Vertrages für die Verbündeten zur Notwendigkeit geworden. Aber auch England

bedurfte desselben, denn seine Lage erforderte dringend Napoleons baldige Niederwerfung; und mehr, als es im Interesse des englischen Volkes lag, hatte das Tory-Kabinet, lediglich um dem Königshause einen größeren hannoverschen Besitz zu sichern, den Abschluß verzögert.

Wenige Tage später, am 19. Juni, erfolgte zu Opotschno die Einigung der Verbündeten mit Österreich über die an Napoleon in Prag auf dem in Aussicht genommenen Kongreß zu stellenden Forderungen. In der Hauptsache waren dies die Auflösung des Herzogtums Warschau, die Herstellung Preußens, die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich und die Herausgabe der Hansestädte. In dem am 27. Juni geschlossenen Vertrage von Reichenbach versprach Österreich, gegen Napoleon die Waffen zu ergreifen, falls er diese Bedingungen nicht annehmen würde.

Die Grundlage für die in Aussicht genommenen Friedensverhandlungen war jetzt geschaffen, noch aber mußte Napoleon bewogen werden, den Kongreß, der in Prag zusammentreten sollte, zu beschicken. Zu diesem Zweck begab sich Metternich, einer Einladung Napoleons folgend, noch vor Abschluß des Reichenbacher Vertrages nach Dresden. Hier fand am 26. Juni zwischen beiden die berühmte Unterredung statt, bei der Napoleon klar zu erkennen gab, daß er nicht gewillt wäre, auf die Herrschaft über Europa zu verzichten. Durch die nachfolgenden Verhandlungen aber wurde wenigstens erreicht, daß er als Entgelt für eine 20 tägige, bis zum 16. August währende Verlängerung des Waffenstillstandes, deren er dringend für seine Rüstungen benötigte, in die Beschickung des Kongresses willigte. Nicht am 5., wie vorgesehen, sondern erst am 28. Juli trat dieser in Prag zusammen. Da von keiner Seite der Wunsch nach einem befriedigenden Abschluß vorlag, kam es auch zu



Feldmarschall Fürst Blücher hält im Mittelgrunde zu Pferde auf einer kleinen Bodenerhebung und läßt die unterhalb seines Standpunktes durch einen Fohlschwamm marschierenden Kolonnen Revue passieren. Hinter Blücher die Offiziere seines Stabes, Ordonnanzen, darunter einige Kosaken. Vorne wärmen sich an einem Feuer die Musiker des schlesischen Landwehrregiments Nr. 14. Rechts im Hintergrunde das Städtchen Caub, links die im Rheine liegende Pfalz, zu der sich eine Pontonbrücke hinzieht. In der Ferne die duftigen Berge des Rheintales.



einem solchen nicht. Ergebnislos löste sich der Kongreß am 10. August um Mitternacht auf, und am 12. erklärte auch Österreich Napoleon den Krieg.

Entsprechend der Bedeutung des Kampfes war die Stärke der Heere. Auf Seiten der Verbündeten standen in der ersten Linie 165 000 Preußen, 110 500 Österreicher, 176 000 Russen, 28 000 Schweden, 12 500 Engländer, Hannoveraner, Mecklenburger und Hanseaten. Im ganzen waren dies 492 000 Mann, bei denen sich 97 000 Reiter und 1457 Geschütze befanden. Hinzu kamen noch die österreichischen Armeen gegen Bayern und Italien, die sich in Polen sammelnde, 56 000 Mann starke russische Reservearmee, die sonstigen Nachschübe und die Truppen vor den Oder- und Weichselfestungen, im ganzen auch noch 370 000 Mann. Die Streitkräfte erster Linie waren in drei Armeen eingeteilt. Die böhmische oder Hauptarmee unter dem österreichischen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, dem Oberfeldherrn der Verbündeten, bei der sich die Monarchen befanden, bestand aus den Österreichern, dem preußischen Korps Kleist, dem russischen Wittgenstein und den russischen und preußischen Garden, im ganzen 237 000 Mann. Preußen unter York und Russen unter Langeron und Sacken bildeten die 100 000 Mann starke schlesische Armee unter Blücher, dem alten Marschall Vorwärts, Preußens Nationalhelden. Der Kronprinz von Schweden, der ehemalige Marschall Bernadotte, befehligte die Nordarmee, zu der die preußischen Korps von Bülow und Tauenzien, das russische von Winzingerode und die Schweden, zusammen 127 000 Mann, sowie das an der unteren Elbe stehende, 28 000 Mann starke, aus Truppen fast aller Nationen gebildete Korps Wallmoden gehörten. Für die Bewegungen dieser drei Armeen hatte man bei den Beratungen in Trachenberg den Grundsatß angenommen, daß diejenige, gegen die sich Napoleon selber wenden würde,

ausweichen, die beiden anderen aber in- zwischen gegen seine Operationslinie vorgehen sollten.

Napoleons Streitkräfte standen denen seiner Gegner anfangs nur wenig nach. In richtiger Würdigung der ihm drohenden Gefahr hatte er seine Hilfsmittel aufs äußerste angespannt, und diese waren trotz aller Einbußen noch immer gewaltige. So zählte denn jetzt sein Heer 434 000 Streiter, bei denen sich über 70 000 Reiter und 1284 Geschütze befanden. Weitere 230 000 Mann bildeten die Nachschübe, die Festungsbefestigungen, die Armee in Italien und das bayerische Korps am Inn. In der Annahme, in Schlesien die feindliche Hauptmacht, in Böhmen aber nur die Österreicher und in der Mark eine minderwertige Armee unter einem wenig energischen Führer gegen sich zu haben, hatte Napoleon seine Streitkräfte so verteilt, daß in Niederschlesien 130 000 Mann unter Ney, dahinter zu seiner unmittelbaren Verfügung 112 000 Mann, gegen Böhmen 62 000 Mann unter St. Cyr und Dandamme und in der Gegend von Luckau 70 000 Mann unter Oudinot standen. Außerdem befanden sich 37 000 Mann unter Davout an der Niederelbe, 15 000 Mann unter Girard bei Magdeburg und Wittenberg und 8000 Mann bei Leipzig. Da er der Nordarmee gegenüber einen großen Erfolg am ehesten für möglich hielt, sollten Oudinot, Girard und Davout konzentrisch gegen Berlin vorgehen, dessen Eroberung er eine entscheidende Bedeutung beilegte, während er selber mit seiner ganzen übrigen Armee die Gegner in Schlesien und Böhmen in Schach halten wollte. Gleich der Beginn des Feldzuges zeigte Napoleon, daß sich bei seinen Feinden ein Wandel vollzogen hatte. Auf die irige Nachricht, daß französische Truppen die neutrale Zone betreten hätten, überschritt Blücher am 14. August, d. h. drei Tage vor dem festgesetzten Termin, die Demarkationslinie und befehlete das neutrale

Gebiet. Schleunigst wichen die französischen Korps einzeln hinter den Bober zurück, wo Napoleon sie aufnahm. In der Hoffnung, hier die gewünschte Entscheidungsschlacht gegen die feindliche Hauptmacht zu finden, schritt er nun seinerseits zum Angriff. Aber er hatte nur Blücher vor sich, und dieser wich ihm geschickt aus und ging unter lebhaften Gefechten bis hinter die wütende Neiße zurück.

Inzwischen war Schwarzenberg auf dem linken Elbufer gegen Dresden vorgegangen. Die Hilferufe St. Cyr's nötigten Napoleon, am 23. August von Blücher abzulassen und mit einem Teil seiner Truppen dorthin zu eilen. Bereits am Morgen des 26. traf er selber in Dresden ein, seine Truppen folgten im Laufe des Tages und der Nacht. Dandamme hatte er mit 40 000 Mann nach Pirna gesandt, um dort die Elbe zu überschreiten und den Verbündeten den Rückweg zu verlegen. Diese hatten infolge der Langsamkeit ihres Marsches erst am Morgen des 26. August den Angriff auf Dresden begonnen. So konnte St. Cyr sie aufhalten, bis Napoleon selber in der Lage war, ihnen, wie er sich ausdrückte, das Geleit zu geben. Die Einleitung hierzu bildete ein am Abend unternommener Vorstoß, durch den er sie überall zurückwarf. Trotzdem wollten sie am 27. August den Angriff erneuern, aber er kam ihnen zuvor. Die völlige Niederlage ihres aus Österreichern bestehenden, durch den Plauenschen Grund von der übrigen Armee getrennten linken Flügels, die durch die französische Reiterei unter Murat herbeigeführt wurde, entschied das Geschick des Tages.

Napoleon hatte einen großen Sieg errungen, und ein noch größerer winkte ihm, denn bereits befand sich Dandamme im Rücken der über Dippoldiswalde ziehenden Preußen und Russen. Doch anscheinend wähnte Napoleon diese ebenso wie die Österreicher im Rückzuge über Freiberg

und ahnte nicht, welche Erfolge er erringen konnte, aber auch nicht, in welcher Gefahr sich sein General befand. So stellte er bereits am 28. August die Verfolgung ein. Die Folge war, daß Dandamme, der am 29. bis Kulm gelangt war, hier am 30. von einer erdrückenden Übermacht umfaßt wurde. Nur Trümmer seines Heeres entkamen; er selber wurde gefangen. Dieses Ereignis rettete nicht nur die böhmische Armee, sondern erlöste auch die ganze Koalition aus einer schweren Krisis. Jetzt endlich brach Metternich die noch immer gehegten Beziehungen mit Napoleon ab und knüpfte die mit Preußen und Rußland durch den Vertrag von Teplitz vom 9. September noch fester. Als Grundlage des späteren Friedens wurde von den Mächten die Beschränkung der Herrschaft Napoleons auf Frankreichs sogenannte natürliche Grenzen: Rhein, Alpen und Pyrenäen, vereinbart. So warf jetzt schon die spätere Verkümmernung des Siegespreises für das deutsche Volk ihre Schatten voraus. Und das nicht allein. Mit dem Vertrage zog ein neuer Geist bei den Verbündeten ein, bei denen die Metternichsche Reaktion mehr und mehr die freiheitlichen Ideen zurückdrängte, zumal sie hierbei von dem englischen Thory-Kabinet unterstützt wurde, welches letztere sich durch seine Anfang Oktober auch auf Österreich ausgedehnten Subsidienverträge eine entscheidende Stimme zu sichern gewußt hatte. Aus dem Freiheitskriege machte der Teplitzer Vertrag einen Befreiungskrieg.

Dandammes Niederlage erwies sich für Napoleon um so unheilvoller, als sie nicht die einzige blieb. Blücher gegenüber war der Marschall Macdonald mit 100 000 Mann verblieben, der am 26. August den unterbrochenen Vormarsch fortsetzte. Aber auch Blücher rückte wieder vor. So stießen beide schon am 26. dort, wo die wütende Neiße in die Kahlbach mündet, aufeinander. Die französische Kavallerie

wurde geworfen, riß ihre im Übergange über die Neiße begriffene Infanterie mit sich fort und bewirkte trotz der Erfolge des rechten französischen Flügels den Verlust der Schlacht, ehe noch der linke Flügel eintreffen konnte. Eine bis zum 31. August ausgedehnte rastlose Verfolgung bis zum Bober vollendete Macdonalds Niederlage. Er hatte den dritten Teil seines Heeres verloren und mußte nach Bautzen zurückgehen. — Nicht ganz so schlimm erging es Oudinot. Dieser überschritt am 22. August unter lebhaften Gefechten die Linie der Rute und Flotte in der Gegend von Trebbin. Der Kronprinz von Schweden wollte einer Schlacht ausweichen und hinter die Spree zurückgehen, aber Bülow's Einsprache verhinderte dies. Als nun Oudinot am 23. seinen Marsch fortsetzte, wurde zunächst am Morgen sein rechter Flügel von Tauenzien bei Blankenfelde zurückgewiesen, und am Abend schlug Bülow seine Mitte bei Großbeeren. Schwach verfolgt, wandte Oudinot sich nach Wittenberg. Das Nebenkorps unter Girard wurde am 27. August bei Hagenberg nahezu vernichtet. So waren ausgangs August die Franzosen auf allen Kriegsschauplätzen geschlagen. Ohne Davout, der an der unteren Elbe einen tatenlosen Feldzug gegen Wallmoden führte, zählten sie nur noch 300 000 Mann, die auch an Güte erheblich eingebüßt hatten. Trotzdem beharrte Napoleon auf seinem Berliner Plan: Ney sollte mit der Oudinotschen Armee den Versuch wiederholen. Am 5. September brach dieser in drei Kolonnen aus Wittenberg vor und drängte den linken Flügel des Feindes unter Tauenzien zurück. Am 6. setzte er seinen Marsch fort. Zwischen Dennewitz und Jüterbog stieß die mittlere Kolonne unter Bertrand auf Tauenzien, mit dem es zu einem heftigen Kampfe kam. Schon war auch Reynier im Begriff, links von Bertrand einzugreifen, als er von Bülow in der linken Flanke gefaßt wurde. Helden-

mütig wehrten sich die Sachsen in Göhlsdorf, aber schließlich erlagen sie. In den Rückzug wurde auch Oudinot's Korps verwickelt. Nur mit Mühe konnte Ney, der 26 000 Mann verloren hatte, die schwer erschütterten Reste seiner Armee bei Torgau sammeln.

Gleichzeitig hatte sich Napoleon selber gegen Blücher gewandt und war am 5. September unter lebhaften Gefechten bis Görlitz gelangt. Aber Blücher wich noch weiter zurück, und Napoleon mußte am 6. wieder nach Dresden umkehren, weil Schwarzenberg dieses von neuem bedrohte. Zwar ging Schwarzenberg sofort wieder zurück, aber nun kehrte Blücher um und drang bis Bautzen vor, so daß er näher stand als zuvor. Immer enger wurde der Kreis um Napoleon; und dabei schwand sein Heer, trotzdem der September keine Schlachten mehr brachte, durch die unaufhörlichen Märsche, die Ungunst der Witterung und die Entbehrungen in dem ausgesogenen Lande ersichtlich dahin. Schon wagte er nicht mehr, Schwarzenberg anzugreifen, als dieser ihm am 17. September bei Tollendorf in fester Haltung entgegentrat. Trotzdem wollte er die Elblinie behaupten. Da Schwarzenberg nicht weiter vorging, so führte Blücher die entscheidende Wendung herbei. Er ließ sich nicht zur Hauptarmee hinüberziehen, sondern erbat und erhielt die Erlaubnis, die Elbe unterhalb von Dresden zu überschreiten, um dadurch auch den untätigen Kronprinzen auf das linke Ufer hinüberzuziehen. Gerade jetzt, am 22. September, wandte Napoleon sich abermals gegen Blücher, kam aber nur bis Bautzen, denn Blücher hielt stand. Der Kaiser wagte nicht, ihn anzugreifen, sondern ließ sogar Macdonald bei Dresden über die Elbe zurückgehen. Nun schritt Blücher zur Ausführung seines Planes. Am 3. Oktober ging er bei Wartenburg über die Elbe und schlug Bertrand; am 5. war er bereits in Düben. Auch der Kronprinz

überschritt jetzt den Fluß und stellte sich bei Dessau auf, während Tschernitschews Kosaken Cassel besetzten. Die russische Reservearmee stieß zu Schwarzenberg, worauf dieser mit 150000 Mann den beabsichtigten Marsch auf Leipzig antrat, um hierdurch Napoleon, gegen den Bennigsen mit 80000 Mann zurückblieb, von Dresden fortzumanövrieren. Da Blücher noch über 60000, der Kronprinz noch über 70000 Mann verfügte, so zählten die Heere der Verbündeten an 360000 Mann.

Unmöglich konnte Napoleon länger bei Dresden stehen bleiben. Am 7. Oktober verließ er die Stadt. Doch noch hoffte er auf eine glückliche Wendung und ließ deshalb St. Cyr mit 32000 Mann dort zurück. Nachdem aber 50000 Mann unter Murat gegen Schwarzenberg entsandt waren, so betrug seine Hauptarmee einschließlich Neys und Macdonalds nur noch 130000 Mann. Weitere 30000 Mann standen teils schon bei Leipzig, teils waren sie dorthin von Franken her im Anmarsch. Im ganzen waren dies 242000 Mann. Der Kaiser glaubte, Blücher einen Schlag beibringen zu können; doch vergebens, denn dieser wich hinter die Saale aus, und daselbe tat der Kronprinz. Noch einmal tauchte bei Napoleon der Gedanke an ein Unternehmen gegen Berlin auf, um durch dessen Eroberung dem Feldzuge eine andere Wendung zu geben. Schon begann seine Armee die Elbe zu überschreiten, da nötigten ihn am 13. Oktober die Hilferufe Murats, der bis hart südlich von Leipzig hatte weichen müssen, zur Umkehr.

Das große Reitergefecht bei Liebertwolkwitz am 14. Oktober eröffnete den Reigen der Kämpfe um Leipzig. Der 15. Oktober verging mit der Versammlung der Armeen. Da der Kronprinz, der sich bei Napoleons Vorstoß nur mit Mühe hatte abhalten lassen, über die Elbe zurückzugehen, und Bennigsen, der mit 40000 Mann von Dresden herbeigerufen

war, erst am 18. Oktober eingreifen konnten, so befanden sich nur 136000 Mann unter Schwarzenberg und 56000 Mann unter Blücher zur Stelle. Ihnen gegenüber verfügte Napoleon noch über 185000 Mann, von denen freilich 14000 Mann unter Reynier ebenfalls erst am 17. Oktober ankommen konnten. Demnach waren die Kräfte am 16. Oktober fast gleich. Aber die Verzettelung der Hauptarmee durch Schwarzenberg, der den größten Teil der Österreicher in dem engen Raum zwischen Pleiße und Elster und gegen Lindenau verbandte, sicherte Napoleon bei Wachau die Überlegenheit. So scheiterten hier die Angriffe der Verbündeten, und bald sahen sie sich in die Defensive zurückgeworfen. Schon drohte ihre Mitte zu erliegen, da glückte es ihnen noch, sich enger zusammenzuballen. Vergebens suchte Murat mit 8000 Reitern durchzubrechen, er wurde abgewiesen. Daselbe Los hatten alle weiteren Angriffe, so daß sich die Verbündeten hier behaupteten. Freilich, an der Pleiße und Elster, bei Connewitz und Lindenau, verblieb der Erfolg den Franzosen. Doch dies wurde aufgewogen durch die Fortschritte Blüchers im Norden gegen Marmont. Anfangs schien sich hier freilich das Schlachtenglück den Franzosen zuzuneigen. Aller Heldenmut der Preußen, die unter den größten Verlusten immer wieder und wieder anstürmten, blieb vergeblich, bis York seine letzten Reserven herbeiholte und sich an die Spitze seiner Reiterei setzte. Nun endlich gelang es, Möckern und die angrenzenden Höhen zu erobern und den Feind nach Leipzig zurückzuwerfen. Hiermit wurde das Geschick des Tages entschieden.

Da die Verbündeten am 17. Oktober ihre Angriffe nicht erneuerten, hätte Napoleon sich der drohenden Umklammerung entziehen können. Aber der Gedanke an einen Rückzug war ihm unerträglich. Er blieb stehen, hoffend, durch Sonder-

Verhandlung mit Kaiser Franz zu einer Einigung zu kommen; doch keine Antwort erfolgte. So traf er endlich gegen Abend die ersten Anordnungen für den Rückzug, doch nicht auch für die Herstellung von Brücken, weshalb das lange Defilee von Lindenau die einzige Rückzugsstraße blieb.

Napoleon hatte den 17. nicht benutzt. Einen zweiten Tag schenkten die Verbündeten ihm nicht. Als die Sonne des 18. strahlend über Leipzigs Gefilden aufging, schritten sie zum Angriff. Napoleon, der ihren 280000 Mann ohne das zur Deckung der Rückzugsstraße vorausgeschickte Korps Bertrand kaum 146000 Mann entgegenstellen konnte, hatte seine Linien etwas zurückgenommen und sein Heer in einem gegen Osten gerichteten Bogen aufgestellt. Er kämpfte nur noch um den Rückzug. Im Süden, bei Probstheida, wo er selber die Schlacht leitete, war der Erfolg der Verbündeten trotz ihrer Überlegenheit nur ein mäßiger. So fiel die Entscheidung wieder im Norden, wo Blücher und der Kronprinz Schulter an Schulter fochten, und wo Bülow's Korps das Beste tat. Unaufhaltsam drang es vor und gelangte bis dicht vor die Tore von Leipzig. Daß im Laufe des Kampfes die Sachsen und die württembergische Reiterei zu den Verbündeten übergingen, blieb auf den Gang der Schlacht ohne Einfluß; sie wäre auch sonst gewonnen worden.

Nach Einbruch der Nacht zog Napoleon seine Truppen bis zu den Vorstädten zurück. Mit Tagesgrauen trat er dann den Abmarsch an; das Fuhrwesen war schon voraus. Wäre es am 18. den Verbündeten gelungen, das Lindenauer Defilee zu sperren, so wäre die französische Armee verloren gewesen. Aber die hier verwandten Kräfte haben sich als zu schwach erwiesen.

Die Verbündeten hatten eine Erneuerung der Schlacht erwartet und deshalb keine rechtzeitigen Maßregeln zur Störung und

Verhinderung des Rückzuges getroffen. Als sie dann am Morgen des 19. die Bewegungen des Feindes bemerkten, gingen sie alsbald gegen Leipzig vor. Gegen 11 Uhr begann der Angriff auf die eigentliche Stadt. Diese war von einer festungsartigen, wohl erhaltenen Mauer umgeben und von einer starken, aus Franzosen und der Masse der Bundestruppen bestehenden Nachhut unter den Marschällen Macdonald und Poniatowski besetzt. Diese wehrten sich heldenmütig, aber schließlich gelang es den Preußen, das Grimmaer Tor zu erstürmen, und bald drangen sie vereint mit den Russen auch an anderen Stellen in die Stadt ein. In dieser währte der Widerstand noch fort und erlosch erst, als gegen 1 Uhr infolge eines Mißverständnisses die Elsterbrücke zu früh gesprengt wurde. Hierdurch sah sich die Nachhut abgeschnitten. Nur wenige retteten sich schwimmend, unter ihnen Macdonald, während Poniatowski ertrank.

Die Opfer der Völkerschlacht waren gewaltige. Die Verbündeten hatten an den verschiedenen Tagen 47000, die Franzosen 45000 Mann verloren. Letztere mußten aber außerdem noch 23000 Kranke und Verwundete in den Leipziger Lazaretten zurücklassen und büßten fast die Hälfte ihrer Artillerie ein: 325 Geschütze.

Ein herrlicher Sieg war errungen, noch aber galt es, ihn durch die Verfolgung zu vervollständigen. War diese auch zu spät ins Werk gesetzt, konnte doch noch vieles gutgemacht werden, denn man verfügte über mehr als 50000 Reiter. Aber man machte von ihnen keinen Gebrauch; und wie sehr auch Blücher drängte, Napoleons Vorsprung wurde immer größer. So gewann er Zeit, seine Heeresreste, die einschließlich einiger Verstärkungen, die bei Erfurt zu ihm stießen, noch 70000 Mann in Reih und Glied und 40000 Nachzügler zählten, hier rasten zu lassen und etwas zu

ordnen. Doch bald mußte er wieder weiter, da Schwarzenberg und Blücher ihm mit 170000 Mann folgten, und dazu drohte eine neue Gefahr.

Am 8. Oktober hatte Bayern mit Österreich den Vertrag von Ried geschlossen, durch den es der Koalition beigetreten war. Infolgedessen stieß das österreichische Heer am Inn zu dem bayerischen unter dem General Wrede, und dieser befand sich jetzt mit 56000 Mann im Anmarsch, um Napoleon bei Jänau den Weg zu verlegen. Am 30. und 31. Oktober kam es hier zur Schlacht. Wrede wurde geschlagen, der letzte französische Sieg auf deutschem Boden erfochten. Wenige Tage später gingen die Franzosen bei Mainz über den Rhein. Aber von den 600000 Mann, die im Laufe des Jahres Rhein und Alpen überschritten hatten, brachte Napoleon kaum 85000 Mann zurück.

Der Feldzug von 1813 war zu Ende. An seiner Statt begann in Frankfurt, wo die Monarchen ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten und die Rheinbundfürsten schleunigst ihren Frieden mit ihnen zu machen suchten, das Ränkespiel der Politik. Trotz der glänzenden Erfolge war die Neigung zur Fortsetzung des Krieges nur gering, weshalb die Heere von Schwarzenberg, Blücher und Wrede am Rhein stehen bleiben mußten, so daß Napoleon Zeit zu neuen Rüstungen erhielt. Bennigsen belagerte Hamburg, Bülow eroberte Holland und der Kronprinz von Schweden zwang die Dänen zur Abtretung Norwegens. Ende des Jahres war Deutschland mit Ausnahme einiger Festungen bis zum Rhein vom Feinde befreit. Dem Gottesgericht in Rußland war Preußens glorreiche Erhebung gefolgt, und der Zutritt Österreichs hatte das nötige Übergewicht für den Sieg verliehen.



Der Feldzug 1814.

Von Albert von Pfister.

Was man nach den Unglücksfällen im Frühjahr 1813 kaum zu hoffen gewagt hatte, das stand in diesen Spätherbsttagen erreicht vor aller Augen: die fremden Dränger vom deutschen Boden weggesetzt und über den Rhein hinübergetrieben; in den ersten Tagen des November 1813 Einzug der verbündeten Monarchen in Frankfurt, wo sie ihre Hauptquartiere aufschlugen. Die verbündeten Armeen aber, verstärkt durch die Kontingente der selbiger Rheinbundstaaten, stellten sich längs des Rheinstromes auf und harrten sehnächtig des Befehles, hinüberzurücken, um den Marsch nach Paris anzutreten.

Wäre es nach den Plänen des preussischen Hauptquartiers, nach den Absichten von Blücher und Gneisenau gegangen, so hätten, nach kurzer Erholungsfrist, die Armeen in höchst natürlicher Weise ihren Siegesmarsch fortgesetzt, indem sie sich einfädelten auf den verschiedenen Straßen, die über Metz und Nancy auf Paris zuführen. Allein der österreichischen Diplomatie, wie sie von Metternich eingeleitet war, schien jetzt, nach Beseitigung der nächsten und dringendsten Gefahr, der rechte Augenblick gekommen, um den Volkskrieg, der von Preußen und Norddeutschland ausgegangen, umzuwandeln in einen Kabinettskrieg, der sich leicht im Zügel halten und Schritt für Schritt leiten ließ. Allerlei Schulweisheit und strategischer Humbug wurden aufgeboden, um die verbündete Hauptarmee unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg von dem natürlichen Weg über Nancy auf Paris abzulenken und mit ihrer Operationslinie weiter nach Süden zu führen.

Im Laufe des Monats Dezember 1813 kam endlich Leben und Bewegung in die Massen. Durch Baden und die Schweiz

zog die Hauptarmee, 190000 Mann stark (in der Hauptsache Österreicher, russische und preußische Garden, Süddeutsche), um das Plateau von Langres und dessen Umgebung zu erreichen. — Am 27. Dezember 1813 schrieb Blücher an Stein: »Endlich bin ich nun so weit, daß den 1. January mit Anbruch des Tages den Rhein bei Mannheim, Caub und Ehrenbreitstein passiren werde, ich bitte um Ihren Segen auf meine Reise; vorwärts soll es gehen, davor stehe ich Ihnen.« Einen feierlicheren Neujahrsmorgen hat es wohl selten gegeben, als da die Führer des preußischen Heeres am ersten Tage des Jahres 1814 sich nach dem Übergange bei Caub auf dem linken Rheinufer die Hände zum Neujahrsgruß schüttelten.

»Vorwärts soll es gehen«, hatte der alte Blücher, die ehrliche Soldatenseele, in dem Brief an Stein gemeint. Allein schon vom ersten Tage an machte sich der Einfluß der Strategie Schwarzenbergs geltend, welche sich vollständig von der Politik Metternichs abhängig fühlte und es als ihre besondere Aufgabe ansah, den Eifer der Vorwärtsdränger abzuschwächen und stets mit halbem Ohr nach dem Gang der Friedensunterhandlungen hinzuhorchen. Am 18. Januar 1814 hatte Blücher mit der schlesischen Armee, 83000 Mann stark, die Gegend von Nancy erreicht und erhielt nun Befehl, weiter südwärts zu marschieren und sich dem Plateau von Langres zu nähern. Es ließ sich ganz bequem marschieren, nirgends stand ein Feind im Felde.

In jenen Tagen glich Frankreich der Höhle des Löwen, zu dessen Schutz die Spinne ihr Netz gespannt hat. Im Flu war der dünne Vorhang des Grenzschutzes zerrissen; die wenigen Schildwachen flohen oder verkrochen sich in altertümliche Festungen. In Paris aber ging Napoleon mit jener Energie und Unverzagtheit, mit jener unerschöpflichen Erfindungsgabe, die sein eigenstes Wesen

bildeten, daran, den Senat und das Publikum für sich, den Wohltäter Frankreichs, zu gewinnen und neue Streitkräfte im Lager von Châlons zusammenzuziehen. Die Feinde ließen ja reichlich Zeit, um die letzten Reserven aufzubieten, und Ende Januar 1814 stand Napoleon wieder an der Spitze einer Feldarmee von 62000 Mann. Er zauderte auch keinen Augenblick; am 27. Januar 1814 brach er auf mit der allgemeinen Richtung nach Süden, um den Feind zu suchen. Schon am Abend des 29. Januar fand er ihn.

Blücher hatte an diesem Tage Brienne erreicht und sich Schwarzenberg genähert. Das Dorpostengefecht am Abend des 29. Januar fiel zum Vorteil Napoleons aus. Für den 1. Februar aber erhielt Blücher beträchtliche Verstärkung von seiten der Hauptarmee und die Zustimmung der Oberleitung zu einem Angriff. Durch die Zögerung freilich hatte Napoleon Zeit gefunden, in La Rothière und den benachbarten Dörfern die Verteidigung aufs beste vorzubereiten. Schon neigte sich der kurze Wintertag seinem Ende zu; noch war kein Ende des blutigen Kampfes bei La Rothière abzusehen; Stoß auf Stoß geschah seitens der russischen Angriffskolonnen unter Blüchers Führung; es war schon Nacht geworden, als Napoleon nach großen Verlusten sich zum Rückzug genötigt sah. Kriegsrat der Sieger auf Schloß Brienne, wo alle weiteren Pläne von der Voraussetzung ausgingen, daß Napoleon, vollständig gebrochen und zerknirscht, auf Paris zurückgehe. Also: langsames Nachrücken, bis die Friedensverhandlungen in dem benachbarten Châtillon das weitere bringen würden. Blücher aber sollte sich wieder nordwärts wenden und von Châlons aus gegen Paris vorgehen.

So lagen die Dinge, als am 8. Februar Napoleon Nogent erreicht hatte. Er befand sich auf diesem Punkt mitten zwischen

den feindlichen Heeren. Auf der einen Seite sah er Schwarzenbergs Hauptarmee träge vorwärts schleichen, auf der andern die Kolonnen Blüchers verzettelt, lang gedehnt, ohne die gehörige Vorsicht auf dem Marsche von Châlons nach Montmirail. Die Vorteile der inneren Linie ausnützen, rasche Schlüge führen auf den nicht versammelten Gegner: diese Möglichkeiten lagen dem alten Schlachtenmeister verlockend vor Augen. — »Friedensunterhandlungen?« rief Napoleon triumphierend, »jetzt ist von ganz anderen Dingen die Rede; ich bin eben dabei, Blücher mit dem Fluge zu schlagen; ich breche auf, schlage ihn morgen und schlage ihn übermorgen. Die Lage wird vollständig geändert werden.« — In der Tat, unversehens durchschnitten Napoleon durch das glückliche Gefecht bei Champaubert am 10. Februar den langen Heerwurm der Blücherschen Marschkolonnen, trennte sie in zwei Stücke und schlug das westliche Stück am 11. Februar bei Montmirail, das östliche aber am 14. Februar bei Etoges.

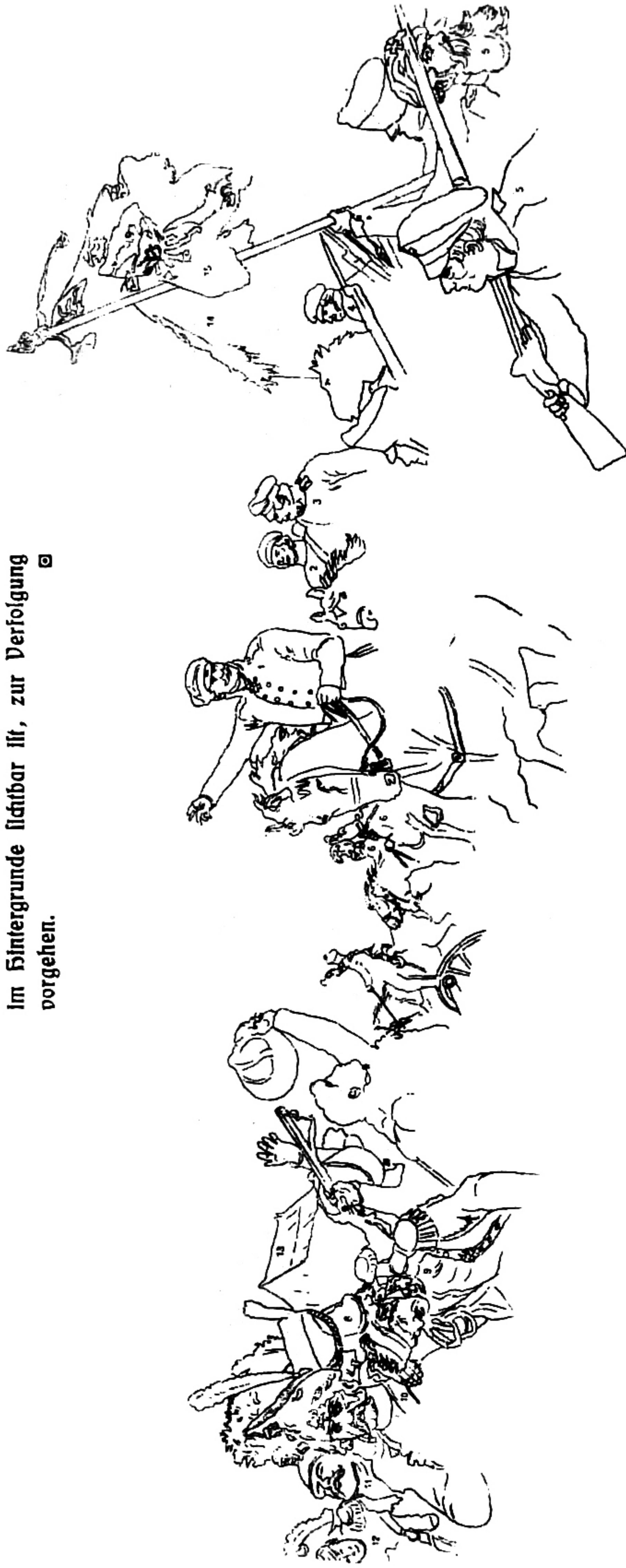
Übel zerzaust mußte Blüchers Armee den 15. Februar nach Châlons zurückweichen und sich aufs neue sammeln. Durch das Aufblitzen der alten Feldherrnlust gehoben, wandte sich nun Napoleon gegen Schwarzenbergs Armee, welche sich an der Seine festgesetzt hatte in den Posten Nogent, Bray, Montereau. Durch geschickt geleitete Angriffe am 16., 17. und 18. Februar gelang es Napoleon, die Österreicher und Süddeutschen aus allen ihren Stellungen zu vertreiben. Schwarzenberg ging rückwärts und rief, um seinen wankenden Truppen einen Halt zu geben, die Armee Blüchers herbei. Und das Wunderbare geschah; trotz der mißlichen Lage nach den drei Unglückstagen in der Mitte Februar, erschien Blücher mit seinem Heere in bester Verfassung und vollständig gefechtsbereit. Man glaubte, jetzt käme die Entscheidungsschlacht. Allein Schwarzenberg

hielt es für geratener, den Rückzug noch weiter fortzusetzen in der Richtung, von der er gekommen: nach Chaumont und in die Nähe des Plateaus von Langres. Deshalb wußte man in Blüchers Hauptquartier keinen anderen Rat, als sich loszuschälen von diesem mattherzigen Einfluß des großen Hauptquartiers und nach Norden zu marschieren zur Vereinigung mit der aus den Niederlanden kommenden Armee unter Bülow.

Schwarzenberg war also in recht ausgiebigem Rückzug begriffen, und niemals hat es an solchen gefehlt, welche mit seiner Kriegsführung gerade in dieser Zeitspanne aufs schärfste ins Gericht gegangen sind. Er erkannte wohl auch selbst das Unzulängliche seines Verfahrens und klagte in einem Schreiben vom 26. Februar: »Wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt und leiden an dem traurigen Übel, drei Souveräne auf den Schultern tragen zu müssen; — keine Magazine, keine gedeckte Rückzugslinie; war ich berechtigt, in dieser Lage eine Hauptschlacht im Innersten Frankreichs anzunehmen?«

Napoleon aber fühlte sich jetzt seinen kühnsten Hoffnungen nahegerückt; einer der Diplomaten im großen Hauptquartiere klagt: Napoleon führe den Friedenskongreß in Châtillon an der Nase herum; »er hofft, uns vollständig zu zerschmettern. Das diplomatische Korps rennt die Straßen entlang wie eine Herde verirrter Schafe und weiß nicht, was beginnen.« — Zum Stehen kam Schwarzenbergs Rückzug erst, als die Franzosen unter Oudinot am 27. Februar den Verbündeten die Stadt Bar-sur-Aube wegnahmen. Sie wiederzugewinnen griff der König von Preußen persönlich ein; aus dem Zurückweichen wurde ein Sieg. An diesem Tage hat zugleich Prinz Wilhelm, nachmals unser erster Kaiser, seinen ersten Dienstritt im feindlichen Feuer gemacht. Man gewann wieder Zuversicht; ja, noch wei-

Das Bild stellt den Augenblick dar, wie die Preußen und Briten, deren Kavallerie links im Hintergrunde sichtbar ist, zur Verfolgung vorgehen. □



1. Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt; 2. Prinz Wilhelm von Preußen; 3. Generalleutnant von Gneisenau, Chef des Generalstabes; 4. General der Infanterie Graf Bülow von Dennewitz; 5. Schießliche Bandwehr; 6. englische Dragoner; 7. Schießlicher Bandwehrreiter; 8. französischer Gardelandier; 9. Ordonaanzoffizier Napoleons; 10. Soldat der alten Kaisergarde; 11. französischer Gardekürassier; 12. Oberst eines französischen Dragonerregiments; 13. Geböl Belle Alliance; 14. Gehöl bei Plandenolt; 15. Fahnen des 1. pommerschen Infanterieregiments.

GEORG BLEIBTREU

BEI DER ABBIANCE IM JAHRE

1815





teres Glück brachten diese Tage; am 1. März wurde durch den Vertrag von Chaumont das Bündnis zwischen den Mächten, das bedenklich locker geworden war, auf 20 Jahre erneuert. Indessen hatte Blücher nach seiner Vereinigung mit Bülow's Nordarmee Stellung bei Laon bezogen. Napoleon, dem tatenlustigsten unter seinen Feinden stets auf den Fersen folgend, griff am 9. März an; ohne Entscheidung während des Schlacht-tages. Erst ein graußiges Nachtgefecht brachte den Preußen Sieg und führte zur vollständigen Zerspaltung der französischen Armee. Mühselig sammelte Napoleon nochmals seine Truppen und zog südwärts an die Seine, wurde aber von Schwarzenberg am 20. und 21. März bei Arcis zum Rückzug genötigt. Jetzt suchte Napoleon durch kluge Manöver zu erreichen, was im Gefechte versagt blieb: er führte seinen Rückzug nicht westwärts gegen Paris aus, sondern ostwärts nach St. Dizier mit der Absicht, die vorsichtigen Feldherren der Verbündeten um ihre Kommunikationen besorgt zu machen und nach dem Rhein zurück-zuschieben. Die Straße nach Paris war frei. Im Kriegsrat der Verbündeten vom 23. März ging denn auch der Plan durch, sich bei Châlons zu sammeln und auf den nach Paris führenden Straßen einzufädeln; am 24. März folgte der gemeinschaftliche Beschluß: unverzüglicher Marsch nach Paris. Starrsinn und Verblendung waren es, was von seiten Napoleons den Ernst des begonnenen Friedenswerkes zerstörte, was endlich auch die Zaghaftesten zum grimmigen Entschlusse trieb. Freilich, Napoleon durfte in den Augen seiner Franzosen nimmermehr als der Geschlagene, als der um Frieden Bittende, als der Nachgebende erscheinen. Diese Rolle konnte leicht ein anderer übernehmen — ein Bourbone. So geschah es, nachdem die Friedensverhandlungen zu Châtillon am 19. März abgebrochen waren,

daß sich die Mächte sowohl als die Gemüter des französischen Volkes von dem unruhigen Geiste des großen Heimatlosen abwandten und die Nachfolge der Bourbonen begünstigten. Denn ohne Vorherrschaft in Europa hatte das Kaisertum Napoleons keinen Sinn für die Franzosen. Schon während der Dresdener Tage (Sommer 1813) hatte Napoleon gemeint: »Eure auf dem Throne geborenen Souveräne können sich zwanzigmal schlagen lassen und dennoch jedesmal in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glücks und würde aufhören zu regieren an dem Tage, da ich aufgehört hätte, der Stärkere zu sein.«

Am 25. März rückten die Verbündeten in schier endlosen Marschkolonnen auf Paris los und kehrten den Rücken dem in St. Dizier weilenden Napoleon zu. Nur unbedeutende Streitkräfte vermochten die Marschälle Marmont und Mortier zusammenzubringen, um die Umfassung der Hauptstadt zu besetzen. Die Schlacht vor Paris am 30. März endete mit der Erstürmung des Montmartre und des Kirchhofes Père la Chaise. Am Abend des Schlachttages liegt Paris bezwungen zu den Füßen der Verbündeten; Mitternacht: — die Vertreter der Einwohnerschaft bringen die Kapitulation und empfehlen die Stadt der Gnade der Sieger. Am 31. März in aller Frühe sammelten sich die Truppen, deren Bestimmung es war, die anwesenden Monarchen in großartiger Umrahmung bei ihrem Einzug in Paris zu geleiten. Russische Garde-reiter an der Spitze; darauf die beiden Monarchen von Rußland und Preußen (der Kaiser von Österreich war noch nicht eingetroffen) mit dem Fürsten Schwarzenberg; weiter die Hauptquartiere, russische und preussische Garden, österreichische Grenadiere. Während hochgehobenen Sinnes hier die verbündeten Truppen marschierten, schlugen und ihren Einzug hielten, ver-

zehrte sich Napoleon fern im Osten, in dem abgelegenen St. Dizier, in neuen Rettungsplänen. Alles Lärm schlagen nützte nichts; keinen Feind sich gegenüber als ein paar tausend Reiter. Sonst ringsum eine Leere; nirgends mehr eine Verbindung mit der Diplomatie Europas; alle Fäden abgebrochen, aus denen man in höchster Not noch ein Rettungsseil hätte drehen können; ausgeschlossen, ausgestoßen.

Der, um den sich niemand mehr kümmerte, mußte also den Feind auffuchen. Gewaltmärsche, um Paris von Süden her Hilfe zu bringen. Voll schlimmer Ahnung sprengte Napoleon voraus. Er hat am Abend des 30. März über Fontainebleau das Wirtshaus La cour de France in der Nähe von Longjumeau erreicht, als ihm die aus Paris Fliehenden entgegenstürzten mit der Kunde, alles sei verloren, die Stadt übergeben.

Der Morgen des 31. März dämmerte herauf — Einzugstag der Verbündeten in Paris —, als Napoleon zornigen Herzens, der Verzweiflung nahe, die Stufen am Schloß in Fontainebleau hinaufschritt. — Thronentsagung am 11. April. — Es ist Mittagszeit am 20. April, da steigt der einst Mächtigste der Erde die Stufen desselben Schlosses wieder herab, Wehmut und Entrüstung in den Zügen, um von den Waffengefährten Abschied zu nehmen und in die Verbannung nach Elba zu ziehen. — Das größte unter allen Übeln der Erde ist, aus der Zahl der Lebenden auszuscheiden, bevor man stirbt.

In Paris aber führten die Verbündeten mit Ludwig XVIII. das Haus der Bourbonen auf den Thron zurück. In geschickter Wendung und Wandlung hatte Talleyrand das Amt eines leitenden Ministers bei dem neuen König übernommen; was der Edelmüt des Kaisers Alexander für Frankreich nicht zugestand, das setzte die Anmaßung des französischen Ministers durch. Mit Ausnahme

der preussischen wettelferten alle europäischen Staatsmänner, um überall die Interessen Frankreichs wahrzunehmen. Kein Mensch dachte im Ernst daran, Frankreich zu demütigen oder sein Gebiet zu schmälern, um diejenigen zu entschädigen, die sich bei Niederwerfung des gemeinschaftlichen Feindes fast verblutet hatten. Der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 mit den Grenzen von 1792 ließ Saarbrücken und Landau bei Frankreich und verschob alles andere, was auf beiden Ufern des Rheines noch zu ordnen war, auf einen im Herbst 1814 nach Wien einzuberufenden Kongreß. Nach dem Friedensschluß lösten sich die glänzenden Hauptquartiere in Paris und St. Cloud auf, die Truppen zogen heimwärts und die Monarchen sagten ihrem neuen, ob des unvermuteten Glückes nicht wenig aufgeblasenen Kollegen in den Tuileries, Lebwohl. Trotz mannigfacher Gegensätze der Diplomaten hatten Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm III. zwei Monate lang einträchtig Hof in Paris gehalten; jetzt trennten sie sich, um in den heimischen Residenzstädten triumphierenden Siegereinzug zu halten. Im königlichen Frankreich aber richtete man sich mit aller Schnelligkeit aufs neue ein und zeigte sich beflissen, alles das abzuschütteln und zu verwischen, was an Revolution und Kaisertum erinnerte.



Belle Alliance.

Von Julius von Pflugk-Hartung.

Am Morgen des 15. Juni 1815 überschritt Napoleon mit seinem Heere die belgische Grenze. Es geschah um einen Tag verspätet, denn ursprünglich war der 14. dafür ausersehen, der Jahrestag der Schlacht bei Marengo. Es geschah verspätet, und dieses »Zu spät!« ist ein Wahrzeichen des ganzen Feldzuges geblieben.

Napoleon war von Elba zurückgekehrt und hatte im Fluge den Kaiserthron zu Paris wiedergewonnen. Aber gar bald zeigte sich, daß Frankreich leichter zu erobern als zu behaupten sei. Im Innern erhoben die Gegner das Haupt; die Masse lehnte nach Frieden und der Kaiser bedeutete den Krieg. Noch befanden sich die Mächte des Auslandes beisammen auf dem Wiener Kongresse. Sie ächteten Napoleon als »den Feind und Zerstörer der Ruhe der Welt«, und schlossen ein Bündnis zur Aufrechterhaltung des Friedens mit Waffengewalt. Europa entschied sich wider den Korfen. Und hinter ihm stand weniger Frankreich als der Soldat, als bloß das Heer, welches dereinst das Kaisertum begründet hatte.

Doll Feuer und Zuvorsicht folgten die Gemeinen und Offiziere ihrem angebeteten Gott der Schlachten: hohl, fast wahn-sinnig gellte ihr »Vive l'empereur!« Anders die Generale, sie überschauten zu sehr die Schwierigkeiten und Gefahren, sie waren eifersüchtig aufeinander, zu Ungehorsam geneigt und hegten kein Vertrauen zur Sache des Kaisers. Mancher von ihnen trug verschwiegen die weiße Kokarde der Bourbonen in der Tasche, um sie an den Hut zu stecken, wenn der Augenblick es erheischte. Und vor allem: der Kaiser selber glaubte nicht mehr an seinen Stern. Er war älter an Jahren und körperlich mürber geworden. Zwar besaß er noch die ganze Genialität, den weiten und klaren Feldherrnblick, aber es fehlte der eiserne Wille, der alles in seine Bahnen zwang. So erscheint er mehr als verzweifelter Spieler, wie als bewußt und sicher zum Siege schreiten-der Schlachtengebieter.

Sein Unglück wollte, daß ihm zwei große Heere unter den bedeutendsten Führern entgegentraten, welche das Ausland besaß. Die nordwestliche Hälfte Belgiens wurde durch Wellington mit einem bunten Gemisch von Engländern, Nord- und Mitteldeutschen, Holländern und Bel-

giern gedeckt. Des Herzogs große Organisationsbegabung, seine staatsmännische Klugheit, sein militärisches Ansehen und seine unerschütterliche Zähigkeit hatten aus diesem Völkergewirre eine festgefügte, kampfgewaltige Armee gebildet. Ihr zur Seite, im südöstlichen Belgien, lagerte das preussische Heer, einheitlich im Volkstume wie das französische, und doch grundverschieden von demselben. Es bestand nämlich nicht aus kriegserfahrenen Veteranen, sondern der Mehrzahl nach aus jungen Truppen oder notdürftig geschulten Landwehren. Nicht das Gefühl von Überlegenheit, sondern Pflichttreue und Hingebung geleiteten sie in die Schlacht: Eigenschaften, deren sie freilich vollauf benötigten, denn Preußen war unter Napoleons Eisenfaust bettelarm geworden, und infolgedessen fehlte es überall: an Geld, an Nahrung, an Ausrüstungsstücken, selbst an Patronen. Als ausgezeichnet erwies sich das Offizierkorps; durch Bildung überragte es das der Engländer und das der Franzosen. Dabei ergänzten sich die beiden Feldherren der Verbündeten vortrefflich. Der bislang unbefiegte Wellington war eine defensive Natur: er suchte die Verteidigungsschlacht und wußte sie durch Ruhe und Willenskraft zu beherrschen. Umgekehrt Blücher und Gneisenau. Was dieser weitplanend, strategisch ersann, führte Blücher aus: vorstürmend, voller Zuvorsicht und Siegesfreude.

Der Zahl nach besaß Napoleon 123 000 Mann mit 350 Geschützen, das preussische Heer war ungefähr von gleicher Stärke, hatte aber nur 300 Kanonen, während das englisch-deutsche sich auf 93 000 Mann mit 204 Geschützen belief. Bei der Güte seiner Truppen blieb Napoleon also jedem Feinde einzeln überlegen, verbunden aber konnten diese sicher auf Sieg rechnen. Damit war dem Kaiser die Art seiner Kriegsführung gegeben: er mußte die Gegner fassen, bevor sie sich vereinigen konnten, d. h. zugleich: er mußte sie

überraschen und einzeln schlagen. Demnach beabsichtigte er auch, sich unerwartet auf das gefährlichste Heer, auf das der Preußen zu werfen, dieses zu vernichten oder doch so von Wellington abzurängen, daß man über ihn herfallen und Brüssel erobern konnte. Mit dem Einzuge in Belgiens Hauptstadt wäre ein großer kriegerischer und moralischer Erfolg erzielt, der voraussichtlich auf die politische Lage Europas einwirkte. In der Tat ist die Vorbedingung des Erfolges in weitem Umfange erreicht, denn es gelang Napoleon am 15. und 16. Juni, den Sieg an seine Fahnen zu heften. Seitens der Verbündeten hatte man sich in die Überzeugung eingelebt, daß der Feind zu schwach zum Angriffe sei, daß ihnen die Eröffnung des Feldzuges zufallen werde. In dieser Hinsicht waren auch schon Beratungen gepflogen und Vorbereitungen getroffen. Jedenfalls hielt man bei dem ausgedehnten Kundschafterwesen für unmöglich, daß eine gefährbringende Feldarmee an der Grenze erscheinen könne, ohne daß man davon rechtzeitig unterrichtet werde. Wenn es dennoch geschah, so erklärt es sich durch die Plötzlichkeit, mit der die Vereinigung des französischen Heeres befohlen, die Schnelligkeit und Heimlichkeit, mit der sie ausgeführt wurde, und die Anordnung einer klugen Grenzsperrre. Auf diese Weise ist denn Gneisenau zwar nicht strategisch, wohl aber taktisch überrascht worden. Er wußte bereits von dem Anmarsche und hatte auch schon dementsprechende Befehle erteilt, aber sie waren noch nicht ausgeführt. Die Preußen lagen noch weit verstreut in ihren Quartieren von Bierges bis hinter Lüttich, als in grauer Morgenfrühe des 15. um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr die ersten Schüsse fielen. Sie wurden von französischen Tirailleuren auf die an der Sambre unfern Lobbes stehenden Posten abgefeuert. Bald tobte ein lebhaftes Gefecht bei dem nahen Thuin, wo sich ein preußisches Landwehrbataillon tapfer eine

Stunde lang verteidigte, hierdurch aber Zeit verlor und während des Rückzuges fast vollständig aufgerieben wurde. Ähnlich erging es einer Kompagnie westfälischer Linie und zwei Reitereschwadronen, während die übrigen vorgeschobenen Truppen glücklich entkamen.

Napoleon hatte ernststen Widerstand an der Sambre bei Charleroi erwartet und demgemäß seinen Marsch eingerichtet. Und in der Tat, der Fluß ermöglichte ein Einhalten der Franzosen, bis sich das 1. preußische Korps gesammelt hatte. General Zieten hatte auch demgemäß handeln wollen, aber übertriebene Meldungen von der Stärke des Feindes und die Meinung, derselbe habe bereits weiter unten den Fluß überschritten, veranlaßten ihn, die an sich nur schwach besetzte Linie aufzugeben: vorschnell, wie sich zeigen sollte, denn die französische Armee befand sich durchaus nicht geschlossen beisammen und war teilweise überanstrengt. Sie sollte in drei Kolonnen auf Charleroi marschieren, es kam aber zu Irrungen, Verzögerungen und Unordnung. So hatte man vorne wesentlich nur Reiter, und erst gegen 11 Uhr erreichten stärkere Mengen Infanterie die Gegend von Charleroi. Links bei Marchienne erfolgte der Flußübergang ungemein langsam, rechts blieb das 4. Korps Gérard völlig aus, und in der Mitte befanden sich nur Reiter und eine Division junger Garde. Das dort für ernstere Unternehmungen unentbehrliche Korps Dandamme erreichte Charleroi erst nachmittags 3 Uhr mit seiner Spitze, und erst spät abends, um 10 Uhr, vermochte der General zu melden, daß seine Artillerie soeben einzutreffen beginne. Das Korps Lobau dahinter mußte 4 Kilometer weiter zurück übernachten. So kam es, daß der Kaiser das große Glück, welches Zietens Verhalten ihm bereitete, aus Mangel an Kräften nicht zu benutzen vermochte. Die Fehler der Preußen wurden durch entsprechende Fehler der Franzosen

nahezu ausgeglichen. Es gelang der am meisten westwärts stehenden preussischen Brigade, die Brüsseler Chaussee bei Gosselies zu erreichen, und von hier aus nach leichtem Gefechte ihren Marsch auf Fleurus, dem Sammelplatze des 1. Korps, fortzusetzen; und die 2. Brigade, welche bei Gilly aufmarschiert war, vermochte das Vorrücken der Franzosen stundenlang fast kampflös zu verhindern. Als diese sich endlich stark genug zum Angriffe fühlten, zog die Brigade sich sechtend, ohne namhafte Verluste zurück. Der Abend sah das ganze 1. Korps bei Fleurus vereinigt und das 2. und 3. Korps im Anmarsche.

Für die Bewegungen Napoleons waren das Gelände und sein Plan maßgebend. Hinter Charleroi gabelt sich die Chaussee, links führt sie nach Brüssel, rechts über Sombreffe auf Gembloux zu, beide Strecken werden durch die von Namur kommende Straße bei Sombreffe und Quatrebras durchschnitten. Napoleon befand sich bei Charleroi, also auf der Spitze eines Dreiecks, an dessen einem Ende die Preußen, an dessen anderem die Engländer zu erwarten waren. Er zerlegte seine Armee nun in zwei Teile, das Nebenheer, etwa 40 000 Mann stark, übergab er Ney und schickte es gegen Brüssel, das Hauptheer führte er selber gegen die Preußen. Wie die Straßenlage ergab, waren die strategisch wichtigen Punkte: Sombreffe und Quatrebras. Sie hätten also noch abends erreicht werden müssen; aber die mangelhafte Sammlung des Heeres hatte das nicht zugelassen. Auf der Brüsseler Straße stellte sich die äußerste linke Flügelabteilung Wellingtons, eine Brigade Nassauer unter dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar, der Neyschen Vorhut bei Frasnes in den Weg, und auf der Ostseite verhinderten Dunkelheit und Ermüdung die Preußen bei Fleurus ernstlich anzugreifen. Das Ergebnis des Tages war also günstig für Napoleon, wenn

es auch keineswegs als voller Erfolg bezeichnet werden konnte.

Während der Nacht zum 17. entwarf er einen großartigen Plan. Er wollte die Preußen noch weiter ostwärts drängen, sich dann schnell auf Brüssel werfen und diese Stadt besetzen. Glückte dies, so stand er zwischen Wellington und Blücher, von denen er nach Bedürfnis den einen oder den anderen mit Übermacht fassen konnte. Zur Voraussetzung hatte der Gedanke schnelles und durchgreifendes Handeln. Aber dies versagte auf beiden entscheidenden Stellen: bei Quatrebras, weil Ney unentschlossen blieb und ein großer Teil seines Heeres noch nicht eingetroffen war; bei Fleurus, weil der hier befehligende Grouchy sich zu schwach zum Angriffe fühlte, denn auch ihm fehlte noch das 4. Korps (Gérard). Somit verstrich die kostbare Zeit. Mittags 2 Uhr wählte Napoleon sich seines Sieges so wenig sicher, daß er Ney schrieb, er werde die Schlacht in einer halben Stunde beginnen, der Marschall solle die vor ihm stehende Macht über den Haufen werfen, dann kehrtmachen, gegen die Preußen marschieren und sie in Verbindung mit dem Kaiser umfassen.

Inzwischen hatten sich nämlich die Verhältnisse ungünstiger für Frankreich gestaltet: das 1. preussische Korps hatte eine gedeckte Stellung hinter dem Lignybach bezogen und war im Laufe des Vormittags durch die herbeigeeilten Korps 2 und 3 verstärkt worden. Wellington hatte seinem Heere eine starke Schiebung nach links anbefohlen, war selber bei Quatrebras eingetroffen und dann zu Blücher hinübergeritten, um mit ihm eine möglichst gemeinsame Tätigkeit zu vereinbaren. Als endlich das Korps Gérard eintraf, begann Napoleon den Angriff. Um die Dörfer St. Amand und Ligny wurde stundenlang erbittert gekämpft, bis es gegen Abend der vorgezogenen Garde gelang, auf der Ostseite von Ligny ohne besondere Anstrengung

überraschend durchzustößen. Damit standen die Franzosen im Zentrum der Preußen, und diese mußten weichen. Die Schlacht bei Ligny bildet kein Ruhmesblatt in der preußischen Geschichte. Ein großer Teil der Truppen schlug sich ausgezeichnet, aber andere, zumal Ausgehobene der neuen Provinzen, sind einfach davongelaufen. Die preußische Kavallerie bewährte sich durchweg nicht, die Infanterie hatte zu wenig Patronen und sich dadurch vielfach verschossen. Weit ungünstiger aber noch wirkte die Führung. Obwohl das Heer dem napoleonischen an Zahl überlegen war, fehlte es an Truppen auf den entscheidenden Stellen, wogegen der linke Flügel deren zu viel besaß und sie in keiner Weise ausnützte. Dabei war nicht genug für Ordnung in dem unübersichtlichen Gelände geschehen, in Ligny und St. Amand versagte sie zuletzt eigentlich ganz. Taktisch wurde die Schlacht durchaus im vorstürmenden Geiste Blüchers geschlagen mit allen Unzulänglichkeiten einer solchen Kampfesführung in einer Verteidigungsstellung. Statt ruhig und überlegen aus gemessener Entfernung zu leiten, befand sich der Feldmarschall wiederholt in der Front und vergaß dabei die Gesamtheit. Auch Gneisenau verlor den Überblick und geriet in das Kampfgewühl hinein. Wenn irgendwo, so wirkte bei Ligny die preußische Doppelführung ungünstig. Die Verluste der Preußen waren ungeheuer. Sie betrugen fast ein Drittel des Bestandes, nämlich 26000 Mann, wozu noch 2000 Mann für den 15. Juni kamen, so daß die drei Korps mit bloß etwa 52000 Mann den neuen Kämpfen entgegensetzen mußten. Von jenen waren etwa 16000 Mann zersprengt und gefangen und wurden teilweise später zurückgeführt, aber immerhin fehlten sie bei der Entscheidung. Die Einbuße der Franzosen betrug gegen 10000 Mann. hätte Napoleon rücksichtslos verfolgt, so wäre das preußische Heer unfraglich

zersprengt oder teilweise zu den Engländern hinübergedrängt. Als sie zurückfluteten, befürchteten kundige Männer ein zweites Jena. Verhängnisvoll erwies sich die Unklarheit der Rückzugslinie, denn die rückwärtigen Verbindungen gingen nach Osten, die natürliche Richtung des Rückzuges aber und die Nähe Wellingtons deuteten nach Norden. Hierdurch entstand ein Durcheinander der Bewegungen, dem auch der Befehl Gneisenaus nach Norden auf Tilly und Waare erst allmählich Einhalt tat. Der tapfere Widerstand mehrerer preußischer Bataillone bis in die Nacht hinein hat Napoleon zuerst über die Vollständigkeit seines Sieges getäuscht, und die Ermüdung seiner Leute, wahrscheinlich auch eigene Abspannung das Weitere bewirkt. Als er am nächsten Vormittage Grouchy mit einem Heerestelle auf die Spur der Preußen setzte, war es zu spät, und überdies wurden der Kaiser und der Marschall gerade durch die unklaren Bewegungen der Preußen getäuscht, so daß der Marschall erst abends die richtige Fährte fand. Nachdem die Preußen verschwunden waren, hat Napoleon sie unterschätzt und dadurch zu seiner endgültigen Niederlage beigetragen.

Zu derselben Zeit, als bei Ligny so furchtbar erbittert gefochten wurde, rang Ney mit Wellington bei Quatrebras. Unfraglich wäre der Engländer erlegen, wenn Napoleon nicht ein ganzes Korps, das Erlons, zu sich hinübergerufen hätte. Unterwegs aber erhielt es den Gegenbefehl des Marschalls, und so konnte es tatenlos zwischen beiden Heeren einherpendeln, während es sowohl hier wie dort die Entscheidung in Händen hatte. Trotz aller Gewaltstöße sah Ney sich schließlich auf Frasnes zurückgedrängt. Wellington hat Blücher zwar nicht unmittelbar helfen können, mittelbar aber mehr als 40000 Mann von ihm abgezogen und ihm dadurch die Möglichkeit des Sieges gewährt. Wenn Blücher sie

nicht zu benutzen verstand, so war das nicht Sache des Briten.

Napoleon erwartete, daß Ney seinen Gegner am Morgen des 17. Juni festhalten werde. Als es nicht geschah, brach er auf, um Wellington seitwärts zu fassen. Doch dieser entschlüpfte rechtzeitig der Gefahr und bezog nachmittags eine feste, vorausgewählte Stellung bei Mont-St.-Jean. Er sperrte hiermit den Weg nach Brüssel. Nachts 2 Uhr erhielt er aus dem verbündeten Hauptquartier die Nachricht, daß das 4. preußische Korps mit Tagesgrauen in der Richtung der englischen Stellung aufbrechen, das 2. ihm folgen und die beiden anderen sich marschbereit halten sollten. Es war die entscheidende Meldung. Wellington beschloß die Schlacht für den nächsten Tag und traf mit Ruhe und Umsicht seine Maßnahmen.

Im Laufe des 17. Juni fanden sich die drei Korps, welche am Lignybach gekämpft hatten, bei Waare einigermaßen wieder zusammen. Spät abends traf auch das sehnsüchtig erwartete 4. Korps Bülow von Lüttich ein. Gneisenaus Absicht war gewesen, es rechtzeitig bei Ligny zu haben, doch das wurde durch mangelhafte Depeschenüberbringung und Bülows Eigensinn vereitelt. Jetzt erhielt es Befehl, sich in der Morgenfrühe wieder in Bewegung zu setzen. Da zeigte sich denn aber, daß es zu weit östlich lagerte, der gewählte Weg große Schwierigkeiten bot und die Mannschaften zu ermüdet waren, um schnell gehorchen zu können. Die übrigen Korps waren ebenfalls abgespannt, zerrüttet und hungrig. Es fehlte noch an Munition, deren Reste erst am Vormittage des 18. Juni so weit verteilt wurden, daß sich zur Not dem Feinde entgegentreten ließ. Überdies kam die Kunde von Grouchys Anmarsch. Erst als man erkannte, derselbe verspäte sich derart, daß er nicht mehr gefährlich werde, erhielten auch das 1. und 3. Korps Befehl zum Ausbruche. Wie

alles bei den Preußen an diesem Tage, so verzögerte sich derjenige des 3. Korps bis in den Nachmittag hinein. Inzwischen erschien Grouchy, suchte den Dylefluß bei Waare zu überschreiten, nötigte das Korps dadurch, stehen zu bleiben und einen ungleichen Kampf aufzunehmen, der den Feldzug insofern beeinflusst hat, als der den Marschall abseits von Napoleons Hauptheer beschäftigte.

Die Entscheidung fiel auf dem leicht gewellten Gelände zwischen Mont-St.-Jean und Belle Alliance. Nach Blüchers Botschaft berechnete Wellington, daß die Hilfe zwischen 10 und 11 Uhr morgens erscheinen könne, doch erst nachmittags um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr ist sie eingetroffen, und dann nicht in Gestalt eines oder zweier Korps, sondern zunächst nur mit zwei Brigaden, also völlig unzulänglich. Zum Glücke für den Herzog hatte es stark geregnet, der schwere belgische Lehmboden war aufgeweicht und erschwerte die Bewegungen der Franzosen, die außerdem überanstrengt waren und sich erst im Laufe des Vormittags völlig sammelten. So sah Napoleon sich gezwungen zu warten. Er glaubte dies ungestraft tun zu können, denn er ahnte nicht, daß die Preußen nur zwei Meilen entfernt seien, bereit und gewillt, ihm in die Flanke zu fallen. Wie schon am 15. Juni, so verhinderten Napoleon wieder Verhältnisse im eigenen Heere, die Fehler der Preußen auszunutzen.

Immerhin standen Wellington schwere Stunden bevor, denn der Gegner war ihm an Truppenzahl und einheitlichem Truppenwert überlegen. Um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr begann die Schlacht: die Kanonen donnerten, und ein Stoß erfolgte erst gegen den rechten, dann gegen den linken englischen Flügel. Jener löste sich auf in ein langwieriges Gefecht, dieser wurde abgeschlagen. Nun warf Ney, der die Front befehligte, seine Reiterei auf den Feind; als sie nicht vorwärts kam, sandte Napoleon ihr seine Reservekavallerie zu

Hilfe. Zwei Stunden dauerte das Ringen, dann fluteten die Franzosen zurück. Da ging die Infanterie wieder vor: es gelang ihr, ein wichtiges Gehöft im Zentrum zu erobern und von dort aus weiter zu dringen. Ney erbat neue Truppen; aber schon lastete der Druck der Preußen dermaßen auf Napoleons Flanke, daß er zauderte, den Rest seiner Reserve, 14 Gardebataillone, aus der Hand zu geben, und als er es tat, war es zu spät, nach heldenmütigem Kampfe wurden auch sie geworfen.

Blücher war in Napoleons rechter Seite erschienen, und Napoleon stellte ihm ein Korps entgegen. Da die Preußen, wie wir sahen, erst zwei Brigaden stark waren, so hätten sie gerne gewartet, bis weitere Truppen eingetroffen wären; aber die Gefahr für Wellington hatte eine solche Höhe erreicht, daß Blücher mit seiner ungenügenden Macht loszog. Die Folge war, daß das Gefecht nur langsam vorwärts ging, bis zwei weitere Brigaden und schließlich auch die Vorhut des 2. Korps eintrafen. Allmählich zog sich der gesamte Kampf um das Dorf Plancenoit zusammen, welches ein Teil der kaiserlichen Garde unerschütterlich verteidigte. Wäre es den Preußen gelungen, das Dorf rechtzeitig zu stürmen, so würden sie die Schlacht entschieden haben. Aber alle ihre Anstrengungen versagten vor den Kugeln und Bajonetten der Garde. So fiel denn die Entscheidung auf Wellingtons Seite, als dieser den letzten Gardestoß abwies, wobei ihn eine preussische Brigade des 1. Korps auf dem äußersten linken Flügel unterstützte. Erst als die Front auf Belle Alliance zurück sank, räumten die Verteidiger seitwärts Plancenoit, wodurch Bülow sich endlich geltend machen konnte. Was dann die Schlacht vom Feinde noch übrig gelassen hatte, vollendete die Verfolgung Gneisenaus. Es handelte sich schließlich nicht mehr um Flucht, sondern um Zusammenbruch des

noch eben siegesfähigen Heeres, um den Sturz des Kaiserreiches.

Auf St. Helena durfte Napoleon ausruhen von den Anstrengungen und Enttäuschungen seines letzten, des kurzen, blutigen, ewig denkwürdigen belgischen Feldzuges.



Das Zeitalter der Restauration.

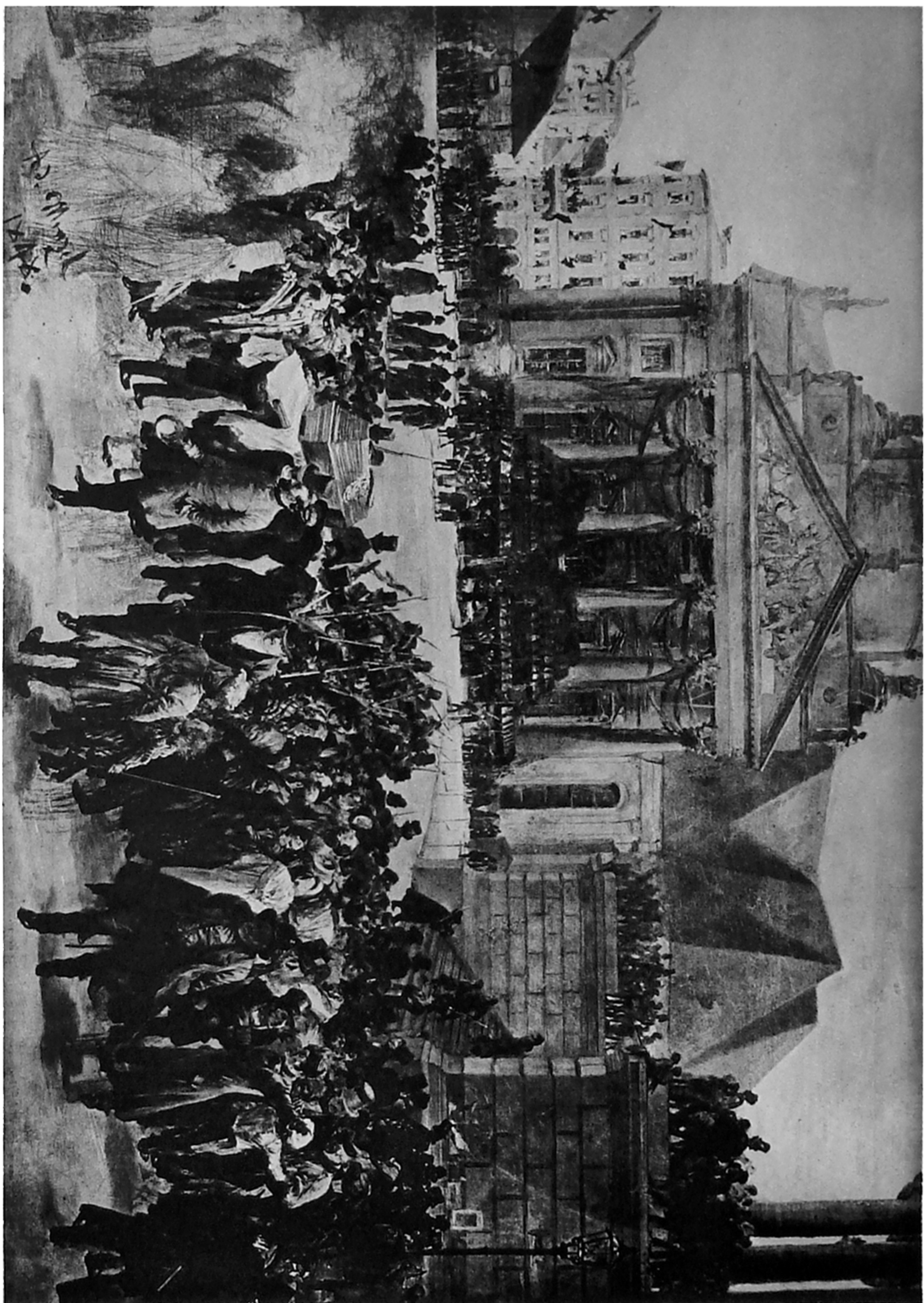
Von Friedrich Meinecke.

Es sind die Zeiten einer Windstille zwischen zwei Sturmperioden, in die wir eintreten, die Zeiten unserer Großväter, auf die der moderne Mensch vielfach mit einem merkwürdigen Stimmungsgemisch von überlegenem Spott, Vergnügen und Achtung zurücksieht. Manchem erscheint diese »Biedermeierzeit« gerade gut genug, um mit ihr ein tändelndes Spiel zu treiben, wobei sich dann freilich wohl ein Stück Sehnsucht und das Gefühl einmischt, daß jene Zeit Werte gehabt hat, die wir nicht mehr in gleichem Maße haben. Und so knüpfen denn so manche Bestrebungen von heute, die uns das Leben wieder innerlich wärmer und schöner machen wollen, an die Zeiten der Großväter wieder an.

Es ist nicht die Aufgabe der Historie, solchen Lebensbedürfnissen der eigenen Zeit unmittelbar zu dienen. Aber sie kann ihrerseits Nutzen ziehen aus ihnen, denn jede neue Wandlung in dem gemüthlichen Verhältnis der Gegenwart zu irgendeiner vergangenen Epoche wirft auch ein neues Bild von ihr an die Wand und läßt Züge, die man bisher weniger beachtet hat, schärfer hervortreten. So sehen wir die damaligen Menschen heute, man möchte sagen, mehr in ihrer malerischen Eigentümlichkeit, mit ihren freien Zügen, die wohl eine innere Bewegung, aber vor allem eine innere Sammlung verraten;



Nach den Straßenkämpfen zwischen Einwohnern und Militär in Berlin am 18. März 1848 wurden die Särge der über 200 Gefallenen auf der nördlichen Freitreppe des Deutschen Domes auf dem Gendarmenmarkt aufgebahrt. Das Militär war aus der Stadt gezogen; Bürgerwehr im Zylinder mit Säbel und Gewehr hatte Ordnung zu halten. □



in ihrem altmodischen Kostüm, das Farbiges und Weiches mit einer beinahe höfisch steifen Gebundenheit vereint; in ihren Gärten und Landhäusern von traulicher Freundlichkeit und edlen, ruhigen Linien, die so ungezwungen entwickelt scheinen aus dem geschmückteren Stile vorangegangener Kunstepochen. Allenthalben spürt man alte, sichere Tradition zugleich und eigenes inneres Leben, einen aristokratischen Grundzug, namentlich ein Fortleben der alten europäischen Aristokratie des Standes, aber verfeinert und gemäßigt durch eine neu hinzugetretene Aristokratie des Geistes. Wenn man die edlen, beinahe zu gleichmäßig edlen Porträtköpfe der Rauchschen Bildhauerkunst einmal beieinander gesehen hat, wenn man die entzückenden Aufzeichnungen Leopold von Rankes über die Zeiten der »halkyonischen Windstille« zwischen 1815 und 1830 gelesen hat, so vergißt man den eigenartigen Duft dieser Zeit nicht wieder.

Sie wird beleuchtet von der Abendsonne des Goetheschen Genius. Was Goethe in ihr schuf, trägt auch unverkennbar mit die Eigenheiten des Zeitalters, die maßvolle, vornehme Haltung, den beruhigten und abgeklärten Blick in die Lebenstiefen. Unter dem jungen Nachwuchs von Dichtern, der ihn umgibt, ist ja, wenn man von Eduard Mörike abseht, kein einziger wirklich Großer, aber die Poesie ist eine Macht im Leben, von vielen gepflegt, von unzähligen genossen, eine edle und keusche Muse. Vielleicht ist in der damaligen deutschen Dichtung mehr Nachklang früherer, stärkerer, produktiverer Epochen, denn auch die immer noch moderne Romantik hat ihre fruchtbarste, frischeste Zeit eigentlich schon hinter sich, aber dafür bewähren sich ihre Gedanken überaus schöpferisch auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften. Man sieht die Vergangenheit nicht mehr als ein dunkles Chaos an, das dem Lichte des eigenen Ver-

nunfttages vorherging, sondern als den mütterlichen Boden, den man mit Liebe und Achtung durchforstet, selbst mit einer »Andacht vor dem Unbedeutenden«, oft mit zu viel Gemüt und Phantasie, oft aber auch mit einer reinen und hingebenden Kontemplation, die zu den herrlichsten wissenschaftlichen Resultaten führte. So erschloß Ranke in seinen Erstlingswerken das Verständnis für die innere Einheit der romanisch-germanischen Völkerwelt und zugleich für ihre bunte Mannigfaltigkeit in der Einheit, für die gemeinsamen Ideen, die »großen Atemzüge dieses unvergleichlichen Vereins« und zugleich für die Unvergleichbarkeit und den Eigenwert einer jeden Epoche und Nationalität. Die Gebrüder Grimm drangen sinnig und tief, und dabei immer streng wissenschaftlich, in den Geist des deutschen Altertums. Bopp und Wilhelm von Humboldt begründeten die vergleichende Sprachwissenschaft, der Geograph Karl Ritter leistete Ebenbürtiges für sein Gebiet. In diesen induktiv-historischen Studien verband sich die von der Romantik genährte Liebe für die tieferen Wurzelschichten der geschichtlichen Menschheit mit den seit Kant in Deutschland wirkenden philosophischen Impulsen, mit dem Drange nach Gesamtkenntnis und nach Erkenntnis zumal des Zusammenhanges geistiger und natürlicher Erscheinungen. Und durch ihr Vorgehen dabei begannen sie schon tatsächlich die Stellung derjenigen Philosophie zu untergraben, die damals vielerorts als die höchste Leistung philosophischen Denkens galt, die Hegelsche. Sie untergruben deren deduktive konstruierende Methode durch ihr anschmiegendes Eindringen in die Dinge selbst. Aber sie empfingen dabei auch ihrerseits von der Hegelschen Geschichtsphilosophie wirksamste Anregungen. Auch Hegel sah in seiner Weise, was die Romantiker sahen, das innere Zusammenwirken von Staat, Kunst, Religion und Volksgeist. Auch ihm

galt es als Aufgabe, selbst »In den verkümmertsten Gestalten ein Moment des Geistigen aufzufuchen«.

So arbeitete man sich auf dem Gebiete des geistigen Lebens von sehr verschiedenen Ausgangspunkten aus in die Hände. In diesen Bestrebungen liegt die beste Kraft des damaligen Deutschland. Es schien fast so, als habe sich die deutsche Nation nur deswegen in erschütternden Kämpfen von der nivellierenden Universalmonarchie Napoleons befreit, um als Volk der Dichter und Denker seinem eigensten Genius ungestört dienen zu können. Es schien fast so, wie Wilhelm von Humboldt zu Ende des Jahres 1813 sagte, daß die politische Zerstückelung Deutschlands die Voraussetzung für die schöne Mannigfaltigkeit seiner Bildung sei, als könne man diesen Vorzug nur bewahren, wenn Deutschland sich begnüge, ein bloßer Staatenverein zu sein, als sei die Bundesakte von 1815 also die richtige Verfassung für Deutschland. Die nationale Kultur schien auch bei ihr und gerade unter ihr gedeihen zu können, und die politische Entwicklung Deutschlands, die in jahrhundertelanger Arbeit ein Nebeneinander lebensfähiger, zum Teil festgefügtter Territorialstaaten erzeugt hatte, schien auch nur zu einem defensiven Bunde, aber nicht zu einem geschlossenen Nationalstaate hinzudrängen. Was der Deutsche an Patriotismus und Staatsgefühl besaß, rankte sich zumeist an der Geschichte und der Verfassung des engeren Heimatlandes empor.

Aber es wuchs auch schon darüber hinaus. Jene Gefahr, in welcher die Eigenart der deutschen Geistesbildung unter der Herrschaft Napoleons geschwebt hatte, führte manchen Tieferdenkenden zu der Überzeugung, daß nur eine festere politische Einigung Deutschlands sie dauernd hüten könne. Wie hätte nicht auch die romantische Bewegung, die ausging von dem natürlichen Zusammenhange der Volksgemeinschaft, von der Pflege heimischer

Volksart, von dem trauten Reize der Muttersprache und den väterlichen Sitten, zu politischen Wünschen und Phantasien von Wiedererweckung deutscher Kaisermacht führen sollen. Und eine dritte Wurzel politisch-nationaler Hoffnungen lag in den Einwirkungen der französischen Ideen von 1789, in den Gedanken der Volkssouveränität, den politischen Ansprüchen der mündig gewordenen Gesamtnation. Eine eigene Verbindung dieses liberalen und jenes romantischen Hungers nach Nation war in der deutschen Burschenschaft der Jahre 1815–1819, jugendlich unreif und politisch nicht haltbar, die aber auch nach deren Unterdrückung durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819 als eine starke Unterströmung fortlebte.

Eben durch diese Karlsbader Beschlüsse mit ihrer geistlosen Maßregelung der unbequemen Regungen in Universitäten, Literatur und Presse bewies aber auch der Deutsche Bund seine Unfähigkeit, eine nationale Mission auszuüben und dem nationalen Geistesleben jenen Schutz zu gewähren, der die Begründung eines strafferen Nationalstaates in den Augen vieler hätte überflüssig machen können. Es war nun nicht bloß die Sorge vor den unitarischen Tendenzen der jungen Generation, welche die auf ihre Souveränität stolzen Regierungen Deutschlands zu den Karlsbader Beschlüssen trieb, sondern diejenigen Regierungen, welche die Hauptverantwortung für sie trugen, die österreichische und die preussische, fürchteten vor allem das liberal-demokratische Element der Bewegung. Sie fürchteten eine Wiederholung der politischen und sozialen Revolution von 1789 auf deutschem Boden. In der Tat gab es um 1819 in Deutschland vereinzelt revolutionäre Fanatiker, die nicht nur, wie Sand, das Zeug zu einem Tyrannenmörder, sondern wohl auch zu einem Konventsmanne hatten. Aber wie wenig war die Nation im ganzen darauf ge-

stimmt. Die breiten Massen des Bürger- und Bauernstandes, reichlich auch in Anspruch genommen durch die Wiedherstellung des zerstörten Wohlstandes, waren wohl schon von allerlei Wünschen nach politischen und sozialen Vorteilen, aber vor allem auch noch von einer patriarchalischen Ergebenheit gegen die angestammten Dynastien erfüllt. Die politische Bewegung war noch im wesentlichen beschränkt auf einen Teil derselben sozialen Schichten, die auch die Träger des geistigen Lebens waren. So hofften aber auch die Regierungen, das gefährliche Feuer jetzt rasch austreten zu können, bevor es die unteren Stockwerke ergriff. Und gegenüber diesen ersten politischen Aspirationen des gebildeten Bürgertums stützten sie sich nun erst recht auf die alte Aristokratie, die im 17. und 18. Jahrhundert dazu erzogen worden war, dem Fürsten zu dienen und für diese Dienste durch Erhaltung ihrer Herrenstellung gegenüber Bauer und Bürger belohnt worden war. Aber das war nun die große Frage, ob diese feudal-aristokratischen Mächte der Gesellschaft auch fernerhin genügen würden, um der Monarchie und der Regierungsgewalt den unentbehrlichen sozialen Halt zu geben. In Österreich erschienen sie den Lenkern des Staates noch so vollkommen tragfähig, daß sie gar nicht daran dachten, das Werk Josephs II. wieder aufzunehmen. In Preußen, wo Staat und Gesellschaft seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. ganz und gar darauf zugeschnitten waren, eine starke Heeresmacht hervorzubringen und zu unterhalten, und wo die Verfassung dieses Heeres bis 1806 aufs engste verknüpft gewesen war mit der bisherigen aristokratischen und ständischen Struktur der Gesellschaft, hatte die Katastrophe von 1806 wohl die Unzulänglichkeit dieser Bindemittel ein für allemal gelehrt, aber so stand es doch nicht, daß sie als völlig entbehrlich nun hätten beiseite geworfen

werden können. Das preußische Junkertum hat in dem entscheidungsvollen Jahrzehnt von 1806 bis 1815 nicht nur seine Schwächen, sondern auch seine Stärken offenbart. Es hat seinen rechtlichen Anteil an dem Ruhm des Befreiungskampfes, es hat auch in dem neuen preußischen Heere, wie es Scharnhorst, Gneisenau und Boyen von 1808 bis 1815 schufen, seinen Platz und seine integrierende Funktion wiedergefunden. Das alte preußische Offizierkorps mit seinen aristokratisch-monarchischen Traditionen ist damals nur umgebildet, nicht umgewandelt worden. Und ganz entsprechend ist auch die alte Agrarverfassung, das Fundament der junkerlichen Macht, durch die Stein-Hardenbergschen Reformen nur reformiert, nicht umgestürzt worden. Der Gutsherr der alten preußischen Provinzen verlor zwar alte Rechte, gewann aber auch neue Rechte, indem er fortan die proklamierte Freiheit des Güterverkehrs ausnützen konnte zur Aufkaufung von Bauernland und Vermehrung des Gutsareals. So war dieser Stand seit 1816, wo er eine ihm außerordentlich günstige Deklaration der Agrarreform durchsetzte, wieder in kraftvollem Aufsteigen. Und nun wurde er unterstützt und gehoben dabei durch jene romantische Bewegung der Geister, durch die Verherrlichung mittelalterlichen Rittertums, durch den Glanz, der auf die patriarchalischen und korporativen Institutionen der Vergangenheit fiel. Es war nicht nur äußerer modischer Flitterglanz, sondern die Romantik hat recht eigentlich die Funktion geübt, weite Kreise des alten Adels in Deutschland und namentlich Preußen wieder hineinzuführen in die Strömungen der geistigen Kultur Deutschlands, sie hat der Restauration der aristokratischen Gewalten jenen geistigen Zug gegeben, der uns an dem Gesamtbilde unserer Zeit sofort auffiel. Sie führte ja die Menschen wieder ab von jenen individualistischen Ge-

anken der inneren Freiheit und Selbstbestimmung, die durch Goethe, Schiller und Kant emporgekommen waren, und band sie dafür an die historischen, wie sie meinte gottgewollten Ordnungen und Überlieferungen des Lebens, aber sie tat es mit einer inneren Wärme und Schwungkraft, die ihren Zusammenhang mit den vorangegangenen individualistischen Bewegungen nicht verleugnen können. Zu den Wirkungen der Romantik auf Poesie und Wissenschaft, die wir oben betrachtet, treten damit nun die, welche sie auf Staat, Gesellschaft und persönliches Leben ausgeübt hat. Man kann diese zusammenfassen als die christlich-germanische Bewegung; ihr Name stellt das »Christliche« vor das »Germanische«, und in der Tat liegt bei ihren bedeutendsten Vertretern, bis zu dem jungen Kronprinzen von Preußen herauf, der Akzent fast noch mehr auf dem Religiösen als auf dem Politischen. Auch auf diesem Gebiete sind sie, was den Inhalt ihrer Lehre betrifft, konservativ. Sie bekämpfen aufs schärfste allen Rationalismus im Christentum, sie sind durchdrungen von den positiven Dogmen der Sündhaftigkeit der Kreatur und der Erlösung durch Christi Opfertod. Es ist ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Gefühlen der völligen religiösen Abhängigkeit und ihren politischen Lehren von der unbedingten Autorität der Obrigkeit von Gottes Gnaden. Aber für beide Gebiete verlangten sie nicht nur äußerlichen Buchstabenglauben und Buchstabengehorsam, sondern, wie es Leopold von Gerlach einmal sagte, »fides, foi, Konviktion«, — eine Konviktion, die zeitweise, in dem merkwürdigen Erweckungstreiben einiger hinterpommerscher Gutsherren von 1820, zur hellen religiösen Schwärmerei und Ekstase sich steigerte.

Eine streng konservative, aber innerlich warme Lebens- und Staatsanschauung war es also. War sie imstande, die Nation

im ganzen zu ergreifen oder auch nur den preussischen Staat heilvoll zu leiten? Sie hatte gewiß einen nationalen Zug und wollte gerade auch das Germanische in seiner Reinheit darstellen, Glauben Zucht und Sitte der Ahnen auf allen Gebieten des Lebens wieder erwecken. In das Praktische umgesetzt aber lief es auf eine Wiederherstellung der früheren patrimonialen und korporativen Einrichtungen und des ständischen Staates hinaus, auf eine Negierung dessen, was der staatsbildende Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts geschaffen hatte, auf eine Auflösung der staatlichen Einheit zugunsten der aristokratischen und korporativen Sonderrechte. Das war die Tendenz der Hallerschen Staatslehre, die in den christlich-germanischen Kreisen Preußens, beim Kronprinzen und dessen Freunden, begeisterte Aufnahme fand, aber sie widersprach dem eigentlichen Kern des preussischen Staates, seinem militärisch-politischen Machtgedanken. Sie arbeitete jetzt selbst in gefährlicher Weise daran, durch schärfere Betonung der provinziellen Eigentümlichkeiten den einheitlichen Zusammenhang der preussischen Monarchie zu lockern. So hatte also jenes erneuerte Bündnis zwischen Monarchie und Aristokratie in Preußen seinen inneren schwachen Punkt. Die Monarchie suchte ihn zu überwinden, als sie 1823 die Provinzialstände in den preussischen Provinzen schuf und dabei in ihrer Zusammensetzung die aristokratischen Wünsche befriedigte, ihre Rechte und Befugnisse aber so bestimmte, daß das alte preussische Beamtentum, der Dorkämpfer der Staatseinheit, das hielt in der Hand behalten konnte. Dieses hat denn im Innern fleißig und erfolgreich, selbst ruhmreich gearbeitet und das Gefüge des aus alten und neuen Landschaften zusammengesetzten Staates gefestigt. Sein Werk ist der Zollverein, der seit dem 1. Januar 1834 den größeren Teil des heutigen Deutschen Reiches wirt-

schaftlich einigte, dadurch ein neues, enges Band zwischen Preußen und Deutschland knüpfte und die künftige politische Einigung Deutschlands unter Preußen vorbereitete. Wo aber blieb der hegemonische Drang, die moderne Fortführung friderizianischer Machtpolitik auf den übrigen Gebieten? Wie schon 1819, so band sich auch nach der Julirevolution Preußen wieder an die Metternichsche Reaktionspolitik zur Beschwörung vermeintlicher revolutionärer Gefahren. Treues Zusammengehen mit Österreich, gemeinsamer Kampf gegen die Ideen von 1789, das war auch die Lösung der christlich-germanischen Partei. Auch hierin also wandte sie sich ab von den friderizianischen Traditionen und half durch ihren Einfluß am Hofe dazu mit, Preußens Machtpolitik zu dämpfen und sie den österreichischen Wünschen dienstbar zu machen. So stand Preußen in dieser ganzen Zeit in der Gefahr, unpreussisch und unfriderizianisch zu werden, durch den Rückfall in feudal-ständische Institutionen einerseits, durch die Unterordnung unter Österreich anderseits.

Die Elemente, die Friedrich der Große einst in seiner inneren und äußeren Politik zusammengebunden hatte, waren jetzt zum großen Teile auseinandergefallen. Der preussische Adel mit seiner sozialen Vorherrschaft im Lande, jetzt zwar eine Stütze der Krone im Kampfe gegen Revolution und Liberalismus, drängte doch den Staat eben dadurch ab von stolzen hegemonischen Zielen. Metternichs scharfes Auge sah es wohl, daß ein konservativ und altständisch regiertes Preußen für Österreich ungefährlicher war als ein liberal regiertes. Für jenes war *quieta non movere* die Lösung. In den liberalen preussischen Reformern dagegen, den Gneisenau, Boyen und Grolman, lebte ein heißer Drang nach preussischer Machterweiterung. So war der Sturz dieser Partei im Jahre 1819 zugleich ein Sieg österreichischer Politik,

so war der Kampf Metternichs gegen Revolution und Liberalismus zugleich ein latenter Kampf gegen die Möglichkeit einer preussischen Hegemonie auf liberaler Basis.

Dieser Kampf wurde ihm nun freilich erleichtert durch die Entwicklung des Liberalismus selbst in den dreißiger Jahren. Die preussischen Reformer hatten die liberale Idee mit dem Staats- und Machtgedanken vereinigt. Sie wollten die historische preussische Monarchie und die mündig gewordene Nation neu verbinden durch allgemeine Wehrpflicht, Selbstverwaltung und Volksvertretung, und dadurch Preußens Primat über Deutschland vorbereiten. Ihre Ideen wurden seit 1819 zwar nicht ganz unterdrückt, aber abgedrängt. Sie hätten auf die breiteren Massen des Volkes und über die Grenzen Preußens hinaus nur wirken können durch ihre eigene Verwirklichung im Regierungssysteme Preußens. So aber trennten sich nun Liberalismus und Staat, und als nach 1830 die neue große Woge französischer Ideen nach Deutschland kam, als im Westen Deutschlands nun auch der Bürger und Handwerker anfang, sich an politischen Schlagworten zu begeistern, da war es ein unreifer, unpolitischer, den Dynastien vielfach grimmig feindlicher Radikalismus, der auf solch verwehrlostem Boden emporwucherte. Preußens Gestirn war durch Wolken verdeckt, und es gehörte etwas dazu, sich nicht durch sie beirren zu lassen und den festen Glauben an die Wiederkehr freier Zeiten in Preußen und an Preußens Mission für Deutschland zu fassen. Das war das unvergängliche Verdienst Paul Pfizers in seinem Briefwechsel zweier Deutschen 1832. Manch edler Irrtum mischte sich in seinen Glauben, aber sein Kern war fruchtbare Wahrheit. Es war eine Wiedererweckung der Gedanken Fichtes und Arnolds; die Sehnsucht des geistigen, philosophisch bewegten Deutschlands nach festeren

Realitäten, nach Staat und Nation, nach Macht und Einheit wachte in ihm wieder auf. Es war doch nichts auf die Dauer mit den halcyonischen Tagen. Der Deutsche war in ihnen, wie Pfizer klagt, ein Fremdling in der eigenen Heimat geworden; er habe nichts als seine innere Welt, seine Existenz sei eine durch und durch künstliche geworden.

Noch stand er ziemlich allein da unter seinen süddeutschen Landsleuten, aber er war der Vorläufer der Frankfurter Erbkaiserpartei. Doch wieviel Kämpfe und Enttäuschungen standen noch bevor, ehe der Bund von Geist und Macht, von Freiheit und Staat endlich vollzogen werden konnte. Und wenn man sich jetzt auch der inneren Kraft des konservativen und aristokratischen Elementes in Preußen erinnert, so darf man wohl sagen, daß dieser Bund nicht eher vollzogen werden konnte, als bis auch dieses irgendwie in ihn mit hineingezogen wurde. Denn nur aus einer Vereinigung aller lebendigen Mächte des deutschen Lebens konnte eine segensreiche Zukunft Deutschlands erblühen.



Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland.

Von Friedrich Meinecke.

Nur aus einer Vereinigung aller lebendigen Kräfte Deutschlands, der konservativen wie der liberalen, der staatsbildenden wie der geistbildenden, so schlossen wir die Betrachtung der Restaurationszeit, konnte eine gedeihliche Neugestaltung Deutschlands hervorgehen. Friedrich Wilhelm IV. schien, als er den Thron bestieg, vom Schicksal geradezu berufen und ausgestattet zu sein, für diese Aufgabe zu wirken. Er, der Beherrscher desjenigen Staates, auf den die einsichtigsten Patrioten schon ihre Hoffnung

setzten, schien auch zugleich der Mann zu sein, der ihn wieder hinüberleiten konnte in jene freieren Strömungen, die er seit 1819 zum großen Teile verlassen hatte. Männer, die damals gemäßregelt oder zurückgedrängt waren, wie der edle Ernst Moritz Arndt und Boyen, der Organisator der allgemeinen Wehrpflicht und Landwehr, wurden von ihm wieder herangezogen und geehrt. Die Tage der kleinlichen Demagogenangst und des steifen Bureaucratismus und Absolutismus schienen vorbei. Eine Persönlichkeit, die allem Edlen und Großen weit sich öffnete und zugleich den festen Halt selbsterrungener Überzeugungen in sich hatte, ein Staatsmann nach dem Herzen seiner Zeitgenossen, insofern seine Politik zugleich Weltanschauung und Ideal war, — so erregte er Hoffnungen auch bei denen, die dem Kernpunkte seiner politischen Ideen fernstanden.

Man wußte wohl, daß er als Kronprinz stark in dem Bannkreise der Hallerschen Staatslehre befangen gewesen war, die den modernen, nationalen wie liberalen Bestrebungen todfeind war und schlechthin die Rückkehr zum mittelalterlichen Patrimonialstaat forderte. Aber konnte ein Fürst, der auf dem Throne Friedrichs des Großen saß und in seiner Jugend den Geist der Befreiungskriege gekostet hatte, seinem Staate und seiner Nation wirklich untreu werden? In der Tat waren der Kronprinz und seine Freunde, die Gerlach und Radowitz, nicht klassisch aufgegangen in Hallerscher Parteidoktrin. Sie vermißten vor allem das eine an ihr, daß sie den Begriff der »Nation« nicht entwickle, die doch auch eine schöne Blüte des ewigen Königtums Gottes und der Menschen sei. Leopold von Gerlach sagte das, aber noch stärker als er empfanden es Radowitz und Friedrich Wilhelm IV. selbst. Er blickte auf Deutschland mit den entzückten Augen des romantischen Dichters, auf das ganze Deutschland von den Tiroler Bergen und

dem »herrlichen« Erzherzogtum bis zu den Ostseegestaden und den Burgen der Ordensritter. Ihm war Deutschland teuer wie der Name einer unvergleichlichen Mutter; von seiner eigenen Schmerzensreichen Mutter bekannte er diese Liebe als ein teures Erbe erhalten zu haben. Und es war noch mehr als Poesie und Pietät, was ihn an Deutschland fesselte. Es war etwas von jenen hochsinnigen Nationalgedanken des Freiherrn vom Stein in ihm, die den geschichtlichen Zusammenhang des alten und des neuen Deutschlands wiederherstellen und den durch die Unterhöhlung der alten Reichsgewalt entstandenen Bruch in seiner Entwicklung heilen wollten. Hatten die Romantiker auf geistigem Gebiete den gestörten Zusammenhang des Deutschen mit seiner Vergangenheit wiederhergestellt, so wünschte er auf politischem Gebiete dazumithelfen, daß das Römische Reich deutscher Nation und die Kaiserkrone Karls des Großen wieder erneuert wurde. Wenner davon schwärmte, dachte er ebenso wenig wie Stein, der einst die Monarchie der Ottonen als Ideal hinstellte, an eine völlige Austilgung alles dessen, was seitdem in Deutschland emporgekommen war. Seine streng legitimistische Gesinnung erkannte die Rechte der deutschen Fürsten und selbst die Echtheit der von Napoleon geschaffenen Königskronen sogar bis zum Überschwange an. Aber vor dem Abschluß dieser partikularistisch-territorialen Entwicklung, vor der Bundesakte von 1815 mit ihrer Anerkennung der Souveränität aller deutschen Fürsten machte seine Ehrfurcht halt. Er vermiste an ihr die Kraft, für das Wohl der Gesamtnation lebendig zu wirken, er hielt es deswegen für eine Pflicht der deutschen Fürsten, einem Teile ihrer Souveränitätsrechte zugunsten der Bundesgewalt zu entsagen. Aber wer sollte diese Bundesgewalt bilden? Heftig widersprach er 1847 dem Gedanken, daß etwa Österreich oder gar Preußen aus-

schließlich diese Macht darstellen solle. Ihm schwebte offenbar ein Zustand vor Augen, wo durch die Erneuerung altehrwürdiger nationaler Institutionen die Sonderinteressen und Realitäten der großen und kleinen Staaten Deutschlands zum Schweigen gebracht seien, wo über Österreich und Preußen hinaus ein nationales Zentrum moralischer Art bestünde, vor dem alle Fürsten sich beugten, und das da zugleich jedem von ihnen seine eigentümliche, historisch verdiente Würde, Ehre und Machtstellung lasse und verbürge. So malte es der Brief an Dahmann aus den Ostertagen des Jahres 1848 aus, dessen Inhalt jedenfalls lange in ihm schon lebte. Die römische Kaiserwürde unauflöslich verbunden mit dem Erbkaifertum Österreich, als eine Ehrenstellung gedacht, nicht als ein politisches Amt, ein Nebelgebilde, wie er sich ein andermal ausdrückte, und doch eine große Realität, — offenbar, weil er meinte, durch sie die historische Kontinuität zwischen dem alten und dem neuen Deutschland wiederherzustellen. Neben ihm, dem Kaiser, sollte zur eigentlichen Regierung in Deutschland ein deutscher Wahlkönig stehen, gekürt nach alter Weise im Bartholomäusdom zu Frankfurt. Unzweifelhaft hoffte er, daß die Wahl auf den König von Preußen fallen werde, denn als man ihn auf das Bedenkliche eines Wahlkönigtums aufmerksam machte, forderte er zwar nicht ein erbliches Königtum, aber ein erbliches Reichserzfeldherrenamt für Preußen. So erstrebte er denn also auch für Preußen bei seinen deutschen Reformplänen einen erheblichen Gewinn an Macht, eine militärische Hegemonie über das nichtösterreichische Deutschland und innerhalb dieser das preußische Heer, »das erste der Welt und meines Hauses Schöpfung«, als festen Kern und geschlossene Einheit. Er versuchte gewissermaßen das Erbe Friedrichs des Großen zugleich zu erhalten und zu versöhnen

mit der Idee des alten deutschen Reiches und so den Riß zu schließen, der durch Preußens Erhebung einst in das Gefüge des Reiches gekommen war. Was war in diesen Plänen Kern und was war Schale? Man hat neuerdings behauptet, der Kern sei doch der preußische Machtgedanke gewesen, aber man hat dabei verkannt, daß alles politische Denken und Wollen des Königs auf dem Boden einer Lebensanschauung erwachsen ist, die den menschlichen Willen band durch religiöse und sittliche Verpflichtungen, die alle politische Ambition unterordnete unter das heilige Gebot des historischen Rechtes. Steckt nicht selbst in dem preußischen Ehrgeize des Königs ein Stück dieser Gesinnung? Ehre und Macht des preußischen Königtums galten ihm mehr als ein heiliges Fideikommiß denn als ein freies Erbe, das man mit irdischem Erwerbsinn ausbeuten kann. Wenn er demnach von einem Reichsfeldherrenamt des preußischen Königs träumte, so dachte er eben mehr an ein Amt denn an eine reale und durchdringende Gewalt, und er wollte ferner auch den übrigen deutschen Königen, den »Reichswehrherzögen« Rechte und Ämter geben, welche den Wert der preußischen Obergewalt über das Reichsheer erheblich beeinträchtigt hätten. Nicht die Idee der Macht, sondern die Idee des Rechtes und der Pflicht dominiert in seinen deutschen Plänen.

»Ich darf«, so hat Radowski einmal den Standpunkt des Königs wiederzugeben versucht, »kein deutsches Fürstenhaus zwingen, daß es sich seines Rechtes begeben, weder direkt durch meine Waffen, noch indirekt, indem ich den Aufruhr in seinem Lande entzünde. Ich will den Teufel nicht austreiben durch der Teufel Obersten. Ich halte die Einigung der Nation unaussprechlich hoch, aber meine Pflichten als christlicher König noch höher. Beide liegen so weit auseinander als Himmel und Erde.«

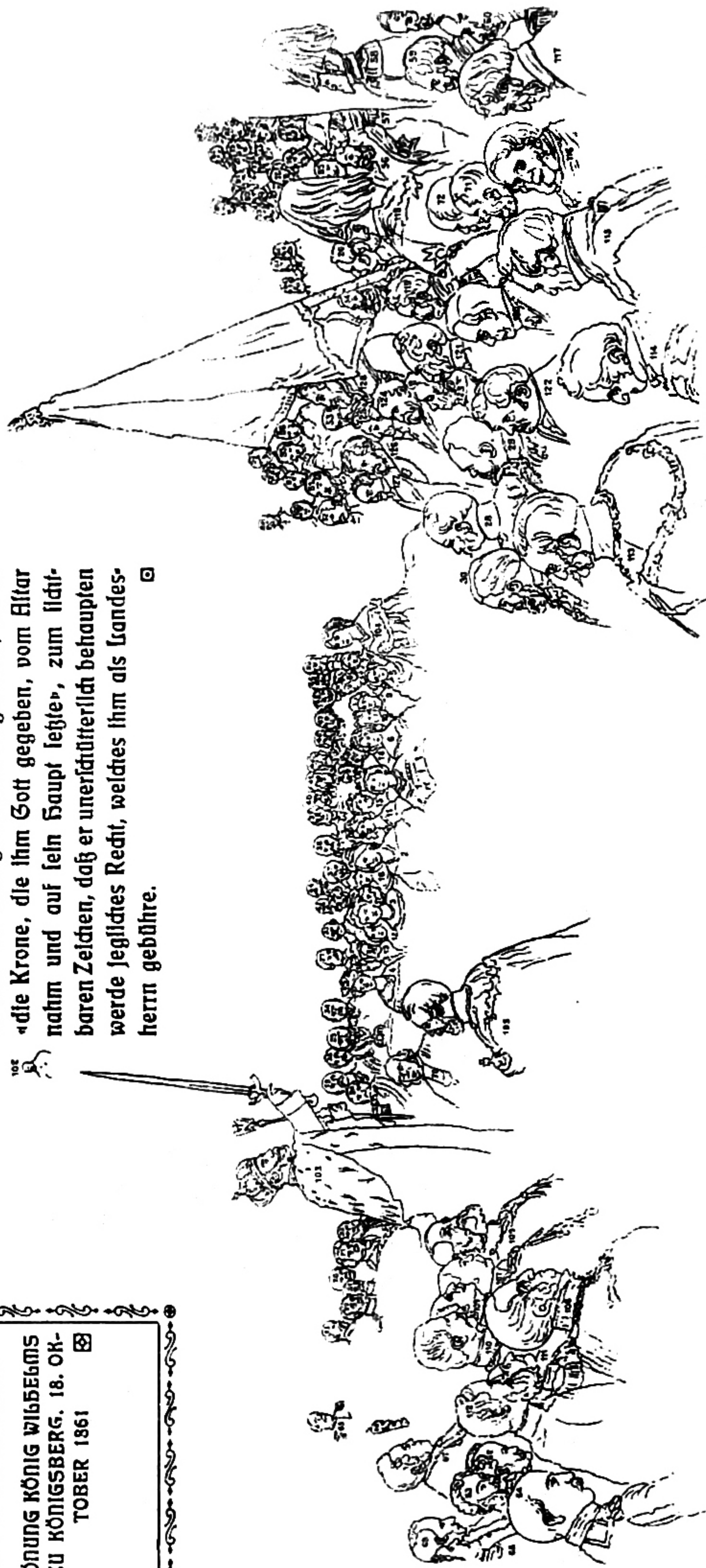
Und nicht bloß die bewußte sittliche Maxime hielt den König ab, diejenigen Waffen auf dem politischen Kampfplatz zu gebrauchen, zu denen ein Friedrich der Große und Bismarck und zu denen noch jeder Begründer neuer Machtverhältnisse hat greifen müssen. Der König folgte vielmehr jener Maxime, weil sie seiner eigensten Natur entsprach, die in Gedanken schwelgte und vor der Tat zurückscheute. Persönliche Anlage und Weltanschauung durchdrangen sich so unauflöslich in ihm, daß man kaum jemals mit Bestimmtheit sagen kann, wie weit Grundsatz, wie weit Schwäche sein Handeln beeinflusst hat. Trug doch auch jene christlich-germanische Staatsanschauung von vornherein einen quietistischen Zug, weil sie die Fügung in die gottgewollten Ordnungen des Lebens predigte, weil sie in dem rechten menschlichen Tun, wie Stahl es einmal ausdrückte, nur »lebendige, innerliche Aneignung, nicht eigene Erzeugung«, sah. Eine Weltanschauung also des Schauens, nicht des Schaffens, und als ein Schauer und Seher, nicht als ein Schaffender hat auch der König jene Reichsverfassungsgedanken hingeworfen. Darum überwuchert in ihnen das malerische, dekorative Detail, darum treten dienüchternen und doch bitter notwendigen Fragen nach der Abgrenzung der Kompetenzen der verschiedenen Reichsorgane so ganz in den Hintergrund. Es war ein ruhendes Bild des Lebens, nicht das Leben selbst mit seiner rastlosen Reibung und rauhen Arbeit, mit dem seine Entwürfe sich beschäftigten; sie entsprangen aus Sonntagsstimmungen, nicht aus Werktagsorgen.

So entstand eine wahrhaft tragische Situation für den König selbst, wie für das deutsche und preußische Volk, als nun die Zeit gekommen schien, wo Hoffnungen und Wünsche zu Taten werden mußten, wo der Einheits- und Freiheitsdrang der Nation, seit 1840 immer stärker

АДОЛФ ВОН МЕНЗЕЛ

КРÖНUNG КÖНIG ВИБЕЛМС
I. ЗУ КÖНIGСВЕРГ. 18. ОК-
ТОБЕР 1861

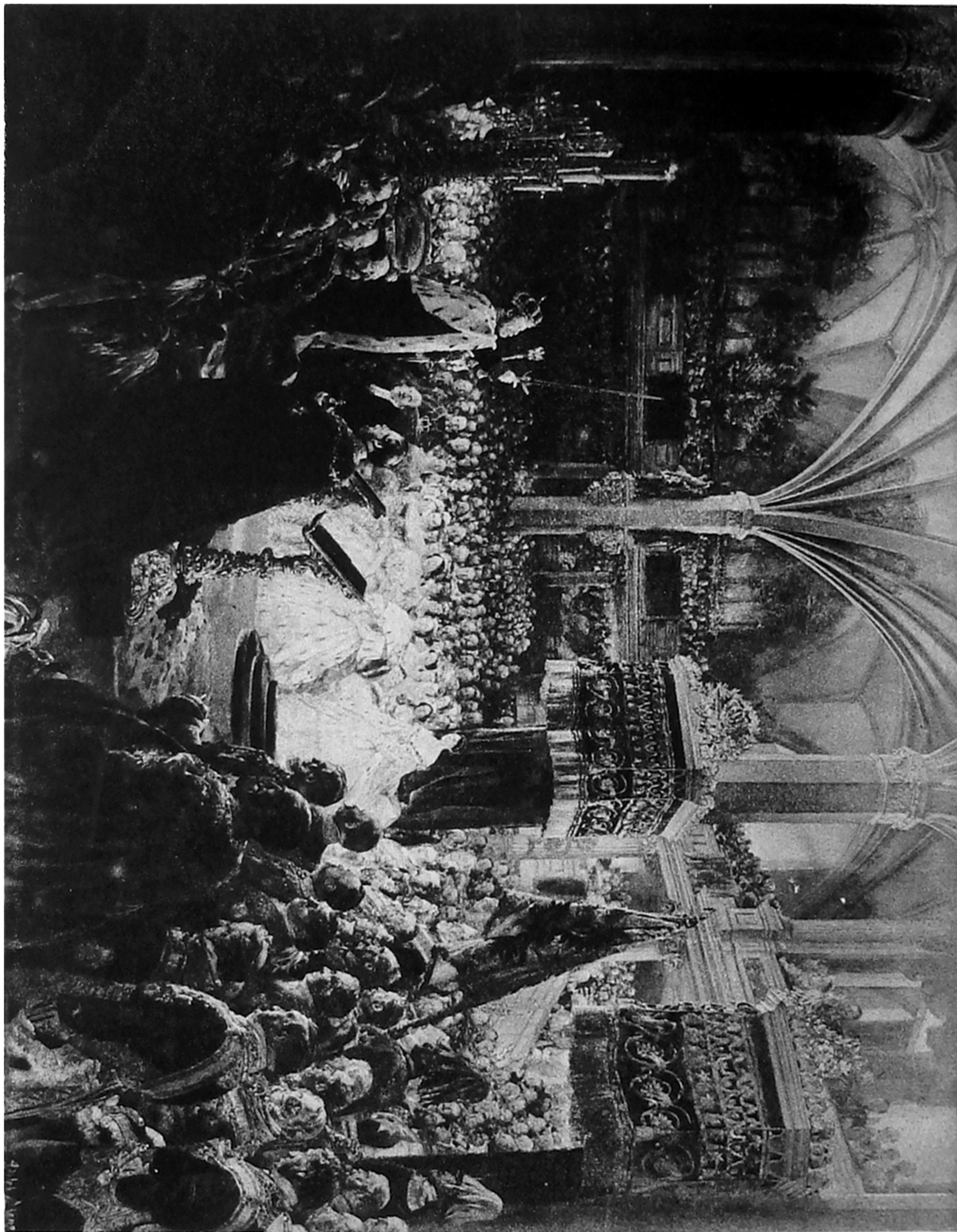
Der Monarch wählte zur Krönung die alte Krönungsstätte in Königsberg und den 18. Oktober 1861, den Jahrestag der Leipziger Schlacht und den Geburtstag seines Sohnes. Es war ein tiefgreifender Augenblick, als er «die Krone, die ihm Gott gegeben, vom Altar nahm und auf sein Haupt legte», zum sichtbaren Zeichen, daß er unerschütterlich behaupten werde jegliches Recht, welches ihm als Landesherrn gebühre.



1. Kronprinzessin Viktoria; 2. Prinzessin Karl; 3. Prinzessin Friedrich Karl; 4. Prinzessin Alexandrine; 5. Frau von Bülow; 6. Gräfin Schulenburg; 7. Gräfin Focke; 8. Gräfin Orloff; 9. Gräfin Brandenburg; 10. Gräfin Schwerin; 11. Gräfin Focke; 12. Gräfin Alvensleben; 13. Fr. von Schudmann; 14. Gräfin Bohnthal; 15. Gräfin Brühl; 16. Gräfin Seydewitz; 17. Fr. von Vayna; 18. Fr. Below; 19. Fürst Radziwill; 20. Graf Dohna-Baudt; 21. Graf Dönhoff; 22. Kanzler Dr. von Zander; 23. Graf Dohna-Schlobitten; 24. Oberburggraf von Brünneck; 25. General d. Kav. Graf Gröben; 26. Oberstlieutenant Graf Keller; 27. Graf Dohna-Schlobitten; 28. Prinz August von Württemberg; 29. Prinz Bohnthal; 30. Herzog Wilhelm von Mecklenburg; 31. General d. Inf. von Werder; 32. Fürst Salm-Solms; 33. General d. Inf. von Grabow; 34. General d. Inf. von Brele-Winiary; 35. Herzog von Ujest; 36. Oberpräsident Dr. Eichmann; 37. Fürst von Benheim-Tecklenburg; 38. Staatsminister Uhden; 39. Wirkl. Geh. Rat von Obelfelder; 40. Generaldirektor der Mäulen von Offers; 41. Graf Baeleier; 42. Generalintendant von Büllen; 43. Graf Brühl; 44. Flügeladjutant Graf Kanitz; 45. Graf Schafgölsch; 46. Graf Farnheim; 47. Regierungspräsident Graf Eulenburg; 48. Baron Röder;

49. Graf Pückler; 50. Graf Pfeil; 51. Graf Boos-Walded; 52. Graf Kaiferling; 53. Herzog von Groy-Dallmen; 54. Fürst Salm-Dyk; 55. Graf Perponcher; 56. Graf Stolberg, Oberstgremmiller; 57. Graf Brandenburg; 58. Graf von der Goltz; 59. Prinz Waldemar von Hohenstein; 60. General von Boyen; 61. Flügeladjutant von Strubberg; 62. Prinz Bohnthal; 63. General Graf Adlerberg; 64. Prinz Biron-Curland; 65. von Bismarck, Gefandier; 66. Generalarzt Dr. Bauer, beibezel des Kallers; 67. Oberhofprediger Dr. Snelhage; 68. Generalintendant Dr. Hoffmann; 69. Oberkonfessionar Buehl; 70. Feldprediger der Armee Dr. Thiele; 71. General d. Inf. von Peuker; 72. General d. Kav. Graf Waldersee; 73. General d. Inf. von Wulow; 74. General d. Inf. Berwart von Bittenfeld; 75. General d. Inf. von Benin; 76. Generalintendant von Falkenlein; 77. Generalintendant von Dankbahr; 78. Generalintendant von Webern; 79. Generalintendant von Alvensleben; 80. Generalintendant von Steinmetz; 81. Generalintendant von Kunowsky; 82. Generalintendant von Schilling; 83. Generalintendant von Bänderlin; 84. Generalintendant Graf von Monts;

85. Generalintendant von Moltke; 86. Generalintendant von Prittwitz; 87. Generalintendant von Schöler; 88. Generalintendant von Waller-Ishlebin; 89. Großherzog zu Sachlen; 90. Großherzogin zu Sachlen; 91. Erzherzog Karl Ludwig; 92. Großfürst Nikolaus; 93. borb Clarendon; 94. Markgraf Mac Mahon; 95. Geheim Oberbaurat Staler; 96. Geheim Oberregierungsrat Knerk; 97. Geheim Rat Gelling; 98. Geheim Rat Buhler; 99. Geheim Rat Bork; 100. Bofrat Schule; 101. Bofrat Dohme; 102. Mulldirektor von Herzberg; 103. Kgl. Wilhelm I.; 104. Königin Augusta; 105. Kronprinz Friedrich; 106. Prinz Karl; 107. Prinz Friedrich Karl; 108. Prinz Adalbert; 109. Prinz Albrecht; 110. Prinz Albrecht II.; 111. Prinz Alexander; 112. Prinz George; 113. Ministerpräsident Fürst Karl Anton von Hohenzollern; 114. Graf Pückler; 115. von der Beyer; 116. von Palow; 117. von Auerswald; 118. Feldmarschall von Wrangel; 119. General d. Inf. von Brauchlich; 120. von Bethmann-Bollweg; 121. von Roon; 122. Graf Schwerin; 123. von Bernuth; 124. Graf Bernstorff; 125. Oberhof- und Hausmarschall Graf Pückler; 126. Staatsminister von Schlenk; 127. Oberzeremonienmeister Graf Stillefried; 128. Graf Redern.



anschwellend, im Frühjahr 1848 den Damm der Bundesverfassung, der Karlsbader und aller sonstigen reaktionären Beschlüsse des Bundestages zerriß und einen deutschen Bundesstaat mit machtvoller Spitze, mit Nationalparlament, mit Volks- und Freiheitsrechten forderte. Wie man freilich die Einheit schaffen könne mit zwei Großmächten im Bunde, welche Stellung Österreich in ihm oder zu ihm fortan einnehmen könne, das war eine Frage, die nur wenige zu Beginn dieser Bewegung rundweg hätten beantworten können. Aber die Augen Unzähliger richteten sich instinktiv zunächst auf Preußen und dessen Herrscher und erwarteten von ihm entscheidende Schritte. Die Angst vor der Revolution trieb in der ersten Hälfte des März selbst einen Teil der süd- und westdeutschen Fürsten in Preußens Arme, da das Vertrauen auf Österreichs Tatkraft erschüttert war und die Herrschaft Metternichs dann wirklich um Mitte März ruhmlos zusammenbrach. Selbst der mächtige Zar ermunterte den König voranzugehen in Deutschland. Er hätte die Revolution bekämpfen und sie doch zugleich benutzen können, er hätte den Ansturm der republikanisch-demokratischen Elemente niederschlagen, dadurch die Fürsten an sich fesseln und zugleich der Nation genügen können. Und er wollte nun und wollte zugleich auch nicht. Auf der einen Seite machte er noch vor dem 18. März den liberalen und nationalen Reformideen erhebliche Zugeständnisse, bei denen man freilich immer zweifeln kann, ob sie mehr der Sorge vor der Revolution oder dem preußischen Ehrgeiz entsprangen, auf der andern Seite konnte er nicht los aus dem alten Bannkreise der legitimistisch konservativen Anschauungen, die auf treues Zusammenhalten mit Österreich gegen Frankreich, das »wütende Tier«, das jetzt wieder aus den Ketten zu brechen drohte, hlnwiesen. Die Wiener Revolution und der Sturz Metternichs

schuf dann zwar für Preußen eine ganz neue, unvergleichlich günstige Lage, um nun in Deutschland vorzugehen. Preußen wurde, so urteilt Leopold von Gerlach, durch Österreichs Fall Herr von Deutschland — und wäre es geblieben ohne den 18. und 19. März. Am Vormittage des 18. März unterschrieb noch der König das Patent, das in kaum verhüllter Weise die preußische Hegemonie über Deutschland in bundesstaatlichen Formen forderte, — in den Nachmittags- und Abendstunden durchtobte der Aufruhr die Straßen seiner Hauptstadt, erhoben sich eben die Gewalten gegen ihn, die er durch seine neue deutsche und liberale Politik innerlich zu überwinden gehofft hatte. Die Revolution in den Reihen seines Volkes, an dessen Treue zu glauben ihm bisher innerstes Bedürfnis gewesen war, dieser Anblick erschütterte ihn in seinen Grundfesten. Es mochte ihm widerwärtig sein, daß seine deutschen Hoffnungen durch diesen Straßenkampf gestört wurden, aber was er nun tat, läßt sich doch ganz nur aus dem krampfhaften Versuche erklären, das jählings zerstörte Ideal der frommen Königstreue des Volkes wiederherzustellen, sie wieder hervorzulocken durch Milde und Verzeihen. So entstand die Proklamation »An meine lieben Berliner«, die zum Rückzuge der siegreichen Truppen und, indem noch schlimme Veräumnisse verhängnisvoll einwirkten, zur namenlosen Demütigung des preußischen Königtums vor der Revolution führte. Des Königs Ansehen war in Deutschland nun so erschüttert, daß die Hoffnung, durch ihn und Preußen das Einigungswerk vollbracht zu sehen, zunächst versank.

Sie stieg dann wieder empor durch die Arbeit hochsinniger und einsichtiger Patrioten, die in der Frankfurter Nationalversammlung vor das Problem einer deutschen Reichsgründung gestellt, durch die Logik der politischen Notwendigkeit ebenso wie durch den Schwung edler

Überzeugung zu dem Gedanken geführt wurden, daß nur die monarchische Ordnung und das einheitliche Erbkaisertum eine feste Einheit der Nation verbürgen könne. Es gelang ihnen damit allmählich zur Geltung zu kommen in der Versammlung, es gelang ihnen auch wieder, die Blicke auf den König zu lenken, als es sich im Herbst 1848 herausstellte, daß Österreich nicht zu haben war für die straffere bundesstaatliche Einigung, und als der König selbst auch wieder das Ruder seines Staates fest faßte und durch das Ministerium Brandenburg den Übergriffen der preußischen Demokratie ein Ende machen ließ. Am Schlusse des Jahres 1848 war er wieder Herr im eigenen Lande. Aus Frankfurt eilte im November Heinrich von Gagern zu ihm, um ihn zu gewinnen für die deutsche Kaiserkrone, die man für ihn vorbereitete. Seine eigenen Staatsmänner arbeiteten geschäftig daran, die Fäden zwischen Berlin und Frankfurt fester zu knüpfen. Und wieder, wie vor dem 18. März, schwankten die Gedanken des Königs hin und her. An Sinn und Verständnis für den Idealismus und die Ziele der Frankfurter Nationalpartei fehlte es ihm nicht. Er rühmte es, daß sie angefangen habe, einen Jugendtraum von ihm zu realisieren, und seine historische Romantik wollte auch der Frankfurter Versammlung als solcher einen Platz gewähren in dem Bilde, das ihm von der Neugestaltung Deutschlands vorschwebte, sie sollte das »Volk« darstellen, dessen freudiger Zuruf nach altem Brauche die von den Fürsten geschahene Kaiserwahl bestätigte. Aber hier lag auch zugleich einer der Punkte, wo sich die Wege des Königs und der Versammlung schieden. Diese war durchaus nicht gewillt, sich mit der dekorativ-romantischen Rolle zu begnügen, die ihr der König zubachte. Sie hatte sich von vornherein auf den Boden der Nationalsoveränität gestellt und maß sich demzufolge das Recht zu,

die Verfassung für Deutschland zu machen und auf Grund der Verfassung das Oberhaupt zu küren. In diesem Unterfangen aber sah der König ein frevelhaftes Verkehren von oben und unten, einen revolutionären Bruch der heiligen Rechtsordnung. Die Obrigkeit und abermals die Obrigkeit von Gottes Gnaden sollte es sein, von welcher die neue Ordnung in Deutschland aufzurichten war. So verlangte es sein christlich-germanisches Staatsideal, und demnach hielt er unwandelbar daran fest, daß die eigentliche Entscheidung den größeren deutschen Fürsten, den Trägern der Königskronen vor allem, zustehe. Diese Forderung seines Ideals war nun in eigentümlicher Weise zugleich auch eine Forderung realer politischer Notwendigkeit und war es doch wieder auch nicht. Ohne den guten Willen der größeren deutschen Fürsten, ohne eine Anerkennung der Lebenskräfte des deutschen Territorialstaates, hätte man das deutsche Reich auf Sand gebaut, aber eben die Mittelstaaten waren jetzt auch die heftigsten Feinde bundesstaatlicher Einigung unter preußischer Hegemonie. Man hätte sie, wie es Bismarck tat, irgendwie bezwingen und die Bezungenen dann respektieren und dadurch innerlich überwinden und gewinnen müssen. Aber der König wollte nur vom Respektieren und nicht vom Zwingen etwas wissen. So verschmähte er das nächstliegende Mittel, auf sie zu wirken, das Bündnis mit der Paulskirche, und verlangte, daß zuvörderst und vor allem anderen erst die Obrigkeit in Deutschland wieder aufgerichtet werde in Gestalt eines Kollegiums der Könige. Das hieß denn diejenigen zu Bauleuten einsetzen, die das Werk zerstören wollten.

Und doch gab es auch eine Stimme in seinem Inneren, die ihn mahnte, die Hilfe der Paulskirchenmänner nicht ganz von der Hand zu weisen und an die Bedürfnisse Preußens zu denken. In dem Pro-

gramm der Frankfurter Erbkaiserpartei war ihm zwar auch anstößig die Hinausweisung Österreichs aus dem künftigen deutschen Reiche. Jetzt aber, zu Beginn des Jahres 1849, befreundete er sich, wenn auch nicht ohne Widerstreben, mit dem Auswege, den Gagern vorgeschlagen hatte, mit dem Programm des engeren und weiteren Bundes, mit der Möglichkeit, daß der deutsch-preussische Bundesstaat die eine, das mit diesem eng verbündete Österreich die andere Hälfte des künftigen Deutschlands bilden könne. Und was den andern Stein des Anstoßes betraf, die leidige Prinzipienfrage, ob die souveräne Versammlung oder die souveränen Fürsten die Verfassung diktiert werden sollten, so arbeiteten Hüben und Drüben verständige Männer daran, sie zurückzuschieben und auf rein praktischem Wege sich zu verständigen. So entstand die preussische Zirkularnote vom 23. Januar 1849, die den Erbkaiserlichen einen wesentlichen Schritt entgegenkam. Freilich packten ihn auch gleich hinterher die Gewissenskrümel, ob er nicht Unrecht an Österreich damit getan habe, ob er nicht zu weit nach links damit gegangen sei. Heftiger als je verschwor er sich wieder, die Kaiserwahl des Frankfurter Parlamentes nicht anzuerkennen. Er suchte sich, so mag man vermuten, damit gleichsam fest zu machen gegen die heimlichen Regungen seines Ehrgeizes. In solcher Stimmung erwartete er die Deputation aus Frankfurt, die ihm am 3. April 1849 die Kaiserkrone anbot. Noch in letzter Stunde fiel er, im Widerstreit der eigenen Empfindungen, seinem getreuen Grafen Brandenburg weinend um den Hals, dann gab er der Deputation eine Antwort, die eigentlich nicht Ja und nicht Nein hatte sein sollen, aber jene Prinzipienfrage, welche Berlin und Frankfurt voneinander trennte, so scharf betonte, daß die Deputation sich entschloß, nur das Nein aus der Antwort herauszuhören.

Das Werk war gescheitert. Die Frankfurter Versammlung fiel nun auseinander. Der König versuchte nun wohl, von Radowicz beraten, die bundesstaatlichen Gedanken der Paulskirche, soweit er sie teilen konnte, wieder aufzunehmen und durch die Obrigkeiten, durch die freie Zustimmung der Fürsten, ins Leben zu führen. Aber diejenigen unter den Fürsten, auf die es vor allem ankam, folgten ihm nur solange, als die Not und die Sorge vor der Revolution sie an Preußens Seite trieb. Als dann auch Österreich sich wieder ganz aufgerichtet hatte und kraftvoll vorging gegen die preussische Unionspolitik, bröckelte alles auseinander, und das Ende war Olmütz. Um zu einem vollen Verständnis dessen zu kommen, was Friedrich Wilhelm IV. tat und nicht tat, muß man freilich auch die Schwierigkeiten würdigen, die er bei kühnerem Vorgehen zu überwinden gehabt haben würde. Sie lagen ja nicht nur in der Aufgabe, die Revolution zugleich zu benutzen und niederzuhalten, sondern auch in der europäischen Situation, in der Aussicht auf einen Weltkrieg, wo Rußland an Österreichs Seite gekämpft haben würde. Man hat deshalb wohl gesagt, daß mehr als ein Friedrich der Große und ein Bismarck dazu gehört haben würden, um dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Freilich, so darf man auch wieder dagegen fragen, war denn diese ungünstige Weltlage etwas so ganz Starres, was unter allen Umständen dagewesen wäre, ob nun ein Friedrich der Große oder ein Friedrich Wilhelm IV. auf dem Throne saßen? Wir bescheiden uns damit zu sagen, daß Friedrich Wilhelm IV. nicht den Willen zur Macht hatte, dem es allein hätte gelingen können, die Dinge um sich herum nach seinem Bedürfnisse zu kneten und umzugestalten.



Bismarcks Anfänge.

Don Friedrich Meinecke.

Uns kommt, indem wir die politischen Anfänge Bismarcks zu schildern unternehmen, ein herrliches Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer in den Sinn: der Rheinborn. Der Dichter sucht den Weg zur Quelle des Rheines. Oben im Granitgestein sieht er den Born im Dunkel liegen wie einen erzgegossenen Schild, fernab von Herdgeläut und Matten, von Eis und ewigem Schnee getränkt. Da:
Ein Sturz, ein Schlag — und aus den

Tiefen

Und aus den Wänden brach es los.
Heerwagen rollten! Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos.

Das ist und bleibt doch der erste Eindruck von Bismarcks Jugendentwicklung, daß in ihr elementare und naturhafte Kräfte zutage treten, die »fernab von Herdgeläut und Matten« liegen und in frühen Regungen schon ein künftiges großes Heldentum ahnen lassen. Bestimmt und herrscherhaft bricht es aus jenem Briefe hervor, den er als 23jähriger junger Mensch schrieb, als er die Lebenswege, die vor ihm lagen, musterte. Er ver-
schmäht die bequeme Laufbahn des preußischen Beamten, der als der Musiker im Orchester sein Bruchstück abzuspielen hat, wie es ihm gesetzt ist, er mag es für gut oder schlecht halten. »Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine.« In solchen Worten lebt weit mehr als bloßes jugendliches Kraft- und Unabhängigkeitsgefühl, es sind historische Zusammenhänge, die sich in diesem Abscheu des jungen Edelmannes vor der preußischen Bürokratie auf tun, es ist etwas von dem Troße des märkischen Adels wider die hohenzollernschen Fürsten darin, als diese ihren Beamtenstand schufen und die Herren Stände nötigten, nach ihrem Taktstocke fortan Musik zu machen.

Dieser altständische Eigenwille blieb dem Adel der alten preußischen Provinzen auch dann noch im Blute liegen, als er schon längst zur hingebenden Treue an die Dynastie erzogen worden war. Das ist ja das merkwürdige Ergebnis des absolutistischen Regierungssystems in Brandenburg-Preußen, das so ganz abweicht von dem des französischen Absolutismus. In Frankreich verlor der Adel, als er in den Dienst des Hofes gezwungen wurde, seine Bodenständigkeit und seine urwüchsige Kraft. Der preußische Adel behielt sie, blieb Herr, auch als er Diener wurde, und vergaß nicht die Tage seiner früheren Freiheit. Auch Bismarck hat sie nicht vergessen. Zwölf Jahre später, wo wir ihn auf der Bresche im Kampfe für die Autorität des Königtums wider liberalen und demokratischen Zeitgeist wiederfinden, hat er es gelegentlich durchblicken lassen, daß das »établissement« des souveränen »rocher de bronze« doch eigentlich die »natürliche politische Ordnung« umgestürzt habe, und seinem Hass wider die »krebsfräßige« preußische Bürokratie, der auch bei dieser Gelegenheit wieder drastisch hervorbrach, lag auch ein gutes Stück Eifersucht und Widerwillen wider denjenigen Stand zugrunde, mit dem der preußische Adel seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. zum Dienste desselben Staatswesens zusammengekoppelt war. Das Rasseblut, das seinen stolzen Nacken dem Herrn hat beugen müssen, verachtete das Lastpferd, das an derselben Deichsel zog.

So erscheint denn Bismarck in seinen Anfängen ganz aus seinem Milieu heraus verstanden werden zu können als unabhängiger märkisch-pommerscher Landedelmann, als kraftvolle Landmanns- und Jägernatur, die aus Feld und Wald ihre Nahrung saugt, als stolzer Preuße zugleich, der bei seinem ersten öffentlichen Auftreten — es war am 17. Mai 1847 im ersten Vereinigten Landtage — es

gar nicht fassen will, daß zu der Erhebung des preußischen Volkes im Jahre 1813 auch noch andere Motive mitgewirkt haben sollen als das elementare, ursprünglich-menschliche Gefühl der »Schmach, daß Fremde in unserem Lande geboten«. Aber diese scheinbar so leicht verständliche Natur, die sich nur durch den Grad des Temperamentes und der Energie über das Niveau des preußischen Junkers zu erheben schien, hatte schon eine bedeutsame innere Entwicklung hinter sich. Er hatte nicht nur, wie mancher rechte Junker, eine Jugend in Saus und Braus hinter sich, sondern hatte dann auf seiner weiteren einsameren Lebensfahrt auch Regionen passiert, von denen ein Durchschnittsjunker nichts ahnte. Er, der als schneidigster Vorkämpfer der Konservativen in den Jahren 1847–50 für die Torheiten des liberalen Zeitgeistes nur Hohn und Spott wußte, hatte eben mit diesem Zeitgeiste in den stilleren Jahren vorher ernst und einsam gerungen. Wer diese Kämpfe nicht kennt, kennt Bismarck nicht, denn in ihnen erst hat er sich selbst und den Halt seines inneren Lebens gefunden und sich mit den Lebensidealen seiner Zeitgenossen auseinandergesetzt.

Wir sahen, daß sich schon sein junkerlicher Instinkt von dem absolutistisch-bureaucratischen Regime des vormärzlichen Preußens abkehrte. In demselben Briefe von 1838, den wir schon erwähnten, schaute er mit Meid hinaus auf die Staaten mit freierer Verfassung, auf Männer wie Peel, O'Connell und Mirabeau. Freilich, diese für einen preußischen Edelmann und Untertanen Friedrich Wilhelms III. etwas keßerischen Sympathien galten nicht den Grundsätzen des politischen Liberalismus als solchem, sondern der stärkeren Energie und dem rascheren Blutumlauf des politischen Lebens, vor allem aber den ganz anderen Möglichkeiten persönlicher Entfaltung für starke Naturen. Er spürte in diesen freieren

Staaten die Lebenslust der großen Taten, die er für sich brauchte und die er im eigenen Vaterlande damals nimmer zu finden glaubte. Und so sieht man hier zum ersten Male deutlich jenen großartigen Zug seines Wesens, der durch sein ganzes Leben geht. Wie fest er auch immer gewurzelt hat in seinem preußisch-aristokratischen Mutterboden, seinen Wipfel hat er doch allezeit weit darüber hinaus gestreckt oder zu strecken versucht in die Sturmschicht, deren sein Genius bedurfte. Er hat der Welt gegenüber, in der er lebte und die ihn umging, immer seine persönlichen Vorbehalte gemacht, er ist niemals ganz in ihr aufgegangen, er hat immer von dem Rechte des Genius Gebrauch gemacht, auch im Dienste anderer Mächte Herr seiner selbst zu bleiben. Herr und Diener zugleich sein, — es ist, wenn man will, zugleich die bedeutendste Steigerung dessen, was der preußische Adel, in subalternere Weise allerdings, immer getan hat.

So kann man in diesen wichtigen Jahren seiner Entwicklung zwar von keiner politisch liberalen Gesinnung, aber von einer inneren politischen Freiheit Bismarcks sprechen. Und ganz daselbe gilt nun auch von seiner geistigen Weltanschauung. Er hat auch hier seinen souveränen Blick umherschweifen lassen unter den Gedankengebilden, in denen seine Zeitgenossen den Sinn der Welt und des Einzel Lebens zu finden versuchten. Keines von ihnen hat er sich ganz angeeignet, aber er holte sich mit kraftvoller Hand aus ihnen heraus, was er für sich persönlich brauchen konnte, und verleibte es sich ein. Er trieb geistige Annexionspolitik, wie er später politische trieb. In Schleiermachers Religionsunterricht, erzählte er später, sei er nur sechs mal gegangen und habe nichts darin gelernt; und doch darf man vermuten, daß sein damaliger Entschluß, das Gebet zu Gott einzustellen, auf einer individuellen Verarbeitung Schleiermacherscher Gedanken

beruht. An diese und dann vor allem an Spinoza, den er als junger Mann eifrig studierte, klangen auch die Gottesvorstellungen an, die er in seiner Referendararbeit von 1836 mit ungewöhnlicher, unerbittlicher Schärfe zum Ausdruck brachte. Gott der Unwandelbare, Allmächtige, Vollkommene, hoch erhaben über dem Einzelnen, dessen Versprechungen er nicht bedarf und mit dem er sich auf keine Verträge einläßt, dessen Blitz und Donner den beschränkten Sinn zu Staunen und Erfurcht hinreißt, während doch dem geläuterten Blicke das wahre und das größte aller Wunder in dem scheinbar Selbstverständlichen, in der Existenz der Welt und ihrem stetigen, gesetzmäßigen Gange sich auftut. Wie war da ein warmes persönliches Verhältnis zwischen Gott und der Menschenseele möglich. Nur mit stoischer Kraft, aber auch mit stoischer Resignation vermochte er da, wenn er sich aus dem wilden Treiben seiner Jugend in das Innere seiner Seele zurückzog, in das Leben zu schauen. Diese Welt seiner Heimat, die für ihn zu eng war, in der er nicht wirken und schaffen konnte, die ihm nur den ungenügenden Genuß oder die kleinen Freuden des Landmannes und Jägers übrig ließ, ermangete für ihn eben darum, so darf man schließen, der inneren beseelenden Wärme und Liebeskraft. So drang er auch nicht einmal durch zu dem, was ihm Spinoza in seinem innersten Heiligtume bieten konnte, zu jener leidenschaftslosen Seligkeit des spinozistischen Schauens; er blieb stehen im kühlen Vorhofe Spinozas, weil er die Leidenschaft des Schaffens in sich nicht ausrotten, das Opfer des Willens nicht bringen konnte. Es war ihm ein Zufluchtsort vor der öden, dünnen Welt, auf die er doch nimmer dauernd verzichten konnte. So blieb er frei auch gegenüber einer ganz freien Weltanschauung, die ihn jetzt vorübergehend beherrschte.

Politisch frei, geistig frei, aber auch einsam in beidem. Der stolze Mann, der jetzt auf seinem stillen hinterpommerschen Gutshofe saß, fühlte tief die Leere und Ziellosigkeit seines Daseins und projizierte sie in die Welt hinaus. In Stunden trostloser Niedergeschlagenheit erschien ihm das Leben der Menschen wie »Staub vom Rollen der Räder«. Der stoische Mut entsank ihm, und nur der stoische Pessimismus blieb. Er wandte sich fragend an die Schriftsteller des Tages, an Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer, aber sie boten ihm Steine statt Brot. Es war in diesen kalt-intellektualistischen Denkern nichts, was ihn aus dem »Zirkel des Verstandes«, in den er geraten war, wieder herausführen konnte. Der damalige liberale Zeitgeist in seiner einseitigen Zuspitzung auf negierende und zersetzende Kritik war nicht imstande, dieser nach Leben dürstenden Natur etwas zu geben, und so begreift man den Widerwillen, der ihn hinterher vor ihm erfaßte.

Währenddem, seit Beginn der vierziger Jahre, bestürmte ihn schon sein frommer Freund Moritz von Blanckenburg und versuchte seine Seele hinüberzuziehen in den Frieden strengchristlicher Gläubigkeit, wie er in dem Kreise Adolf von Thaddens auf Trieglaff herrschte. Es war zugleich der Kreis, der das christlich-germanische Staatsideal pflegte. Eine geschlossene, in sich bewegte Welt, wo Einzelseele, Staat und Gott harmonisch zusammenstimmten, trat ihm hier entgegen. Inhaltsreiche Ideen und lebenswarme, prächtige Menschen warben um ihn. Aber Bismarck war nicht der Mann, sich ihren Glauben einfach geben, sich so, wie es in diesen Kreisen üblich war, in einer lichterlosen Stunde bekehren zu lassen. Wenn sie ihm nicht positive Güter geboten hätten, wie er sie gerade für sich, und gerade jetzt für sich brauchte, wäre er auch an ihnen vorbeigegangen. Und sie hatten ihm etwas zu bieten.

Zunächst auf politischem Gebiete. In der bureaukratischen Luft des Preußens vor 1840 hatte Bismarck nicht zu atmen vermocht. Sie bot ihm keinen Raum zu kräftigem, selbständigem Handeln. Jetzt waren die Tage Friedrich Wilhelms IV. Wir wissen wohl, daß über ihnen im ganzen der Fluch der Tatenlosigkeit lag, aber diese sonst so quietistischen Ideen der politischen Romantik hatten eine Seite, die für Bismarck etwas war. Diese Neubelebung ständischen und korporativen Wesens, wie sie der König und dessen Freunde anstrebte, eröffnete nun Möglichkeiten für politischen Tatendrang, wie sie Bismarck früher nur im freien Auslande zu finden geglaubt hatte, — Möglichkeiten, insbesondere für den preussischen Edelmann, dem in den ständischen Plänen des Königs fast die Hauptrolle zugedacht war. Sollte Bismarck durch Ludwig von Gerlach, dessen Beziehungen zu dem Könige reichten, vielleicht von diesen erfahren haben? War es politische Morgenluft, die er witterte? Jedenfalls finden wir ihn zu Beginn des Jahres 1846 in eifrigem Meinungsaustausch mit Ludwig von Gerlach über die Wiederbelebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und des ritterschaftlichen Korporationsgeistes.

Während wir das politische Gut, das dieser Kreis ihm geben konnte, nur vermuten dürfen, wissen wir aus Bismarcks eigensten und lautersten Bekenntnissen, wie stark ihn die Güter persönlichen und religiösen Lebens, die er hier fand, ergriffen haben, wie wohl und heimatlich er sich, der Einsame, unter ihnen gefühlt hat. Schließlich aber mußten noch ganz persönliche Ereignisse, die ihn tief erschütterten und zugleich sein ganzes Herz in heiße Wallung brachten, hinzukommen. Vielleicht wird der Schleier, der über ihnen noch liegt, nie ganz gelüftet werden, vielleicht spielt die Frau seines Freundes Moritz von Blanckenburg, deren tödliche Erkrankung das

erste inbrünstige Gebet seinen Lippen entriß, in ihnen eine größere Rolle, als man bisher sicher weiß. In der aufgeregten Stimmung, die ihrem Tode folgte, trat ihm das Bild ihrer Freundin Johanna von Puttkamer so lockend und glückverheißend vor die Seele, wurde zugleich das Gefühl, in ihrem Glauben eine lebendige Kraft für sich zu gewinnen, so lebendig, daß er am Schlusse des Jahres 1846, seines neuen Lebens und seiner neuen Liebe zugleich froh, um ihre Hand warb.

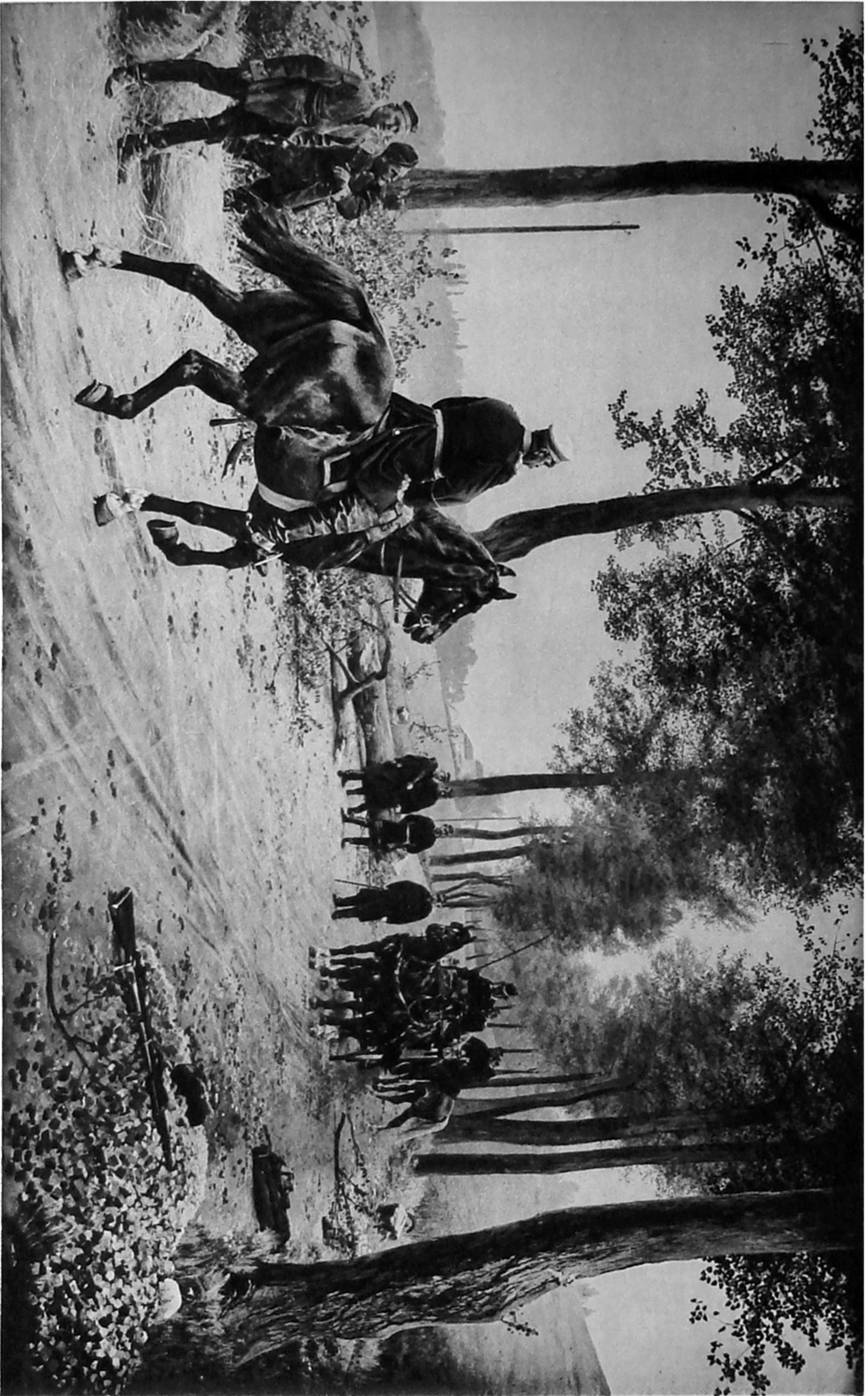
Die Welt nahm nun andere Farben für ihn an. Gott, Welt und Ich, in seinem bisherigen Leben voneinander durch Klüfte geschieden, rückten wieder nahe zusammen und wirkten fortan lebendig ineinander. Er hatte wieder einen Gott gefunden, zu dem er beten, in dessen Dienst er streiten und siegen und der seine Sünden ihm vergeben konnte — mehr brauchte seine Kämpfennatur nicht, und in die Abhängigkeit von einer Kirche oder kirchlichen Partei hat er sich auch als Christ nicht begeben; er blieb immer ein ziemlich unkirchlicher, ein in erster Linie persönlicher Christ. Mit seinem Gott und seiner Liebe im Herzen versuchte er wohl auch sich zu überreden, daß er sein Glück fortan nur in sich, nicht in der Welt zu suchen habe. Aber als gleich darauf der Ruf zum Vereinigten Landtage an ihn kam, als er nun zum ersten Male, als Redner und Parteiführer, mit dem Instrumente der Politik zu spielen hatte, da war es entschieden, daß er es fortan nicht wieder aus der Hand legen konnte. Und mochte er zum Vereinigten Landtage noch ohne ganz feste politische Ziele gekommen sein, sein Instinkt führte ihn sofort untrüglich auf den festesten Boden alles politischen Wollens, auf den Boden der Macht. Der preussische Staat, der ihm ein Jahrzehnt zuvor schier als eine Dressleranstalt erschienen war, offenbarte sich ihm jetzt, wo die Strömung der Tagesmeinungen gegen ihn anging, in seiner

Felsenstärke. Hier war, so mochte er fühlen, endlich der wahre Herr, dem er mit seiner jungen Kraft dienen konnte, und wie natürlich war es, ihm zu dienen, an den er durch die ursprünglichsten Bande gekettet war. Vielleicht ist er ihrer erst jetzt ganz inne geworden, — jedenfalls führten Machtinstinkt und Stimme des Blutes vereint ihn gleich in die vorderste Reihe der Kämpfer für Staat, Monarchie und Krongewalt. Die Schlagworte seiner christlich-germanischen Freunde brauchte er jetzt und in den folgenden Jahren der Revolutionszeit wohl auch gelegentlich, aber nur, soweit sie ihm zur Abwehr der gemeinsamen liberalen und demokratischen Gegner tauglich erschienen oder soweit sie einen brauchbaren Kern politischer Macht enthielten. Und den Gedanken der nationalen Einheit und Größe, der ihn in den Jugendjahren schon einmal umspielt hatte, ließ er jetzt nur insoweit gelten, als er dem Gefüge des preussischen Staates nichts schadete und als er zu ganz realer und greifbarer Macht führen konnte. Das wäre noch etwas gewesen, schrieb er vier Wochen nach der Märzrevolution an die Magdeburger Zeitung, »wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen«. Von dem Werke der Paulskirche aber, das den preussischen Staat der deutschen Idee unterwerfen wollte, urteilte er am 21. April 1849: »Die deutsche Einheit will ein jeder, den man danach fragt, sobald er nur deutsch spricht; mit dieser Verfassung aber will ich sie nicht.« In den Bestrebungen der Frankfurter Erbkaiserpartei hatte Deutschland um Preußen geworben. Wäre es nach Bismarck gegangen, so hätte vielleicht schon damals Preußen um Deutschland werben können. »Den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert

in die Wagschale zu werfen — dies wäre, rief er am 6. September 1849 seinen Landsleuten zu, eine nationale preussische Politik gewesen.« Es war der Gedanke, der ihn 1866 auf die böhmischen Schlachtfelder und zur Gründung des norddeutschen Bundes geführt hat, es war zugleich der Geist Friedrichs des Großen, den er damit heraufbeschwor. Der hätte, sagte er damals ahnungsvoll, so etwas tun können, mit demselben Rechte, mit dem er Schlessien eroberte. Und diesen friederizianischen Adlerblick in die Sonne ließ er nicht wieder sinken; selbst durch die Dämmerung der Tage von Olmütz blinzte er hindurch. Er sprach damals, scheinbar nur spielend und doch seinen innersten Drang verratend, von einem Kriege, der keinen andern Grund habe, als daß der König und Kriegsherr sage: »Dies Land gefällt mir, ich will es besitzen.« Und er blieb damit nicht ganz unverstanden. Edwin von Manteuffel erinnerte ihn am 9. Juni 1851 an jene Worte und fügte hinzu: »Und das wird sein und muß sein, denn es heißt aut, aut — aufhören oder erobern.« Als ihm dieses Echo seiner geheimsten Gedanken zukam, saß Bismarck schon in Frankfurt als designierter Vertreter Preußens am Bundestage. Recht wenig kannte ihn doch sein König, der ihn auf diesen Posten gestellt hatte als einen Mann, von dem er glaubte, daß er seine, des Königs, Grundsätze und seine Liebe zu Österreich frisch und lebendig vertreten werde. Bismarck war gewiß mit der Absicht nach Frankfurt gegangen, mit Österreich gute Freundschaft zu halten, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß Österreich Preußens Gleichberechtigung in Deutschland anerkenne. Aber schon zu Ende des Jahres 1851 hatte er keinen Zweifel mehr, daß diese Voraussetzung vollständig fehle. Und so baute er nun in den folgenden Jahren Stein auf Stein, ein großartiges System preussischer Zukunftspolitik auf, das gar nichts von



Napoleon machte sich mit einem Gefolge von sechs Offizieren, unter denen sich General Castelnau und der am Fuß verwundete Prinz von der Moskwa befanden, am 2. September 1870 um 5 Uhr auf den Weg nach Donchiéry, um eine persönliche Intervention beim König zu versuchen. Er sandte Reille voraus, von Bismarck eine Unterredung zu erbitten. Bismarck erhob sich rasch vom Lager, zog in Eile seinen Kürassierwaffenrock an, legte seine Feldmütze auf und ritt dem Kaiser entgegen. Auf halbem Wege begegnete ihm dieser. Der Kaiser ließ sogleich halten und stieg aus. ☐



dem Traumhaften anderer Zukunftsprogramme hatte, sondern einem sehr ernsthaften, die Kräfte der Gegenwart scharf berechnenden Mobilmachungsplane glich. Die Bedürfnisse Preußens, die Tendenzen der deutschen Staaten, die Verschiebungen der europäischen Allianzen wog er hier umsichtig und kühl und mit einer erstaunlichen Freiheit von Vorurteilen gegeneinander ab. Er hatte die preußische Unionspolitik der Jahre 1849–50 damals beinahe wegwerfend behandelt, weil nach seinem Instinkt nichts Reelles mit ihr zu erreichen war. Jetzt, im November 1851 schon, urteilte er, daß der Bundestag fortan nur die Schale sein müsse, innerhalb der sich das, was in der Unionspolitik an gefunden und praktischen Elementen gelegen habe, auszubilden habe. Von den abgenutzten idealen und nationalen Hebeln einer solchen hegemonischen Politik wollte er freilich nichts wissen. Der kühlen, preußisch-egoistischen Politik, die er zunächst wollte, hätte der »räudige Hermelin des deutschen Patriotismus« übel gestanden. Weil er wußte, daß Preußen doch nur auf Kosten der Mittelstaaten seine Macht steigern konnte, machte er es sich auch völlig klar, daß nur »Furcht und wieder Furcht« die deutschen Hölse an Preußens Seite führen könne. Bis zum Krimkriege suchten sie in der Tat ihre Zuflucht bei Österreich, und wenn sie dann wieder von Österreich abrückten und sich Preußen näherten, so geschah auch das nur wieder aus Furcht, durch die Donaumacht in einen Krieg verwickelt zu werden, der nur dieser, aber nicht ihnen nützen konnte. Bismarck aber unterschätzte die guten Worte, die jetzt Preußen von den deutschen Regierungen zu hören bekam, nicht im mindesten. Er wußte, daß die wirklichen Entscheidungen anderwärts lagen als in den deutschen Residenzen. Durch die Verschiebungen der europäischen Allianzen vielmehr mußte der Punkt sich ergeben, von dem aus Preußen die drückende

Last, die auf ihm lag, aus den Angeln heben konnte. Das System der heiligen Allianz, des konservativen Bundes der drei Ostmächte, das den preußischen Staat bisher zwar geschützt, aber auch niedergehalten hatte, mußte zunächst einmal auseinanderbrechen. Man kann es nicht genug betonen, wie nützlich für diese Aufgabe Napoleon III. vorgearbeitet hat. Auch diesen gelüstete es, das System von 1815 zu zerreißen, ohne zu ahnen, daß er damit nur das »travailler pour le roi de Prusse« betrieb. Durch den Krimkrieg trieb er einen Keil zwischen Rußland und Österreich und bahnte damit auch Bismarckscher Politik den Weg, denn nun kamen die Allianzen wieder in Fluß, und Bismarcks Dorausicht traf ein, daß Napoleon III. sich dem besiegten russischen Gegner nähern werde. Seine christlich-germanischen Freunde fanden diesen sich anbahnenden Bund zwischen dem revolutionären Cäsarismus und dem halb-orientalischen Despotismus scheußlich. Er, von keinerlei legitimistischen Skrupeln geplagt, frohlockte, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß Rußland, Preußen und Frankreich in Europa auf der einen, Österreich so gut wie isoliert auf der andern Seite zu finden sein würden. Dann konnte der Tanz losgehen. Nur keine unentschlossene Planlosigkeit, wie einst 1805, eiferte er; Hammer oder Amboss gilt es für Preußen.

Freilich konnte es noch nicht für das Preußen Friedrich Wilhelms IV. gelten. Es war schon genug, was Bismarck mit durchsetzen half, daß es sich während des Krimkrieges nicht an die Seite der Westmächte und Österreichs locken ließ. So ward zwar nichts unmittelbares gewonnen, aber auch nichts verfehlt, und am europäischen Himmel begannen sich die Wolken zusammenzuziehen, die zu einem Ungewitter gegen Österreich führen mußten. Dann konnte auch einmal die »schmucke preußische Fregatte« in die hohe See stechen.

Aber konnte sie sich dann immer mit der schwarz-weißen Flagge begnügen? Man muß doch zugeben, daß schon in der Bismarckschen Politik der fünfziger Jahre die Elemente lagen, die später zu seinem Bündnis mit der deutsch-nationalen und liberalen Strömung führten. Er braucht es nicht damals schon geplant zu haben; es mußte, wenn er seinen Weg weiterging, einmal kommen. Und war er nicht gerade durch die innerste Art seiner Persönlichkeit, wie wir sie jetzt kennen gelernt haben, dazu berufen, die verschiedenenartigen Elemente, die 1848–49 nicht hatten zusammenkommen können, zu vereinigen? Nur ein Mann, dessen Willenskraft ebenso ungewöhnlich war wie seine innere geistige und politische Freiheit, konnte das leisten und konnte so dann wirklich den Augenblick heraufführen, wo alle lebendigen Kräfte der deutschen Geschichte, konservative und liberale, preussische und nichtpreussische, reale Macht und geistiges Ideal zusammenströmten.



König Wilhelm I.

Von Erich Marcks.

Andersonthalb Menschenalter unscheinbarer staatlicher Vorarbeit, deren äußerlich fast unlebendige Stille durch den Sturm der Revolutionsjahre nur unterbrochen, nicht bezwungen war, lagen hinter Deutschland, als es in die Zeiten neuer Bewegung, die unvergleichlich größten seines politischen Daseins seit langen Jahrhunderten, eintrat: in die Heldenzeiten der Gründung seines Reiches. Denn alles andere, bedeutsam wie es in sich selber war, Wirtschaftsaufschwung und Wirtschaftspolitik, beginnende soziale Erschütterung, wich weit hinter den großen Kampf der nationalen Staatsbildung zurück, und in den Vordergrund, vor alles Wirken der allgemeinen Gewalt-

ten, drangen beherrschend die schöpferischen Taten schöpferischer Männer. Das Königtum Wilhelms I. führt diese großen Tage herauf: bahnbrechend zuerst, mithandelnd stets, als einer der Kämpfer und als der Herrscher ist er an ihrem Inhalt überall beteiligt gewesen, vieles ist durch ihn, nichts ohne ihn, alles unter ihm geschehen, und jede feierliche Erinnerung bleibt mit der ehrwürdigen Gestalt des letzten altpreussischen Königs unlösbar verknüpft, der zum ersten Kaiser des neuen Deutschlands ward.

Ganz aus dem alten Preußen kam er her, der Sohn Friedrich Wilhelms III., der Legitimist und Offizier, den dennoch über das Maß seines Vaters von Anfang an der großstaatliche Ehrgeiz, die Erbschaft Friedrichs II., hinaushob, und dessen Eigenstes, dieser Sinn für die Macht und der starke militärische Trieb, ihn früh einer lebendigen Zukunft entgegenführte. Er, der Berufssoldat, forderte von 1830 ab die Reform des Heerwesens im Sinne einer strafferen Berufserziehung, im Sinne des praktischen und technischen Realismus der neuen Zeit; er forderte die Stärkung von Offizierkorps und Linie, die festere Einbeziehung des allzu locker angefügten, allzu idealistisch auf sich selber gestellten »Volksheeres« der Landwehr, er war Jahrzehnte hindurch in der Umgebung seines sparsamen Vaters und seines unmilitärischen Bruders der stets drängende Wortführer einer unbedingt militärischen Partei. In diesem Boden wurzelte sein ganzes Wesen: nüchtern, einfach, sachlich, nicht schnell und geistreich, aber ernsthaft und gründlich, von gesundem Verstande und geradem Willen, von vornehmer, gütiger Sicherheit, von selbstverständlicher Treue gegen sich selbst, seinen Beruf, seinen Staat, seine Freunde und Mitstreiter, von schlichter Frömmigkeit und einem ruhigen, seiner eigenen Stärke sich kaum bewußten Helden-

mute. Er war konservativ und blieb es stets; er hatte den Verfassungsplänen lange widerstrebt, sich dann aber in den vollzogenen Umschwung gefunden; er hatte den Einfluß von 1848 anerkannt, aber aus allem nationalen und freiheitlichen Wogendrange seinen Blick doch immer wieder auf Preußen und Preußens europäische Größe gewandt; er hatte die Reaktionsjahre mit steigendem Unmute durchlebt, weil ihm die Selbständigkeit seines Staates in ihnen geopfert schien. Er hatte sich auch dem inneren Systeme seines Bruders entgegengesetzt und einer konservativ-liberalen Gruppe zugeneigt; seine eigenstes Wesen wies ihn im Grunde auf die monarchisch-aristokratischen Mächte des Heereskönigtums und seines Offizierskorps hin. Er hatte die Nebenbuhlerschaft mit Österreich niemals vergessen und ersehnte seinem Lande bereits für die Gegenwart die Gleichstellung, für eine Zukunft einmal die Vormachtstellung: den Platz an der Spitze ganz Deutschlands. Er war andererseits von zartester Scheu für alle bestehenden Rechte, auch im deutschen Staatenkreise, erfüllt, kein Mann der rücksichtslosen Tat, vielmehr redlich, gerecht, friedfertig bei allem wachem Ehrgefühl und aller Mannhaftigkeit seiner Natur. So wollte er jetzt, zum Stellvertreter des Bruders, dann zum Regenten, vom 2. Januar 1861 ab zum Könige erhoben, in Preußen die Verfassung ehrlich anerkennen und den seit 1849 geknebelten inneren Kräften die Fesseln lösen, aber in monarchischer Gesinnung, da die Krone der eigentliche Kern des preussischen Staatslebens blieb; so wollte er in Deutschland sein Preußen fester auf sich selber stellen, es für den Kampf der Zukunft rüsten; diesen Kampf selber aufzunehmen oder gar mit starkem Entschlusse herbeizuführen, hielt sich der Sechziger nicht für berufen. Er empfand dem Ausland gegenüber deutsch, mit einem starken Bewußtsein nationaler

Zusammengehörigkeit, nicht aber mit dem Glauben an die nationale Idee seines Zeitalters; er empfand vor allem preussisch: das alte Preußen atmete in ihm. Er brachte der Zukunft nicht den Drang zu schöpferisch-genialer Leistung, aber die große Würde, die Zuverlässigkeit, die Tapferkeit, den Stolz, den klaren Blick eines echten Herrschers entgegen, der das hohe Selbstgefühl und Pflichtgefühl der obersten Gewalt ganz in sich trug; er hat aus diesen Eigenschaften die Fähigkeit geschöpft, inmitten großer Dinge und großer Menschen nicht nur sich als den Herrn zu behaupten, sondern die ungeheure Umgestaltung des deutschen Lebens selber mit zu vollziehen, sie mit seinem Namen nicht nur, sondern mit seinem Wesen zu durchdringen, sich und seine altpreussische Welt wohl in ringender Selbstüberwindung, unter Schmerzen, in das Neue einzufügen, dann aber mit sicherer Kraft sich und diese Welt innerhalb des Neuen doch wieder zur Geltung und zur historischen Fortwirkung zu bringen.

Der Prinzregent Wilhelm brach, noch 1858, das Eis der preussischen Reaktion; er führte Preußen im französisch-österreichischen Kriege von 1859 zwar keineswegs zu starken Taten und Erfolgen, indessen sicherlich aus der Unberechenbarkeit der letzten Jahrzehnte hinaus in eine frischere und stärkere Luft; er zeigte der neu sich entfaltenden deutschen Bewegung gegenüber Wohlwollen und Selbstlosigkeit zugleich, aber freilich noch nicht die allein erlösende Einseitigkeit des preussischen Machtgefühls, von dem er innerlich ausging und dessen folgerechte Auswirkung den Kampf um Deutschland bedeutet hätte. Statt dessen vollstreckte er zunächst in Preußen selber die Lösung seiner Vergangenheit: er legte gleichzeitig zu allem Künftigen die Grundfesten durch dieses sein persönlichstes Werk: die Militärreform.

Das preussische Heer bedurfte ihrer; ihre

Hauptrichtungen sind oben gekennzeichnet worden. Das Heer ist durch die Reorganisation in den Zahlen bedeutend erhöht, in seiner Schlagfertigkeit bedeutend gesteigert worden; die Linie wurde vergrößert, durch die erweiterte Reserve gestärkt, die Landwehr zurückgeschoben; das Heer wurde jünger, einheitlicher, straffer, das Offizierkorps wurde ausgebaut, die dreijährige Dienstzeit wurde festgehalten. Der volkstümliche Charakter des Heeres wurde um einiges schwächer, obwohl seine Grundzüge unberührt blieben. Aber alle Formen wurden im Sinne jener sachmännischen Präzision geprüft und weitergestaltet, die König Wilhelm in seiner Soldatenlaufbahn erlebt hatte. Die Opfer, die er seinem Volke so auferlegte, war er sicher, der Größe, der Macht, der europäischen Stellung Preußens und somit auch dessen innerlicher Gesundheit und seinem Wohlstande zu bringen, und bringen zu dürfen und zu müssen. Unter dem Gesichtspunkte dieser Gesamtinteressen des Staates glaubte er die Bedenken der Sparsamkeit ebensowohl wie die Abneigung der Liberalen gegen den militärisch-aristokratischen Zug dieser Reform überwinden zu müssen. Er selber war der Vater dieser Reform: sie war das Ergebnis seiner dreißigjährigen Bestrebungen. Die Offiziere seines Kriegsministeriums halfen ihm die Formen suchen und finden, sie verbesserten die Pläne, er prüfte sie von neuem nach, eignete sie sich innerlich an, vertrat sie als Fachmann und als Herrscher und setzte sie durch. Er stellte als seinen großen technischen Helfer den General von Roon neben sich: mit diesem zusammen hat er die Arbeit zu Ende geführt und den Kampf für sein Werk aufgenommen. Und da trat ihm der Widerstand der Partei in den Weg, die er selber soeben in der neuen Ära zur Mitregierung aufgerufen hatte: mit finanziellen, mit militärischen und mit verfassungspolitischen

Einwänden. In der Heeresfrage prallten die Weltanschauungen des bürgerlichen Liberalismus und der militärischen Staatsgesinnung, wie sie in Wilhelm lebte, aufeinander; in der Heeresfrage wurde der noch ungelöste Gegensatz der Verfassungsfrage den Preußen bewußt. Die Liberalen wollten, wie es der Zeit natürlich war, den Anlaß zur Stärkung des Parlamentes benutzen; hinter den Kämpfen um Dienstzeit, Landwehr und Offiziersstand erschien sehr bald der Kampf um die Obermacht in der Verfassung, um den Vorrang zwischen Krone und Landtag, um die gesamte Stellung des Königtums. Der Militärstreit ist eben deshalb zum Verfassungskonflikt geworden, weil diese Machtfrage in Preußen unentschieden war; sie stellte sich bei dem ersten starken Probleme, das dem befreiten Verfassungsleben des Staates nach der Reaktionszeit aufgegeben ward, und wenn sie in Frieden lösbar war, so ist zum mindesten der Vermittler nicht gekommen, der sie, ohne Konflikt, zu lösen verstand. Kein Teil hat diesen Konflikt gewollt, aber der Streitgegenstand war so groß, daß alle Mittelwege bald versperrt waren. Das Gewicht seiner Heeresreform riß den alternden König in den Entscheidungskampf um seine Krone Gewalt hinein. In Frage kamen dabei wohl auch die Abweichungen in der deutschen Politik, in der die Liberalen ebenfalls etwas anderes, unmittelbarer Nationales wollten als der ganz preussisch empfindende König. Aber der eigentliche Quell des Konfliktes lag in jenen inneren Verfassungsgegensätzen, in denen zunächst ein jeder Teil Recht hatte und sich das bessere Recht ergeben mußte aus der Leistung der lebendigen Kraft. Die innerpreussische Lage hat sich von 1860–1862 stetig verschärft, Fehler, die man hier oder dort beging, haben sie zugespitzt, ohne doch der tiefere Grund des Streites zu sein. Das Heer ist in diesen Jahren umgeformt, in Wilhelms

Sinne umgeschaffen worden: das Werkzeug der Macht wurde geschliffen und verblieb ganz in des Königs Hand. Dennoch war es nicht der preussische Boden, auf dem dieser preussische Streit seinen wirklichen Austrag finden sollte, auf dem die Macht zuletzt zum Handeln kam. In den preussischen tönte der deutsche Kampf hinüber. Durch die neue Ära und durch Österreichs Niederlage losgebunden, des Bannes entledigt, der seit Olmütz auf ihr lag, schnellte die Einheitsidee wieder empor; eine Agitation überzog die deutschen Länder, die nicht zur Ruhe zu bringen war; das klein-deutsche Programm wurde von Preußens Freunden wiederum verkündet. Die Regierungen, deren Dasein es bedrohte, suchten nach Gegenplänen, um sich vor Preußens möglicher Vorherrschaft zu schützen und die erregte Stimmung der Nation von sich aus, ohne eigenen Verlust, zu befriedigen und zu gewinnen: sie gingen gegen Preußen vor und trieben gerade dadurch den König von Preußen dazu, seine eigenen älteren Thronfolgerwünsche preussischer Aufrichtung und Führerschaft im Widerstande gegen Österreich und die Mittelstaaten wieder stärker hervorzukehren, als er es unter dem Drucke der Herrscherverantwortung seit 1858 gewollt hatte. In schweren Seelennöten hat sich König Wilhelm 1861, von Albrecht von Roons scharfer und tiefer Persönlichkeit gestützt, zu dem Entschlusse durchgerungen, den inneren Machtsstreit im vollen königlichen Sinne auszufechten. Als er zu Königsberg am 18. Oktober 1861 sich die Krone auf das Haupt setzte, war ihm die heilige Handlung ein Symbol dieses Entschlusses. Und schrittweise ist er in denselben Zeiten auf dem deutschen Kampfesboden vorwärtsgebrängt worden: der Unionsplan, der Bund des engeren Deutschlands unter Preußen, ward wieder von ihm bekannt, und die Luft erfüllte sich mit kriegerischer Spannung.

Auf allen Gebieten ist in diesen Jahren, da Wilhelm I. bis zu einem weiten Maße selbst handelte, der Boden umgepflügt: das preussisch-deutsche Dasein neuen Zielen zugewendet worden. Aber der greise Fürst, an dessen Eintritt die Wandlung sich knüpft, war nicht der Streiter, den der neue Kampf heischte. Im Sommer 1862 reifte der innere Gegensatz zum Bruch. Die erdrückende Mehrheit des Abgeordnetenhauses verlangte in der Militärfrage die Demütigung der Krone; der König wies sie von sich; die wichtigsten seiner Minister, außer Roon, wollten ihm in den Konflikt nicht folgen. Wilhelm selber wollte sich weder beugen, noch sah er den Weg, in jenem Konflikte, innerhalb einer jüngeren, ihm fremdartigen Welt, zu siegen; Abkündigungspläne wurden stark in ihm. Da hat ihm der Kriegsminister, der in diesen Jahren in allem der erste seiner historischen Gehilfen geworden war, den Staatsmann nahegebracht, in dem Roon seitlangem den einzigen Arzt der kranken Zustände erblickte, den großen Diplomaten, dessen starke Seele auf die Erhebung des preussischen Adlers in Deutschland und Europa hindrängte, dessen unberechenbarer Sturmeskraft der König, maßvoll, vornehm, vorsichtig wie er selber war, sich auszuliefern bisher ein unüberwindliches Bedenken getragen hatte. In Babelsberg am 22. September 1862 ergriff Wilhelm die Hand Otto von Bismarcks: in einer Lage, die seine eigenen Leistungen geschaffen hatten und deren Forderungen er sich sicherlich nicht entziehen wollte, sobald er die Möglichkeit fand, sie zu erfüllen; aber in einer Stunde höchster Einsamkeit und ernstester Not; durchaus ein Unbesiegter, aber zum Weiterkampfe bereit nur, wenn ihm der Minister zur Seite träte, der diesem Kampfe nach Kraft und Willen einzig gewachsen war; im Angesichte von Aufgaben, die nach dem Genius riefen. Wilhelm sah sie zunächst auf dem preu-

ßischen Felde, Bismarck vornehmlich auf dem deutschen: aber sie schlossen, der König in tapferem Entschlusse, sein gewaltiger Diener in schöpferischer Tatenlust, ihren Bund zu gemeinsamem Tagewerke.

Den Verfassungskonflikt hat Bismarck geerbt: er hatte seine Schwere vielleicht im voraus unterschätzt, er fand ihn jetzt als Tatsache vor, er mußte ihn auf sich nehmen. Es war ein Kampf, der vom Rechtsboden auf den der Macht hinübergeschritten war, vorderhand nur führbar mit außergewöhnlichen Mitteln; König und Minister sprachen es aus, daß es ein Ausnahmezustand sei, und daß er behoben werden müsse, sobald ein Friede möglich werde, aber vorerst konnten sie nichts anderes wählen als den Krieg. Sie taten es, der König von dem moralischen Rechte, Bismarck von der staatlichen Notwendigkeit dieses Krieges vornehmlich durchdrungen. Von der Bevölkerung her antwortete der gleiche Klang, Jahre der heißesten und schmerzlichsten Verwirrung brachen an: Recht gegen Recht, Überzeugung gegen Überzeugung, Schroffheit gegen Schroffheit, die Kräfte des preußischen Landes gegeneinander gestellt, in unlösbaren Widersprüchen durcheinander, so schien es, gelähmt. Nachgeben konnte kein Teil, wenn er nicht die eigene Niederlage anerkennen wollte: auch für die Regierung bestand solche Möglichkeit nicht, auch für sie bedeuteten gelegentliche Annäherungen des Gegners nur einen Lockruf zur Selbstunterwerfung. Bismarck hat sicherlich diesen inneren Kampf dann und wann ausgenützt, um seine eigene Stellung, seine Unentbehrlichkeit bei seinem Herrscher dadurch zu befestigen. Aber in der Hauptsache war seine innere Politik einfach gegeben: er trug, mit Roon vereint, die königliche Standarte durch das Handgemenge hindurch und mußte sie emporhalten bis zum Siege. In sich selber aber barg der Verfassungs-

konflikt keine Aussicht der Lösung. Schaffen konnte auch Bismarck jetzt nur auf jenem Gebiete, auf dem die große positive Aufgabe der Epoche lag. Er aber konnte es wirklich: er zog seinen Herrscher, der ja bereits vorher in die Bahnen deutscher Politik zurückzulenken begonnen hatte, von Anfang an zu stärkerer Abwehr und aus der Abwehr alsbald in den Angriff hinüber. Er vollbrachte in seiner Weise, wonach die Sehnsucht der anderen schrie, und führte die preußische Macht in den Entscheidungskrieg um Deutschland hinein. Die Monarchie der Hohenzollern erwies ihre Überlegenheit und ihre Unerseßbarkeit im eigenen Hause und in der Weite der Nation durch hohe Tat und hellen Waffensieg innerhalb Europas. Aus allen Nebeln und Dunkeln stieg dem vielgeprüften Deutschland der Sonnenglanz einer neuen Größe, eines neuen Daseins empor.



Der deutsch-dänische Krieg 1864.

Von August Keim.

Die Kämpfe, welche 1864 Preußen und Österreich gegen Dänemark durchfochten, um Schleswig-Holstein vor dänischer Vergewaltigung zu schützen, sind in ihren politischen Folgen der Ausgangspunkt geworden für die nationale Einigung Deutschlands. Jener Krieg zeigte in erster Linie die völlige Untauglichkeit des Deutschen Bundes, deutsche Interessen unter großen Gesichtspunkten zu wahren; er führte die beiden deutschen Vormächte in siegreicher Waffenbrüderschaft zusammen, und er gab schließlich dem damaligen preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck Gelegenheit, seine weitblickende Staatskunst in einer Angelegenheit zu betätigen, welche bis dahin weniger als eine deutsche als wie eine

allgemein europäische angesehen wurde. Hieran trug in erster Linie Schuld der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852, bei dessen Abschluß auch Rußland, Frankreich, England und Schweden mitgewirkt hatten. Das Vertrauen auf die Hilfe dieser Mächte war es auch, welches das kleine Dänemark ermutigte, entgegen allen durch Jahrhunderte hindurch feierlich bekräftigten Abmachungen, welche Schleswig-Holstein als »up ewig ungeteilt« seine politische Unabhängigkeit von Dänemark sicherten, zu dänischen Provinzen machen zu wollen. Dieses Bestreben trat von neuem offen zutage bei der Thronbesteigung König Christians IX. im November 1863.

Schon einmal, in den Jahren 1848–50, war es zum Kriege gekommen zwischen Deutschland und Dänemark wegen der beiden Schwesterprovinzen, den — nach schwächlichem Zurückweichen Preußens aus politischen Gründen — die braven Schleswig-Holsteiner mannhaft allein fortsetzten, um aber schließlich der dänischen Übermacht zu erliegen.

Endlich entschloß sich auch der Deutsche Bund im Herbst 1863 zu einer »Exekution« gegen Dänemark, deren Durchführung Österreich, Preußen, Hannover und Sachsen übertragen wurde, nachdem Bismarck gegenüber den kurzfristigen Treibereien im preußischen Abgeordnetenhaus, welches das Geld für den dänischen Krieg verweigerte, die stolzen Worte gesprochen hatte: »Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen mit oder ohne Ihr Gutheiß«.

Am 23. Dezember rückten die Bundes-truppen unter Befehl des sächsischen Generalleutnants von Hacke — 6000 Sachsen und 6000 Hannoveraner, denen als Reserve je 5000 Österreicher und Preußen folgten — in Holstein ein, ohne auf Widerstand zu stoßen. Die Dänen gingen bis hinter die Eiderlinie zurück,

um die Danewerkstellung zu besetzen. Mit der Okkupierung Holsteins hielt der Deutsche Bund seine Aufgabe politisch wie militärisch für gelöst, während die beiden deutschen Vormächte die ganze Streitfrage nur dann als erledigt im nationalen Sinne ansahen, wenn auch hinsichtlich Schleswigs die dänische Regierung ihre den Verträgen zuwiderlaufende Haltung aufgab. Als Österreich und Preußen deshalb am 28. Dezember 1863 den Antrag beim Bunde einbrachten, nunmehr auch zur Besetzung Schleswigs zu schreiten, und dieser Antrag abgelehnt wurde, entschlossen sich die beiden Mächte zum selbständigen kriegerischen Vorgehen gegen Dänemark. Letzteres hatte inzwischen die durchaus gerechten Forderungen der deutschen Vormächte abgelehnt im Vertrauen auf die deutsche Langmut, und vor allem im Vertrauen auf eine bewaffnete Einmischung der übrigen Großmächte zu seinen Gunsten. Andererseits wäre es offenbar Vermessenheit gewesen seitens des kleinen Staates, den Kampf aufzunehmen mit Österreich und Preußen. Diese beiden hatten zusammen 58 000 Mann — 38 000 Preußen unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl und 20 000 Österreicher unter Feldmarschallleutnant von Gablenz — bereitgestellt, die unter dem Oberbefehl des greisen Feldmarschalls von Wrangel ihre Operationen am 1. Februar 1864 begannen. Die Operationsarmee war in 3 Armee-korps eingeteilt, dessen rechten Flügel (1. Armee-korps: Infanteriedivisionen 6 und 13, kombinierte Kavalleriedivision, Reserveartillerie [24 Bataillone, 21 Eskadrons, 13 Batterien, 1 Pionierbataillon]) und linken Flügel (3. Armee-korps: kombinierte Gardeinfanteriedivision [12 Bataillone, 4 Eskadrons, 2 Batterien]) preussische Truppen bildeten, während die Mitte von den österreichischen Truppen (2. Armee-korps: 3 Infanteriebrigaden, 1 Kavalleriebrigade

[20 Bataillone, 10 Eskadrons, 6 Batterien, 3 Pionierkompagnien]) eingenommen wurde. Die dänische Feldarmee, in vier Divisionen gegliedert und im ganzen 32 000 Mann Infanterie, 4000 Reiter, 104 Feldgeschütze zählend, hielt die Danewerklinie besetzt. Diese bestand aus einer Reihe von Verschanzungen, welche sich um das in der Mitte südwestlich der Stadt Schleswig liegende eigentliche Danewerk in einer Ausdehnung von über 30 Kilometer gruppierten. Da die Dänen zu schwach waren, um diese lange Verteidigungslinie überall genügend besetzen zu können, und die zweite Verteidigungslinie, die Düppelstellung, hinter dem linken Flügel der Danewerkstellung lag, so erschien es operativ geboten, mit den Hauptkräften gegen den linken Flügel der dänischen Aufstellung vorzugehen. Gelang es, hier durchzubrechen, so war den dänischen Truppen der Mitte und des rechten Flügels der Rückzug nach der Düppelstellung abgeschnitten und damit das dänische Heer der Vernichtung ausgesetzt. Diesen Gedankengang hatte auch der Chef des preussischen Generalstabes, Generalleutnant von Moltke, in einem Operationsentwurf zum Ausdruck gebracht. Leider ließ dessen Durchführung seitens des Oberkommandos manches zu wünschen übrig. Die preussisch-österreichischen Truppen drangen zwar überall bis zur Danewerklinie vor. Hier trat aber am 3. Februar eine Verzögerung der Bewegung ein, obwohl die österreichische Brigade Graf Gondrecourt an demselben Tage in tapferem Ansturm bei Ober-Selk und Jagel die Dänen bis in die Verschanzungen zurückgeworfen hatte. Als es aber zur Ausführung des vom Feldmarschall von Wrangel bereits befohlenen Sturmes auf die mit schweren Geschützen armierten Schanzen kommen sollte, gab der Feldmarschall selbst Gegenbefehl. Inzwischen hatte Prinz Friedrich Karl vergeblich am 2. Februar bei Missunde den Übergang über die Schleiz zu

erzwingen versucht. Er mußte nach verlustreichem Gefecht von diesem Versuch Abstand nehmen und ordnete nunmehr den Übergang seines Armeekorps für den 6. Februar weiter östlich bei Arnis und Kappel an, welche Punkte als am geeignetsten bereits in dem erwähnten Operationsplane Moltkes empfohlen waren.

Diesen allgemeinen Stillstand in der Vorwärtsbewegung der Verbündeten benutzte der dänische Oberbefehlshaber, General de Meza, um am Abend des 5. Februar mit der Räumung der Danewerkstellung zu beginnen unter Zurücklassen von 154 schweren Geschützen. Der nach der Düppelstellung gerichtete Rückzug der Dänen ging auch glücklich vonstatten. Nur mit den verfolgenden Österreichern kam es seitens der dänischen Nachhut zu einem Gefecht bei Oeversee, welches mit einem glänzenden Erfolge der österreichischen Brigade Graf Nostitz endete.

Die Dänen erreichten am 7. Februar nach 60stündigen Rückzugsmärschen die Düppelstellung. Bei der mangelhaften Beschaffenheit der letzteren — ein Teil der Werke war nicht einmal sturmfrei — und dem beinahe der Auflösung gleichkommenden Zustande der völlig erschöpften dänischen Truppen hätte ein scharfes Nachdrängen sowie ein sofortiger entschlossener Angriff ohne Zweifel die Düppelstellung den Verbündeten ausgeliefert. Statt dessen rückten letztere nur langsam vor, unterließen jeden Versuch eines Handstreiches und gaben so den Dänen die nötige Zeit, sich hinter dem Schutze der Düppelstellung zu retablieren und letztere bedeutend zu verstärken. Die Schanzenlinie lagerte sich als ausgedehnte Brückenkopf-Befestigung am Alsenfjord vor Sonderburg auf der Insel Alsen, den Übergang nach dieser Insel schützend. Im Mittelpunkte der 6 Kilometer langen Verschanzungen lag das Dorf Düppel, während eine weiter

vorgeschobene, sehr günstig aufgestellte Vorpostenlinie dem Angreifer den Einblick in die eigentliche Verteidigungsstellung entzog.

Der Düppelstellung gegenüber verblieb das 1. (preussische) Armeekorps, während die beiden übrigen Armeekorps bis zur Südgrenze Jütlands rückten, jedoch bald in ihren Operationen ins Stocken gerieten, weil man aus politischen Gründen vermeiden wollte, in Jütland selbst einzudringen. Erst Anfang März kamen diese Bedenken in Wegfall, so daß das 2. und 3. Armeekorps ihre Bewegungen wieder aufnehmen konnten. Die Dänen wichen weiter nach Norden zurück, wiederum mangelhaft verfolgt, trotzdem die Österreicher am 8. März bei Velle — zum dritten Male in diesem Feldzuge — in glänzend durchgeführtem Angriffe die Dänen in ein verlustreiches Gefecht verwickelten. Auch diesmal gewannen die in Jütland befindlichen dänischen Truppen Zeit, sich einer sicheren Niederlage durch Übergehen nach dem Limfjord zu entziehen. Das 2. Armeekorps (Österreicher) schritt nun zur Einschließung und Beschießung der Festung Fredericia, während das 3. Armeekorps (preussische Garde) Ende März zu der Belagerung von Düppel herangezogen wurde. Denn um eine regelrechte Belagerung handelte es sich hier schließlich, obgleich nur eine befestigte Feldstellung anzugreifen blieb.

Im Hauptquartier des Prinzen Karl war während der mehrwöchentlichen Untätigkeit vor Düppel — erst Ende Februar wurde in Berlin die Bereitstellung von Belagerungsgeschütz angeordnet — der Plan in Erwägung gezogen worden, durch einen Übergang auf die Insel Alsen die Düppelstellung zu umgehen und letztere dann vom Rücken her anzugreifen. Gelang dieser Plan, so war das Schicksal der Verteidiger von Düppel besiegelt, und der ganze Krieg einem raschen Ende zugeführt.

In Berlin äußerte man jedoch mancherlei Bedenken gegen diesen jedenfalls genialen Gedanken. Erst nachdem viel hin und her geschrieben worden war, sollte der Plan einer Landung auf Alsen endlich ausgeführt werden, und zwar in der Nacht vom 2. auf den 3. April von Ballegaard aus. Die Truppen standen schon bereit, die Boote waren zur Stelle, aber ein heftiger Nordweststurm machte die Überfahrt unmöglich. Das Unternehmen wurde zuerst aufgeschoben, dann ganz aufgegeben, weil die Dänen inzwischen aufmerksam geworden, und damit die Vorbedingung für das Gelingen, die Überraschung, in Wegfall kam.

Die Belagerung hatte inzwischen ihren Fortgang genommen, nachdem am 21. März 56 Belagerungsgeschütze eingetroffen waren, deren Zahl nach und nach bis auf 102 vermehrt wurde, aber sie trug mehr den Charakter einer gewaltsamen Einschließung, bis endlich in der Nacht vom 21. — 22. März das Ausheben der ersten Parallele begann. Dieselbe wurde aber erst am 1. April fertiggestellt, einschließlich 7 Belagerungsbatterien. Diese erste Parallele lag 900 Meter von der Linie der Schanzen entfernt, deren zehn von größerer Ausdehnung vorhanden waren. Das Ausheben der zweiten Parallele gelang in der Nacht zum 10. April, und zwar nur 450 Meter von den Schanzen, die nunmehr unter der Wirkung der preussischen schweren Geschütze bald ihre Verteidigungsfähigkeit einbüßten. Am 18. April konnte zum Sturm auf die dänische Stellung geschritten werden, zu deren Verteidigung im ganzen 34 Bataillone, 64 Feldgeschütze und 70 noch brauchbare Festungsgeschütze bereitstanden. Die genaue Stärke der Verteidiger betrug 23 000 Mann.

Der Angreifer verfügte über 38½ Bataillone, 7½ Pionierkompagnien, 67 Feldgeschütze, im ganzen 37 000 Mann. Der eigentliche Sturm wurde jedoch

durchgeführt von nur 11½ Bataillonen des 3. (brandenburgischen) Armee-korps sowie der Garde. Um 10 Uhr vormittags gingen die in 5 Kolonnen formierten Truppen zum Sturme vor. Fünf Minuten später flatterte die preussische Fahne auf Schanze VI, unmittelbar darauf auf den Schanzen III, V, I, nach 10 Minuten auf Schanze II, und nach 13 Minuten auf Schanze IV. Somit waren sämtliche Schanzen des linken Flügels in ruhmvollem Kampfe erstürmt. Darauf wandten sich die Sturmkolonnen gegen die Schanzen des rechten Flügels VII und X. Auch diese fielen nach kurzem, aber teilweise erbittertem Ringen. Um 12 Uhr war die Düppelstellung erobert, eine Stunde später auch der Brückenkopf. Die Dänen zogen sich nach einem Verluste von 5000 Mann — hierunter 1200 Mann Tote und Verwundete — auf die Insel Alsens zurück. Die Sieger hatten im ganzen 1130 Mann verloren; 17 Offiziere und 246 Mann waren gefallen. Generalmajor von Raven, Kommandeur der 10. Infanteriebrigade, erlitt beim Sturme eine tödliche Verwundung. Durch die Erstürmung von Düppel war das schleswigsche Festland von den Dänen befreit.

Mit stolzer Freude begrüßte das preussische Volk diesen ersten glänzenden Sieg der preussischen Waffen nach halbhundertjährigem Frieden. Auch über die schwarzweißen Grenzpfähle hinaus fühlten deutsche Herzen den Pulschlag einer neuen Zeit. Im Auslande aber, namentlich in England, Frankreich und Schweden, die mit ihren Sympathien auf dänischer Seite standen, war man unliebsam überrascht von dem harten Schlage, welcher die Dänen getroffen hatte.

Dies hielt aber die dänische Regierung nicht ab, auf der am 20. April in London zusammengetretenen Konferenz der Großmächte, denen noch die Vertreter des Deutschen Bundes, Schwedens und Dänemarks hinzutraten, hinsichtlich Schleswig-Holsteins Forderungen zu

stellen, welche den beiden deutschen Vormächten unannehmbar schienen. Schließlich wurde vom 12. Mai ab ein Waffenstillstand auf vier Wochen vereinbart.

Inzwischen hatten die Dänen am 28. April Fredericia geräumt, und damit schien der von General Moltke schon längere Zeit befürwortete Plan, die Dänen auf der Insel Fünen anzugreifen, um dadurch eine spätere Landung auf Seeland selbst vorzubereiten, seiner Verwirklichung nähergerückt. Aber auch diesmal verzögerten politische Bedenken die Ausführung dieses jedenfalls höchst wirkungsvollen Unternehmens, bis es nach Eintritt des Waffenstillstandes ganz aufgegeben wurde.

Dagegen sollte vor Beginn des Waffenstillstandes noch die Flotte der Verbündeten Gelegenheit zur Auszeichnung finden. Die preussische Ostseeflotte hatte bereits am 17. März trotz ihrer Schwäche die weit stärkere dänische Flotte bei Jasmund angegriffen und sich hierbei rühmlich behauptet. In der Nordsee vereinigten sich Anfang Mai drei österreichische mit zwei preussischen Kriegsschiffen, welche erstere am 9. Mai — die kleinen preussischen Schiffe (Kanonenboote) konnten sich am Gefecht nicht beteiligen — bei Helgoland gegen drei dänische Schiffe ehrenvoll kämpften.

Auf der Londoner Konferenz hatte Dänemark, fest vertrauend auf die Unangreifbarkeit seiner seegeschirmten Inseln und immer noch Hoffnung hegend, daß eine oder die andere Großmacht den deutschen Gegnern in die Arme fallen würde, die nochmalige Verlängerung des Waffenstillstandes — derselbe war schon einmal um 14 Tage verlängert worden — zurückgewiesen. So begannen die Feindseligkeiten von neuem am 25. Juni.

Die verbündeten Armeen, deren Oberbefehl jetzt Prinz Friedrich Karl übernahm, eröffneten die Feindseligkeiten mit dem Übergang auf die Insel Alsens,

welche von drei dänischen Brigadenverteidigt wurde. Das 1. Korps — an dessen Spitze nunmehr General Herwarth von Bittenfeld stand — führte mit der 6. (brandenburgischen) und 13. (westfälischen) Division am 29. Juni bei Morgengrauen trotz heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers den Übergang in Booten glücklich aus, vertrieb die Dänen vom Strande und schließlich unter fortwährenden Kämpfen von der Insel, welche sich am Abend im Besitz der preussischen Truppen befand. Die Dänen entzogen sich unter dem Schutze der auf der Halbinsel Kekenis errichteten Batterien, sowie unter dem Schutze ihrer Kriegsschiffe dem Waffenbereiche der Preußen. Dem größten Teil der dänischen Truppen gelang es allerdings, an Bord der Kriegsschiffe zu gelangen, aber immerhin fielen noch 37 Offiziere und 2400 Mann Gefangene in die Hände des Siegers, welcher diesen neuen glänzenden Waffenerfolg mit dem verhältnismäßig geringen Verlust von 33 Offizieren und 339 Mann erstritten hatte.

Jetzt endlich nach dem Falle von Alsen trat in Kopenhagen, wo bis dahin die am Ruder befindliche Partei der Eiderdänen in demagogischer Weise das Volk zur hartnäckigen Fortsetzung des Krieges aufgestachelt hatte, der politische Rückschlag ein. Innerster Linie war die dänische Armee selbst empört über die leichtfertige Art und Weise, wie der Krieg immer noch fortgesetzt wurde ohne jede Aussicht auf militärische Erfolge, nur weil es den Machthabern in Kopenhagen so gefiel. Es kam schließlich so weit, daß der dänische General Hegermann dem Könige Christian seine Truppen anbot »gegen die demokratischen Staatsverderber in Kopenhagen«.

Die eiderdänische Regierung trat zurück, und der König konnte wieder selbst das Heft in die Hand nehmen. Vor allem suchte er die Beendigung des Krieges herbeizuführen. Bis letzteres gelang,

hatten aber die Verbündeten die Operation in Jütland so energisch betrieben, daß am 14. Juli auf dem Kap Skagen, der äußersten Nordspitze Jütlands, die preussische und österreichische Flagge gehißt werden konnten zum Zeichen der Besitznahme des ganzen dänischen Festlandes.

Am 18. Juli trat auf Ansuchen Dänemarks von neuem Waffenstillstand ein, dem am 1. August ein Präliminarfriede folgte, bis am 30. Oktober der Friedensschluß von Wien den Krieg beendigte. Er gab Österreich und Preußen die freie Verfügung über die drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Die Verkettung politischer Umstände fügte es später, daß die Bundesgenossen von 1864 zwei Jahre darauf in blutigem Kriege um die Vorherrschaft in Deutschland kämpften. Hierbei zeigte es sich, daß die militärischen Lehren, welche in reichem Maße auf operativem, taktischem und technischem Gebiete aus dem Kriege 1864 erwachsen, für Preußen eine höchst wertvolle kriegerische Vorschule gewesen waren. Und für den Leiter der preussischen Politik sollten die großen diplomatischen Erfolge des Jahres 1864 zumal dem Auslande gegenüber späterhin das Sprungbrett abgeben für die größte politische Tat des 19. Jahrhunderts — die Einigung Deutschlands!



Der Krieg von 1866.

Von Ludwig Freiherr von Falkenhäufen.

Auf dem Wege der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung stehen drei Marksteine mit den Jahreszahlen 1864, 1866, 1870; sie bezeichnen die Vorbereitung, die Entwicklung, die Vollendung des großen Werkes, geknüpft an die jedem Deutschen unvergeßlichen Gestalten des edlen und weisen Hohenzollernfürsten Wilhelm I., des gewaltigen

Staatsmannes Bismarck und des genialen Strategen Moltke.

Die Ereignisse des Jahres 1866 bilden den Brennpunkt der großen Frage, welche seit Jahrhunderten das Herz aller warm für ihr Vaterland fühlenden Deutschen bewegte: wie ein Ende zu machen sei dem ohnmächtigen und zerrissenen Zustande Deutschlands, in welchen der unselige Verlauf seiner Geschichte das einst so herrliche Reich versetzt hatte.

Aus der großen Zahl der Staaten, welche das deutsche Reich bildeten, ragten zwei hervor, deren beiderseitige Bedeutung jeden einzelnen verhinderte, in dem vielgestaltigen Chaos die geschichtlich notwendige Führung zu gewinnen. Alle Bestrebungen, einen haltbaren Zustand in Deutschland zu schaffen, scheiterten an der Unnatur dieses Zustandes, der von dem eifersüchtigen, die Ohnmacht Deutschlands erstrebenden Auslande möglichst aufrecht erhalten wurde. Über kurz oder lang mußte es zur Waffenentscheidung zwischen den beiden deutschen Großmächten kommen. Und das um so notwendiger, als Preußen mehr und mehr erstarkt war und in die deutschen Lebensfragen hineinwuchs, während sich das vielsprachige Österreich in gleichem Maße von deutschem Denken und Fühlen entfernte.

Schon frühzeitig, noch als Prinz von Preußen, hat Kaiser Wilhelm I. die feste Überzeugung ausgesprochen, daß Preußen nach seinem geschichtlichen Beruf an die Spitze von Deutschland gelangen müsse. Bismarck aber gewann als Gesandter am deutschen Bundestage in Frankfurt, an der Quelle deutscher Uneinigkeit und Unfähigkeit, die sein ganzes späteres Wirken bestimmende Auffassung, wie zwar ein Zusammengehen Preußens und Österreichs im Interesse beider durchaus geboten sei, auf gesunder Grundlage indessen nur erfolgen könne, nachdem die Frage über die Vorherrschaft in Deutschland entschieden wäre.

Diese Frage war, wie mit der Zeit immer deutlicher hervortrat, nur durch das Schwert zu lösen. Als König Wilhelm Bismarck an die Spitze der Geschäfte des preußischen Staates berief, reifte die Tat; und den immer zunehmenden Bestrebungen des habsburgischen Kaiserreichs, zur Alleinherrschaft in Deutschland zu gelangen, wurde ein Riegel vorgeschoben. Nachdem die kurze Verbindung der beiden führenden deutschen Mächte im Feldzuge von 1864 gegen Dänemark gescheitert war, spitzten sich die gespannten Verhältnisse aufs äußerste zu. Ein Bündnis mit Italien war geschlossen worden. Nach schwerem inneren Kampfe zwischen der politischen Notwendigkeit und seiner ererbten Anhänglichkeit an den österreichischen Kaiserstaat sah sich König Wilhelm gezwungen, den auf umfassende kriegerische Rüstungen gestützten Versuch Österreichs, durch den Antrag am 14. Juni 1866 beim Bundestage Preußens Stellung in Deutschland endgültig zu untergraben, mit der Kriegserklärung an Österreich und die ihm der Mehrzahl nach gleichgesinnten deutschen Staaten zu beantworten.

Der König hatte durch die in Preußen zum Nachteil des Landes viel umstrittene Heeresreform, wirksam unterstützt durch den Kriegsminister Roon, ein starkes, in Ausbildung und Bewaffnung hervorragendes Kriegsheer geschaffen, dessen zu erwartende Aufgaben in weiser Voraussicht von Moltke, dem Chef des Generalstabes, durch jahrelange ernste Denkarbeit erkannt und festgelegt waren. Die teils feindliche, teils unsichere Haltung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, besonders Sachsens, Hannovers, beider Hessen, sowie der Süddeutschen, schuf Preußen für den bevorstehenden Kampf außer Österreich noch viele Feinde; aber klar wurde erkannt, daß in dem Kaiserstaate der eigentliche Feind zu besiegen sei, daß mit ihm die andern fallen würden.

So wurde an Preußens Grenzen, Böhmen und das eng zu ihm gehörende Sachsen in weitem Bogen umspannend, das in drei, vom preußischen Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich Karl und General von Herwarth geführte Truppen getrennte Hauptheer versammelt, wogegen man die Niederwerfung der deutschen Verbündeten Österreichs geringen, später zur Mainarmee unter General von Falkenstein vereinigten Kräften übertrug.

Das österreichische Heer unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Benedek hatte anfänglich in der Annahme eines frühzeitigen überraschenden preußischen Vormarsches mit 6 Korps und 4 Reiterdivisionen eine auf die Festung Olmütz gestützte Aufstellung eingenommen, während in Böhmen nur das 1. Korps und eine Reiterdivision verblieben war. Am 17. Juni entschloß sich indessen Benedek, da seine Annahme nicht zutraf, zum Vormarsch mit der Hauptmasse nach Böhmen, um sich mit dem 1. Korps und dem an dieses heranzuziehenden sächsischen Korps zu vereinigen.

Dem preußischen Hauptheere rückte zuerst die Elbarmee unter Herwarth in Sachsen ein, zur näheren Verbindung mit der 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl, dessen Oberbefehl sie unterstellt wurde, während die 2. Armee unter dem Kronprinzen sich etwas mehr rechts an die 1. Armee heranschob. Dann erging am 22. Juni der Befehl des Königs, »daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in Richtung auf Gitschin auffuchen sollten«. Aus der weitläufigen, durch die Heranführung mit den Eisenbahnen bedingten Versammlung wurde nach dem in der Folge oft hervorgehobenen Grundsatz: »Getrennt marschieren, vereint schlagen« die Vereinigung der getrennten Massen in Richtung auf den Feind erstrebt und den Armeeführern die selbständige Ausföhrung der Weisungen der obersten Heeresleitung überlassen.

Benedeks leitender Gedanke war, sich mit der Hauptmasse gegen den Prinzen Friedrich Karl zu wenden und nur zwei Armeekorps gegen Schlesien als Flankenbedeckung zu belassen. Unklarheiten in Auffassung der Lage und Schwankungen in den Absichten, welche widersprechende Befehle und das vereinzelte Einsetzen mehrerer Korps zur Folge hatten, führten indessen gleich beim Beginn der Feindseligkeiten zu Mißerfolgen für die österreichisch-sächsischen Waffen. Der Kronprinz drang in den letzten Junitagen mit der 2. Armee in einer Reihe siegreicher Gefechte bei Nachod, Skalitz und Soor, in denen das 5. Armeekorps unter dem General Steinmetz hervorragendes leistete, unbeschadet des unglücklichen Ausganges des Treffens bei Trautenau, bis zur oberen Elbe vor und gewann durch das Gefecht am 29. Juni den Übergang über diesen Fluß bei Königinhof. Der österreichische Feldherr gab nunmehr die Offensive auf und wollte in der der Aufstellung des Kronprinzen gegenübergelegenen Stellung bei Dubeneß unter Deckung gegen den Prinzen Friedrich Karl standhalten. Durch den entschiedenen Mißerfolg seines 1. Korps und der Sachsen bei Gitschin am 29. Juni, nach welchem diese unter starken Verlusten vor den Divisionen Tümping und Werder der 1. Armee zurückweichen mußten, erschien ihm aber seine linke Flanke derart bedroht, daß er entmutigt den Rückzug aus der eingenommenen Stellung nach Königgrätz antrat, zunächst mit der Absicht, in seine ursprüngliche Aufstellung bei Olmütz zurückzukehren. Das Gebot, nicht vor einem Hauptschlage mutlos zurückzukeichen und die Waffenehre zu wahren, führte ihn dann am 2. Juli zu dem Entschluß, auf den ihm geeignet erscheinenden Höhen westlich der Elbe bei Königgrätz die Schlacht anzunehmen.

Diese Höhen begleiten östlich den Lauf der Bistritz, welche von Norden nach

Süden der südlich Königgrätz bei Pardubitz aus ihrer bis dahin ebenfalls nord-südlichen Richtung scharf nach Westen umbiegenden Elbe zufließt: liegen also zwischen der Elbe und der Bistritz. In sanfter Abdachung zum Tale der Bistritz abfallend, beherrschen sie die Übergänge über dieses Flüßchen, welches, von teilweise sumpfiger Niederung umgeben, ein nicht unbedeutendes Hindernis bot. Aus der Richtung von Gitschin führten zwei hauptsächliche Anmarschwege nach Königgrätz. Von diesen überschreitet die Bistritz nördlich die Chaussee bei Sadowa, südlich ein weiterer Weg bei Nechanitz. Die erstere stößt auf die Höhen bei den Dörfern Lipa und Chlum, der letztere auf die bei Probus und Prim. Zwischen Lipa und Probus liegt ein langgestreckter Höhenrücken mit dem Dorfe Langenhof verschiedenen kleineren Übergängen über die Bistritz gegenüber.

Die ganze Stellung hatte die Front nach Westen, nur bei Chlum bog sie eine kurze Strecke nach Norden zurück. Von dort zieht in ostwestlicher Richtung ein niedriger Höhenzug nördlich an Nedelitz vorbei nach Lochenitz zur Elbe, welchem weiter nördlich die bedeutendere Höhe von Horenowes, bekannt durch die auf ihr befindlichen beiden Bäume, vorgelagert ist. Östlich der Bistritz befand sich dicht bei dem Übergange von Sadowa ein Waldstück, der Holawald, nördlich von Lipa eine bewaldete felsige Bergkuppe, der Swiepowald, welche ebenfalls historische Bedeutung erhielten. Bei Lipa und Chlum sowie zwischen Chlum und der Geländewellen nördlich Nedelitz waren Schanzen zur Verstärkung der Stellung angelegt.

In diesem einen stumpfen Winkel mit dem an der Chaussee gelegenen Scheitelpunkt Lipa bildenden Gelände stellte der österreichische Feldherr seine Truppen am Morgen des 3. Juli in folgender Schlachtordnung auf. Die Gegend von Lipa und Chlum, das Zentrum und den

Schlüsselpunkt der Stellung, besetzte das 3. Korps, an dieses reihte sich links hinter dem Höhenrücken von Langenhof das 10. Korps. Auf dem linken, etwas abgesonderten Flügel bei Probus, Nieder- und Ober-Prim befehligte der Kronprinz von Sachsen das sächsische und das 8. österreichische Korps mit der leichten Reiterdivision Edelsheim. Zum Schutze des rechten Flügels nahmen, im Haken zurückgebogen, rechts vom 3. das 4. Korps zwischen Chlum und Nedelitz, rechts von diesem das 2. Korps und die leichte Reiterdivision Taxis bis zur Elbe Aufstellung. Hinter dem 10. Korps befanden sich in Reserve das 1. und 6. Korps, 3 schwere Reiterdivisionen und die ansehnliche Artilleriereserve. In allem verfügte Benedek über 222 000 Mann. Die preussischen Heere, in fast derselben Gesamtstärke, hatten am 30. Juni Fühlung miteinander gewonnen. Der Kronprinz, der mit seinem siegreichen Heere vorwärtsdrängte zum Angriff auf die am andern Elbufer sichtbaren Österreicher, wurde indessen von der obersten Heeresleitung in Berlin zurückgehalten. Er sollte noch an der Elbe verbleiben, bis Prinz Friedrich Karl näher herangekommen wäre, um auf die Flanke wirken zu können. Auch jetzt wurde die Vereinigung der Heere zur Schlacht auf dem Schlachtfelde erstrebt, eine vorherige enge Versammlung der Massen verworfen. Durch den Rückzug des österreichischen Heeres von der oberen Elbe war aber die Verbindung mit dem Feinde verloren gegangen; man hielt damals noch die Kavalleriemassen im Sinne einer Reservekavallerie zurück, und daher fehlten die Nachrichten. Schon glaubte Moltke, der am 1. Juli mit König Wilhelm in Böhmen eingetroffen war, mit einem Rückzug der Österreicher in eine auf die Festungen Josephstadt und Königgrätz gestützte Aufstellung am linken Elbufer rechnen und sie aus dieser, sei es durch Angriff, sei es durch weiter ausholende

Bewegungen, vertreiben zu müssen, als endlich am 2. Juli abends die Nachricht einging, daß mehrere österreichische Armeekorps diesseits der Elbe im Lager östlich Sadowa an der Bistritz stünden. Das erleichterte die Aufgaben der preussischen Heerführungsgemein. Man wußte zwar nicht, ob nur mit einem Teile oder mit dem ganzen österreichischen Heere zu rechnen sei, ja die erstere Ansicht überwog sogar, aber im Hauptquartier des Königs war kein Zweifel, daß die Gelegenheit zu einem Hauptschlage unter allen Umständen wahrgenommen werden mußte. Sofort wurde der Anmarsch sämtlicher Kräfte in Richtung auf den gemeldeten Feind beschlossen, um ihn vorwärts der Elbe in einen folgenreichen Kampf zu verwickeln, womöglich mit beiden Flügeln zu umfassen und am Rückzuge über den Fluß zu verhindern. Die 1. Armee marschierte in Richtung auf Sadowa gegen die auf den Höhen hinter der Bistritz erkannte feindliche Aufstellung vor, nur die auf dem linken Flügel befindliche 7. Division Fransecky rückte östlich der Bistritz auf Čerekwiß und das nördlich des Swiepowaldes gelegene Benatek, während 4 Divisionen in Reserve folgten. Die Elbarmee erhielt Nechanitz als vorläufiges Ziel. Von der 2. Armee nahm das Gardekorps die Richtung auf Choteborek nördlich von Horenowes, rechts von ihr ging das infolge späteren Ausbruches zurückgebliebene 1. Armeekorps, links das 6. Armeekorps vor. Das 5. Armeekorps und die Kavalleriedivision Hartmann bildeten die Reserve.

Die 1. Armee war schon in der Nacht aufgebrochen, um den Feind an einem etwaigen Abzuge zu verhindern; sie mußte zuerst an der Bistritz auf den Gegner stoßen. Die Elbarmee konnte bei längerem Vormarsch erst etwas später Nechanitz erreichen, die weiter zurückliegende 2. Armee, welche die Befehle zum Vormarsch erst in der Nacht erhalten

hatte, war erst um Mittag in der Flanke der feindlichen Aufstellung zu erwarten. Somit ließ sich voraussehen, daß die 1. Armee, wenn die Österreicher tatsächlich in bedeutender Stärke auf den Höhen diesseits der Elbe standen, den Hauptkampf führen mußte, die Flügel — Elbarmee und 2. Armee — erst später ins Gefecht treten, dann aber entscheidend wirken würden.


Gegen 7 Uhr morgens begann an dem denkwürdigen 3. Juli, einem trüben und nebeligen Regentage, welcher Umsicht und Übersicht bedeutend erschwerte, der Kampf an der Bistritz zwischen den Divisionen der 1. Armee und den vorgeschobenen österreichischen Abteilungen. Den erhaltenen Weisungen folgend, zogen sich diese bald auf die Hauptstellungen bei den Höhen von Lipa und Langenhof zurück, von welchen nunmehr die starken österreichischen Batterien ein mörderisches Feuer gegen die mühsam am östlichen Ufer der Bistritz Fuß fassenden Preußen eröffneten. Schwer war es, die angeschwollene Bistritz zu überschreiten, noch schwieriger, Artillerie hinüber zu bringen. Der von der 8. Division besetzte Holawald wurde ihr durch die einschlagenden Granaten und die abgerissenen Splitter der Bäume zur Hölle. Aber furchtlos und tapfer hielten die braven Truppen, denen ein weiteres Vordringen gegen die feuerspeienden Höhen zunächst versagt bleiben mußte, stand und erwarteten in seltener Ausdauer die Ankunft des kronprinzlichen Heeres. Am sehnlichsten bei der diesem zunächst befindlichen Division Fransecky. Ihr Führer hatte von Benatek den südlich gelegenen Swiepowald als einen wichtigen Punkt erkannt, dessen Besitz man sich zum weiteren Vorgehen gegen die feindliche Stellung sichern müsse. Die zuerst schwache, dorthin vorgeschobene österreichische Besatzung wurde verdrängt, der Süd- und Oststrand des ausgedehnten zerklüfteten Waldberges erreicht. Nun

aber erschien auch den Österreichern dieser Punkt von äußerster Wichtigkeit. Nicht dem Oberbefehlshaber, der auf den Höhen von Lipa hielt und den Augenblick erwartete, in welchem er seine Reservemassen auf den erschütterten Feind an den Rändern der Bistritz werfen wollte, um diesen zu vernichten, während sein 4. und 2. Korps die Flanke gegen den Kronprinzen schützen sollten; wohl aber dem Führer des 4. Korps, welcher, unbekümmert um den feindlichen Anmarsch von Norden, hier die günstige Gelegenheit gekommen glaubte, um dem Feinde den Stützpunkt seines linken Flügels zu entreißen und ihn von dort aufzurollen. Dazu setzte er allmählich nicht nur alle seine Kräfte ein, er bewog auch das benachbarte 2. Korps, von der Aufgabe des Flankenschutzes abzugehen und mit der Mehrzahl seiner Kräfte unterstützend in den Kampf einzugreifen. So tobte in dem unübersichtlichen und schwierigen Waldgelände ein erbitterter, hin- und herwogender Kampf, der die von überwältigender Mehrzahl bedrängte geringe Streiterzahl der heldenmütigen preussischen Division auf die äußerste Probe setzte. Aber sie hielt stand, schließlich geschart um ihren unerschütterlichen General, bis endlich um die Mittagszeit der erlösende Ruf durch ihre Reihen ging: der Kronprinz kommt!

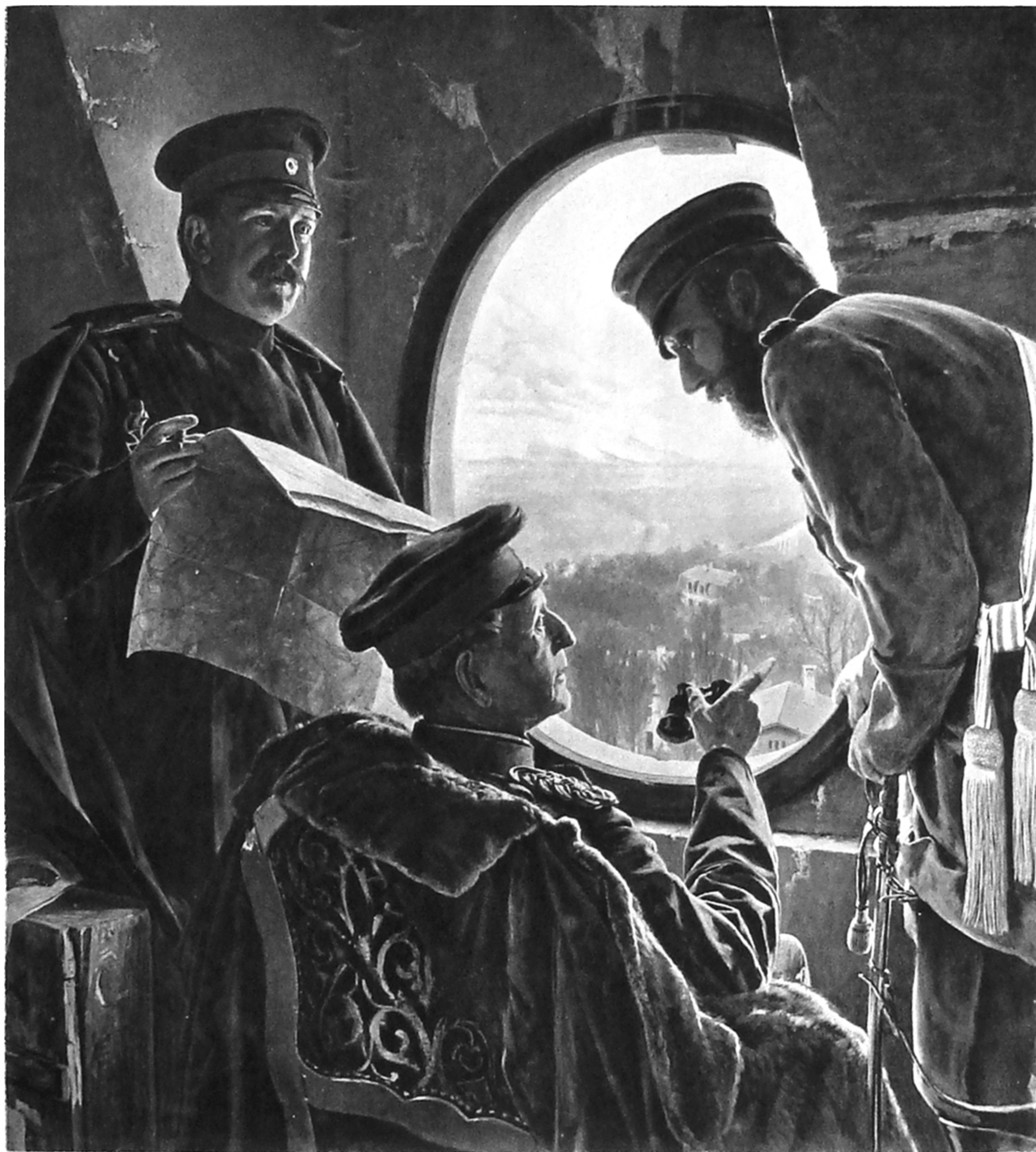
Doch auch der österreichische Heerführer hatte inzwischen Nachricht von dem Anmarsch der preussischen 2. Armee erhalten und deshalb die gegen seinen Willen in den Kampf um den Swiepwald verwickelten, zum Flankenschutz bei den Schanzen bestimmten beiden Korps nachdrücklichst zu ihrer Bestimmung zurückgerufen. So hatte die Division Fransecky Luft bekommen, und das österreichische 4. und 2. Korps befanden sich auf dem Rückmarsche nach den Schanzen auf dem Höhenrücken zwischen Chlum und Nedelitz, als gegen 1 Uhr mittags die Spitzen

der preussischen 1. Gardedivision, mit ihnen der Oberbefehlshaber der 2. Armee, die als Ziel bezeichnete, durch die zwei Bäume weithin kenntliche Höhe von Jorenowes erreichten. Ohne Aufenthalt setzte der Kronprinz seinen klar erkannten Weg in die Flanke des heftig entbrannten Kampfes der Österreicher mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl fort. Die 1. Gardedivision nahm die Richtung auf die Höhen von Chlum, setzte sich nach kurzem Kampfe in den Besitz der Schanzen östlich dieses Ortes und wandte sich dann gegen die Ostseite von Chlum, dessen Besatzung schnell überwältigt wurde und abzog. So wurde Benedek, dessen Blicke immer noch nach der Bistritz gerichtet waren, plötzlich durch die unglaublich klingende Nachricht überrascht, daß hinter seinem Rücken Chlum, der Schlüssel seiner Stellung, in den Händen der Preußen sei. Er mußte sich bald von der Richtigkeit der Meldung überzeugen und sprengte zu seinen Reserven, um mit diesen dem Feinde die gewonnene Stellung wieder zu entreißen. Inzwischen hatte das österreichische 4. Korps nach Verlust der Schanzen östlich Chlum und ebenso das 2. Korps, von welchem nur eine Brigade mit dem preussischen 6. Armeekorps in den Kampf getreten war, nach kurzer Zeit den Widerstand aufgegeben und den Rückzug auf Königgrätz, sowie über die Elbbrücken nördlich davon, angetreten. Die Divisionen des preussischen 6. Korps waren auf Nedelitz und Lochenitz vorgeedrungen, die preussische Garde, deren 2. Division unterdessen ebenfalls eintraf, eroberte nach der Einnahme von Chlum, sich westwärts wendend, auch Lipa und besetzte das südlich von Chlum belegene Rosberitz.

Nach 3 Uhr nachmittags waren die Preußen Herren des Mittel- und Kernpunktes der österreichischen Stellung und hatten einen starken Keil in sie hineingetrieben. Gegen die von den preussischen Garden

Generalfeldmarschall Graf von Moltke überblickt von der Dachluke eines Hauses aus Paris und stellt mit seiner nächsten Umgebung angehörenden Offizieren unter Zuhilfenahme eines Planes die Situation fest. Der Offizier links, der den Plan in der Hand hält, ist Hauptmann von Burt, der rechts sich zu Moltke neigend, Oberstleutnant de Claer. 





bei Chlum und Rosberitz errungene Stellung aber setzte nun ein wichtiger Gegenstoß der österreichischen Reserven ein. Von Benedek selbst geführt, wandte sich das 6. Korps gegen Rosberitz, der größte Teil des 1. Korps gegen Chlum. Unterstützt von dem Feuer der Geschützreserve stürzte sich die österreichische Infanterie todesmutig auf den Feind, dessen Zündnadelgewehr in den dichten Massen ungeheure Verheerungen anrichtete, während die Preußen erheblich von den österreichischen Granaten litten. Rosberitz ging verloren und Chlum wurde arg bedrängt, aber dann zerstückelte der in großen Massen geführte Infanteriestoß der Österreicher, gegen deren rechte Flanke nun auch die über Nedelitz vordringende 11. Division des 6. Armeekorps eingriff; und gleichzeitig erschien endlich das 1. Armeekorps an dieser entscheidenden Stelle. Der Angriff der österreichischen Reserven war abgeschlagen; sie fluteten nach Königgrätz zurück; nur die Artillerie hielt immer wieder tapfer stand und setzte dem preußischen Nachdringen angemessene Schranken entgegen.

Mittlerweile war auch auf dem linken Flügel der österreichischen Schlachstellung die Entscheidung gefallen. Hier hatte die Entwicklung der Elbarmee, da nur ein Übergang über die Bistritz bei Nechanitz zu Gebote stand, bis gegen Mittag gedauert. Trotz eines kräftigen Gegenstoßes der Sachsen war die Stellung bei Nieder- und Ober-Prim umfaßt und schließlich auch die beherrschende Höhe von Probus in tapferem Ansturm besetzt worden. Gegen 3 Uhr befanden sich die Österreicher und Sachsen im Rückzug, der sich indessen in geordnetem Zustande vollzog. Von beiden Flügeln bedroht, mußten dann auch die bei der Hochfläche von Langenhof befindlichen Teile des österreichischen 3. und das 10. Korps das Schlachtfeld verlassen. Auf allen Punkten war die österreichische Stellung verloren,

und die Preußen drangen überall siegreich vor. An der Chaussee vor Königgrätz fanden sich das 1. Armeekorps, die Garde, das 4. Armeekorps mit Teilen der Elbarmee auf engem Raume zusammen.

Auch die Truppen des Prinzen Friedrich Karl hatten nach 3 Uhr die Früchte ihres verlustreichen Husharrens pflücken können und waren gegen die Höhe von Lipa und Langenhof vorgegangen, fanden sie aber schon von den Österreichern verlassen.

Nun galt es, die zurückgehaltenen Kavalleriemassen einzusetzen. Prinz Friedrich Karl führte selbst die Kavalleriedivision hann bei Sadowa und nördlich über die Bistritz vor, während die Kavalleriedivision Aloensleben von Nechanitz herangezogen wurde. Dagegen brachen zur Deckung des Rückzuges ihrer weichenden Kameraden von den in Reserve befindlichen österreichischen Reiterregimentern die beiden schweren Divisionen vor, und es wogte am Nachmittag auf den Höhen um Langenhof ein mächtiger Kavalleriekampf. Nach tapferer Gegenwehr endete er mit der Niederlage der österreichischen Reiter, welche sich nun durch die zur Elbe strömenden Massen Bahn brechen mußten. Der Rückzug der Österreicher über die Elbe und durch Königgrätz bot noch viele Schwierigkeiten, aber er wurde im Laufe der Nacht vollzogen.

Die preußische Verfolgung fand an der Elbe ihr Ziel. Es galt, die stark durcheinander gekommenen Verbände zu ordnen und den in der Nacht aufgebrochenen und bis zum Abend unaufhörlich durch Marsch und Kampf stark mitgenommenen Truppen die durchaus nötige Ruhe und Verpflegung zu verschaffen.

In ergreifendem Wiedersehen auf dem Schlachtfelde verließ der König abends dem Kronprinzen seinen höchsten Kriegsorden.

Das Schlachtenglück hatte bei Königgrätz für Preußen entschieden, aber nicht in blindem Walten, sondern ihre überlegene Führung hatte die fest zusammengehaltenen österreichischen Massen durch die von verschiedenen Seiten herangeführten Heeresgruppen unwiderstehlich bedrängt. Dem wohlgeleiteten Feuer des Zündnadelgewehres hatten weder die österreichischen Stellungen noch die Massenangriffe, durch welche ein großer Teil der Korps schon in den Kämpfen vor der Schlacht erheblich gelitten hatte, standhalten können. Trotz aller Tapferkeit, trotz des wirksamen österreichischen Geschützfeuers und heldenmütiger Aufopferung der Artillerie, trotz des kräftigen Eingreifens der altbewährten österreichischen Reiterei war die innere Kraft der preussischen Truppen nicht zu brechen. Freilich erwies der Sieg sich nicht in demselben Maße entscheidend wie vier Jahre später bei Sedan, den der gleiche Gedanke der Umfassung von allen Seiten leitete; aber trotzdem bewahrheitete sich Moltkes Ausspruch, daß der König an diesem Tage nicht nur die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewonnen hätte.

Österreichs nicht unmittelbar mit ihm vereint kämpfende Bundesgenossen, gegen welche die preussische Mainarmee in glänzendem Siegeszug, mit General Goeben voran, vorgeedrungen war, suchten bald den Frieden. Auch den Feindseligkeiten gegen Österreich machte der Friede von Nikolsburg, nachdem Bismarcks Meisterschaft die Einmischung Frankreichs wie die Loslösung Italiens von dem Bunde mit Preußen geschickt vereitelt hatte, ein Ende. Der Kampf, der die deutschen Bruderstämme und die beiden Großmächte in Deutschland gegeneinandergeführt hatte, war ausgekämpft; Preußen hatte die ihm geschichtlich gebührende Stellung der Vormacht in Deutschland blutig errungen. Mit weiser Mäßigung nahm König Wilhelm,

wenn auch die Einverleibung von Hannover, Kurhessen und Nassau nicht zu umgehen war, auf Bismarcks inständigen Rat von jeder Gebietsvergrößerung in Österreich, Sachsen und Süddeutschland Abstand. Es galt nicht zu erobern, sondern die geschlagenen Wunden zu heilen. Die Einigung der deutschen Stämme war mit Blut gekittet, und das Jahr 1870 zeigte, daß der Kitt ein fester war. Preußens Tüchtigkeit und die Überlegenheit seiner Heereseinrichtungen wurden allgemein anerkannt, und willig folgten die deutschen Staaten seiner Führung zum Heil des Vaterlandes und zum Schutz gegen das begehrliche Ausland.

Gleich nach der Schlacht sagte der große Kanzler: »Die Machtfrage ist also entschieden, nun gilt es die Freundschaft Österreichs wiederzugewinnen.« Auch das gelang seiner Staatskunst. Auf den blutgetränkten Gefilden und über den rauchenden Trümmern bei Königgrätz erblühte das feste Bündnis, welches Mitteleuropa zusammenschloß: die beste Bürgschaft für den Frieden.



Der Krieg gegen das französische Kaiserreich 1870.

Von Colmar Freiherr von der Goltz.

Die glänzenden Waffenerfolge Preußens gegen Österreich und seine Bundesgenossen riefen in Frankreich die höchste Beunruhigung hervor. Niemand hatte sie in solcher Vollständigkeit und mit so reißender Schnelligkeit erwartet. Die Hoffnung war vielmehr dahin gegangen, daß nach langem schweren Ringen die beiden geschwächten Nachbarn sich Frankreichs Schiedspruch willig fügen würden, so daß am Ende des Kampfes die Hegemonie des Kaiserreiches auf dem Festlande Europas fester denn je zuvor

gegründet dastehen werde. Der Enttäuschung folgte Erbitterung, die sich einerseits gegen das siegreiche Preußen, andererseits gegen die eigene Regierung richtete, welche den unerwünschten Gang der Dinge nicht vorausgesehen und es nicht verstanden hatte, ihn zu hintertreiben.

Der Groll und die innere Unruhe der Stimmführer des französischen Volkes über das bedrohte Prestige führten schon 1867 wegen der Luxemburger Frage beinahe zum Kriegsausbruch, den nur Bismarcks überlegene Staatsklugheit noch verhütete.

Dauernd war die Katastrophe nicht mehr aufzuhalten. Napoleon III. konnte sich nach dem Vorangegangenen auf dem Throne Frankreichs nur noch durch einen großen diplomatischen oder kriegerischen Erfolg behaupten. Er und seine Ratgeber mußten sogar die nächste Gelegenheit zu einem solchen ergreifen, sollte nicht der Vorwurf sie schon stürzen, diese abermals veräußt zu haben.

Der historische Zufall führte sie in der spanischen Thronfolge herbei, welche, einem hohenzollern angeboten, für Frankreich den Vorwand zum Kriege gab, in den sich der einsichtsvolle Kaiser freilich nur halb widerwillig hineinziehen ließ.

Dem französischen Volke ward durch seine Vertreter verkündet, daß seine Ehre und Unabhängigkeit bedroht seien. Die wenigen besonnenen Warner wurden im Parlament und in der Presse niedergeschrien, die Mobilmachung des Heeres am 15. Juli 1870 befohlen und der Krieg schon am 19. an Preußen erklärt. Wilder Kriegstaumel hatte bis auf eine verschwindende Minderheit das ganze französische Volk ergriffen.

Preußen antwortete mit ruhiger Entschlossenheit. In der Nacht zum 16. Juli erging der Befehl König Wilhelms, seine Truppen auf den Kriegsfuß zu setzen. Diese in allen Einzelheiten sorgsam vor-

bereitete Arbeit vollzog sich in sicherer, geräuschloser Eile. Mit den süddeutschen Staaten war gemeinsames Handeln vereinbart, und in den ersten Tagen des August standen die deutschen Heere an der Grenze bereit, die 1. Armee unter General von Steinmetz, 60 000 Mann stark, auf dem rechten Flügel um Wittlich in der Rheinprovinz, die 2. unter Prinz Friedrich Karl, 194 000 Mann, in der Pfalz, endlich auf dem linken Flügel bei Landau im Rheintale die 3. unter dem Kronprinzen von Preußen, 130 000 Mann zählend. Hinter diesen 384 000 aber blieben noch 100 000 Mann Feldtruppen verfügbar, welche heranrückten, sobald die Eisenbahnlinien frei wurden. Die heimischen Küsten waren gesichert, die Festungen besetzt, für Ersatz der Verluste gesorgt.

Die Einigkeit Deutschlands und die Schnelligkeit, mit der sich seine Streitkräfte versammelten, bildeten für Frankreich eine neue Enttäuschung. Eine weit ärgere aber ward ihm durch die Unvollkommenheit der eigenen Kriegsvorbereitungen zuteil. Der überstürzten Kriegserklärung hätte ein überraschender Angriff folgen müssen. Er war auch beabsichtigt, aber die Mittel dazu nicht vorhanden. Als Kaiser Napoleon III. acht Tage nach der Kriegserklärung in Metz eintraf, mußte er erfahren, daß seine Truppen bei weitem noch nicht vollzählig und noch keineswegs fertig zum Aufbruche seien. Die Ausrüstung fehlte, eine heillose Verwirrung griff Platz.

Der ursprüngliche Plan war gewesen: mit äußerster Schnelligkeit den Rhein bei Straßburg zu überschreiten und den Vormarsch etwa in der 1806 von Napoleon I. gewählten Richtung zu beginnen, Nord- und Süddeutschland zu trennen und den Besiegten im Herzen Deutschlands das Gesetz zu geben. Daran konnte jetzt nicht mehr gedacht werden; die Lage des Eisenbahnnetzes hatte nicht einmal erlaubt, die Hauptmasse des Heeres nach

dem Elsaß heranzuführen, wie es als Voraussetzung für diesen Plan notwendig gewesen wäre.

Unter dem Drucke der Umstände wurden die Korps der Rheinarmee von Diedenhofen bis Belfort hin an der Grenze zerstreut, im ganzen 250000 Mann stark. Um die wachsende Ungeduld im Innern Frankreichs zu beschwichtigen, führte man am 2. August unter großem Aufgebot von Kräften ein zweckloses Unternehmen gegen die vor Saarbrücken stehenden deutschen Vorposten aus, dem der Kaiser und der kaiserliche Prinz beiwohnten. Gleich darauf brach das selbstverschuldete Unheil mit voller Wucht über Frankreich herein.

Die Absicht der deutschen Heeresleitung ging von Hause aus dahin, Paris zum Ziele zu nehmen, weil nur dort ein dauerhafter Frieden diktiert werden konnte. Auf dem Wege zur Hauptstadt sollten die französischen Streitkräfte nach Norden, in den kleineren und an Mitteln ärmeren Teil Frankreichs, abgedrängt werden. Vor allen Dingen aber ward beschlossen, den Feind anzugreifen, wo man ihn auch erreichte. So sprach sich Moltkes Feldzugsplan aus, den König Wilhelm genehmigte, und getreu demselben wurde von allen Armeen gehandelt.

Das nächste war, daß die auf dem linken Flügel stehende 3. Armee des Kronprinzen in das Elsaß einmarschierte, um die beim Vorgehen nach Süden gewendete Flanke der anderen Armeen frei zu machen und den süddeutschen Staaten, welche vertrauensvoll auf einen direkten Schutz am Rhein gegen französische Einbrüche verzichtet hatten, indirekte Sicherheit gegen solche Unternehmungen zu gewähren.

Am 4. August überschritt der Kronprinz die Grenze und schlug noch an demselben Tage im Treffen von Weißenburg die französische Division Abel Douay, deren tapferer Führer tot auf dem Schlachtfelde blieb.

Im französischen Hauptquartier zu Metz waren die Zweifel, Schwankungen und Ungewissheiten nicht überwunden, aber doch der Entschluß gefaßt worden, aus der großen, unbehilflichen und auf weitem Raume auseinandergezogenen Heeresmasse, welche dem Namen der »armée du Rhin« zuliebe geschaffen worden war, zwei leichter bewegliche Gruppen zu bilden. Marschall Bazaine erhielt den Oberbefehl in Lothringen, wo sich der Kaiser nur die Verfügung über seine Garden vorbehielt, Marschall Mac Mahon, der Held von Magenta, sollte im Elsaß kommandieren. Ihn also hatte der erste Schlag von Weißenburg getroffen, und eilig raffte er in fester Stellung hinter der Sauer bei Wörth von seinen Truppen zusammen, was erreichbar war. Nicht ihn trifft die Schuld, daß er dort nur etwa 40000 Mann zu vereinigen vermochte. Seine Divisionen standen teils noch im oberen Elsaß, teils rückten sie erst aus Lothringen heran.

Der Angriff ließ nicht auf sich warten. Er entwickelte sich schon am 6. August aus der Berührung der deutschen Vortruppen mit den französischen. Ohne daß es für diesen Tag beabsichtigt war, kam es zur Entscheidung. In der Front angegriffen und in beiden Flanken umfaßt, wurde Mac Mahons Heer vollständig geschlagen und verließ zertrümmert das heiß umstrittene Schlachtfeld. 200 Offiziere, 9000 Mann, 33 Geschütze fielen in deutsche Hand; doch bezahlten die Deutschen ihren Sieg mit einem Verlust von nahe an 500 Offizieren und 10000 Mann tot oder verwundet.

Der Rückzug der Franzosen hätte nach Nordwest auf Bitsch und Saargemünd zur Hauptarmee gehen müssen, aber die Auflösung war am Ende der Schlacht zu groß, als daß es noch in Marschall Mac Mahons Macht stand, ihm überhaupt eine bestimmte Richtung zu geben. Die Fliehenden schlugen vielmehr die entgegengesetzten Straßen nach Südwest auf

Zabern ein, von dort nach Lunéville. Die Trennung der französischen Armee war damit endgültig besiegelt und ein einheitliches Handeln unmöglich gemacht. Nur langsam folgte die 3. deutsche Armee, die außer in den kleinen festen Plätzen keinen Feind mehr vor sich fand. Lichtenberg ward durch Handstreich genommen, Marsal kapitulierte nach einigem Widerstande, Pfalzburg wurde eingeschlossen, Bitsch umgangen. Gegen Straßburg aber wendete sich die badische Division, um diese alte deutsche Stadt und Festung dem Vaterlande wiederzugewinnen.

Am nämlichen Tage aber war auch auf dem andern Flügel des Heeres ein Schlag gefallen. Dort hätten die Deutschen sich freilich zurückhalten sollen, aber unvorhergesehene Zwischenfälle führten die Schlacht von Spichern herbei. Den Süden durch das Vorgehen der 3. Armee in der Flanke gesichert, hatte die 2., ihre Kavallerie weit voraus, sich gegen die Saar in Bewegung gesetzt, rechts neben ihr erreichte die 1. diesen Fluß bei und unterhalb Saarbrücken.

Auf französischer Seite war hier seit dem 2. August nichts Entscheidendes unternommen worden. So schien es, als wollten die Franzosen den deutschen Angriff in einer starken, vorher gewählten Stellung erwarten. Dazu hätte das tief eingeschnittene Moseltal um so mehr eine gute Gelegenheit dargeboten, als dort die festen Plätze Diedenhofen und Metz die Flügel der Armee schützen konnten. Benützte der Feind diese Verteidigungslinie, so sollte die 1. deutsche Armee ihn in der Front angreifen und festhalten, die 2. den großen Platz Metz südlich umgehen und den Gegner zum Rückzuge oder zur Schlacht zwingen. Im Notfalle konnte die 2. Armee sich auf die von den Dogesen herankommende 3. stützen. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß hierbei die 1. Armee den bei weitem kürzeren Weg zurückzulegen hatte und daher gut getan hätte, ihren Marsch zu verzögern.

Aber schon auf dem Wege zur Saar hatte sie sich statt dessen, um Raum zu gewinnen, in südwestlicher Richtung so ausgebreitet, daß sie in die 2. Armee hineingeriet. Die beiden sich berührenden Flügel drängten durch Saarbrücken nach vorwärts. Dazu kam, daß ein von der Vorsicht diktiertes Weichen der französischen Vortruppen auf die sicheren Höhen von Spichern bei der 1. Armee für den Beginn des allgemeinen Rückzuges gehalten wurde. Um den Gegner nicht entkommen zu lassen, griff der Vortrab und dann die vorderste Division an. Sie fanden ernsten Widerstand und kamen zum Stehen. Der Kanonendonner aber rief alle benachbarten deutschen Truppen herbei, und in blutigem Ringen wurden die Höhen von Spichern genommen.

Es war ein gefährvoller Augenblick, als die Schlacht wider den Willen der obersten Heerführer heiß entbrannte; denn in erreichbarer Nähe des Schlachtfeldes standen mehr französische als deutsche Truppen. Der Vorteil der Stellung war auch auf ihrer Seite. Aber der Unterschied der beiden Heere gab sich darin kund, daß die Deutschen, ohne auf Befehl zu warten, nach dem Kampfplatze eilten, wie sie eben herankamen, während französische Divisionen bei widersprechenden Nachrichten und Weisungen hin und her zogen, ohne zu wirksamer Unterstützung der Kämpfenden zu kommen. Es war der kategorische Imperativ der Pflicht, den bedrängten Kameraden Hilfe zu leisten, der den Unseren das Heraneilen gebot, ohne zu klügeln, welche von den möglichen Maßregeln als die beste zu wählen sei.

Die Opfer waren auch hier schwere; die preussischen Truppen verloren 5000 Mann an Toten und Verwundeten, die Franzosen, die sich in der Verteidigung befanden, hatten eine Einbuße von 4000 Mann.

Auf beiden Flügeln geschlagen, wich das

französische Heer gegen die Mosel zurück; alle Pläne von einer Offensive nach Deutschland hinein waren abgetan; es galt, den heimischen Boden gegen die Invasion zu schützen, ein Ding, an das man in blinder Selbstüberschätzung bis dahin gar nicht gedacht hatte. Die beste Richtung war die gegen Südwesten zur oberen Mosel und Meurthe. Der Weg dorthin stand noch frei; eine Vereinigung mit Mac Mahon wäre möglich gewesen; aber die Ausführung erforderte klaren Entschluß und schnelle Bewegungen. Am ersteren fehlte es, und Eilmärsche wurden durch die Schwerfälligkeit des Heeres und seines Trosses gehindert. Es ist auch wohl kaum ernsthaft an einen solchen Plan gedacht worden, welcher die Hauptstadt durch eine Flankenstellung sicherte und dem Heere den Raum und die Mittel des größeren Teiles von Frankreich zur Verfügung stellte.

Marschall Bazaine führte das lothringische Heer eng versammelt nach Metz und machte vor dieser Festung nur noch einen kurzen Halt. Die Deutschen gewannen dadurch freie Hand und vollzogen, dem ursprünglichen Plane folgend, eine große Rechtschwenkung, um alle drei Armeen in der Richtung nach Westen auf gleiche Höhe zu bringen. Die 1. Armee schlug die Straße auf Metz, die 2. auf Pont à Mousson, die 3. auf Nancy ein; doch verlangsamten die beiden ersteren ihre Bewegung, da die 3. Armee, welche den geschlagenen Marschall Mac Mahon aus dem Auge verloren hatte, erst am 12. August die obere Saar erreichte.

Am Morgen des 14. entschloß sich Marschall Bazaine, den Rückzug fortzusetzen. Seit dem Tage zuvor aber hatten die Spitzen der 2. Armee bereits die Mosel südlich von Metz erreicht und überschritten. Geradeswegs vor ihm stand die 1. Armee. So konnte sein Abmarsch nicht mehr ungehindert vor sich gehen. Er ward von den Avantgarden der 1. Armee bemerkt,

und diese griffen an. Aber starke Teile des französischen Heeres machten noch einmal Front, und aus den Vorhutgefechten entwickelte sich, ähnlich wie bei Spichern, eine blutige Schlacht. Eine Division der 2. Armee eilte zur Unterstützung der 1. herbei, und das wettkämpferische Ungestüm der Angreifer errang den Sieg, wenn auch abermals nur unter schweren Opfern. 5000 Tote und Verwundete bedeckten auf deutscher Seite die Walstatt, 3000 auf französischer. Unter dem nahen Schutze der weit vorgeschobenen Festungsvorwerke von Metz zogen die Franzosen ab und verschwanden im Inneren des Platzes; eine Verfolgung war ausgeschlossen.

Ein Tag der Ungewißheit folgte. Am 15. August war bei Metz selbst alles still, von den Franzosen nur wenig zu sehen. Gewichtige Stimmen wurden laut, welche behaupteten, daß diese mit ihren Hauptkräften längst auf und davon seien, man müsse eilen, um sie wenigstens an der Maas noch zu erreichen. Prinz Friedrich Karl leitete den Marsch dorthin ein, um jedenfalls einen Vorsprung zu gewinnen; die 1. Armee folgte, und zwar nicht nördlich an Metz vorüber, wie zuvor geplant, sondern gleichfalls südlich um den Platz herum, dem rechten Flügel der 2. Armee folgend. Die Kavallerie der 2. Armee eilte voraus.

Tatsächlich stand Marschall Bazaine am Abend des Tages noch dicht bei Metz. Sein mangelhaft vorbereiteter und ohne Umsicht angeordneter Durchzug durch die enge Stadt hatte zahlreiche Stockungen und Kreuzungen der marschierenden Truppen hervorgerufen. Er verweilte auch am 16. August früh noch dort, nahe westlich der Festung, und nur der Kaiser mit schwacher Reiter-Eskorte verließ das bedrohte Heer, um sich zu Mac Mahon zu begeben.

Die Kritik hat die Täuschung, welcher die deutsche Heeresleitung hier unterlag, getadelt, aber die Ungewißheit und

Unsicherheit bilden das Element des Krieges.

Auch der größte Feldherr unterliegt Täuschungen, und nur wer den Krieg nicht kennt, wird diese unerklärlich finden. Die Stärke des kriegerischen Genius enthüllt sich uns nicht in der Gabe des Sehers, der das Kommende im Voraus weiß, sondern in der Geistesgegenwart und ruhigen Entschlossenheit, mit welcher der Feldherr dem Unerwarteten zu begegnen vermag, wenn ein Zufall den Schleier lüftet. So hat auch hier die Überraschung nur das Genie in der deutschen Heerführung zur höchsten Entfaltung gebracht.

Die 2. Armee setzte am 16. August ihren Marsch zur Maas fort, nach Norden hin durch Kavallerie beobachtend. Diese entdeckte den Feind in seinen Lagern nahe westlich von Metz, über die er tags zuvor nicht hinausgekommen war, und das auf dem rechten Flügel marschierende 3. Armee korps streifte sie. Sogleich stand bei seinem kommandierenden General von Alvensleben der Entschluß zum Angriff fest, obschon er sich vor großer Übermacht befand. Die Schlacht von Dionville entbrannte, welche die entscheidende Wendung in den Feldzug brachte; denn durch sie ward Marschall Bazaine endgültig bei Metz aufgehalten, und das zog Mac Mahon in seinen verhängnisvollen Marsch nach Sedan hinein. Das 3. Armee korps stand bald im heftigsten Kampfe, das benachbarte 10. kehrte auf seinem Wege zur Maas um und eilte zur Unterstützung herbei, Teile vom 8. und 9. kamen aus dem Moseltale herauf und griffen in den Kampf ein. Aber die Überlegenheit der Zahl konnte dadurch nicht ausgeglichen werden; die Franzosen blieben doppelt so stark als die Deutschen, 130 000 gegen 65 000. Prinz Friedrich Karl eilte am Nachmittage von Pont à Mousson zu dem bis zum Kriege von ihm erzogenen 3. Armee korps; sein Erscheinen belebte

die ermatteten Kämpfer und gab ihnen neue Zuversicht. Der Entschluß, trotz der leicht sichtbaren Minderzahl der Seinen bis zum Abend auf dem Schlachtfelde standzuhalten und mit sinkender Sonne einen letzten Stoß gegen den Feind zu führen, war sogleich in seiner Seele fertig. Ihm entsprangen die nach allen Seiten versendeten Befehle des Feldherrn. Trotz des Mißgeschickes seines linken Flügels, der beim Angriff gegen die in guter Stellung aufmarschierende Übermacht der Franzosen zerschellte, hielt er an dem einmal gefaßten Plane fest. Mit hereinschneidender Dunkelheit erging an alle auf der blutigen Walfstatt irgend verfügbaren Reste von Truppen, zumal an die Kavallerie, Befehl zum letzten Vorgehen. Der Angriff war freilich von geringer materieller, dafür aber von um so größerer moralischer Wirkung. Er raubte dem Gegner die Empfindung, im Vorteil zu sein, ließ ihn an die Anwesenheit starker und noch frischer deutscher Kräfte glauben. So ward die bis dahin nicht entschiedene Schlacht durch den unerschütterlichen Entschluß eines Mannes zum Siege für Deutschland gestempelt. In der Nacht zum 17. August ergingen vom großen Hauptquartier die Befehle an alle erreichbaren Truppen zum Herankommen nach dem Schlachtfelde. Der König und Moltke trafen in voller Frühe bei Prinz Friedrich Karl auf der Walfstatt ein. Der Feind zog ab, doch nicht nach Westen, sondern teils nach Nordosten, teils nach Osten in der Richtung auf Metz. Unter dem Eindrucke der blutigen Schlacht, welche den Deutschen 600 Offiziere und 16 000 Mann gekostet und den Franzosen gleich blutige Verluste gebracht, verstrich der 17. August ohne Erneuerung des Kampfes. Marschall Bazaine wich in die Linien von Amanvillers (Amanweiler) zurück und stellte sich dort, mit dem Rücken gegen Metz, mit dem Gesichte gegen Frankreich gewendet, auf. Die Deutschen folgten ihm erst am

18. August, jetzt aber mit der versammelten Macht der 1. und 2. Armee. Das 1. Armee-korps, zur 1. Armee gehörig, blieb auf der Ostseite von Metz zurück, um den Platz dort zu überwachen, und von der 2. wurde das 4., das sich am weitesten südlich befunden und nicht mehr hatte herankommen können, in der Richtung gegen die Maas belassen. Dafür rückte das aus der Heimat zuletzt auf den Kriegsschauplatz übergeführte 2. Armee-korps als eine letzte Reserve heran. An 200000 Mann konnten zum Angriffe selbst aufgeboten werden.

Es handelte sich um eine Entscheidungsschlacht mit völlig verkehrter Front. Der Entschluß dazu, den der wägende Befehlshaber daheim sich beim Studium der Schlacht auf dem Plane nur mühsam abringen würde, ward hier in Berührung mit der lebendigen Wirklichkeit in Moltkes großer Seele ohne Zögern gefaßt, und nicht minder entschlossen stimmte sein König ihm bei.

Im Laufe des Tages vollzogen die deutschen Heere, die des Morgens noch mit der Front gegen Nordengestanden hatten, eine Rechtschwenkung gegen Osten und umfaßten am Ende gar den feindlichen rechten Flügel von Norden her. Diese Bewegung war in ihrer Ausführung von einer Kühnheit, welche ein Friedrich und Napoleon freilich nicht gescheut hatten, vor der aber jeder Feldherr von mittlerem Maße zurückgeschreckt sein würde.

Der Angriff gelang, wenn auch gegen die überaus starken Stellungen des Feindes nur nach hartem Ringen und neuen schmerzlichen Verlusten. Die Schlacht kostete den Deutschen gegen 1000 Offiziere und 20000 Mann; die Franzosen, die sich in der Verteidigung befunden, geben ihren Verlust auf 13000 Streiter an.

Auf dem Schlachtfelde selbst waren die Früchte des neuen Sieges auch diesmal wiederum nicht zu pflücken. Ein kurzer

Rückzug unter dem Schutze der Dunkelheit brachte das geschlagene französische Heer in Sicherheit. Allein sie wurden in der strategischen Verwertung des Erfolges um so reichlicher gefunden.

Moltke übersah die neugeschaffene Lage am Morgen des 19. August sogleich mit voller Klarheit, und die weitgreifenden Maßnahmen, die er seinem König vorschlug und die dieser genehmigte, zeigen beider kriegerische Begabung im schönsten Lichte. Der Vormittag nach der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat wird der Kriegsgeschichte der Zukunft als ein lehrreiches Beispiel höchster Ausnutzung eines eben schwer errungenen Sieges gelten.

Es hatte nicht im Plane gelegen, Metz zu belagern, sondern den Platz nur mit untergeordneten Kräften zu beobachten. Jetzt änderten sich die Verhältnisse; die eingeschlossene Armee mußte bezwungen werden. Dieser Auftrag fiel dem Prinzen Friedrich Karl mit der aus der 1. und einem Teile der 2. Armee neugebildeten, 160000 Streiter starken Armee vor Metz zu. Die übrigen Truppen der ehemaligen 2. Armee traten als Maasarmee unter die Befehle des Kronprinzen von Sachsen, um vereint mit dem Heere des Kronprinzen Friedrich Wilhelm die noch im freien Felde stehenden französischen Streitkräfte anzugreifen und ihren Marsch auf Paris zu richten. Sie zählten zusammen an 225000 Mann.

Schon um 11 Uhr vormittags wurden die Befehle für den Neubeginnenden Feldzug befördert; nie sind in der modernen Kriegsgeschichte so bedeutsame Entschlüsse für ähnlich starke Heeresmassen schneller ins Werk gesetzt worden. Prinz Friedrich Karl, dem zunächst nur befohlen war, den Feind bei Metz festzuhalten, erweiterte sich selbst seine Aufgabe und ordnete dessen Einschließung an. Seine Korps bildeten den Kreis um Metz; Verschanzungen wurden in Angriff genommen, Brückenschläge über die

Mosel ober- und unterhalb Metz begonnen.

Die Maasarmee rückte zu ihrer neuen Bestimmung ab.

□ □ □

Marshall Mac Mahon hatte inzwischen das Lager von Châlons erreicht, wo frische Truppen von Paris eintrafen und ein Heer von 150 000 Mann zusammengerafft wurde. Auch der Kaiser traf, von Metz kommend, dort ein, beließ dem Marshall aber den Oberbefehl. Auf die Nachricht Bazaines, daß er bei Rezonville (Dionville) eine Schlacht geschlagen und seine Stellung behauptet habe, aber die Truppen erst mit Schießbedarf und Lebensmitteln versehen müsse, ehe er weitermarschieren könne, rückte die neue Armee nach Reims ab, wo sie Paris sicherte, aber auch bereit war, der Rheinarmee die Hand zu reichen, die man im Rückzuge wähnte.

Den Befehl der die Regentschaft führenden Kaiserin und ihres Ministerrates, Bazaine entgegenzumarschieren, lehnte Mac Mahon ab, nachdem ihm bekannt geworden war, daß der Kronprinz von Preußen mit seiner Armee gar nicht nach Metz herangerückt und an den dortigen Kämpfen nicht beteiligt gewesen, also jedenfalls bereit war, auf Paris zu marschieren.

Dann aber kam die Nachricht von der Schlacht vom 18. August. Nun durfte ihn Mac Mahon nicht im Stiche lassen, sondern marschierte jetzt trotz seiner früheren Weigerung nordöstlich in der Richtung auf Stenay an der Maas. Das geschah am 23. August. Aber auf dem unerwartet eingeschlagenen Wege fehlte es an allen Vorbereitungen; der Marsch ging langsam und die Truppen litten erheblich. Am 26. befand sich die Hauptmacht des Heeres noch zwischen Attigny und le Chêne.

Während so die Franzosen, im weiten Bogen nördlich ausholend, sich anschickten, wieder nach Osten zu marschieren,

waren die Deutschen geradeswegs westlich vorgegangen. Die 3. Armee hielt sich dabei einen Marsch links vorwärts der Maasarmee, um den Feind, wo man ihn trafe, anzugreifen und gleichzeitig in der rechten Flanke zu umfassen. Dies entsprach dem leitenden Gedanken, ihn aus der Richtung auf Paris nach Norden abzudrängen. Am 25. August stand die Maasarmee südwestlich Verdun, die 3. zwischen Sainte Ménehould und Ditley le français.

Schon tags zuvor erfuhr man von der Kavallerie, daß das Lager von Châlons verlassen sei. Heute nun erhielt das königliche Hauptquartier zu Bar le Duc eine zuverlässige Nachricht, daß Mac Mahon bei Reims stehe und die Vereinigung mit Bazaine beabsichtige. So schwer es auch war, den ersten langgehegten Entschluß zum Marsche auf Paris fallen zu lassen, erhielt die Armee doch schon am 25. eine etwas veränderte Richtung auf Reims. Der Nachmittag brachte die Entscheidung; verschiedene Meldungen der Reiterei und eingehende Nachrichten — nicht zum geringsten Teile unvorsichtige Mitteilungen französischer Zeitungen — lüfteten etwas den Schleier.

Moltke erkannte, daß Mac Mahon den Entschluß gefaßt habe, die Straße nach Paris offen zu lassen und Bazaine zu Hilfe zu eilen. Der König genehmigte den Abmarsch der Armee nach Norden, um dem Feinde den Weg zu verlegen. Es begann der denkwürdige Zug nach Sedan. Am 26. ging das große Hauptquartier nach Clermont en Argonne, die Armeen folgten, der Kronprinz von Sachsen erreichte bereits Darennes.

Mac Mahon spürte das Herankommen der Deutschen von Süden, aber statt das einzige Mittel zu wählen, welches noch zum Ziele führen konnte, und sie anzugreifen, um sich freie Bahn zu schaffen, schmeichelte er sich mit der trügerischen Hoffnung, ihnen noch aus dem Wege

gehen und sich ohne Kampf mit Bazaine vereinigen zu können.

Damit war das Mißlingen des Unternehmens und sein Verderben besiegelt. Die Deutschen waren schon am 26. in der Lage, sich ihm an der Nordgrenze vorzulegen oder ihn dort während der Bewegung mit Übermacht anzugreifen, wenn er den Weg gen Metz verfolgte.

Die Katastrophe näherte sich von nun ab unaufhaltsam. Der Marsch ging in der allgemeinen Richtung auf Montmédy vorwärts. Als Mac Mahon am 27. August erfuhr, daß dort von der Armee Bazaines nichts zu sehen sei, die Deutschen aber die Maasübergänge bis Stenay hinab besetzt hätten, wollte er das aussichtslose Unternehmen noch einmal aufgeben. Allein die Gewalthaber in Paris hatten in der Furcht vor der Völkerhebung bereits das kühle Urteil soweit verloren, daß sie ihn zwangen, es trotz allem weiterzuführen.

Während die Franzosen sich langsam von der Aisne bei Douziers und Attigny gegen die Maas nach Osten weiter schlepten, eilten die beiden deutschen Heere von Süden gegen Beaumont und le Chêne heran. Zwei am 26. gegen die Maas in Bewegung gesetzte Armeekorps der Einschließungsarmee von Metz durften alsbald dorthin wieder umkehren, da ihre Hilfe entbehrt werden konnte.

Am 30. August endlich wollte Marschall Mac Mahon mit der ganzen Armee, unter Zurücklassung der Fuhrwerke und Kranken, in der Gegend von Mouzon auf das rechte Maasufer übergehen. Auch dies aber verlief schleppend und langsam. Unvermutet ward das seine rechte Flanke deckende 5. französische Korps bei Beaumont von den vordersten deutschen Truppen angegriffen, geschlagen und mit Verlust von 3000 Gefangenen, 51 Geschützen und vielem Troß in und über die Maas getrieben. (Die Maasarmee verlor dabei 3500 Tote und Verwundete.) Die Unfähigkeit der Armee,

sich durch die Deutschen hindurch einen Weg nach Metz zu bahnen, lag klar zu Tage. Am 31. August waren ihr die Straßen am rechten Maasufer von den Deutschen schon mit starken Kräften verlegt. Schweren Herzens entschloß der Marschall sich, den Rückmarsch und die Versammlung der Armee bei der kleinen Festung Sedan zu befehlen.

Selbstredend wollte er dort nicht bleiben, sondern nur rasten, sich, so gut es ging, mit allem Nötigen versehen und dann den Rückzug über Mézières fortsetzen, wohin ihm General Dinoy mit dem neugebildeten 13. Korps entgegenkam. In tieferschüttertem Zustande sammelte sich die Armee, aber fort kam sie nicht mehr. Die allgemeine Ermüdung verursachte es sogar, daß der wichtige Befehl, die Maasbrücken ober- und unterhalb der Festung bei Bazeilles und Donchery zu sprengen, zum Verderben des Heeres unausgeführt blieb.

Nur sofortiger Weitermarsch am frühen Morgen des 1. September hätte die Armee vielleicht noch retten können, aber sie war unfähig dazu; sie konnte sich nur schlagen, wo sie stand.

Bald sah sie sich von allen Seiten angegriffen. Von Südosten her rückte die Maasarmee heran, von Süden die 3. deutsche Armee, welche zugleich westlich ausholte und gegen die Maas unterhalb Sedan vorging.

Früh um 6 Uhr ward Marschall Mac Mahon verwundet und übergab den Oberbefehl an Ducrot, der sofort den Befehl zur Versammlung der Armee bei Jilly nördlich Sedan und zum Rückzuge auf Mézières erließ. Aber er blieb nicht lange an der Spitze. Eben war die Bewegung eingeleitet, als der General v. Wimpffen, von Paris kommend und gestützt auf eine Vollmacht des Kriegsministers, an seine Stelle trat. Er wußte, daß die Truppen des Kronprinzen von Preußen schon bis Donchery heran seien, und hielt den Abmarsch auf Mézières

für unmöglich, dagegen einen Durchbruch nach vorwärts auf Carignan für ausführbar. Gegenbefehle wurden erlassen; Zeit ging verloren; die Hin- und Hermärsche der Truppen steigerten die Verwirrung. Nur anfänglich hatte der Versuch des Durchbruchs nach Osten einen vorübergehenden Erfolg. Um 10 Uhr vormittags war er gescheitert, als auf deutscher Seite hinter den vorn fechtenden Sachsen und Bayern die Garde und das 4. Armeekorps herankamen. Um diese Zeit war aber auch das Entrinnen nach Mézières tatsächlich schon unmöglich; denn westlich griffen das 5. und 11. Armeekorps nebst den Württembergern mehr und mehr um Sedan herum, so den Feuerkreis allmählich schließend. Vergeblich hatte sich die französische Kavallerie den Spitzen der deutschen Truppen entgegengeworfen. Ihr todesmutiger Angriff scheiterte an dem ruhigen Feuer der preussischen Infanterie. Lange hielt dann noch die französische Division Liébert auf den Höhen von Casal das andringende Unheil auf, bis auch sie weichen mußte. Noch einmal versuchte die Masse der französischen Kavallerie, das Schicksal des Heeres zu wenden. Sieben ihrer Regimenter unter General Margueritte, und, als dieser schwergetroffen zu Boden sank, unter Gallifet, warfen sich den deutschen Korps auf der Westseite entgegen. Allein sie fanden nur einen ruhmvollen Untergang, ohne das Verhängnis dauernd aufzuhalten.

Auf der Ostseite ging nach längerem Kampfe die Verteidigungslinie des Gibonnebachs verloren. Das französische Heer wurde mehr und mehr auf den Gibonnwald, nördlich von Sedan, zusammengedrängt. Je enger der Raum wurde, welcher ihm blieb, desto furchtbarer gestaltete sich die Wirkung der ringsum in mehr und mehr sich zusammenschließenden Batterielinien aufzufahrenden deutschen Artillerie. Die ge-

schlagenen Truppen begannen nach den Toren der Festung zurückzuströmen. Um 1½ 5 Uhr nachmittags war das Drama beendet; die weißen Fahnen wehten auf den Türmen der Stadt. Südlich hatte eines der bayerischen Korps den Ausweg verlegt und die letzte Möglichkeit einer Rettung geraubt. Auf der Höhe von Frénois hatte König Wilhelm seit dem frühen Morgen den Gang der Schlacht verfolgt. Dort erschien jetzt General Reille, um im Auftrage seines Kaisers dessen Degen dem Könige anzubieten. In der Nacht wurden die Kapitulationsverhandlungen zwischen Moltke und Wimpffen zu Donchery geschlossen, und am 2. September waren Napoleon III. und sein letztes, das freie Feld haltendes Heer zu Kriegsgefangenen gemacht. 17000 Tote und Verwundete hatten die Franzosen verloren, 104000 Mann mit über 400 Feldgeschützen, ein ungeheures Kriegsmaterial und der feste Platz mit seiner Ausrüstung gerieten in die Hände der Deutschen, die ihren Sieg mit nur 9000 Toten und Verwundeten bezahlten. Unter diesem wuchtigen Schlage brach auch das Kaiserreich zusammen.

Nur General Dinoy, der die Armee vor der Katastrophe noch nicht erreicht hatte, entkam, obschon auch ihm der gerade Weg nach Paris durch das 6. preussische Korps und zwei Reiterdivisionen bei Rethel bereits verlegt war. Auf Umwegen gelang es ihm, durch Nachtmärsche die Straße von Laon und von dort Paris zu erreichen.

□ □ □

Derjenige, um dessentwillen die ganze Katastrophe herbeigeführt worden war — Marschall Bazaine — war in entscheidender Stunde untätig in Metz verblieben.

Am 26. August hatte er seine Armee fast vollzählig auf der Nordostseite der Festung versammelt, aber, statt anzugreifen, vereinigte er seine Unterbefehlshaber zu einem Kriegsrat. Das Ergebnis eines

solchen ist immer leicht vorauszusehen. Es wurde beschlossen, die Bewegung nicht fortzusetzen. Politische Beweggründe haben bei Marschall Bazaine unzweifelhaft mitgewirkt. Er verfügte im Augenblicke über die stärkste und beste Armee Frankreichs, auf deren Existenz sich die Verhandlungen über einen erträglichen Frieden bauen konnten. Sie ungeschlagen zu erhalten, erschien ihm wichtig. So mag ihm der Beschluß des Kriegsrates willkommen gewesen sein.

Erst in den folgenden Tagen drangen Nachrichten von der Annäherung Mac Mahons bis zu den Eingeschlossenen nach Metz hinein und bewogen Bazaine, freilich zu spät, zu einem ernsthaften Befreiungsversuche. Wieder versammelte er, am 31. August, seine Armee im Nordosten der Stadt, wo er sie am besten zum Angriffe entwickeln konnte. Die günstigste Richtung für ihn zum Durchbruche wäre gegen Südosten gewesen; Mac Mahons Marsch wies ihn jedoch auf diejenige nach Norden hin, wo überdies die kleinen Grenzfestungen für die Versorgung der Armee nützlich werden konnten. Zunächst traf sein Stoß das bei St. Barbe stehende 1. Armeekorps, das aber bald von beiden Seiten her durch andere Truppen der Einschließungsarmee unterstützt wurde. Der Kampf blieb an diesem Tage unentschieden und wurde am 1. September früh wieder aufgenommen. Obwohl die Deutschen auch an diesem Tage in bedeutender Minderzahl blieben, behaupteten sie dennoch mit einem Verluste von 3400 Mann ihre Stellungen. Nachmittags wichen die Franzosen in ihre Lager zurück, trotzdem ihre Einbuße keine harte gewesen und sich auf etwa 3000 Mann beschränkte. Der einzige allgemeine Befreiungsversuch, den Bazaine unternommen, und dem in der Ausführung der volle Ernst, wie es scheint, gefehlt hat, war damit gescheitert. Am 27. Oktober streckte er die Waffen. 173000 Mann mit der starken

Festung und ihren reichen Kriegsvorräten fielen in deutsche Hand, eine Beute, wie sie die Kriegsgeschichte bis dahin noch nicht verzeichnet hatte. Das war die Frucht der drei großen Schlachten bei Metz und einer beharrlichen Umklammerung.

Einem mit unerbittlicher Folgerichtigkeit sich entwickelnden Drama gleich hatte sich dieser erste Teil des großen Krieges vollzogen. In vermessener Selbstüberschätzung war er um eines nichtigen Grundes willen von Frankreich heraufbeschworen worden. Aber die Kräfte waren weder stark genug noch überhaupt bereit, um dem waghalsigen Beginnen die nötigen Taten folgen zu lassen. Der Angreifer ward von Hause aus in die Verteidigung zurückgeworfen und in dieser von der Übermacht erdrückt. Die Katastrophe aber verschlang zugleich den Kaiser, der, seiner besseren inneren Überzeugung entgegen, sich von dem entfesselten Strome der öffentlichen Meinung hatte fortreißen lassen. Er mußte es nun erleben, daß dieser sich gegen ihn und seine Dynastie wendete — ein warnendes Beispiel für schwache Monarchien, die sich durch Popularität auf dem schwankenden Boden zu halten versuchen — Deutschland erntete, was es in langer Friedensarbeit gesät hatte. Die Einigkeit von Regierungen, Heer und Volk machte es unbesiegbar. Dauerte der Kampf auch noch fort, so war sein Ausgang doch schon besiegelt.



Der Krieg gegen die französische Republik 1870—71.

Von Karl Ritter von Endres.

1. Allgemeine Lage. Der erste Zeitraum des Krieges 1870—71 hatte mit der Gefangennahme der Armee Mac Mahons, dem Sturze der kaiserlichen Regierung und der Einschließung der Reste der kaiserlichen Armee in Metz und Paris geendet. Die neue republikanische Regierung Frankreichs stand vor schwerwiegenden Entscheidungen. Entweder mußte ein Friede geschlossen werden, dessen Bedingungen nach den unerhörten Niederlagen der Armee und angesichts der berechtigten Ansprüche des deutschen Volkes für Frankreich nur tiefdemütigend sein konnten, oder es mußte der Versuch gemacht werden, aus der Masse eines vaterlandsliebenden und aufopferungsfähigen Volkes neue Armeen zu bilden und mit den kaum vom Pflug und aus der Werkstatt weggeholt Wehrmännern einen Kampf zu erneuern, in dem die tapfere und vortrefflich geschulte stehende Armee des Landes zugrunde gegangen war.

Die Stimmung des Landes neigte dem Kriege zu. Das starke Selbstbewußtsein der französischen Nation konnte sich mit den erlittenen Niederlagen nicht abfinden. Man suchte leidenschaftlich die Gründe des Unglücks in den Fehlern und Verbrechen der Führer, in der Unfähigkeit der kaiserlichen Politik und Verwaltung und in der zahlenmäßigen Überlegenheit der deutschen Armeen. Man gefiel sich in dem Glauben, der französische Soldat sei nicht besiegt, sondern verraten worden, man erinnerte sich, nicht ohne geschichtliche Übertreibungen, der Freiwilligen der ersten französischen Republik und der Siege, welche damals die Massenaufgebote des Landes über

die organisierten Armeen Europas erschochten hatten. Die vornehmsten Regungen vaterländischer Begeisterung wurden wach und gaben der nunmehr einsetzenden gewaltigen kriegerischen Bewegung das edle Ziel auf die Befreiung des Vaterlandes.

Die treibende schöpferische Kraft dieser Bewegung war der südfranzösische Advokat Léon Gambetta, eine der gewaltigsten Persönlichkeiten des modernen Frankreich. Mit glühender Vaterlandsliebe, hoher geistiger Begabung, hinreißender Beredsamkeit verband er das fast naive Selbstbewußtsein einer wirklichen Heldennatur, die selbst im drohenden Zusammenbruch das felsenfeste Vertrauen auf die versochtene Sache, auf das eigene Können und auf den kriegerischen Genius des Vaterlandes nicht verliert. Es ist ein tragisches Geschick, daß ihm, dem Kriegsminister der neuen Regierung, auch der Oberbefehl zufiel, eine Aufgabe, die ihn auf ein fremdes Gebiet führte, für dessen Irrgänge Begeisterung und rücksichtslose Kraft des Willens allein nicht ausreichen konnten. Aber trotzdem kann jedes Volk, das im Todeskampf für seine Ehre und seine geschichtliche Stellung ringt, sich Männer wünschen wie Gambetta, Idealisten der Vaterlandsliebe, glühende Herzen, eiserne Willen.

Dem ursprünglichen Plane der neuen Regierung lag der militärisch zweifellos richtige Gedanke zugrunde, die neuen republikanischen Armeen außer Greifweite der deutschen Heere südlich der Loire und im Norden Frankreichs zu versammeln, sie mit Hilfe der Ersatstruppen und der zahlreichen noch zur Verfügung stehenden aktiven und inaktiven Offiziere und Unteroffiziere des Heeres zusammenzufügen und dann zum gleichzeitigen Entsaße von Paris vorzuführen. Man rechnete hierbei darauf, daß es auch General Trochu, dem Gouverneur des eingeschlossenen Paris, ge-

lingen werde, die zahlreichen Verteiliger dieser Stadt mit der Zeit zu brauchbaren Truppenkörpern zusammenzuschweißen und den Entsatheeren die Hand zu reichen. Das Gelingen dieses Planes hing in erster Linie davon ab, die nationale Ungeduld zunächst zu zügeln, vorzeitige und vereinzelte Unternehmungen zu vermeiden, die nur zu Niederlagen und, was noch schlimmer ist, zum moralischen Zusammenbruch der lockeren Heeresmassen führen konnten. Nur scharf disziplinierte und durch die Gewohnheit des bekannten Oberbefehls zusammengehaltene Heere können die Erschütterungen des Unglücks ertragen, ohne aus den Fugen zu gehen; für eilig zusammengeraffte milizartige Heere bedeutet das Unglück der Waffen die Zerstörung des schwachen Gefüges. Die zweite Voraussetzung lag in der Annahme, daß die deutsche Armee nicht stark genug sei, um Paris zu umschließen und gleichzeitig mit ausreichenden Heereskräften weit nördlich und südlich dieser Stadt den Entsatheeren der Republik entgegenzutreten und sie zu schlagen, ehe ihr Zusammenwirken in die Erscheinung trat.

Beide Voraussetzungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. Der französischen Heeresleitung gelang es durchaus nicht, die großen Massen zu gleichzeitigem Handeln zusammenzufassen und so Teilniederlagen zu vermeiden, und die deutsche Armee, wenn auch an Zahl den republikanischen Heeren weit nachstehend, war an innerer Kraft, kriegerischem Geist und disziplinärer Erziehung ihren Gegnern so überlegen, daß deren zahlenmäßige Übermacht an diesem Gefüge zerschellte, wie die Meereswellen an einem Felsen. Wenn irgend kriegerische Ereignisse geeignet sind, die modernen Truggebilde von der Kraft der Milizarmeen zu zerstören, so sind es die Kämpfe der Deutschen gegen die Heere des republikanischen Frankreichs.

2. Einleitende Kämpfe. Und nun zu den Ereignissen selbst. Ende September 1870 waren die französischen Neuorganisationen im vollen Gange. Südlich der Loire, dann im Nordwesten bei Rouen und Elbeuf und im Südosten um Besançon sammelten und fügten sich die neuen Heere. Mit den Vortruppen dieser noch unfertigen Heeresteile hielt die deutsche Kavallerie seit Ende September überall enge Fühlung.

Am bedenklichsten sah es an der Loire aus, und man beschloß deshalb im deutschen Hauptquartier, hier einen raschen Schlag zu tun. General v. d. Tann erhielt den Befehl, mit seinem, dem 1. bayerischen, Armeekorps, ferner mit der 22. Infanterie- und der 2., 4. und 6. Kavalleriedivision bis Orleans vorzudringen. Am 10. und 11. Oktober schlug der bayerische General die um und nördlich Orleans versammelten Teile des 15. französischen Armeekorps. Orleans wurde von den Bayern besetzt, die 22. Division rückte auf Chartres, um die Sicherung gegen Westen zu übernehmen. Auch im Norden von Paris waren kleine Truppenteile der deutschen Maasarmee über die Oise vorgegangen und hatten die französischen Vortruppen der bei Rouen und Amiens sich versammelnden Massen bis über die Linie Montdidier, Beauvais, Gisors, Vernon zurückgeschoben. Während dieser einleitenden Kämpfe im Süden, Westen und Norden von Paris war dieses selbst von Truppen der Maasarmee und der 3. Armee eng eingeschlossen.

Meß ergab sich am 27. Oktober. Hierdurch wurden nun 7 deutsche Armeekorps verfügbar, und man konnte daran denken, den neuen französischen Massenheeren entscheidend auf den Leib zu gehen. Am 28. September war auch Straßburg gefallen. Das damit freigewordene 14. Armeekorps unter General von Werder überschritt die Vogesen, drängte den französischen General Cam-

briels, der die französischen Versammlungen im Süden des Landes deckte, zurück und war bis zum 31. Oktober unter heftigen Kämpfen bis Dijon vorgebrungen.

Die fortwährenden Mißerfolge der vorgeschobenen Truppen fingen allmählich an, ungünstige Eindrücke auf die Bevölkerung Frankreichs zu machen. Man verlangte Erfolge und Siege, und nicht mit Unrecht schlossen sich die Regierung und die Generale diesem Verlangen an. Der bewegliche, der Wirkung des Augenblicks ausgesetzte Sinn des französischen Volkes konnte zweifellos durch einen kriegerischen Erfolg zu außergewöhnlichen Leistungen aufgestachelt werden; dagegen mußte der jetzige Zustand des Wartens und Zurückgehens die Spannkraft und das Vertrauen auf die Zukunft schädigen. Es sollte deshalb die vereinzelte gefährdete Lage des 1. bayerischen Armeekorps bei Orleans ausgenützt werden, um einen ersten Erfolg zu erringen, ohne Gefahr zu laufen, von anderen deutschen Kräften gefaßt zu werden. Überlegene Kräfte sollten von allen Seiten das bayerische Armeekorps anfallen. Daß bei einer solchen Operation gerade Orleans wieder gewonnen werden konnte, an dessen mit Wunderfagen umflochtenen Namen sich schon einmal die Befreiung Frankreichs geknüpft hatte, war sicher in den damaligen, alle Kräfte der Seele bewegenden Tagen nicht bedeutungslos. General von der Tann entzog sich zwar der Umklammerung, konnte aber bei Coulmiers am 9. November den Sieg nicht erringen und zog sich auf die von Chartres heraneilende 22. Division zurück. Die französische Loirearmee verfolgte nicht, sondern begnügte sich ganz richtig damit, Orleans gewonnen und so die weitere Vereinigung ihrer Kräfte erleichtert zu haben. Ganz Frankreich feierte Coulmiers als einen großen Sieg und als den Anfang einer Wendung des Krieges; die patriotische

Begeisterung und Opferfähigkeit, das Vertrauen auf die neue Regierung stiegen mächtig, und in diesem geistigen Aufschwunge, nicht in der ganz unwesentlichen Verschiebung der militärischen Lage, ist die Bedeutung des Tages von Coulmiers zu suchen.

3. Erste Entscheidungen an der Loire und im Norden. Im letzten Drittel des November war die französische Armee bei Orleans schon auf 200 000 Mann angewachsen. Die unter Prinz Friedrich Karl von Meß heranzückende 2. Armee (9., 3., 10.) hatte am 22. November mit je einem Armeekorps Janville-Toury, Pithiviers und Montargis erreicht, während die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg (1. bayer. Armeekorps, 17. und 22. Div.) im Begriff war, über Nogent le Rotrou gegen Westen vorzumarschieren. Die Wolken von Franktireurs und Nationalgarden, welche die deutschen Armeen von allen Seiten einhüllten, und der dichte Waldschleier, der zwischen Orleans und den deutschen Heeren lag, hatten jeden genauen Einblick in die Stellungen und Absichten der französischen Loirearmee gehindert und die Armeeabteilung sogar über die Hauptrichtung, in welcher der Feind zu suchen war, ganz erheblich getäuscht. So kam es, daß an diesem Tage die nur 45 000 Mann zählende 2. Armee in einer Ausdehnung von 75 km unmittelbar vor der Front der mindestens viermal überlegenen Loirearmee stand, während die Armeeabteilung 80 km von dem westlichen Flügel der 2. Armee entfernt sich anschickte, noch weiter nach Westen abzumarschieren. Es ist zweifellos, daß in diesen Tagen eine mit allen verfügbaren Kräften geführte Offensive der französischen Loirearmee etwa in der Richtung auf Pithiviers zu großen Erfolgen führen konnte, wenn Truppe und Führung nicht versagten. Doch statt zielbewußter Tätigkeit finden wir auf französischer Seite ein

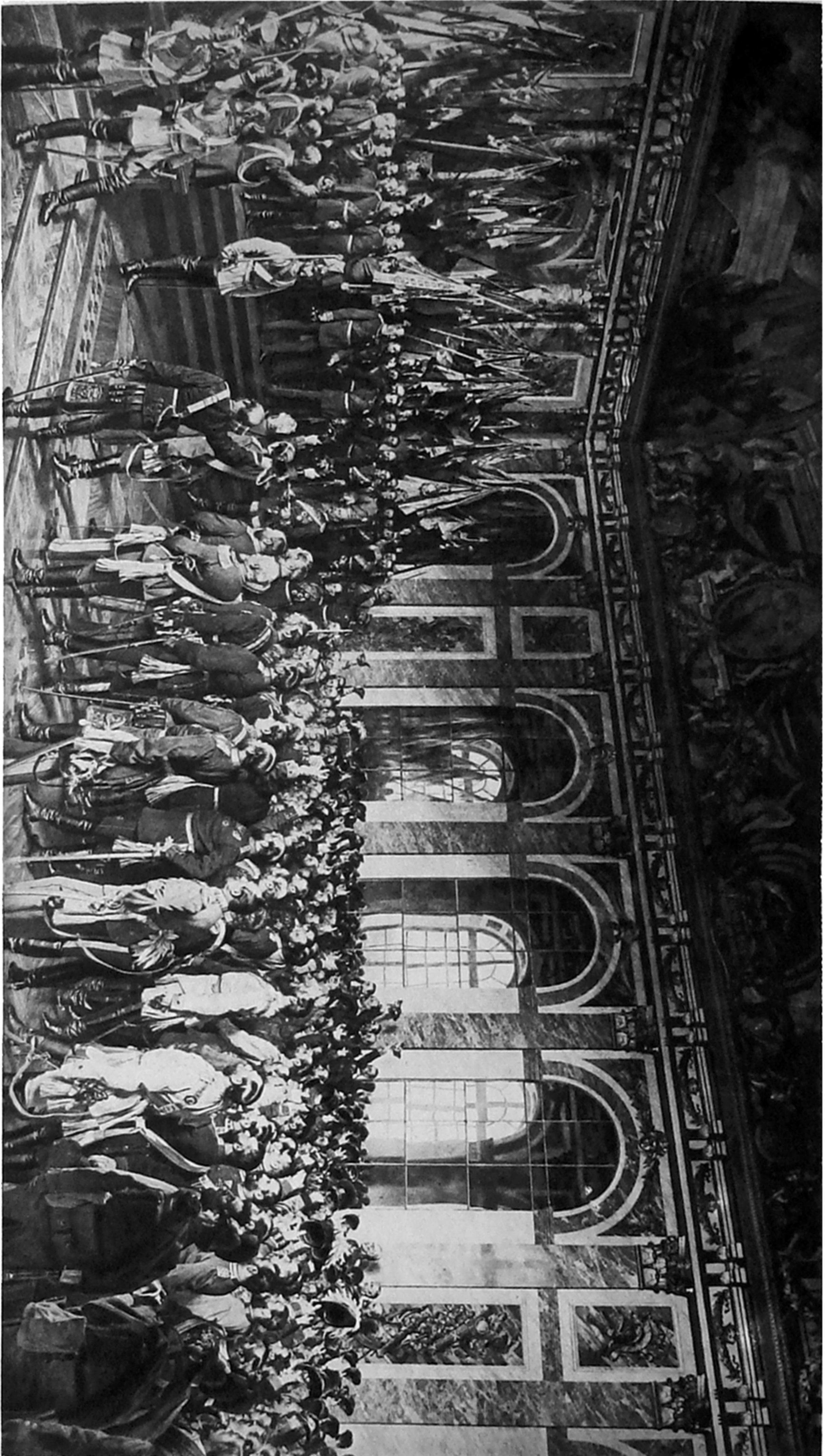
verderbliches Schwanken zwischen Angriff und Verteidigung, auf deutscher Seite dagegen ein energisches Eingreifen des großen Hauptquartiers, das am 22. die 2. Armee auf die drohende Gefahr aufmerksam macht und der Armeeabteilung den schleunigen Marsch gegen Südosten zum Anschluß an den rechten Flügel der 2. Armee befiehlt.

Erst am 28. kommt es zu einem Angriff des französischen rechten Flügels (18. und 20. Armeekorps) gegen das nunmehr bei Beaune-la-Rolande stehende 10. preussische Armeekorps. Diesem gelingt es, sich in heldenhaften Kämpfen gegen fünffache Überlegenheit bis zum Abend zu halten und schließlich mit Hilfe der anrückenden Spitzen des 3. Armeekorps den Feind zu werfen. Trotz dieses Mißerfolges beschloß die französische Heeresleitung, nun mit der ganzen Armee zu einem allgemeinen Angriff in der Richtung auf Fontainebleau einzusetzen und der Armee von Paris die Hand zu reichen. Diese hatte bestimmt zugesagt, am 29. November mit starken Kräften den Durchbruch zu versuchen. Beide Unternehmen aber scheiterten an der geringen Leistungsfähigkeit von Truppe und Führung und an dem eisernen Gefüge der deutschen Armee. Der linke Flügel der französischen Loirearmee stieß auf die inzwischen herangekommene Armeeabteilung und wurde am 2. Dezember in der Schlacht bei Coigny-Poupry von Preußen, Bayern, Mecklenburgern, Thüringern und Hanseaten ganz entscheidend geschlagen. Auch der am 30. November begonnene große Ausfall aus Paris wurde von Württembergern, Sachsen und Preußen am 2. Dezember endgültig abgewiesen. Der 2. Dezember war ein Wintertag voll Rauhfrost und Eis. Für Deutschland aber war er einer der Frühlingstage seiner Einheit. Die Söhne der Alpen und der Meeresküste, des Schwarzwaldes und der norddeutschen Tiefebene begrüßten sich jubelnd in der Beauce und

vor Paris, als gemeinsame Sieger wie nie zuvor in der deutschen Geschichte. Noch heute fliegen an diesem Tage die Grüße von Süd nach Nord und von Nord nach Süd, und dabei steigt den alten Soldaten die Erinnerung heiß und quellend zum Herzen; die jungen aber geloben gleiche Treue und gleiche Einigkeit in alle Zukunft.

Am 3. Dezember begannen dann die 2. Armee und die Armeeabteilung ihrerseits den Angriff auf die französischen Loirearmeen, welche am 3. und 4. Dezember verhältnismäßig nur schwachen Widerstand leisteten, Orleans preisgaben und zum Teil (1. Loirearmee) über die Loire zurückströmten, zum Teil (2. Loirearmee) auf dem rechten Ufer des Flusses gegen Beaugency und das Waldgebiet von Marchénoir auswichen. Diese zunächst von den Deutschen wenig beachtete 2. Loirearmee erhielt in den nächsten Tagen ansehnliche Verstärkungen, und es gelang schließlich nur nach schweren Kämpfen vom 7.—10. Dezember, sie gegen die Loire zurückzudrängen. Selbst dort kam es am 14. und 15. Dezember noch zu erbitterten Gefechten, deren Fortsetzung sich die nicht entscheidend geschlagene 2. Loirearmee am 16. durch den Abmarsch auf Le Mans entzog. Im Norden hatte General von Manteuffel Teile der 1. Armee von Metz herangeführt, die Franzosen bei Amiens geschlagen und Rouen besetzt.

An der Loire und im Norden schienen so die Ereignisse zu einem gewissen vorläufigen Abschluß gekommen zu sein. Der erste Ansturm der republikanischen Heere zur Befreiung von Paris war unter großen materiellen und moralischen Verlusten gescheitert. Aber auch die deutschen Truppen hatten schwer gelitten, und zwar nicht nur durch die Ungunst des Geländes und der Jahreszeit, sondern auch durch die Kämpfe mit der Überzahl eines immer wieder mit frischen Truppen auftretenden Feindes, dessen zähe Massen



neu hervorzuquellen schienen, wenn man sie eben mit ungeheurer Anstrengung zur Seite geschoben hatte. Die wegen der großen Ausdehnung der feindlichen Massen fast immer frontal zu führenden Gefechte, die sich langsam fortschreitend und anscheinend ohne große Entscheidung bis in die sinkende Nacht fortsetzten, denen dann in der Regel noch ein Kampf um die verwüsteten Quartiere und am andern Morgen das sich erneuernde Gefecht mit frischen feindlichen Truppen folgte, hatten etwas hoffnungsloses und Ermüdendes, dem sich nur einzelne Naturen von besonderer Spannkraft ganz entziehen konnten. Jetzt durfte man hoffen, den Truppen einige Ruhe gewähren zu können. Die Offensivbewegungen sollten nicht in das Ungemessene fortgesetzt, sondern die Truppen nunmehr in Ruhequartierengesammelt werden, die so lagen, daß von ihnen aus den sich etwa neu aufraffenden französischen Feldarmeen in kurzen Offensivbewegungen entgegengetreten werden konnte. Die 1. Armee sollte sich um Beaupais, die 2. um Orleans sammeln, die Armeeabteilung des Großherzogs bei Chartres vereinigt werden.

4. Der Zug nach Le Mans und die Schlacht von St. Quentin. Doch die erwünschte Ruhe dauerte nicht lange. Deutliche Anzeichen schienen darauf hinzuweisen, daß die 1. französische Loirearmee unter General Bourbaki sich bei Bourges neu bildete, von der 2. Loirearmee wußte man sicher, daß sie unter General Chanzy, ihrem energischen, geschickten Führer, eng versammelt bei Le Mans lagerte, hier Verstärkungen an sich zog und die gestörte Ordnung eifrig wiederherstellte. Prinz Friedrich Karl erhielt deshalb am 1. Januar den Befehl aus dem Hauptquartier des Königs, mit seiner Armee und dem 13. Armeekorps (17. und 22. Division, früher Armeeabteilung ohne das 1. bayerische Korps) die 2. Loirearmee unverzüglich anzu-

greifen und während dieser Zeit die Gegend von Orleans nur mit schwachen Kräften festzuhalten. Man dachte so die 2. Loirearmee zu schlagen und sich dann gegen die 1. zu wenden.

Das Land, durch welches dieser Angriff führte, war insofern für die Deutschen äußerst ungünstig, als es die Mitwirkung ihrer Artillerie fast ganz ausschloß. Die Straßen durchsetzen ein in höchster Kultur stehendes hügelndes mit steilen Abstürzen zu den zahlreichen Flußtalern. Seitwärts der Straße hinderten die umfriedeten Wein- und Obstgärten, ummauerte Landhäuser und Parks Bewegung der Truppen und Übersicht und gewährten den zahlreichen Freischaren des Verteidigers günstige Verstecke, Gelegenheit, sich hier der Verfolgung zu entziehen, dort unvermutet wieder aufzutauchen. Die eisbedeckten Straßen zwangen die berittenen Truppen zu langsam vorsichtiger Bewegung. Die Querverbindungen zwischen den Anmarschwegen der deutschen Armeekorps waren kaum benutzbar. So konnte keine Kolonne auf die Hilfe der Nachbarkolonne rechnen und war in der Hauptsache auf die Kampfkraft ihrer eigenen Infanterie angewiesen. Diese rang sich nun in fortwährenden Kämpfen gegen die große Überlegenheit, gegen die Ungunst des Geländes und der Witterung unermüdlich, unerschütterlich, unwiderstehlich vorwärts und immer weiter vorwärts. Jeden Tag begrub sie ihre Toten, aber jeden Tag in neuerobertem Lande. Nur eine gottesfürchtige Kriegerschar, die erfüllt ist von eisernem Pflichtgefühl und gestärkt in dem Stahlbade soldatischer Erziehung, eine Schar, an deren Spitze ein Offizierkorps steht, dem Treue und Ehre das Schwert führen, kann das leisten, was damals von deutscher Infanterie geleistet worden ist. Hier kam in der Not des Lebens und in dem Elend des Tages die einfache und fromme, wahre und selbstlose heldenhaftigkeit des

deutschen Volkscharakters erschütternd zum Vorschein. Es ist Zeit geworden, daß das ganze Volk sich dieser schlichten Heldenhaftigkeit erinnert, sie schützt und wahrt mit allen Mitteln, wenn es nicht dämonischen Kräften gelingen soll, die Grundfesten des deutschen Wesens zu zerstören.

Am 11. Januar wird Le Mans in wildem Häuserkampf erstürmt. Die französische Armee ist gänzlich zerschlagen, 30 000 Mann hatte sie an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Die Rückzugsstraßen der Armee sind mit Waffen, Gepäck und unzähligem Heeresgerät bedeckt. Aber auch die schwachen deutschen Armeekorps hatten ihren Sieg mit einem Verlust von 6200 Mann und 200 Offizieren bezahlt.

Im Norden war es zur Ruhe überhaupt nicht gekommen. Die auf Arras zurückgegangenen Franzosen hatten sich erheblich verstärkt und unter ihrem überaus tüchtigen General Faidherbe sehr bald die Fähigkeit zu neuem Angriff gefunden. Erst am 19. Januar gelang es General von Goeben, den Gegner in blutiger Schlacht bei St. Quentin entscheidend zu schlagen. Damit war die Kraft der französischen Nordarmee endgültig gebrochen. Sie hatte wacker gekämpft, aber der Prüfung einer Niederlage konnte sie nicht gewachsen sein.

5. Belfort. Wir haben das Armeekorps des Generals von Werder verlassen, als es die Vortruppen der französischen Südarmee unter General Cambriels geworfen und Dijon am 31. Oktober genommen hatte. Später wurde auch Vesoul besetzt. Ihm gegenüber standen etwa 45 000 Franzosen bei Besançon, außerdem Garibaldi mit 12 000 Mann zwischen Dôle und Auxonne, 18 000 Mann im Saôneetal, 12 000 Mann um Langres.

Der November und die Zeit bis Mitte Dezember vergingen hier ohne erhebliche Änderung der Lage. Bei der dauernden Bewegung, in welcher sich die

französischen Truppenteile befanden, und der verwirrenden Menge von Freischaren, die das ganze Land bedeckten, gelang es General von Werder niemals vollständig, zur Klarheit über den gegenüberstehenden Feind zu kommen. Aber auch dieser raffte sich nicht zu entscheidenden Angriffen auf und wich den einzelnen Vorstößen deutscher Truppenteile fast immer aus. In den letzten Dezembertagen bewogen dann die sich mehrenden Gerüchte über ein Vorrücken bedeutender Massen von Dijon her auf Belfort, sowie sichere Nachrichten von der Anwesenheit feindlicher Kräfte in der Gegend von Cleroval General von Werder zu dem Entschluß, seine gesamten Streitkräfte unverzüglich bei Vesoul zu vereinigen. Und in der Tat, die Zeit drängte, denn ein furchtbar drohendes Unwetter zog sich zusammen.

Wir haben oben gehört, daß nach den Schlachten am 3. und 4. Dezember die 1. französische Loirearmee über die Loire ausgewichen war. Man vermutete damals im deutschen Hauptquartier ein Zusammenwirken der beiden Loirearmeen in der Richtung auf Orleans und Paris. Gambetta und sein Gehilfe Freycinet aber planten eine andere Operation. Die 1. französische Loirearmee sollte mit der Eisenbahn in die Gegend von Beaune südlich von Dijon überführt werden, um von hier aus in Verbindung mit Garibaldi und Crémier und der bei Besançon stehenden französischen Armee das Armeekorps Werder zu erdrücken, Belfort zu entfernen und die deutschen rückwärtigen Verbindungen zu durchschneiden. Um den 1. Januar stand die ganze Masse der so neugebildeten französischen Ostarmee zwischen Dijon und Besançon bereit.

Langsam wälzten sich die feindlichen Heere, weit über 100 000 Mann stark, heran, um sich zwischen General von Werder und Belfort einzuschieben. Ehe General von Werder zum vollen Bewußt-

sein seiner überaus gefährdeten Lage kommen konnte, stand der starke rechte französische Flügel schon näher an Belfort als das 14. Korps. Als endlich die Gefahr erkannt und am 9. Januar der Abmarsch des Armeekorps nach Osten eingeleitet war, stieß dieses bei Dillersfelx schon auf den Feind. Dillersfelx wurde besetzt und in blutigem Nachtkampfe behauptet. Erst um 1 Uhr morgens wurde der Rückzug angetreten, am 11. die als Schlachtfeld ausgewählte Stellung östlich der Lisaine erreicht und zur Deckung der Belagerung von Belfort besetzt. Auf den französischen Führer aber hatte der kühne Vorstoß auf Dillersfelx trotz des taktischen Erfolges, den sich die französischen Truppen zuschreiben konnten, einen solchen Eindruck gemacht, daß er in Erwartung einer Wiederholung des deutschen Angriffes stehen blieb und sich erst am 13. wieder in Bewegung setzte.

Diesen Zeitraum benutzend, hatte General von Werder seine Schlachtfstellung vorbereitet und vom Belagerungskorps herangezogen, was irgend entbehrlich schien. Aber immerhin blieb die Gefahr angesichts der erdrückenden feindlichen Überlegenheit eine tödliche. General von Werder war sich seiner Lage voll bewußt. Sein Telegramm vom 14. an das große Hauptquartier in Versailles führt aus, daß die Existenz seines Korps auf dem Spiele stehe, wenn darauf bestanden werde, die Belagerung von Belfort aufrechtzuerhalten. Am 15. um 6 Uhr abends traf der Befehl ein, die Schlacht anzunehmen. Um diese Zeit aber war der erste und heißeste Schlachttag schon geschlagen. Uerschüttet standen die Deutschen in ihren Stellungen, und wer an die Bataillone und Batterien herantrat, konnte hören, daß die Truppen bis zum letzten Mann fest entschlossen waren, zu liegen oder zu sterben. Dieser Geist der Armee machte der Leitung ihre Aufgabe erheblich leichter.

Es ist hier nicht der Ort, um auf Schlacht-

schilderungen näher einzugehen. Genug, wie am 15., so schlugen auch am 16. und 17. die Deutschen alle Angriffe der Franzosen ab. Die Kraft der französischen Armee brach gänzlich zusammen, Spuren der völligen Auflösung wurden sichtbar, das Vertrauen auf die Führung war dahin. Auch diese hatte jede Hoffnung verloren. «Nous n'avons réussi nulle part!» rief Bourbaki am 17. abends verzweifelt aus. Der Rückzug wurde angetreten, und nun nahten frische deutsche Truppen, um diesen Rückzug in Eis und Schnee, in Hunger und Elend zu einem der erschütterndsten Dramen der Weltgeschichte zu machen.

Um diese den Feldzug im Süden abschließenden Ereignisse zu verstehen, ist es notwendig, etwas weiter zurückzugreifen. Als nach dem Falle von Metz die 1. und 2. Armee mit Sonderaufträgen von Metz abmarschierten, blieb von der 1. Armee das 7. Armeekorps vor Metz zurück, um die Abführung der Gefangenen zu besorgen; später (27. November) wurde dieses Korps zwischen die 2. Armee und das Korps Werder eingeschoben und war dann Mitte Dezember nach Auxerre aufgebrochen. Von der 2. Armee war das 2. Armeekorps noch von Metz aus zur Einschließung von Paris und von dort nach Montargis in Bewegung gesetzt. Als nun im großen Hauptquartier der Zug Bourbakis gegen Belfort erkannt worden war, wurde am 11. Januar aus dem 2. und 7. Armeekorps die Südarmee gebildet und unter den Befehl des Generals von Manteuffel gestellt, den General von Goeben als Führer der deutschen Nordarmee ersetzte. Im eiligen Vormarsch waren am 18., als eben der Rückzug Bourbakis von der Lisaine begonnen hatte, die Armeekorps der deutschen Südarmee bis auf einen Tagmarsch nördlich der Linie Dijon-Gray herangekommen. Am 24. hatte dann die französische Armee auf ihrem Rückzuge mit den Hauptkräften Besançon erreicht,

nördlich des Doubs gefolgt vom Korps Werder, während sich die deutsche Südarmee schon im Westen und Südwesten auf den nach Bourges und Lyon führenden Straßen als Riegel vorgelegt hatte. Der französischen Armee blieb nur mehr der Rückzug gegen Pontarlier und in die Schweiz übrig. Am 1. Februar und in der Nacht zum 2. trat die Masse der französischen Armee auf neutrales Gebiet über. Nach einer Zählung der Schweizer Regierung befanden sich am 25. Februar 2192 französische Offiziere und 90573 französische Soldaten in der Schweiz. Die französische Ostarmee war vom Kriegsschauplatz verschwunden, die kriegerische Kraft Frankreichs endgültig bezwungen.

Inzwischen war auch Paris gefallen. Vorher aber hatte sich im Schlosse der Bourbonen in Versailles ein Schauspiel von weltgeschichtlicher Größe abgespielt. Wie in alten Zeiten die deutschen Krieger nach errungenem Sieg den tapfersten Mann auf die Schilde hoben und ihm den Herzogsreif um die Stirne legten, so brachten jetzt die deutschen Stämme ihrem ehrwürdigen Führer, dem alten Preußenkönig Wilhelm I., die Kaiserkrone als goldenes Siegeszeichen. Mit ihren Toten hatten die Deutschen ihren alten Hader begraben, staunend über die eigene Kraft waren sie sich der weltbezwingenden Macht ihrer geeinigten Waffengewalt bewußt geworden. Die Kaiserkrone aber, obwohl sie von deutschen Soldaten geschmiedet und geschmückt war, sollte kein Kriegssymbol, sondern ein Friedenszeichen sein an der Schwelle einer Zeit, in der Deutschlands Einigkeit den Frieden Europas bedeutete.

6. Schluß. Dem Kampf des republikanischen Frankreich gegen die siegreiche deutsche Armee kann eine ergreifende Größe nicht abgesprochen werden. Ist es schon ein erschütterndes Schauspiel, wenn ein ganzes Volk zum Schwert greift, um seine geschichtliche Stellung und seinen

kriegerischen Ruhm zu verteidigen, so wirkt dieses Schauspiel um so tragischer, wenn all das vergossene edle Blut nicht den Sieg erkaufte, sondern anscheinend nutzlos geflossen ist. Aber schon jetzt nach wenigen Jahrzehnten kann die vorurteilsfreie Geschichtsbetrachtung feststellen, daß die verlustreichen und unglücklichen Kämpfe für Frankreich keineswegs nutzlos waren. Frankreich hat gerade auf den Schlachtfeldern seiner republikanischen Heere an der Loire, an der Lorraine und Somme den alten kriegerischen Geist wiedergefunden, der in dem halben Jahrhundert vorher zwar nicht dem stehenden Heere, wohl aber dem Volke in seiner Gesamtheit abhanden gekommen war. Die allgemeine Wehrpflicht, dieses höchste Recht jedes freien Volkes, ist auf diesen Schlachtfeldern wiedererstand, und mit der harten Erziehung jedes einzelnen zum Wehrmann hat Frankreich die Kraftquelle wiedergefunden, aus der ihm die Fähigkeit zuströmte, eine ehrenvolle Stellung im Rate der Völker trotz aller Niederlagen zu behaupten.

Wir Deutschen aber haben allen Grund, an dem festzuhalten, was uns die Siege gegen das republikanische Frankreich errungen, und was diesem trotz seines Unglückes die kraftvolle Wiedergeburt gewährt hat: an der Pflege des kriegerischen Geistes der ganzen Nation. Kulturvölker, denen Lebensgewohnheit und Erwerbstätigkeit keine kriegerischen Eigenschaften zuführen, können sich diesen Geist nur auf dem Wege der disziplinären Erziehung des Einzelnen und der Entwicklung und Pflege eines im Volke wurzelnden, mit ihm durch die Bande des Blutes verbundenen kriegerisch geschulten Offizierkorps erwerben und erhalten.

Wer den Niedergang eines großen Kulturvolkes will, der muß die Disziplin seiner Armee, die Volksbeliebtheit und berufliche Freudigkeit seines Offizier-

korps untergraben. Er ist dann wahrlich auf dem rechten Wege, um sein Ziel zu erreichen! Wer aber die Größe seines Vaterlandes mit ganzer Seele sucht, der möge die Ereignisse ernst betrachten, die wir hier in leichten Umrissen zu zeichnen versucht haben. Es kann ihm dabei, wenn er den Willen und die Fähigkeit hat, aus geschichtlichen Ereignissen die Wahrheit zu erkennen, nicht entgehen, daß die Größe unseres Vaterlandes herausgewachsen ist aus der disziplinierten Tüchtigkeit eines wehrhaften Volkes, das voll sachlichen Vertrauens und persönlicher Anhänglichkeit einem technisch geschulten, königstreuen, vaterlandsliebenden, ehrenhaften Offizierkorps folgte, bis in den Tod. Der Ansturm enthusiastisch erregter, aber wenig disziplinierter Massen, geführt von tapferen Leuten, denen aber größtenteils die Autorität des eigentlichen Offiziers fehlte, brach sich an dem innerlich und äußerlich festen Gefüge der zahlenmäßig viel schwächeren deutschen Heere.



Die Gründung des Deutschen Reiches.

Von Erich Marks.

Auf dem Boden der Bildung, des Geisteslebens war das zersplitterte und gedemütigte Deutschland zuerst wieder zum Bewußtsein seiner Einheit und Größe gelangt: diese geistige Einheit hat der politischen lange bedeutsam vorgearbeitet. Allmählich sind dann wirtschaftliche Kräfte daneben getreten: auch sie forderten die Einheit und bereiteten sie vor. Mit staatlichen Mitteln allein aber, in staatlichen Formen, innerhalb der Welt der staatlichen Macht konnte sie vollzogen werden. Seit dem ungeheuren Anstoße der französischen Revolution hatte der Liberalismus alle jene An-

forderungen, mit denen der persönlichen und der politischen Freiheit vereint, in einem großen System zusammengefaßt; 1848 hatte die Einheitsidee, der Glaube an das Recht der Nation auf ein selbstbestimmtes nationales Dasein, sich mit jugendlichem Schwunge Deutschland erobern wollen. Sie war damit gescheitert; alle die Hindernisse der europäischen Lage, zumal aber alle die Gegensätze der deutschen Wirklichkeit, wie sie seit 1806 und 1815 der Einheit widerstrebten, waren von neuem deutlich und wirksam geworden: die Gegensätze der Stämme untereinander, der Einzelstaaten untereinander; der Widerwille der Mittelstaaten, die, naturgemäß genug, ihre Souveränität nicht aufgeben mochten; die eigentlich entscheidende Nebenbuhlerschaft der beiden Großstaaten, deren Zusammensein innerhalb des deutschen Gesamtstaates diesen lähmen und niederhalten mußte, derart, daß eine Stärkung der Einheit immer nur durch die Unterwerfung oder die Ausstoßung, sei es Österreichs, sei es Preußens, möglich werden konnte. Gerade daß Preußen 1848 als der deutsche unter ihnen und als der Träger der deutschen Zukunft erkannt worden war, hatte die übrigen Staaten in offene Feindseligkeit gegen Preußen, dieses selber nach seiner Olmützer Niederlage in eine unerträgliche Stellung und eine stete stille oder offene Gegenwehr hineingezwungen, aus der es, wenn es an seinem Großmachtscharakter festhielt, einmal zu neuem, aktivem Aufschwunge hinausstreben mußte. Und nun war die allgemeine Lösung des Druckes der Reaktion seit 1858 dem nationalen und dem kleindeutschen Streben zugute gekommen: wieder ging eine begeisterte Agitation durch Deutschland hin, und der Glaube an die Nation erfüllte wieder die Seelen. Man meinte, seit 1848 etwas gelernt zu haben; man wollte die Gegenkräfte nicht wieder wie damals übersehen. Aber

rechnete man mit ihnen, so wie sie waren, zog man die Folgerung, daß auch, wenn man sie anerkennen und dem künftigen Ganzen einfügen wollte, zuvor doch nur der Krieg sie ihm unterwerfen konnte, und daß nur Preußen fähig war, diesen zu führen? Vermochte man es, sich mit diesem norddeutschen Staate, seiner Eigenart, seinem Selbstgeföhle, die sich behaupten wollten, ganz auseinanderzusetzen? Wie war zwischen Nation und Sonderstaat überhaupt der Ausgleich zu treffen? Die nationale Partei ging doch zuletzt von der Überzeugung aus, der Sonderstaat, auch der größte, dem man den Vollzug der Einheit zuerteilte, habe sich unterzuordnen, dem Ganzen zu dienen, nicht etwa das Ganze zu beherrschen. Würde er sich so seiner selbst entäußern und dennoch sein Schwert für die große Umwälzung ziehen? Ja, sollte er es ziehen? Vermochte man sich zu dem Bruderkriege aufzuraffen? Noch waren nach 1860 alle diese Fragen unbeantwortet und schienen alle Wege offen. Noch stand Österreich im deutschen Verbands und, natürlich, es wehrte sich, es suchte, mit den Mittelstaaten zusammen, die Einheitsbewegung für sich selber unschädlich zu machen, ja für sich selber auszunützen. Noch waren vor allem die Entschlüsse Preußens nicht gefaßt; sie konnten verschieden ausfallen, Kraft und Geistesrichtung des Mannes, der über Preußen gebot, konnten den Ereignissen selber noch sehr verschiedene Richtungen geben: wie anders alles, wenn an die Stelle Wilhelms I. sein Kronprinz trat! Auch das Maß von Einheit und Freiheit war noch ganz zu bestimmen — niemand konnte sagen, was werden würde oder mußte, und wenige in Deutschland haben den Gang so vorausgewollt oder -geahnt, wie er dann kam. Bismarck ist es gewesen, der ihn den Dingen gewiesen hat: ungeheuer groß wurde in diesen tiefbewegten und tiefverwirrten Jahren für alles deutsche Leben die Bedeutung des

Mannes, der nun sein Gestalter und Meister ward.

Er aber kam, wie sein Herrscher, aus dem alten Preußen, nicht aus dem neuen Deutschland her. Seinem Staate die Arme wieder frei und ihn in Deutschland und der Welt stark zu machen, das war sein Streben, die Auseinandersetzung mit Österreich sein näheres Ziel. Natürlich dachte er an Deutschland; es war für seinen Staat der Kampfplatz und der Kampfpreis zugleich, es sollte der preußischen Macht hinzuwachsen, soweit es ginge; und er kannte die nationalen Gedanken längst, er war, wieder wie sein König, selber keineswegs ohne ein elementar-deutsches Gefühl. Aber seine Aufgabe war es, seinen Staat zu vertreten, nicht die Nation. Als er Minister wurde, war seine Absicht sicher: es war jene Befreiung und Erhebung Preußens. Wie sie ausfallen könnte, das hing von dem Laufe der Dinge ab. Er wollte nehmen, was er gewinnen konnte, sei es der Dualismus mit Österreich, d. h. die Gleichberechtigung seines Staates, die Zerteilung des Einflusses über Gesamtdeutschland, oder besser, die Teilung Deutschlands in zwei Hälften, deren nördliche Preußen anheimfielen; sei es der endgültige Kampf mit Österreich, dessen Verdrängung durch den Krieg, die Vereinigung des ganzen engeren Deutschlands unter Preußen: beides war denkbar; ergreifen würde er, was er packen konnte, worauf er sich beschränken mußte; sein eigentliches höchstes Ziel aber war der Krieg und das Ganze der Macht.

Er verfuhr als Staatsmann und Realist, er sah auf das Fernste hinaus und rechnete auch mit dem Geistigen, aber er ging in jeder Gegenwart auf das Nächste los, und er kannte sein Feld. Die öffentliche Meinung des Tages, die den Konfliktminister bald feindlich begrüßte, schob er verächtlich zur Seite; er trug die Rüstung der altpreussischen Monarchie:

mit den Mitteln der Macht, innerhalb Europas hatte er zu handeln, zwischen Rußland und Frankreich, zwischen Frankreich und Österreich; vom Boden der äußeren Politik her erst konnte er über-treten auf den der inneren Schöpfung. Seiner Umgebung fremdartig, unver-standen, undurchdringlich, hat er so Schritt für Schritt seinen gewaltigen Weg durchmessen, dem Augenblicke gehor-sam und ihn dennoch beherrschend, seiner stählernen Kraft und seines eigenen Willens gewiß, einsam, angewiesen nur auf sich selbst, seine Geschmeidigkeit, seine Wucht, auf seinen zwingenden Ein-fluß über seinen königlichen Herrn, der, der Gebieter über die Autorität und die Waffenmacht der Krone, altpreußisch wie Bismarck, Bismarcks höchstem staat-lichen Ehrgeize wohl zugänglich, dennoch weit weniger wollte und wagte als sein dämonischer Minister, und erst von ihm emporgeleitet werden mußte in das hoch-gebirge ihrer weltumgestaltenden Taten. Bismarck begann mit der Abwehr des österreichischen Angriffes von 1863, des letzten stolzen Anlaufes zu großdeutscher Bundesreform unter Habsburgs Hege-monie: er sprengte die Pläne des Frank-furter Fürstentages und proklamierte als einzige ernsthafte Möglichkeit die um-fassendere Förderung deutscher Einheit durch Preußen; er hielt seinen König in diesem ersten, entscheidungschweren Waffengange an seiner Seite fest. Er schritt zum ersten aktiven Erfolge, indem er, inmitten deutscher Stürme und euro-päischer Untiefen, die Lösung der neuer-öffneten schleswig-holsteinischen Frage an die deutschen Großmächte brachte, mit unerhörter Kühnheit und Sicherheit den österreichischen Gegner an sich selber band, die Nordmarken für Deutschland zurückgewann und gewann für Preußen. Er versuchte und verwertete den Dualis-mus und streifte ihn doch bald ganz von sich ab: über Schleswig-Holstein, das sie gemeinsam erobert hatten und das doch

nur Preußen, nicht Österreich als Beute nahe lag, gerieten die beiden Sieger in den schicksalsvollen Hader, der es Bis-marck erlaubte, den großen Kampf her-beizuführen, nach dem seine Seele dürstete und ohne den es ein wahres Vorwärts für Preußen und für Deutschland einmal nicht gab. Er hat in einer ungeheuren Anspannung all seiner Kräfte um seinen König gerungen, bis dieser den Krieg zuließ; er hat das widerstrebende Preußen aus dem Wirbel des inneren Konfliktes in diesen Krieg mit sich ge-rißen. Er hatte Deutschland gegen sich und Napoleon in seinem Rücken; er warf das Banner einer vollen deutschen Neu-ordnung auf, suchte die Regierungen der Mittelstaaten seinem Duell fernzuhalten, eröffnete dem Kampfe zugleich die weitesten Bahnen nationaler Zukunftsaussichten; er zog das revolutionäre Italien zu sich herüber und wagte unter dem Schatten der französischen Gefahr den entscheidenden Stoß. Und Österreich unterlag; aber neben dem altverbündeten Kaiserstaate hatten, in natürlicher Ge-meinschaft, die Mittelstaaten gestanden, der deutsche Süden war in heller Ab-neigung gegen das bismarckische Preußen aufgeflammt, und aus Paris erscholl zudem der Hülfsruf Napoleons, der kein Gesamtdeutschland wollte, in den böhmischen Siegeslauf hinein. Da entschloß sich der Sieger, den deutschen Staat, den er vor dem Kriegsausbruche gefordert, noch unvollendet zu lassen, den soeben noch feindlichen Süden vor-erst draußen zu lassen, sich zu begnügen mit dem näheren, norddeutschen Herr-schaftskreise, mit Österreichs Aus-schluß aus Deutschland, mit der Verstärkung der eigenen Hausmacht durch den Land-zuwachs im Norden. Bismarck vertagte den Abschluß des Einheitswerkes, zu dem er sich bekannt hatte, das aber weder reif noch im Augenblicke durch-führbar schien: auch in dieser Krise Herrscher und Minister in starkem Ringen

widereinander und schließlichem Zusammenwirken, aber auch diesmal der Minister mit weitem Entschlusse und fester Selbstbeschränkung, der wirkliche Finder des Wegs. Ganz einig war er mit seinem Herrn, indem er gleich nach dem Frieden mit Österreich die Hand Napoleons, seine Forderungen wie seine Angebote zurückstieß. Er entschied sich dafür, die nationalen Bahnen weiter zu verfolgen, aber ohne den alten Feind der Nation im Westen, und somit gegen ihn. Er stellte Deutschland in diesem Sommer 1866 ganz auf sich selbst. Und er wies ihm, trotz der Scheidung von Nord und Süd, die Richtung weiter zur Einheit hin: die gegen Frankreich geschlossenen Schutzbündnisse mit den Südstaaten knüpften sofort das Band für die Zukunft.

In Bismarcks Sinne wie im Empfinden der Nation, das bleibt die Wahrheit, ist der Verzicht von 1866 nur ein Aufschub gewesen. Er ordnete den Norden zunächst in sich selber und drückte seiner Verfassung den tiefen Stempel des eigenen Wesens auf. Er schuf den Bundesstaat, in welchem Preußen vorwaltete, aber nicht den Einheitsstaat; er ließ den erhaltenen Sonderstaaten das mögliche Maß von Sonderleben, errichtete den neuen Bau auf den sorglich geschonten Grundlagen des alten Deutschlands, auf dem Bestande jeder tatsächlichen Macht, so daß auch die Süddeutschen es dereinst möglich fänden, sich und ihr Selbstgefühl in diese Formen einzufügen, und hielt doch das Wesen der Macht bei seinem Gesamtstaate und in den Händen seiner Monarchie in seinen Händen fest. Es war ein Gebilde von anderm Ursprunge und anderm Geiste, als die Anhänger der Nationalidee es sich erträumt hatten; aber auch sie zogen jetzt in die begrenzteren Räume hinein und strebten, sie mit sich selber, mit dem Willen des Bürgertums, den Drang des Deutschtums lebendig zu erfüllen. Der große Staats-

mann schloß mit ihnen, mit der vorrückenden Mehrheit des politischen Deutschlands, mit den parlamentarischen Vertretern des Einheits- und Freiheitsgedankens seinen Bund — er nunmehr als die Verkörperung der neugeschaffenen Gesamtheit, als der Träger des norddeutschen Staates, den er gemacht hatte, und der er war, als der natürliche Träger des natürlichen Fortganges zum deutschen Staate hin. Die preußisch-monarchischen Kräfte, die in Wilhelm I. und seinem Kanzler sich selber behauptet und durchgesetzt hatten, arbeiteten mit den deutsch-liberalen zusammen, und Bismarck führte beide in die Zukunft hinüber. Er konsolidierte zunächst seinen eigenen jungen Staat; aber sein Blick blieb auf den Süden, auf den Abschluß des ganzen engeren Deutschlands gerichtet. In seinem Könige fand die Nation doch bereits jetzt ihr oberstes und geliebtes Haupt, in ihm selber den Genius, auf den sie gehofft und geharrt, ihren Arm, ihre männliche Seele. Noch blieben Nord und Süd getrennt. Im Süden traten nur auf badischem Boden Regierung und Volksvertretung zu einhellig deutschem Weiterstreben zusammen, und Baden blieb isoliert; den tapferen Vorkämpfern der Einheit hier wurde so manchmal um ihre eigene Sicherheit, um die Vollendung des Werks bange. Die schwäbisch-bayerischen Wahlen in das Zollparlament, die zähe Zurückhaltung des offiziellen Altbayerns gaben wenig Hoffnung auf eine rasche Erfüllung. Bismarck sah es wohl; aber er sah zugleich, daß ein für die Gesamteinheit bedenklicher Zusammenschluß der Südstaaten untereinander nicht gelang, daß ihre Verkettung mit dem Nordbunde, trotz vielen Widerstrebens, militärisch und wirtschaftlich stärker und enger ward, daß trotz aller Langsamkeit das Einheitsbewußtsein und die Einheitskräfte stiegen, die Nation sich in Umrissen, die die Nachbarn wohl erkannten, immer deutlicher von

**FRANZ
VON LENBACH**
KÖNIG LUDWIG II. VON
BAYERN



allem Dunkel abhob. Er blieb bei seiner Art, das Erreichbare zu nehmen und durchzubilden, die Früchte ausreifen zu lassen, Geduld zu behalten, in diesen zarten Fragen nichts zu erzwingen und zu überhüten, des Augenblicks zu warten und ihn dann zu ergreifen. Er überschaute die Schwierigkeiten, innerdeutsche und europäische zugleich: er rüstete sich in gelassener Arbeit und war entschlossen, zu schlagen, wenn die Stunde kam. Auch für die Nachwelt bleiben es, wenn sie das Ganze ruhig im Auge hält, Jahre des Wachstums und Reisens, nicht frei von Sorgen und Not, aber fruchtbar, schöpferisch, ihrer Kraft und ihres Fortschreitens gewiß.

Wieder kam, wie es seit 1866 zu erwarten stand, aus den auswärtigen Gegensätzen den inneren die Lösung. Der französische Krieg, seit Königgrätz und Nikolsburg beinahe eine Notwendigkeit, von Napoleon unablässig tastend vorbereitet, brach aus. Bismarck hat jene Kerze, an der der Brand sich entzündete, die spanische Kandidatur, nicht eben selber aufgesteckt, aber er hat sie gehegt, ihr Erlöschen verhindert, ihr ihren Platz gegeben; er hat diesen Krieg offenbar nicht eigens herbeiführen wollen, aber ihn auch nicht gescheut, er hat in Spanien gegen Napoleon gehandelt und diesem die Folgerungen anheimgestellt. Daß es der Krieg wurde, war schwerlich Bismarcks ursprünglicher Plan; aber als Frankreich drohte, da zwang er es zum Kriege; er riß auch dieses Mal alles Widerstrebende zur großen letzten Entscheidung heldenhaft und gebieterisch mit sich fort.

Und diesmal entzog sich seine Nation ihm nicht: in dem Kampfe wider den historischen Gegner, in den durchschlagenden Leistungen ihrer Heere und ihrer Feldherren, in der Begeisterung ihres Zusammenflutens ward sie selber und ihre Einheit zur Tatsache. Während die Schlachten und Siege Nord und Süd mit-

einander durchdrangen, wurde auch den Daheimgebliebenen der Abschluß des deutschen Staates selbstverständlich: der Abschluß nach außen, der Wiedergewinn von Elsaß-Lothringen, der zugleich die militärische Deckung zumal des Südens bedeutete; vor allem aber der innere Abschluß der Einigung selbst. Die Wogen des großen Jahres mußten ja die alten trennenden Dämme zerreißen. Indes diese Dämme waren da, und stärker als man glauben wollte. Die Königreiche des Südens waren noch immer selbstständige und eigenwillige Gewalten; Bayern zumal war, nach dem Maße deutscher Wirklichkeit gemessen, eine Macht, und es empfand sich und handelte als solche. Es hatte dem Norden gegen Frankreich die Treue gehalten; sich selber aufzugeben war es keineswegs geneigt. Der Eintritt in den norddeutschen Bund lockte das Bayerntum gar nicht; am liebsten hätte seine Regierung ein wesentlich völkerrechtliches Bündnis mit dem Norden geschlossen, Macht neben Macht; da sie das einmal nicht zu erwirken vermochte, so forderte sie doch, als Preis ihres Eintrittes, eine Fülle von Lockerungen der 1867er Verfassung. Weniger fest stand Württemberg in seinen Schuhen, aber seine Vorbehalte stellte es auch. Rückhaltlos, mit aller sehnsüchtigen politischen Hingabe an die ihm unentbehrliche, deckende und hebende Kraft der Gesamtheit, mit allem innerlich nationalen Glauben zugleich, wandte nur Baden sich dem vollen und ungehemmten Anschlusse, der Herstellung des deutschen Staates zu — ohne die unerfreulich harte, aber auch kraftvolle staatliche Selbstsucht des Münchener Nachbarn. Und mit Badens Großherzog und seinen Ministern ging die von den gleichen Erwägungen bestimmte Arbeit norddeutscher Fürsten, mit dem Schwunge seiner deutschen Gesinnung die öffentliche Meinung des Nordens, der Eifer der süddeutschen Nationalen überall hand in

hand. Man verlangte ein einiges Deutschland von festem Gefüge, und früh erhob sich den Patrioten als der höchste Siegespreis über den Opfern des heiligen Krieges der historische Glanz von Reich und Kaisertum. Widerstrebendes aber und Dorrwärtsdrängendes traf sich und stieß sich dort, wo die Entscheidung über das neue Gebilde zu fällen war: im Hauptquartier zu Versailles.

König Wilhelm wünschte ohne Zweifel den dauernden Anschluß des Südens, nicht bloß aus Gründen der Macht; eine Veränderung seiner historischen Stellung jedoch und der Stellung seines Preußens wünschte er sich nicht, und wenn er sie hinnehmen mußte, wenn Preußen im neuen Deutschland ein Stück seiner alten Sonderart aufgeben mußte, wenn er selber gar den König von Preußen hinter einen deutschen Kaiser zurückdrängen sollte, so war das seinem Gefühle ein Opfer, aber kein Erfolg. Mit ganzer Seele lebte dagegen sein Sohn im deutschen und kaiserlichen Gedanken, mit dynastischpersönlichem Selbstbewußtsein zugleich und einem national, ja unitarisch gerichteten, warmen Idealismus: er wollte einen straff einheitlichen und kaiserlichen Staat. Und in seiner Nähe erhoben sich mancherlei Einzelpläne, die auf eben solche Gestaltungen hinausliefen, auf ein fürstliches Oberhaus, auf Reichsministerien. Hier wie im deutschen Lande Gegenstände und Unfertigkeiten, Abweichungen über die wichtigsten Formen des zu begründenden Reichs. Wer aber schlichtete sie oder schlug sie zurück? Wer leistete die Arbeit?

Es bleibt dabei, daß Bismarck auch in diesen Herbstmonaten das Entscheidende ganz selber getan hat. Auch er wollte von Anfang an die Einheit, das ist gewiß. Die Hauptaufgabe bot Bayern ihm. Er wollte und durfte den Kampfesgenossen nicht zwingen, aber er wollte auch kein bloßes Bündnis mit ihm und keinen Staatenbund, sondern den Ein-

tritt in den Bundesstaat, er wollte Kaiser und Reich. Er kannte die Gegenkräfte in Bayern und war nicht gesonnen, mit sich spielen zu lassen; er drückte, als es gar zu lange dauerte, durch die übrigen Süddeutschen sehr entschieden auf die Münchener, aber seine Ungeduld hielt er machtvoll nieder. Er wollte, als Grundlage dauernden Zusammenlebens, einen freiwilligen und gutwilligen Anschluß; er kam den Bayern, wofern sie sich in der Hauptsache einfügten, mit weiten Einräumungen entgegen und schonte verständnisvoll ihr Machtgefühl. Daß das Werk jetzt, da die Gelegenheit unvergleichlich günstig war, vollendet werden mußte, ehe etwa das Ausland eingreifen, ehe die Flut verrinnen könnte, und daß es so getan werden mußte, daß Bayern nicht Anlaß hätte zu gefährlich nachwirkender Verbitterung – anbeidem hielt er mit gleicher Bestimmtheit fest, und die Geschichte eines Menschenalters hat seiner klaren Schätzung bestehender Kräfte und überlieferter Gefühle recht gegeben in allem. Er ließ auch diesmal wieder die Dinge reifen, und seine Mischung von Nachgiebigkeit und Festigkeit führte ihn zum Ziel. Delbrück und Roon haben ihm in der Arbeit entscheidungsvoll geholfen; in jeder Hinsicht förderte Großherzog Friedrich durch Opfer, Mahnung, Vermittlung das schwere Werk; immer von neuem kamen von rechts oder links Widerstände und Räte – auf seinem Boden, sich selber in allem getreu, hat Bismarck seinen besonderen Pfad verfolgt bis an das Ende. Er schloß die Bundesverträge und gewann Bundesrat und Reichstag, beide widerwillig, für die bayerischen Reservate; er ließ sich von den bayerischen Unterhändlern das Kaisertum zugestehen, er brachte, im genialen Bunde von Glück und eigener sicherer Feinheit, den König Ludwig selber dazu, den Kaiserantrag zu stellen; er half König Wilhelm den stillen Widerwillen gegen den unpreussischen Kaiser-

titel bezwingen. Das wurde dem greisen Herrscher innerlich bitter-schwer: er überwand sich, er ließ auch diesmal seinen Kanzler handeln; durch Mißstimmung und Kriegsorgen, durch ärgerliche Verschleppungen hindurch vollendete das Kaisertum seinen Weg. Es kam zu dem Empfange der Kaiserdeputation des norddeutschen Reichstages am 18. Dezember; schon damals schloß sich, in Eduard Simons Huldigungsrede, die Kette der Einheitsgeschichte strahlend zusammen; es kam zur Annahme der Verträge in den Kammern zu Karlsruhe, Darmstadt und Stuttgart, nur München blieb weit und lange zurück. Und es kam schließlich, noch ehe die Bayern ihr letztes Ja gesprochen, am preußischen Krönungstage zu der Verkündung der neuen Würde, der monumentalen Feier im Spiegelsaale zu Versailles. Nach vielseitigen Kämpfen, deren mancherlei kleine Züge man kennt; nach einer neuen, letzten Verwahrung der übrigen Fürsten gegen den Einfluß Bayerns, dem zuliebe der Titel nur »Deutscher Kaiser« heißen sollte und nicht, wie die anderen es wollten, mit vollerem Klange »Kaiser von Deutschland«; nach einem bewegten Ringen, das man heute nur eben historisch begreift, und in dem die Überreiztheit des langen Kriegswinters, der Zorn des Augenblicks und die Nachwirkung tiefer innerer Gegensätze noch einmal stark hervorbrach, Schmerzvoll für alle Beteiligten, für König, Kronprinz und Großherzog und für den gewaltigen Kanzler, der sich heilsam durchsetzte bis zuletzt — aber nach alledem, nach allen diesen menschlich wohlnotwendigen Auseinandersetzungen lebendiger Mächte, Gedanken, Persönlichkeiten, die einander rieben und stießen, dennoch glanzvoll und herrlich, über die Welt hinleuchtend, das dauernde Ergebnis so harten Kampfes: die deutsche Kaiserkrone, im Kriege durch alle Kräfte und alle Opfer der Nation errungen und geheiligt, durch

den Wiedergewinn der unentbehrlichen deutschen Westmarken bereichert und geziert, von dem ehrwürdigsten der Herrscher getragen und künftighin immer reicher und immer innerlicher beseelt, das Symbol eines neuen Deutschlands, eines zukunftsollen, gesegneten Neubeginns.

Allgemeines und ganz Persönliches vereint, natürlich, hatte dieses neue Reich geschaffen, und das Persönliche hat sich ihm unvergeßlich eingeprägt — das alt-preußische Wesen, das fest und tief in Wilhelm I. und seinen großen Offizieren, das schöpferisch, mit den besonderen Zügen des Genius in Otto von Bismarck erschien und durch die Begründer über die Gründung Macht gewann. Ein Staat war entstanden, von neuen und besonderen, eigen zusammengefügten Formen, ein Bundesstaat vornehmlich von Monarchien, eine einzigartige Vermischung von grundlegendem Föderalismus, wie ihn der Bundesrat, und von dennoch leitendem obersten Monarchismus, wie ihn der Kaiser vertritt; eine glückliche Abwägung zentraler und einzelstaatlicher Gewalten, in der das eine wie das andere sich seither frei und freudig hat auswachsen können; ein Gebilde, begründet auf die Macht Preußens, die es geschaffen hat und vor allem trägt, von preußischen Kräften und Eigenschaften durchtränkt, und doch kein preußisches Reich; zusammengebunden, außer jener preußischen Macht, zuerst durch den Willen der Nation, der im Reichstage wirkend hervortrat, und dann in immer stärkerem Maße durch die innere Einwilligung auch der Sonderstaaten und ihrer Dynastien, die seiner Entstehung ehemals widerstrebten; von Bundestreue durchdrungen, aber nicht von ihr abhängig, sondern längst über den bloßen guten Willen hinausgehoben zu dauernder gesetzlicher Existenz, ein Staat für sich selber, der all seine Gliedstaaten überragt, ruhend in sich und seinem

eigenen Rechte wie seiner eigenen Kraft, die oberste und stärkste Form, die das deutsche Leben besitzt, und diesem Leben nun bereits lange selbstverständlich und unentbehrlich. Aufgaben und Nothe sind unserem Volke auch fernerhin reichlich erwachsen; aber die Schöpfung von 1871 scheidet die alte und die neue Zeit, sie ist die Voraussetzung aller weiteren Entfaltung gewesen, im Inneren wie im Äußeren; auch für den Inhalt all unseres Daseins hat die Form dieser Schöpfung Unendliches bedeutet. In ihr selbst aber vollendet sich die deutsche Staatsgeschichte von mehr als einem halben Jahrtausend, der alte Hergang von Zertrümmerung und Neuaufbau, von Abstoßung und Zusammenschluß; er hat sich vollendet in kurzen, jähen, gewaltsamen Schlägen, in Männern und in Taten, stärker und glücklicher, als unsere schmerzreiche Vergangenheit sie gekannt, in einer beispiellosen Zeit des Kampfes und des Ruhmes, in der Gestalt eines der mächtigsten Söhne unseres Volkes und ganz gewiß des größten Staatsmannes, den unsere Heimat jemals getragen hat: in Otto von Bismarcks Namen faßt unsere Heldenzeit sich für alle Zukunft zusammen.



Die Könige Bayerns.

Von Karl Theodor von Helgel.

Als am 16. Februar 1799 Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern verschied, war die Lage des Landes so traurig wie denkbar. Der Staatschatz leer, die Schulden unverhältnismäßig hoch, die wichtigsten Ämter in unwürdigen Händen, die Steuern ungerecht verteilt, die Armee schwach und aller Zucht entwöhnt, Handel und Gewerbe in kläglichem Verfall, das Volk zurückgeblieben unter geistlichem und weltlichem Druck! Bayern konnte nur durch ein letztes Zu-

sammenraffen der eigenen Kräfte gerettet werden; alles hing ab von der Persönlichkeit des neuen Steuermannes, Wohl oder Wehe, Rettung oder Untergang!

Da war es schon von glücklicher Bedeutung, daß der Thronerbe, Herzog Max Joseph von Pfalz-Zweibrücken, um seines heiteren Sinnes und seiner Leutseligkeit willen schon längst ein Liebling des bayerischen Volkes war. Bei seinem festlichen Einzuge in München erhielt er von einem behäbigen Brauer den ersten Gruß; der ergriff die Hand des Fürsten und rief: »Na, Maxi, weil nur du da bist!« Der derbe Ausdruck froher Befriedigung entsprach der Volksstimmung: alles brachte dem Regenten die zuversichtliche Hoffnung entgegen, daß fortan für Bayern eine bessere Zukunft anbrechen werde. Ein Ereignis von wichtigster Tragweite war es, daß der neue Herr den Freiherrn Maximilian von Montgelas zum leitenden Minister ernannte (21. Februar 1799). Montgelas ist der Schöpfer des modernen »Staates« Bayern. Ein gewandter, skrupelloser Diplomat der alten Schule und zugleich empfänglich für die Lehren der großen Revolution, bewährte er sich als glücklicher Mehrer des fast zwei Jahrzehnte lang von ihm regierten Landes. Im Jahre 1799 umfaßte das Kurfürstentum 938 Quadratmeilen; als Montgelas 1817 entlassen wurde, war Bayern ein Königreich mit 1387 Quadratmeilen. Freilich entsprach diesem Zuwachs nicht eine Zunahme an politischem Ansehen, denn wenigstens vor dem Sturze Napoleons war das »rheinbündische« Bayern nur ein von dem fremden Machthaber abhängiger Vasallenstaat. Wenige aber wußten aus ihrer Unterwürfigkeit so klugen Vorteil zu ziehen wie Montgelas. Vor allem ist es sein Verdienst, daß er erkannt hat, welche unvergleichlichen Nutzen die Erwerbung der fränkischen und schwäbischen Nachbargebiete mit ihrer blühenden Kultur — man denke nur an

Nürnberg, Würzburg, Augsburg! — für das rückständige Altbayern bedeutete. Erst durch Verschmelzung der schwer beweglichen altbayerischen Bevölkerung mit den regeren Volkselementen jener Gebiete war die Möglichkeit geboten, daß Bayern ein Staat wurde, in welchem das süddeutsche Volkstum sich ähnlich konzentrierte wie das norddeutsche in Preußen, so daß Österreich in der Folge ohne Schaden für das gesamtdeutsche Volkstum aus dem Reichsverband ausscheiden konnte.

Noch wichtiger als die Erfolge der äußeren Politik waren die Wirkungen der staatsmännischen Tätigkeit Montgelas' im Innern. Gerade während die Bayern unter der französischen Trikolore fochten, wurde ihr Vaterland durch Hebung des geistigen Lebens für Deutschland wiedergewonnen. Mit allem, was dem wahren Geiste der christlichen Religion und der sittlichen und wissenschaftlichen Kultur widerstrebt, sollte gebrochen werden. Im »finsternen« Bayern wurde, wie es gewiß notwendig und heilsam war, doch leider mit unnötiger, krankhafter Hast und Gewalttätigkeit, im Kirchen- und Unterrichtswesen alles, was morsch und überlebt erschien, beseitigt; gleichsam über Nacht sollte das ganze Volk aufgeklärt werden. Die Willkür, die alles Geschichtliche mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, wurde auch von vielen verurteilt, die sich nicht grundsätzlich gegen den Geist der neuen Zeit abschließen wollten. »Gleichwohl aber«, sagt Häusser, »war die Auflösung des Alten unvermeidlich, und selbst diese gewalttätige Periode hat eine Menge Fesseln gesprengt und eine Fülle von Lebenskeimen zu wecken angefangen.«

Da war es wieder von eminent politischer Bedeutung, daß der gutmütige, leutselige Monarch sich einer so allgemeinen Beliebtheit erfreute. Trotz aller Erbitterung über die Härte des neuen Systems regte sich keine Feindseligkeit gegen »Bayerns

Heinrich IV.«, wie ihn der Landshuter Professor Anselm Feuerbach nannte. Ein glücklicher politischer Faktor waren auch die glänzenden Waffenerfolge, die den bayerischen Truppen unter Führung Napoleons zuteil wurden, und der Ländergewinn, den jeder Friedensschluß dem bayerischen Staate brachte. Der Lohn für diese Dienste war die Königskrone, denn die Zustimmung Napoleons war natürlich die Hauptsache, und es war nur ein Ornament, wenn in der Proklamation vom 1. Januar 1806 erklärt wurde, daß der bayerische Staat nur wieder »seine ursprüngliche Würde« angenommen habe.

Doch auch im neuen Königreich wuchs eine Partei heran, die trotz des blinden Machtzuwachses in der Abhängigkeit von einem fremden Herrscher eine Demütigung und in der Wiedervereinigung der deutschen Stämme das wahre Heil erblickte. An der Spitze dieser nach Montgelas' Urteil »archaisierenden Patrioten« mit ihrer »fatalen Deutschheit« stand der Thronfolger Kronprinz Ludwig. Dem König lag zwar solche Auffassung fern, allein auch er empfand schmerzlich, daß der nimmer endende Krieg seinem Volke so schwere Blutopfer auferlegte. Als die öffentliche Meinung immer lauter und dringender den Anschluß an die Verbündeten forderte, das französische Hauptquartier aber alle Bitten um Unterstützung zur Abwehr des an der Grenze stehenden Feindes unbeachtet ließ, kam es zur Verständigung mit Österreich, zum Rieder Vertrag vom 8. Oktober 1813. Nun zogen die Bayern an der Seite ihrer natürlichen Bundesgenossen zu Felde, und auch ihnen war die Ehre beschieden, an vielen siegreichen Treffen und am festlichen Einmarsch in Paris teilzunehmen. Auf dem Wiener Kongreß wurde von bayerischer Seite beharrlich daran festgehalten, daß den Fürsten die volle Souveränität gewahrt bleiben müsse, so daß die deutschen Staaten nur in einen lockeren völker-

rechtlichen Verband zusammentreten konnten. Dagegen ging der Monarch bereitwilliger als die meisten anderen Fürsten darauf ein, dem Lande eine Verfassung, dem Volke Mitwirkung an der Regierung zu gewähren. Allerdings drängte dazu auch die Zerrüttung der Staatsfinanzen, die, wie der Kronprinz freimütig erklärte, nur durch opferwilliges und einmütiges Zusammenstehen von Volk und Regierung behoben werden könne. Immerhin erleichterte die volksfreundliche Gesinnung des Königs das Zustandekommen des Verfassungswerkes, wie auch die Reaktion in Bayern weniger widerwärtig ausartete als in größeren Nachbarreichen. Über den patriarchalischen und den fröhlichen Verkehr Max Josephs mit Angehörigen aller Stände gingen zahllose Anekdoten von Mund zu Mund; sein Ableben am 18. Oktober 1825 wurde aufrichtig betrauert.

Ihm folgte in der Regierung sein Sohn, Ludwig I. An Talent, Kenntnissen und Eifer waren nur wenige Fürsten seiner Zeit ihm ebenbürtig. Seine stark ausgeprägte Anhänglichkeit an katholisches Kirchentum rief in den protestantischen Provinzen Besorgnisse wach, die jedoch durch die Haltung der neuen Regierung zerstreut wurden und erst unter dem Ministerium Abel nicht ohne Begründung wieder hervortraten. Ludwigs kirchliche Gesinnung hing zusammen mit seiner enthusiastischen Vorliebe für die ewige Stadt und die in Rom erwachte deutsch-christliche Romantik. Der Prinz hatte mit den Mitgliedern des römischen Künstlerkreises: Thorwaldsen, Overbeck, Cornelius, Schnorr, Koch u. a., wie mit guten Kameraden verkehrt. Nach der Thronbesteigung des Genossen der Tafelrunde der »Guten Geister« in Rom vollzog sich ein frischer Aufschwung des Kunstlebens in der bayerischen Hauptstadt. Zahlreiche Künstler berief der König selbst; andere lockte der Ruhm der in München geschaffenen Werke, denn der König wurde

nicht müde, den Schwesterkünsten dankbare, niemals eines großen Zuges entbehrende Aufgaben zu stellen.

Das Hauptverdienst der Regierung Ludwigs I. beruht in der Energie, womit in den Staatshaushalt Ordnung gebracht und der Staatskredit gehoben wurde. Freilich hatte das herrschende Sparsystem auch Schattenseiten; insbesondere wurde die hauptsächlich auf finanzielle Gründe zurückzuführende Vernachlässigung des Heerwesens verhängnisvoll. Das Verhältnis des Monarchen zum Konstitutionalismus war Schwankungen unterworfen. In den Reaktionsjahren nach dem Wiener Kongreß, als Metternich und andere maßgebende Staatsmänner des deutschen Bundes gegen die süddeutschen Verfassungen förmlich Sturm liefen, erwies sich Kronprinz Ludwig als Retter der bayerischen Verfassung; Metternich geriet mehr denn einmal in Zorn über den »turbulent liberalen« Prinzen. Auch im ersten Lustrum seiner Regierung erscheint er noch geradezu als Antipode der Leiter der reaktionären Großmächte, doch infolge der Unruhen in Franken und in der Pfalz nach der Pariser Juli-revolution wurde die liberale Richtung dem König verdächtig. Auch in Bayern wurde fortan gegen politische Vergehen mit großer Strenge eingeschritten, und der König ließ sich zu Schritten hinreißen, die mit wahrhaft konstitutionellen Grundsätzen nicht vereinbar waren. Immerhin war es eine arge Übertreibung, wenn der preussische Gesandte in München, Graf Dönhoff, in einem Berichte an seinen Hof den »schroffen und unvermittelten« Übergang des Königs von Bayern »von ultraliberalen zu ultramontanen, von den übertriebensten konstitutionellen Vorstellungen zu ausgesprochener Willkürherrschaft« beklagte. Kaum ein anderer deutscher Regent, vielleicht nur Friedrich der Große, hat eine so ausgedehnte Selbsttätigkeit entfaltet wie Ludwig I. Viele Tausende von eigenhändigen,

häufig sehr ausführlichen, auf den Kern der Sache eingehenden Signaten geben Zeugnis, wie ernst er sein Fürstenamt auffaßte. Natürlich mußte aber dieses Streben, in allen Verwaltungszweigen nach eigenem Urteil den besten Weg zu finden, auch manchen Mißgriff nach sich ziehen. Auch das Vertrauen, das der König noch bei Verlegung der Hochschule nach München den Vertretern der Wissenschaft geschenkt hatte, verlor sich, seit er in den Universitäten die Herde der politischen Unruhen zu erblicken sich gewöhnt hatte. Das frische wissenschaftliche und literarische Leben erstarb, seit Minister Abel eine Reinigung des Hochschulwesens durch Förderung von Mechanismus und Formalismus anstrebte. Endlich kam das Abelsche Regiment zu Fall, aber leider nicht durch einen ehrlichen Sieg der liberalen Grundsätze, sondern durch die Willkür einer Gunstdame, der spanischen Tänzerin Lola Montez, die durch Verdrängung der klerikalen Partei ihre eigene Stellung zu befestigen suchte. Es kann nicht genug beklagt werden, daß ein Fürst, der für geistige und materielle Hebung seines Staates so unendlich viel Gutes und Großes geleistet hatte, am Abend seines Lebens in den Roman einer Abenteurerin verwickelt wurde, so daß das Bild eines edlen und großen deutschen Mannes lange Zeit entstellt blieb. Der König selbst konnte, als das Blendwerk zerfallen war, sich nicht verhehlen, daß ihm sein Volk nicht mehr das alte Vertrauen entgegenbringe, und dagegenzeitig die deutsche Einigungs-idee einen Charakter annahm, der nicht mit seiner Auffassung der deutschen Frage übereinstimmte, faßte er den Gedanken, vom Throne herabzusteigen. Am 20. März 1848 gab er den Entschluß kund, die Krone zugunsten seines Erstgeborenen niederzulegen und sich ins bürgerliche Leben zurückzuziehen. Auch als Privatmann fuhr er fort, »seine« Künstler mit dankbaren Aufträgen zu bedenken und

ihren Werken würdige Heimstätten zu bereiten. Insbesondere die Hauptstadt Bayerns wurde mit Kunstwerken reich beschenkt. Der Plan, den herrlichen Königsplatz in München durch Errichtung eines griechischen Prachttores stilvoll abzuschließen, datiert — vom Tage der Abdankung Ludwigs. Und doch war es die Haltung der Münchner Bürgerschaft bei den Cola-Montez-Exzessen gewesen, die — als das Letzte, nicht als das Geringsste — den König zur Resignation gedrängt hatte! —

Hatte bei Ludwig I. die Kunst im Vordergrund der Neigungen und Bestrebungen gestanden, so nahm bei Maximilian II. die Wissenschaft diesen Platz ein. Der Sohn war fast in allem und jedem das Widerspiel des Vaters. Dieser von sprühender Genialität, jener eine beschauliche Natur, — nach Riehls glücklichem Wort — nur von einer einzigen Leidenschaft beseelt: dem Trieb zu lernen. Er hatte wie sein Vater in Göttingen studiert. Der protestantische Geist, in welchem Heeren und Dahlmann die deutsche Geschichte aufsaßen, hatte so tiefen Eindruck auf ihn ausgeübt, daß er in vollem Ernste an Konvertierung dachte; sein Lehrer Dahlmann hatte Mühe, ihn von einem so verhängnisvollen Schritte zurückzuhalten. Auch als König erblickte Maximilian im Umgang mit Gelehrten und Poeten den erwünschtesten Genuß und, was noch höher anzuschlagen ist, er arbeitete unermüdlich fort an der Bildung seiner Untertanen. Für Wissenschaft und Unterricht hatte kein deutscher Fürst so freigebige Hand und so klaren Blick wie er.

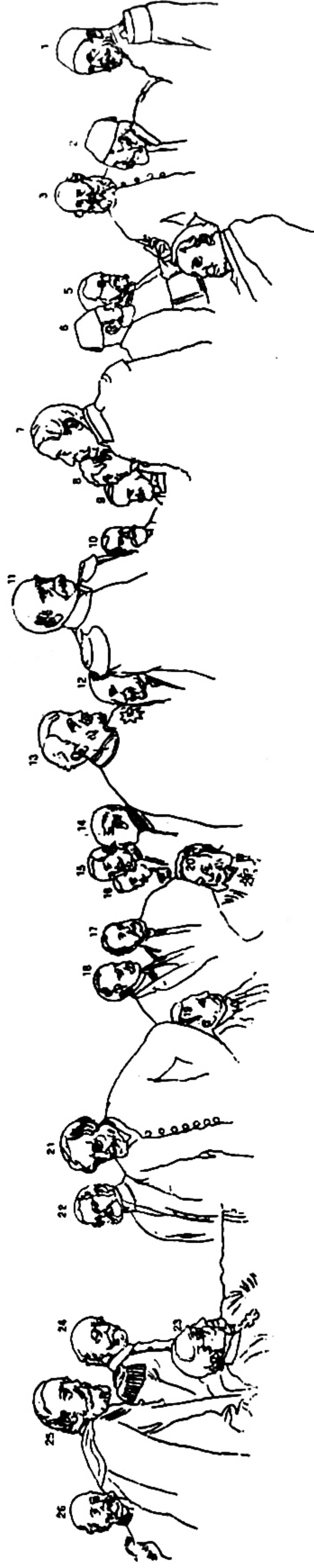
Doch auch seinen deutschen Pflichten suchte der Monarch aufrichtig und eifrig nachzukommen. Als sich der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen mehr und mehr verschärfte, sah er seine wichtigste Aufgabe darin, eine vermittelnde Stellung einzunehmen und den Frieden unter den deutschen Kabinetten zu er-

halten. Undeutsche Rheinbundgelüste lagen ihm ebenso fern wie seinem Vater, aber an der »Triasidee« hielt er sein Leben lang fest: neben den beiden großen Mächten Deutschlands sollte ein Bund der Mittel- und Kleinstaaten unter Bayerns Führung aufgerichtet, und die Zentralgewalt sollte einem dreigliedrigen Direktorium übertragen werden. Während das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Friedrich Wilhelm IV., der seinen Schwager »das Gewissen auf dem Throne« nannte, immer ungetrübt blieb, wurde das Verhältnis der beiden Regierungen zueinander zeitweise ein sehr gespanntes. Und nicht bloß in der Politik schloß sich Bayern, wie es sich ja aus der geographischen Lage und der alten Familientradition erklärt, enger an Österreich an. Als nach dem Sturze des Frankfurter Parlaments die Reaktion in allen deutschen Ländern einkehrte, wurde in Bayern dem »bewährten« österreichischen Stabilitätssystem zuliebe auch den klerikalen und partikularistischen Mächten ziemlich freier Spielraum gewährt. Das mußte überraschen angesichts der Berufung und Bevorzugung vorwiegend norddeutscher Lehrer und Schriftsteller, die an den deutschen Beruf Preußens glaubten und für das deutsche Volk Aufklärung und Geistesfreiheit forderten. Riehl glaubt für diesen auffälligen Dualismus, der auch in zwei Personen, Dönitzes und von der Pfordten, verkörpert war, in den konstitutionellen Regierungsgrundsätzen des Königs die Erklärung zu finden. »Bei Staatshandlungen, wenn die Kompetenz verschiedener Gewalten in Frage kam — wie eben auch angesichts der Kirche — oder wenn es einen Akt der Gesetzgebung galt, oder die Übung eines Hoheitsrechtes im engeren Wortsinne, glaubte er als konstitutioneller Fürst die verantwortlichen Minister gewähren lassen zu müssen, in welchen er keineswegs immer sich wiederfand; nicht Unentschlossenheit, sondern Gewissenhaftig-

keit brachte ihn also zu dieser Maxime, die er selbst gewiß oft nur mit schwerem Kampfe durchführte.« Mit besonderem Eifer betrieb der König die schleswig-holsteinische Angelegenheit. Eingedenk seines Lehrers Dahlmann, des begeisterten Anwalts der stammverwandten Länder, wollte der König um keinen Preis die günstige Gelegenheit, die Herzogtümer als ein selbständiges Ganzes mit Deutschland zu vereinen, verloren gehen lassen. Er zollte den ihr Recht aufs Recht heischenden Schleswig-Holsteinern die wärmste Sympathie, doch seine eifrige Unterstützung der augustinburgischen Erbfolge vermochte die deutschen Großmächte, die den Fall nach anderen Gesichtspunkten zu regeln beschlossen hatten, nicht umzustimmen. Täglich gab es Empfänge und Beratungen; die politische Frage war dem König eine Herzenssorge geworden. Doch den damit verbundenen Anstrengungen und Aufregungen war der schwache Körper des Königs nicht gewachsen: am 8. März 1864 erkrankte, am 10. März verschied er. In den ersten Jahren seiner Regierung war er als Gönner der »hoffärtigen Nordlichter« in weiten Kreisen Altbayerns bitter beurteilt worden, doch sein sittlicher Ernst, seine Gerechtigkeit, seine Gewissenhaftigkeit hatten die Gegner entwaftet: sein Ableben wurde aufrichtig betrauert vom ganzen Volke.

Bei der Bestattungsfeier blickte alle Welt mit Wehmut und Wohlgefallen, Furcht und Hoffnung auf den hinter dem Sarge einhererschreitenden Sohn, einen schlanken, hochgewachsenen Jüngling mit seelenvollen Augen und gedankenreicher Stirn. Der achtzehnjährige Monarch gab der Liebe und Achtung für seinen Vater dadurch Ausdruck, daß er das am Ruder befindliche Ministerium beibehielt, so daß in der politischen Haltung Bayerns keine Wandlung eintrat. Es wäre also ungerrecht, wollte man für den unglücklichen Krieg von 1866 den jungen König ver-

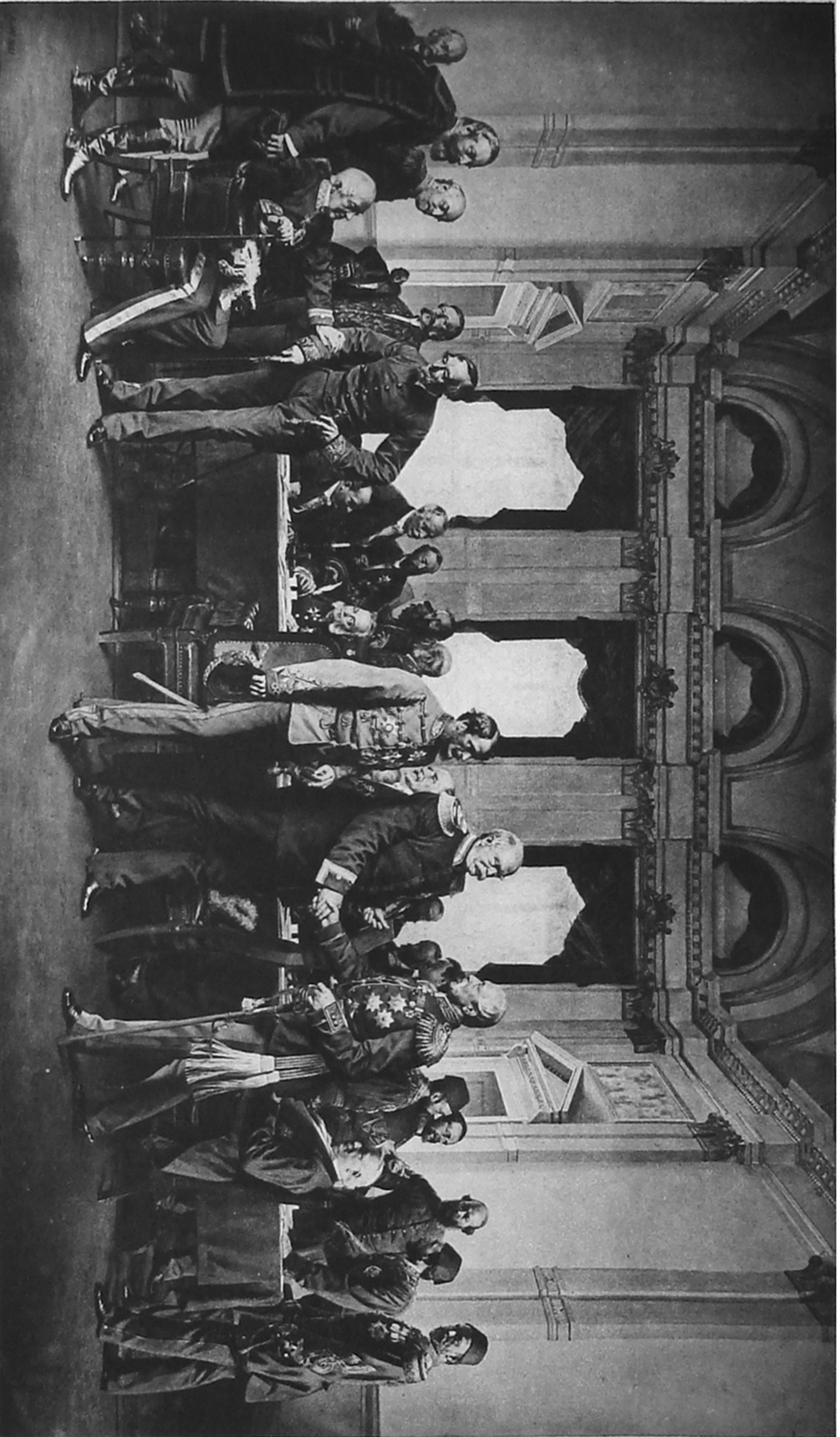
Alle Großmächte nahmen die amtliche Einladung der deutschen Reichsregierung zum Kongreß an, der den Zweck hatte, das im Frieden von Santo Stefano festgelegte Ergebnis des russisch-türkischen Krieges mit den Interessen Europas in Einklang zu bringen, und ließen sich durch ihre auswärtigen Minister und Botschafter am deutschen Kaiserhofe vertreten. In der 20. Sitzung schloß der Kongreß, am 13. Juli 1878, mit der Unterzeichnung des Berliner Vertrages durch die Vertreter der sieben handelnden Mächte. Das Bild stellt dar, wie Fürst Bismarck nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages den russischen Bevollmächtigten, Grafen Schuwaloff, beglückwünscht.



1. Mehemed Ali Pascha; 2. Karatheodor Palcha; 3. Lord Salisbury; 4. von Bülow; 5. Lord Odo Russell; 6. Schusslab Bey; 7. Graf Schuwaloff; 8. Graf B. Bismarck; 9. Dr. Bülck; 10. von Bodelschwingh; 11. Fürst Bismarck; 12. Baron Bunsen; 13. Graf Rodziczki; 14. Desprez; 15. Graf St. Vallier; 16. Graf Mowat; 17. Graf Gortchakoff; 18. Fürst Bismarck; 19. von Radomski; 20. Baron Oubri; 21. Lord Beaconsfield; 22. Waddington; 23. Fürst Gortchakoff; 24. Graf Bunsen; 25. Graf Karoly; 26. Baron Bismarck.

ANTON
VON WERNER

DER BERLINER KONGRESS,
13. JUNI BIS 13. JULI 1878



antwortlich machen. Überdies befand sich das Ministerium in vollster Übereinstimmung mit dem Volkswillen. Galt es doch in ganz Süddeutschland als etwas Ausgemachtes, daß der Schwerpunkt ebenso der Wehrkraft wie der Volkswirtschaft Deutschlands im Süden, nicht im Norden liege! Weitaus die Mehrheit des bayerischen Volkes sah im Anschlusse an Österreich den Weg des Rechts und den Weg zum Sieg. Es ist bekannt, wie empfindlich sich die Überhebung der Süddeutschen rächte, aber die überraschende schmerzliche Niederlage weckte bei den Besiegten nicht Groll und Verstimmung, sie zogen daraus nützliche Lehren. Auch die Bayern entschlugen sich fortan der alten Lässigkeit, rangen sich los von der verhimmelten Schablone, verhehlten sich nicht länger, daß die reellen Faktoren im politischen Leben höher zu achten seien, als Neigungen und Sympathien, und daß die tatsächliche Umwälzung aller deutschen Verhältnisse auch einen Umschwung der bayerischen Politikerheische. Zur Durchführung dieser Politik der Einkehr und Umkehr wurde an Stelle von der Pfordtens Fürst Chlodwig hohelohe berufen. Die wichtigste Tat der nächsten Jahre war eine gründliche Reorganisation der Armee im Geiste und nach dem Vorbilde des preußischen Militärwesens. Als der neidische Nachbar Frankreich, um die politische Entwicklung Deutschlands zu hemmen, einen Krieg vom Zaune brach, trat Bayerns König, trotz des Widerstrebens einer namhaften Minderheit der Volksvertretung, ohne Zögern und Schwanken auf Seite des beleidigten Bundesgenossen. Auch Otto von Lorenz, der im übrigen an Bayern und den Bayern kein gutes Haar läßt, hat zugeben müssen, daß der Mobilisierungsbefehl vom 16. Juli 1870 der Initiative des Königs zu danken ist, daß sich der »unfruchtbare Idealist auf dem Throne« wenigstens in diesem entscheidenden Augenblick als glücklicher

Realpolitiker bewährt hat. Heute läßt sich ja übersehen, daß Preußen und die übrigen deutschen Staaten im Zweikampf mit Frankreich gesiegt hätten, auch wenn Bayern neutral geblieben wäre. Welches Los hätte aber nach Beendigung des Kampfes den freundlosen, verlassenen Staat getroffen? Nur dem raschen, männlichen Eingreifen des Königs verdankt also Bayern, daß es heute noch besteht. Der Feldzug von 1870 brachte den Besiegten von 1866 überraschende Triumphe, es sei nur an die Tage von Weißenburg, Wörth, Sedan, Artenay, Orleans, Chatillon erinnert! Und es blieb nicht bloß bei militärischen Taten. Während des Siegeslaufes der deutschen Heere wurde auch in der Heimat immer lebhafter das Verlangen empfunden, daß nach dem Vorbild der Armee, in welcher Bayer und Märker, Schwabe und Friesen im treuen Verein zusammenstanden, auch die deutschen Staaten ein neues Band umschlingen möge, ein Band, das sie wenigstens dem Auslande gegenüber als eine mächtige Einheit erscheinen lasse. Diese Sehnsucht wurde erfüllt durch die Gründung des Deutschen Reiches, in welches Bayern nach Einräumung gewisser Ausnahmerechte eintrat. Indem es sich freiwillig der politischen Einheit Deutschlands unterwarf, gewann es zur eigenen Kraft noch die Kraft des Ganzen. Wenn Bayern früher ein Kaufhaus von alter, ehrwürdiger Firma, aber kleinem Geschäftskreis gewesen war, so ist es heute der Teilnehmer eines großen Hauses, dessen Schiffe auf allen Meeren schwimmen, dessen Flagge in allen Zonen bekannt und geachtet ist, und in dessen Gewinn und Ehren sich die Gesellschafter redlich teilen. Wer heute noch leugnen möchte, daß der bayerische Staat bei jener von König Ludwig erst nach schweren Seelenkämpfen genehmigten Wandlung mehr gewonnen als verloren hat, ist blind oder hat die Augen anderwärts.

Warmen Dank verdienen auch des Königs Bemühungen auf anderen, seinen Anlagen und Neigungen besser entsprechenden Gebieten. Was er, ein begeisterter Verehrer Schillers, für Hebung der Bühnenkunst, was er insbesondere für den größten Tondichter seiner Zeit, Richard Wagner, und die damals noch viel verspottete »Musik der Zukunft« getan hat, das kann und braucht als allbekannt hier nur angedeutet zu werden. Freilich zeigt, was von den Briefen des Königs an Wagner bekannt geworden ist, ein Übermaß an zügellosem Enthusiasmus, das ebenso wie die schwärmerische Glut seiner gen Himmel rollenden Augen etwas Erschreckendes hatte. Auch andere Züge seines Wesens ließen immer häufiger und deutlicher ersehen, daß man es mit einer zu Überschwang neigenden Individualität zu tun habe. Dahin gehörte, daß er sich immer ängstlicher in die Einsamkeit zurückzog, daß er nur noch wenige Vertraute sehen und sprechen wollte, daß er die Tage verschloß und nachts eine Tätigkeit entfaltete, in welcher neben hohem Edel- und Schönheits-sinn befremdlicher Ungeschmack hervortrat. Es muß dankbar anerkannt werden, daß durch die Bauliebe des Königs, durch die damit zusammenhängenden reichen Bestellungen der Aufschwung von Baukunst und Kunstgewerbe mächtig gefördert wurde; es ist ihm auch daraus kein Vorwurf zu machen, daß ihm das väterliche Schloß in Hohenschwangau zu eng erschien, daß er an einem der schönsten Punkte der Welt, nahe dem brausenden Pöllatfall, eine neue Burg baute, wie sie nicht prächtiger in die grandiose Landschaft gedichtet werden könnte — aber wer könnte an Linderhof und Herrenchiemsee seine Freude haben! Angesichts der großartigen Bergwelt eine Nachbildung französischer Barockherrlichkeiten! Ein Fürst, der das Jahr 1870 erlebt hatte, der für sich selbst schätzbaren Anteil am großen Werk der

deutschen Einigung beanspruchen konnte, der aber nur Ludwig XIV. bewunderte und verherrlichte — auch bayerische Fahnen werden auf einem Deckengemälde in Herrenchiemsee dem Verwüster der Pfalz zu Füßen gelegt! —, der an tote Nachahmungen französischer Prunkstücke ungeheure Summen verschwendete — an geistiger Umnachtung dieses Fürsten war nicht mehr zu zweifeln! Immer enger umgarnten ihn die finsternen Mächte — eine Katastrophe war unvermeidlich. Auf die Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht am Platze. Über das Ende des Unglücklichen in den Fluten des von ihm in lichten Tagen so geliebten Würmsees können nur Vermutungen angestellt werden. Wahrscheinlich ist, daß er den Tod gesucht hat. Man denkt an das Wort Kleists: »Die Krone sank ins Meer, gleich einem nackten Fürsten werf' ich ihr das Leben nach.« — — Ludwig II. starb unvermählt. Da sein Bruder und Thronerbe Otto seit langem in unheilbare Geistesstumpfheit versunken war, mußte der Oheim der Söhne Maximilians II. die Regentschaft übernehmen. In hohem Alter erst trat Prinz Luitpold an die Spitze des Staates, in einem Alter, in dem der Eifrigste sein Teil Mühe und Arbeit redlich getan findet. Nur ein Gedanke konnte ihn bewegen, in so hohen Jahren die Bürde des königlichen Amtes auf sich zu nehmen. Die Pflicht, sagte er sich, hört niemals auf, Pflicht zu sein. Als das bayerische Volk in banger Unruhe auf die Bahre blickte, auf welcher der Märtyrer unheilvollen Überschwanges lag, hielt es der Älteste des Königshauses für seine Pflicht, stark, hoffnungsvoll, tätig zu sein; er ergriff die Zügel mit sicherer, dennoch sanfter Hand. Wohl mag ihm ein schönes Wort seines königlichen Großvaters in den Sinn gekommen sein: »Ich wünsche, ich wäre nie Regent eines Landes geworden; da ich es aber bin, so will ich möglichst vielen dasjenige Glück schaffen,

dessen ich selbst verlustig ging!« Wie viele Warn- und Mahnrufe wurden bei dem Thronwechsel im Jahre 1886 laut! Überflüssige Sorge! Der einfache, weitsehende, welterfahrene Mann hat seit jenem Trauertage niemals des Volkes Rechte verlehrt, immer des Volkes geistige und leibliche Wohlfahrt gefördert. Fest und treu steht er zu Kaiser und Reich, wenn er auch Bayerns Selbständigkeit nicht aufopfern will. Abgetan, für immer abgetan ist jene Politik von 1806, welche aufrichtige Freundschaft jenseits der deutschen Grenze voraussetzte und, um vom Reich sich unabhängig zu machen, dem Fremden Dazuliegendienste leistete. Bayerns Fürsten selbst waren es, die den politischen Rechenfehler erkannten und an die Stelle der diplomatischen Kunststücke alten Stils die wahre Staatskunst setzten: deutsche Treue! Ein ausländischer Ränkespinner hat am Isarstrande nichts mehr zu hoffen; Großmannsucht und Welfenpolitik sind aufgegeben, und doch stellt sich Bayern als volle Persönlichkeit nach außen dar, ein geachtetes Glied des Deutschen Reiches und im Innern wohlgefügt, gesund und glücklich.



Die Könige Sachsens.

Don Gustav Buchholz.

Die deutschen Fürsten der Aufklärungszeit haben alle eine gewisse Familienähnlichkeit. An gewissenhafter Pflichttreue und landesväterlicher Sorgsamkeit übertrifft keiner von ihnen den ersten sächsischen König, keiner auch an steifer Pedanterie und kleinbürgerlicher Enge. Auf die genialischen Ausschreitungen Augusts des Starken, auf die weiche und lässige Künstlernatur seines Sohnes hat mit Friedrich August dem Gerechten eine treue und ehrliche, aber hausbackene und ideenlose Moralität ihren Einzug in das Dresdener Schloß gehalten. Ein Ver-

ehrer des Alten und der überlieferten Formen, ist dieser Fürst, obwohl ein unermüdlicher Verwalter und ein vorzüglicher Finanzmann, doch nicht der Neuschöpfer seines Staates im Sinne der politischen Ideale des Zeitalters geworden. Woran es ihm vor allem gebrach, war die Kraft, große Entschlüsse zu fassen und festzuhalten, ohne die ein staatsmännisches Wirken nicht möglich ist. Vor neue Verhältnisse gestellt, versagte er regelmäßig. In der auswärtigen Politik hatte er als Kurfürst sein Schifflein im Fahrwasser der preussischen Macht eingehersteuert, manchmal zögernd und widerwillig, aber doch schließlich immer der Strömung nachgebend. Als dann Preußen bei Jena zusammengebrochen war, zogen ihn die Strudel der napoleonischen Politik willenlos mit sich fort. Er nahm die Krone aus der Hand des Usurpators, mit ihr zugleich das verderbliche Geschenk des wiederhergestellten Polens. Im Frühjahr 1813 kam die Schicksalsstunde für ihn und sein Land. Daß er der nationalen Bewegung dieser Tage verständnislos gegenüberstand, wird ihm heute niemand mehr zum Vorwurf machen wollen. Auch Friedrich Wilhelm III. von Preußen hat sie nicht begriffen. Aber Friedrich August begriff — und das war schlimmer — die wahren Interessen seines Landes nicht.

Die diplomatische Lage Sachsens war damals dank der Geschicklichkeit seines auswärtigen Ministers, des Grafen Senfft, durchaus keine verzweifelte. In der Wiener Konvention vom 20. April war Sachsen der bewaffneten Friedensvermittlung Österreichs beigetreten. Dafür garantierte dieses dem Könige sein Stammland und machte sich anheischig, ihm für den Fall, daß er im Frieden auf den polnischen Besitz werde verzichten müssen, eine Entschädigung zu verschaffen, für die Erfurt und die sächsischen Herzogtümer in Thüringen ausersehen waren. Ein Vertrag, der Sachsen nach

jeder Richtung hin sicherte und ihm die Aussicht auf eine gehobene Stellung in dem befreiten Deutschland eröffnete. Aber die Zustimmung zu dem Vertrage war dem König von seiner Umgebung abgerungen, er selbst sah in dem Abschwenken von Napoleon eine Abweichung von der Linie jener »Politik des ehrlichen Mannes«, zu der ihn sein Gewissen verpflichtete; er fürchtete zugleich die Rache des Kaisers. Er war auch hier der Gehobene gewesen, nicht der selbständig handelnde. Das wurde sein Verhängnis und, wenn man will, seine Schuld. Denn als nun der erste Waffengang dieses Krieges noch einmal für Napoleon entschied, und der Sieger von Lützen in das von den Verbündeten geräumte Dresden einrückte, da brach die Widerstandskraft des schwachen Mannes. In einem überstürzten Systemwechsel sagte sich Friedrich August von Österreich los und warf sich seinem »großen Verbündeten« wieder in die Arme, der die Rückkehr des reumütigen Vassallen zu einer Schaustellung seines Triumphes machte. Bald genug enthüllte sich die Kurzsichtigkeit dieser unseligen Politik der Schwäche. Bei Leipzig ward auch Sachsens Geschick und das seines Königs entschieden. Aus der Neuordnung der Dinge auf dem Wiener Kongreß ging das Land um mehr als die Hälfte verkleinert, im wesentlichen auf die alte Mark Meissen beschränkt, hervor. Und in diesem neuen Sachsen der weißgrünen Landesfarben fanden — eine nur zu begreifliche Erscheinung — Preußenhaß und partikularistische Verbitterung fast auf Menschenalter hinaus ihre bleibende Stätte.

Als König Friedrich August nach im ganzen nahezu sechzigjährigem Regiment am 5. Mai 1827 starb, hinterließ er seinem Bruder und Nachfolger das Land in einer innerpolitischen Rückständigkeit, die selbst im damaligen Deutschland der Restauration kaum ihresgleichen hatte. König Anton (1827–36) — als

er den Thron bestieg, schon ein Zweihundsebziger — war nicht der Mann, hier bessernd einzugreifen. Er war ein gutmütiger, bescheidener Herr von einfachen Gewohnheiten, aber von Staatsgeschäften verstand der einst für den geistlichen Stand Erzogene und später durch brüderliche Eifersucht Zurückgedrängte nicht das mindeste. »Alles möglichst beim alten zu lassen«, war sein ausgesprochener Wunsch. Aber die Zeit drängte ungestüm vorwärts und wollte nicht warten. Der Ausbruch der Juli-revolution entfachte wie in anderen deutschen Staaten auch in Sachsen Unruhen (September 1830), die sich bezeichnenderweise nicht gegen die staatliche Verwaltung, sondern gegen die Korruption und Mißwirtschaft der städtischen Magistrate kehrten, in ihrem Gefolge aber einen vollständigen Systemwechsel herbeiführten. Mit dem bisherigen leitenden Minister, dem Grafen Einsiedel, verschwanden die Traditionen Friedrich Augusts des Gerechten, die Ernennung des königlichen Neffen und präsumtiven Nachfolgers, des Prinzen Friedrich August, zum Mitregenten besiegelte den Anbruch einer neuen Zeit. Mit dem sicheren Takte des Herzens ausgestattet, wußte der junge, dreiunddreißigjährige Prinz in seiner offenen, warmherzigen Männlichkeit jede Regung mißtrauischer Widerseßlichkeit zu überwinden. Sein schönes Wort: »Vertrauen erweckt Vertrauen«, das bald die Runde durch Europa machte, eroberte ihm die öffentliche Meinung. Das politische Leben Sachsens, lange durch künstliche Dämme zurückgestaut, begann sich fruchtbar zu entfalten. Bernhard von Lindenau, unter den sächsischen Ministern im 19. Jahrhundert zweifellos der hervorragendste, ward der Schöpfer dieses neuen modernen Staates. Er rang den alten privilegierten Ständen die Verfassung vom 4. September 1831 ab, durch die Sachsen in die Reihe der konstitutionellen Staaten

eintrat, er führte in verschiedenen Etappen eine Anzahl dringend nötiger Reformen in Verwaltung und Justiz durch, befreite Grund und Boden und schloß Sachsen im Vertrage vom 30. März 1833 dem preußischen Zollvereine an. Mit einem ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung lohnte das Land diese Ära gesunder und maßvoller Reformen; die sächsische Industrie, der der Zollverein ein weites Absatzgebiet erschloß, trat an die Spitze der deutschen, mit ihr schwoll der Handelsverkehr mächtig an. Den Hochstand dieser Entwicklung kennzeichnet die Tatsache, daß in Sachsen die erste größere deutsche Eisenbahn gebaut wurde (1837 bis 1839 Leipzig — Dresden).

Aber das Verhältnis zwischen Volk und Krone blieb nicht ungetrübt. Dem liberalen Geiste des Zeitalters, der gerade in dem jungen Industriestaate eine Macht geworden war, genügte die bescheidene, aber praktisch erfolgreiche Reformarbeit der Regierung nicht. Er verlangte stürmisch die Verwirklichung seiner Forderungen und erregte mit seinen Schlagworten die Massen. Dazu kam noch eins: das unselige konfessionelle Mißtrauen des sächsischen Volkes, das seinem Fürstenhaus den Schritt von 1697 bis zum heutigen Tage nicht verzeihen kann und immer wieder katholisierende Tendenzen am Hofe wittert. König Friedrich August II. war wie sein Vorgänger kinderlos. Die Regierung mußte auf seinen Bruder, den Prinzen Johann, übergehen. Der galt als bigott und jesuitenfreundlich und war im höchsten Grade unpopulär. Bei seinem Aufenthalt in Leipzig (August 1845) kam es zu aufrührerischen Kundgebungen gegen ihn, die, blutig unterdrückt, die öffentliche Meinung nur noch mehr erbitterten.

Der liberalen Strömung verband sich die nationale, das Verlangen des deutschen Volkes nach politischer Einheit. Aus ihrem Zusammenschluß erwuchs die Bewegung des Jahres 1848. König Friedrich August

war zu Konzessionen nach der einen wie der andern Richtung bereit. Er berief ein neues liberales Ministerium und bewilligte liberale Reformen. Er hatte den redlichen Willen, die Monarchie auf volkstümlicher Grundlage zu errichten, und er war zugleich, wie er feierlich vor dem Landtage erklärte, »zu Opfern bereit, welche die Umschaffung eines Staatenbundes in einen Bundesstaat von den einzelnen Souveränen erheischte«. Aber die hoffnungsvollen Anfänge der Bewegung gingen bald, wie allerorten so auch in Sachsen, in einen wüsten Radikalismus über, der ja so oft der Feind eines gesunden Fortschrittes ist. Seine revolutionären Ausschreitungen trugen gerade in Sachsen einen besonders widerwärtigen Charakter (Dresdener Maiaufstand von 1849). Auch verhinderte die unklare Schwäche der preußischen Politik und Österreichs Wiedererstarken nach jähem Fall eine gedeihliche Lösung der deutschen Frage. So ward die Revolution durch die Reaktion abgelöst, die für Sachsen durch das System Beust verkörpert wird. Unter entschlossener Abwendung von allen bisherigen volkstümlichen Idealen, aber unter dem Beifall der von den Verstiegenheiten des radikalen Doktrinarismus abgestoßenen öffentlichen Meinung konnte Beust es wagen, im Staatsstreich vom 3. Juni 1850 mit den liberalen Errungenschaften aufzuräumen und die alten Stände von 1831 zu »reaktivieren«. Auch der enge Anschluß Sachsens an Österreich in der deutschen Frage entsprach der nach dem kurzen nationalen Blühtraum nur zu bald wieder zum Durchbruch gekommenen partikularistischen Grundströmung im sächsischen Volke.

König Friedrich August hat die bitteren Erfahrungen des Jahres 1849 nicht überwunden. Seine Kraft und Frische war von da angebrochen. Ein melancholische Stimmung gewann mehr und mehr Herrschaft über seinen Geist. Mehr noch

als bisher suchte er im Verkehr mit der Natur, deren stillem Walten er von jeher als Botaniker liebevoll nachzugehen gewohnt war, Befriedigung. Im Anschauen der großen Alpennatur seine kranke Seele wieder aufzurichten, unternahm er im Sommer 1854 eine Tiroler Reise. Hier hat ihn bei einem Sturz aus dem Wagen am 9. August in der Nähe von Imst ein jäher Tod ereilt.

Ein fast Dreiundfünfzigjähriger, übernahm König Johann die Regierung. Das damalige Europa hat keinen allseitig gebildeteren Fürsten besessen. Mit dem Weitblick, der Reife und Milde des Weltweisen verband er die Interessen des Gelehrten, die praktischen Kenntnisse des Staatsmannes. Ihn begrüßte der deutsche Juristentag von 1861 als den König unter den Rechtsgelehrten, ihm verdankte die Dante-Forschung entscheidende Förderung und die literarische Welt eine der schönsten Übersetzungen der »Göttlichen Komödie«. Er war gleichermaßen vertraut in der Welt des klassischen Altertums wie in der der Renaissance; aber auch der modernen naturwissenschaftlichen Bildung war er nicht fremd, und das chemische Laboratorium war ihm eine Stätte eifriger Studien.

Seine tiefsten Interessen galten doch seinem Lande. Niemand kannte dessen praktische Bedürfnisse besser als dieser Fürst, der auf seinen jährlichen Inspektionsreisen mit allen Klassen der Bevölkerung und allen Interessenkreisen in Fühlung trat. Wie alle aufbauenden Staatsmänner im letzten Grunde konservativ gerichtet, stemmte er sich doch durchaus nicht gegen die liberalen Forderungen der Zeit. Sachsen erlebte unter ihm in den ausgehenden fünfziger und den sechziger Jahren eine neue Epoche maßvoller liberaler Reformen, welche die Lindenauschen Tendenzen aufnahmen und weiterführten. Patrimonial- und Stadtgerichte verschwanden und wurden ersetzt durch königliche

Bezirksgerichte und Gerichtsämter. Die gutsherrlichen Jagdrechte wurden abgelöst, die Elbzölle beseitigt. Nicht bloß ein neues Strafgesetzbuch, auch ein neues Bürgerliches Gesetzbuch verdankte das Land seiner Waltung. Ganz besonderes Interesse widmete dieser Humanist auf dem Throne der Fortbildung des Unterrichtswesens; ideal war vor allem sein Verhältnis zur Landesuniversität, die aus dieser Zeit ihren neuen Aufschwung datiert. Seit König Johann ward es Sitte, daß die sächsischen Könige in jedem Wintersemester einmal in den Leipziger Hörsälen und Instituten »hospitierten«. Auch an der Entfesselung der wirtschaftlichen Kräfte seines Landes nahm der König persönlichen Anteil. Die Einführung der Gewerbefreiheit (1861), die Errichtung von Handels- und Gewerbekammern, die Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes begleiteten einen wirtschaftlichen Aufschwung, der Sachsens Stellung als des ersten deutschen Industriestaates jedem Wettbewerb entrückte. Das System Beust, so darf man sagen, verlor unter diesem Könige, der selber die Staatsgeschäfte bis ins Detail beherrschte, seine Härten und Schroffheiten, es machte eine unverkennbare Wendung in der Richtung eines gemäßigten Liberalismus durch.

Die deutsche Politik König Johanns beherrschte die »Triasidee«, der Gedanke, den beiden deutschen Großmächten den Bund der mittleren und kleinen als einen politischen Faktor gegenüberzustellen. Die Geschichte hat über diesen Gedanken gerichtet, ebenso über den sächsischen Bundesreformplan von 1861, aber sie erkennt die Reinheit der politischen Beweggründe des Königs an, dem es hier wie später auf dem Frankfurter Fürstentage von 1863 immer darum zu tun war, zwischen Österreich und Preußen zu vermitteln. Eine Trübung des Verhältnisses zu Preußen trat erst nach dem militärischen Zwischenfall von Rendsburg ein, wo die sächsisch-hannoverschen

Bundesexekutionstruppen in Holstein preußischer Übermacht hatten weichen müssen. Der Ausbruch des Krieges von 1866 fand König Johann auf seiten Österreichs. Er hatte bis zuletzt auf dem Bundesstandpunkte verharret und die preußischen Aufforderungen zum Eintritt in einen neuen Bund abgelehnt. Daß er damit eine politische Kurzsichtigkeit beging, hat der Erfolg gelehrt. Er überschätzte eben Österreichs militärische Kraft wie einst Friedrich August der Gerechte die Stärke Napoleons, und nahe genug war seinem Lande das Schicksal, dem siegreichen Preußen diesmal ganz zur Beute zu fallen. Aber ein Unterschied bestand: König Johanns freier und selbständiger Entschluß hatte einen Faktor im Spiel der politischen Kräfte bedeutet; nicht minder hatte die heldenhafte Haltung der Sachsen bei Jitschin und Königgrätz unter der Führung des Kronprinzen Albert, wenn sie auch Österreichs militärischen Zusammenbruch nicht hindern konnte, den Wert der militärischen Bundesgenossenschaft Sachsens glänzend erhärtet. Gewiß war das, als es sich nun schließlich bei den Friedensunterhandlungen um Sein oder Nichtsein des sächsischen Staates handelte, nur mehr ein moralisches Moment, aber es hat Sachsen gerettet. Kaiser Franz Joseph fühlte sich diesem Bundesgenossen gegenüber so stark verpflichtet, daß er auf seiner Unverletzlichkeit bestand. Seine Unterhändler erklärten, daß er lieber das Schlachtenglück noch einmal versuchen werde, ehe er Sachsen preisgebe.

So trat Sachsen im Frieden von Berlin (21. Oktober 1866) mit ungeschmälertem Besitzstand in den norddeutschen Bund unter preußischer Führung ein. Der Schritt war nach dem Vorangegangenen nicht leicht, aber der König war bereit, ehrliche Bundestreue zu halten. »Mit derselben Treue, mit der ich zu dem alten Bunde gestanden, werde ich zu der neuen Verbindung halten«, erklärte eine Pro-

klamation bei seiner Rückkehr. Dennoch bedurfte es Jahre, bis die Erinnerung an die Bitterkeit des Bruderkrieges ver-
nabte, und im sächsischen Dolke ist der Preußenhaß noch lange lebendig geblieben. Erst auf den Schlachtfeldern Frankreichs wurde der Boden für eine wahre Versöhnung der so lange zerrissenen deutschen Stämme bereitet. Daß hier die Sachsen unter der Führung ihrer Prinzen Albert und Georg ruhmreich mitkämpften und bei St. Privat und Beaumont den Sieg entschieden, trug nicht wenig dazu bei, dem nationalen Gedanken auch in Sachsen zum Durchbruch zu verhelfen.

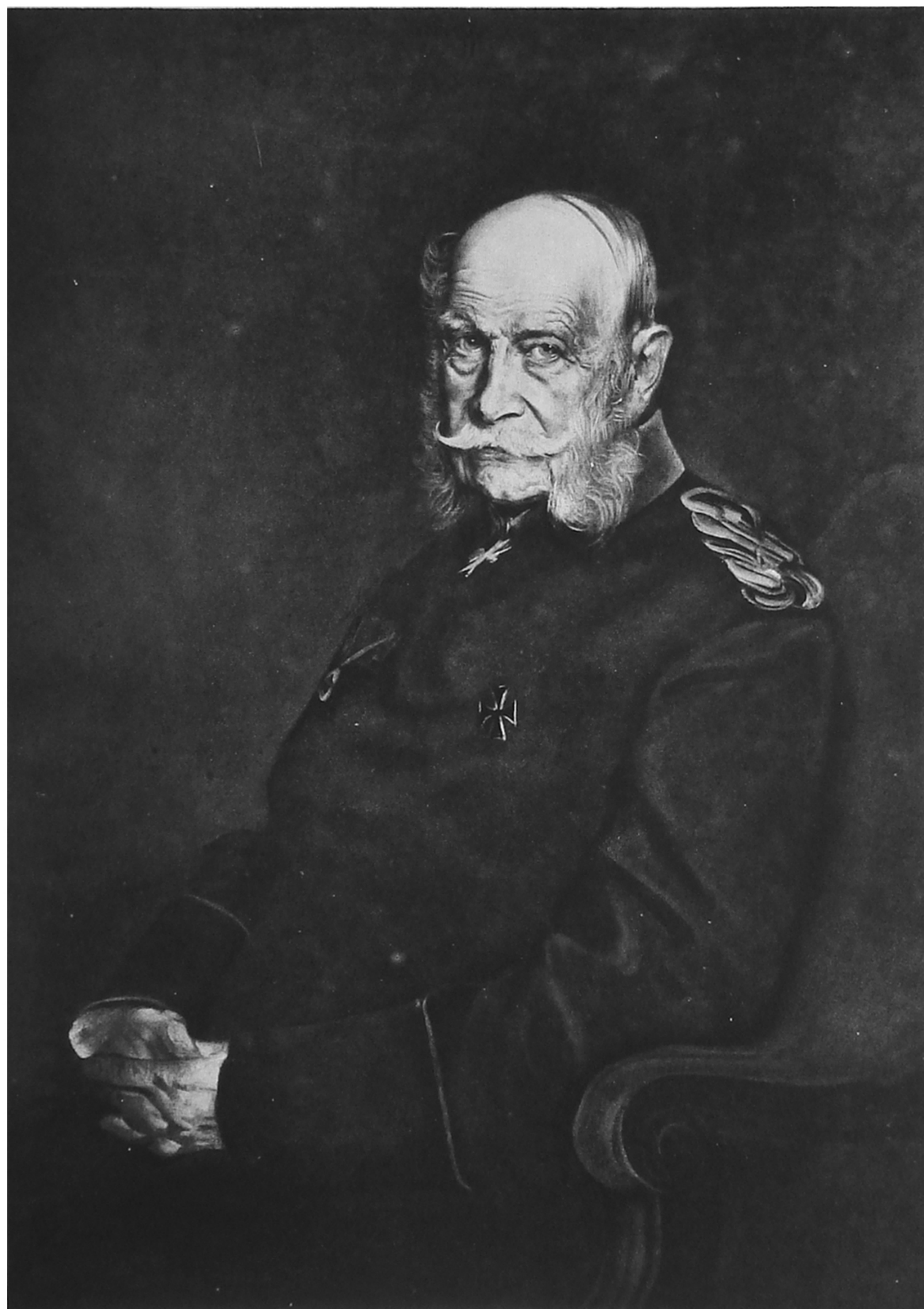
Am 22. Oktober 1873 verschied König Johann. Er hinterließ seinem Sohne die nicht leichte Aufgabe, für sich und seine Krone im Rahmen des neuen Reiches die ihm zukommende Stellung zu finden. Denn nicht zu leugnen ist, daß der Umfang des landesfürstlichen Wirkungskreises durch das Reich und seine Zentralregierung ganz wesentliche Einbußen erlitten hat, und daß die Landesregierung in vielen Fällen auch des innerstaatlichen Lebens heute nur mehr der Beauftragte und das ausführende Organ der Reichsgewalt ist. Nur einer starken fürstlichen Persönlichkeit, die sich doch immer loyal in den Grenzen ihres Machtbereiches hält, wird es möglich sein, die Schwierigkeiten der veränderten Lage zu überwinden, die Treue gegenüber dem Reiche in der Erfüllung vielfältiger Pflichten mit der vollen Wahrung der eigenen Würde und Selbständigkeit zu verbinden, ja vielmehr nun als Teilhaber an der Bundesgewalt sich einen Einfluß und ein Ansehen zu sichern, das die Stellung eines mittelstaatlichen Souveräns von ehemals weit überragt. König Albert hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Von ihm hatte einst, als der 24jährige Prinz am Petersburger Hofe zu Besuch war, Kaiser Nikolaus I., ein guter Menschenkenner, geurteilt: »Es ist wahrhaftig

schade, er hätte die Befähigung, das größte Reich der Welt zu beherrschen.« Das Schicksal hatte ihn an einen weniger weit sichtbaren Platz gestellt, aber seine persönliche Leistung war darum nicht geringer. Was ihn groß machte, war die harmonische Verbindung schlicht menschlicher Eigenschaften mit einer hervorragenden Begabung, die schöne Herzenswärme und unermüdlische Pflichttreue, die Lauterkeit und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung, die nüchterne Klarheit und Unbestechlichkeit des Urteils und, auf sie gegründet, die kühne Festigkeit eines entschlossenen Willens. So steht er vor uns als Feldherr wie als König, kein Hauch von Pose an ihm, alles echt und wahrhaftig, und über dem Ganzen ein köstlicher Zug weltoffenen, lebenswürdigen Humors. Seinen Wert erkannten die Großen einer großen Zeit. Wie der Sieger von St. Privat noch auf dem Schlachtfelde die Ernennung zum Oberbefehlshaber der neugebildeten Maasarmee erhielt, so war ihm später, als politische Wetterwolken wiederholt aufstiegen, im Falle eines Krieges, der Deutschland nach zwei Seiten engagierte, der Oberbefehl gegen Rußland zugebracht. Und als Kaiser Friedrich sein Ende kommen fühlte, da wußte er seinen Sorgen keinen besseren Trost, als seinen jugendlichen Sohn diesem treuen Freunde und Berater ganz besonders ans Herz zu legen. Ebenfalls mit Bismarck verband den König ein enges Band gegenseitigen Vertrauens. Er hat auch dem Verfassen die Treue gehalten. Als der Jubel seiner Dresdener im Jahre 1892 den großen »Handlanger« der Weltgeschichte umbrauste, Gründe der Staatsräson es aber dem Könige verboten, den in Ungnade Gefallenen zu empfangen, da hat er es ihm wenigstens schriftlich gesagt, welch ein Segen durch sein Wirken auch in sein eigenes Leben übergeströmt sei. Anders zu handeln wäre dem schlichten Gefühl des Königs unmöglich erschienen.

Als dann einige Jahre später der leidige Streit um die lippeische Regentschaft die Gemüter in Deutschland erregte, weil Kaiser Wilhelm sich bei dieser Gelegenheit in Widerspruch zur allgemeinen Auffassung der Rechtslage gesetzt hatte, da war König Albert der gegebene Schiedsrichter, den der Kaiser selbst anrief, und dessen Spruch das verletzte Rechtsgefühl des Volkes dankbar begrüßte. Auch in seiner engeren Sphäre haben niemals äußere Rücksichten die Handlungsweise dieses Fürsten bestimmt. Ohne zu zögern, setzte er seine Popularität aufs Spiel, als das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen im sächsischen Landtage die Gefahr einer Lahmlegung des inneren Staatslebens zeitigte und sich die Notwendigkeit einer rechtzeitigen Änderung des Wahlgesetzes ergab. Schwer hat auch dieser Wettiner, wie sein Vater ein überzeugter und ehrlicher Katholik, an der konfessionellen Differenz getragen, die sich, Mißtrauen säend, mehr als einmal zwischen ihm und sein Volk stellte. Bittere Erfahrungen, die er machen mußte, haben ihm da wohl einmal die schmerzliche Frage an einen der ersten lutherischen Geistlichen seines Landes auf die Lippen gelegt: »Habt Ihr denn noch ein bißchen Vertrauen zu mir?«, aber sie haben die herzliche Teilnahme, die er auch den Angelegenheiten der sächsischen Landeskirche zuwandte, nicht herabgemindert. Wenn aber eins ihm beim Rückblick auf ein wechselvolles Leben das Herz höher schlagen lassen konnte, so war es außer der Freude an dem steigenden materiellen Aufschwung seines Landes, an dem auch seine Regierung in vielgestaltiger Fürsorge redlich mitgearbeitet hatte, — das erhebende Bewußtsein, daß die Zeit der partikularistischen Vereinsamung Sachsens, unter der es so lange gelitten hatte, jetzt dauernd vorüber, daß der starke Wille des sächsischen Lebens tief eingetaucht sei in den flutenden Strom der

**FRANZ
VON LENBACH**

⊠ KAISER WILHELM I. ⊠



nationalen Gesamtbewegung Deutschlands, selber tragend und getragen in unlöslicher Verbindung. Daß er an dieser Wendung persönlich und wesentlich mit beteiligt war, dies Verdienst wird die deutsche Geschichtschreibung dem König Albert nicht vergessen.

Seinem Bruder und Nachfolger Georg, der am 19. Juni 1902, selber schon dicht an der Schwelle der Siebzig, den Thron bestieg, waren nur zwei kurze Jahre der Regierung vergönnt. Zwei Jahre voll bitteren Herzeleides und schmerzlicher Erfahrungen. Der müde Mann, dessen Auge so freundlich leuchten konnte, der an Reinheit der Gesinnung, Pflichttreue und Herzenswärme seinem Bruder nicht nachstand, der ein so feines moralisches Gefühl hatte für den Wert oder Unwert derer, die ihm nahen, er hätte vielleicht seinem Volke noch eine kurze Spanne Zeit erhalten bleiben können. Aber was ihm auferlegt wurde, mußte auch stärkere Schultern brechen. Schon der Tod seines jüngsten Sohnes, der im September 1900 durch einen nächtlichen Sturz aus dem Wagen verunglückte, hatte ihn tief getroffen. Furchtbarer noch war das Schicksal, das eine Frau, die bestimmt war, künftig das Diadem einer sächsischen Königin zu tragen, über ihn und sein Haus brachte. Das Schwerste aber war doch für sein landesväterliches Herz, daß die öffentliche Meinung ganz Sachsens, und mit ihr die Deutschlands, offen für die »tief Gefallene« Partei nahm und in unbegreiflicher Verblendung Anklagen und Verdächtigungen gegen das ehrwürdige Haupt des Königs und seinen Hof erhob. Daß er darüber »selbst in den schwersten Augenblicken nicht das Vertrauen zum Volke verloren« hat, wie an seinem Todestage, dem 15. Oktober 1904, die Proklamation des nunmehrigen Königs Friedrich August III. verkündete, ist gewiß ein unvergängliches Monument hochherziger Seelenstärke. Aber sein Herz ist ihm doch darüber gebrochen.

An dem Andenken des Königs Georg, des Dulders auf sächsischem Throne, hat sein Volk viel wieder gut zu machen. Was dem Vater versagt war, erblüht seinem Sohne und Nachfolger ungesucht. König Friedrich August III. bescheidene und dabei herzhaft und offene Männlichkeit, die lautere Schlichtheit seines Wesens hat ihm in einem kurzen Jahre aller Herzen gewonnen. Nach schweren Zeiten der Prüfung leuchtet ihm ein neues Glück in der Liebe seines Volkes.



Die Könige Württembergs.

Von Eugen Schneider und Paul von Stälin.

König Friedrich. Der württembergische Fürst, der seinem Hause die Kurwürde und bald darauf die Königskrone erwarb, wurde am 6. November 1754 zu Treptow in Pommern geboren, wo sein Vater, Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der Gemahl der Prinzessin Sophie Dorothea von Brandenburg-Schwedt, in preussischen Diensten stand. Er selbst wurde preussischer, später, als der russische Thronfolger Paul seine Schwester heimgeführt hatte, russischer General. Plötzlich floh er unter Zurücklassung seiner Gemahlin von dem Hofe der verwilderten Kaiserin Katharina II., nahm bald da, bald dort Aufenthalt und ließ sich zuletzt in dem heimischen Ludwigsburg nieder, um das Land, dessen Erbe er werden sollte, kennen zu lernen. Kurz ehe er zur Regierung gelangte (23. Dezember 1797), schloß er eine zweite Ehe mit der englischen Kronprinzessin Charlotte Mathilde. So war der Fürst, der zur Zeit der großen politischen Umwälzungen den kleinen Staat seiner Väter regierte, durch reiche Erfahrungen in der Fremde gereift,

durch herbes Geschick gehärtet, durch mächtige Familienverbindungen getragen. Der ebenso begabte wie tatkräftige Mann blickte mit Spott auf die kleinlichen Verhältnisse seines Landes. Das höchste Heiligtum des Altwürttembergers, die Verfassung, hatte sich so entwickelt, daß eine Regierung verpöbelter Prälaten und Bürgermeister der herzoglichen Gewalt an die Seite getreten war. Namentlich die kaum beendigten Streitigkeiten der Landschaft mit dem verschwenderischen Herzog Karl hatten gezeigt, daß jene, die über den Steuerbeutel verfügte, dem Landesherrn mit Erfolg Widerstand leisten konnte. Das wäre einer Herrschernatur wie Friedrich unleidlich gewesen, auch wenn er nicht in der gerade damals besonders schwierigen Lage sich überall gehemmt gefühlt hätte.

Württemberg hatte sich sehr gegen die Ansicht des Erbprinzen Friedrich 1796 dem Frieden mit Frankreich angeschlossen. Friedrich hielt es für schimpflich, sich von Österreich und damit vom Reich zu trennen; nur durch gänzliche Ergebnisse und erprobte Unwandelbarkeit der politischen Grundsätze, so erklärte er, können kleine Mächte das Zutrauen großer erwerben. Trotz dem lebhaften Widerstand der Landstände benutzte er das vorübergehende Glück der österreichischen Waffen, um 1799 einen Vertrag mit Österreich abzuschließen, in dem der Friede mit Frankreich für aufgehoben erklärt, das württembergische Heer Österreich zur Verfügung gestellt, von diesem aber Erhaltung des Landes und Schutz des Herzogs gegen die Übergriffe der Landstände versprochen wurde. Den Landständen selbst war der Herzog am Anfange freundlich entgegengekommen. Er hatte mancherlei Beschwerden abgeholfen, um durch Frieden im Innern die Geltung nach außen zu erhöhen. Seine Stellungnahme gegen Frankreich machte den Streit aufs neue an. Um so

klarer trat Friedrich als Ziel vor Augen, nicht nur die Landesgrenzen, sondern auch die eigene Macht im Lande auszu dehnen. Diese beiden Gesichtspunkte hat er von Anfang an festgehalten. Auch Frankreich gegenüber suchte er die Notwendigkeit eines wesentlich vergrößerten und gekräftigten Württembergs darzulegen.

Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 brachte dem Herzog bedeutenden Zuwachs und die ersehnte Kurwürde: Erfolge, die ihn in seinem immer schärferen Vorgehen gegen die Landstände bestärkten. Da kam die folgenschwerste Entscheidung heran. Österreich war nicht imstande gewesen, das Land zu schützen. Ein neuer Zusammenstoß mit Frankreich stand bevor, ohne daß Friedrich von seinem Verbündeten Aufschlüsse über die Lage der Dinge hätte erhalten können. Der französische Gesandte verlangte im August 1805 die runde Erklärung, ob für oder gegen Frankreich; Bayern hatte sich schon für dasselbe entschieden. Der württembergische Geheime Rat erklärte, das Land sei ohne den Anschluß verloren. Da wich der Kurfürst der Gewalt. Im Oktober traf Napoleon selbst in Ludwigsburg ein und erzwang Stellung starker Hilfstruppen, wogegen er Anteil an etwaigen Eroberungen und volle Souveränität in Aussicht stellte. Durch den Preßburger Frieden erhielt denn auch Friedrich starke Gebietsvermehrung und die Königskrone. Sofort wurden die Landstände für immer nach Hause geschickt. Die Kehrseite zu dieser Vergrößerung brachte die Errichtung des Rheinbundes. Als der Gedanke auftauchte, wehrte sich der König zuerst entschieden gegen eine solche Bevormundung. Er hat denn auch nachher dem Protektor Napoleon gegenüber seine Würde möglichst gewahrt: er trat Übergriffen französischer Generale mit Erfolg entgegen und verweigerte die Überlassung von

Truppen nach Spanien, so daß Napoleon bedauert haben soll, daß er ihm nicht den Krieg erklären könne. Württembergische Truppen kämpften gegen Preußen, Österreich und Rußland, 1813 gegen die Verbündeten. Bei Leipzig trat der Rest der württembergischen Reiterei zu diesen über, wofür ihr Führer das Land meiden mußte; der König selbst hielt zu Napoleon, bis er nicht mehr konnte.

Während der Rheinbundzeit hat König Friedrich die ganze Verwaltung seines Landes neu geordnet. Durch Vereinheitlichung des Rechtes, Ausbau der Gesetzgebung, Einsetzung zahlreicher Behörden, Gleichstellung der christlichen Glaubensbekenntnisse ist es ihm, wenigstens äußerlich, gelungen, die verschiedenartigen Bestandteile seines Königreichs zusammenzuschweißen. Aber das Ganze geschah ohne jede Rücksicht auf eingebürgerte und liebgewordene Einrichtungen, ohne Planmäßigkeit im einzelnen — werden doch 2342 Verordnungen aus dieser Zeit gezählt — und im Geiste rein polizeilicher Bevormundung. Die Presse wurde geknebelt, geheime Aufpasser verhinderten in Wirtshäusern und Privatgesellschaften politische Gespräche, die Auswanderung wurde verboten, was unzufrieden schien, unter die Soldaten gesteckt. Die Selbstverwaltung der Gemeinden wurde aufgehoben, die Kirchen wurden durch Vereinigung des Kirchengutes mit dem Staatsvermögen in Abhängigkeit versetzt. Daß dabei der Hof Pracht und Glanz zeigte, daß namentlich die königlichen Jagden die Untertanen zur Verzeißlung brachten, vermehrte die allgemeine Unzufriedenheit.

Als nach dem Erlöschen des Rheinbundes der Wiener Kongreß die Neugestaltung Deutschlands bringen sollte, setzte König Friedrich alle Hebel an, um in dem zu schaffenden Bundesstaate möglichste Unabhängigkeit zu erlangen, und als er sah, daß der Bund zustande kam, überraschte er die Welt, indem er seinem

Landes von sich aus eine Verfassung schenkte (1815), die verhältnismäßig um so liberaler war, als sie Stimmung gegen Eingriffe des Bundes machen sollte. Aber die einberufenen Landstände lehnten das Geschenk ab und verlangten vertragsmäßigen Abschluß; die einen sehnten sich nach der alten Verfassung, die anderen hofften vom Bunde Wahrung ihrer Rechte. So wiederholte sich ein bitterer Kampf zwischen Fürst und Ständen, nur daß diesmal jener eher zum Nachgeben bereit war, während diese dem lange gesammelten Grolle Luft gaben. Wieder sollten fremde Mächte in den Streit hineingezogen werden. Da fand er durch den Tod Friedrichs (30. Oktober 1816) ein Ende. Die Beamten hatten Mühe, öffentliche Freudenbezeugungen zu verhindern. So sehr hatte die gewalttätige Seite seines Wesens das Große in den Hintergrund gedrängt, das er für sein Land geschaffen, und heute noch wird seine geschichtliche Bedeutung vielfach über seiner harten Persönlichkeit vergessen.

König Wilhelm I. König Friedrichs Sohn Wilhelm (geb. am 27. September 1781 zu Lüben in Schlesien) wurde vom Lande mit frohen Erwartungen begrüßt. War er doch selbst mit dem Vater zerfallen, hatte sich auf die Seite der Landstände gestellt und hatte sich im Feldzuge gegen Frankreich als tüchtiger Feldherr gezeigt. Von ihm und seiner geistreichen Gemahlin, der Großfürstin Katharina, erhoffte man vielfach ein neues Zeitalter für das ganze Deutschland. Wirklich war seine Überzeugung eine gemäßigt liberale; sein freier Blick machte ihn für die Zeitbedürfnisse empfänglich, sein durchaus praktischer Sinn verwehrte ihm aber, einseitigen Grundsätzen nachzugeben. Und einseitig waren jene Altrechtler, die auch Wilhelms Verfassungsentwurf gegenüber ihre Sondervergünstigungen geltend machten und den König dazu brachten, daß er an Stelle

der Verfassung dem Lande zunächst durch treffliche Organisationsedikte eine geordnete und wohlthätige Verwaltung gab. Erst als der deutsche Bund sich anschickte, sich in die Landesverfassungen zu mischen, bekamen die württembergischen Stände Angst und nahmen 1819 die Verfassung an. Nachdem bald darauf ein Verwaltungsedikt den Gemeinden wiederum größere Selbständigkeit gegeben hatte, war die Umwandlung des alten patrimonialen Schreiberstaates in einen solchen der konstitutionellen Kontrolle eigentlich vollendet.

Den anderen, auch den großen Mächten gegenüber, vertrat König Wilhelm den Standpunkt der Gleichberechtigung. Württemberg oder mindestens ein Verein der kleinen Staaten sollte innerhalb des Bundes und in der europäischen Politik mitzusprechen haben. In der Erregung über das selbständige Vorgehen der Großmächte ließ der König jenes »Manuskript aus Süddeutschland« verassen, das die kleinen Staaten als das reine Deutschland bezeichnete und sie als dritte Macht neben die beiden großen stellte. Als vollends der Kongreß zu Verona die Ausföhrung von ihm nicht mitbeschlossener Maßregeln verlangte, warf er den Großmächten vor, daß sie sich den Einfluß Napoleons anmaßten. Da jetzt auch der Kaiser von Rußland ihn im Stiche ließ, wurde er völlig vereinzelt, mußte den freisinnigen Wagenheim aus Frankfurt abberufen und in den Rücktritt des Grafen Winkingerode willigen (1823). Von da an verzichtete Wilhelm auf die Gegnerschaft gegen die von den Großmächten eingeleitete rückschrittliche Bewegung. Er gab sogar dem Verlangen der Mainzer Zentralbehörde, die Tübinger Hochschule von dem burschenschaftlichen Gift zu reinigen, nach, sorgte aber dafür, daß die Verurteilungen sehr milde ausfielen.

Vielfach hat man dem Könige sein Verhalten gegen den später so berühmten

Friedrich List verdacht, dessen Eintritt in die Kammer verhindert wurde. Aber die ganze Sache spielte sich zwischen der Kammer und den Gerichten ab und List wurde bald begnadigt. Daß Wilhelm den Gedanken Lists nicht fremd gegenüberstand, zeigen seine regen Bemühungen um Zollverträge. Ihm ist der erste zwischen deutschen Staaten abgeschlossene zu verdanken, und an der Schaffung des Handelsvertrages von 1829, wie später des deutschen Zollvereins, gehörte ihm ein guter Teil des Verdienstes.

König Wilhelms innere Haltung gegen fortschrittliche Bewegungen änderte sich erst, als die französische Julirevolution ihre Wellen nach Deutschland warf. Er lebte der Überzeugung, daß, was er seinem Volke geboten, berechtigten Ansprüchen genüge. Auch das öffentliche Hervortreten einzelner mit nicht von ihm gebilligten Gedanken, wie Paul Pfizers Hinweis auf die Notwendigkeit preussischer Führung, bekämpfte er als unbefugt. Die Gegner der Regierung gewannen die Mehrheit im Landtag; heftige Kämpfe entbrannten. Männer wie Ludwig Uhland, Paul Pfizer, Friedrich Römer predigten den Beruf Württembergs, Deutschlands politische Wiedergeburt hervorgerufen. Der König fuhr fort, zweckmäßige und wohlthätige Anordnungen zu treffen; die Furcht des Volkes vor Gewalttat und Umsturz tat das ihrige; so erhielt die Regierung bald wieder die Mehrheit und selbst ein Führer der Gegner mußte gestehen, daß die damalige Regierung die beste sei, die das Land seit dem gefeierten Herzog Eberhard im Barte gehabt habe. Als daher 25 Jahre seit Wilhelms Thronbesteigung vollendet waren, feierte das Land ein Jubelfest ohnegleichen. Hatte sich doch in dieser Zeit durch sachgemäße Hebung von Landwirtschaft, Gewerbe und Handel der Wohlstand bedeutend gehoben.

Erst die Bewegung der vierziger Jahre mit der brennend gewordenen deutschen

Frage brachte ernstliche Unruhen ins Land. Der König selbst hatte die Empfindung, daß eine neue Zeit angebrochen sei. Aber freilich, er wurde bald weiter getrieben als er wollte. Die Einsetzung des liberalen Märzministeriums im Jahre 1848 ließ sich, wenn sie auch durch die Klugheit gefordert war, mit den Ansichten des Königs vereinigen. Die Einsetzung einer Volksvertretung im deutschen Bunde und die Ernennung eines Reichsverwesers billigte er um so mehr, als er die Hoffnung hegte, daß aus der allgemeinen Zerrüttung ein neues, ihn befriedigendes Staatesgebilde hervorgehen werde. Erst die geforderte Einführung der deutschen Grundrechte und die Wendung, die die Frage des Reichsoberhauptes nahm, mißfielen ihm. Trotzdem genehmigte er die Grundrechte. Um die Reichsverfassung nicht annehmen zu müssen, war er schon entschlossen, das Land zu verlassen, und ließ sich nur mit Mühe zurückhalten. Mit Grimm beobachtete er die Aufrührerversuche im Lande, das Einziehen des Rumpsparlamentes in Stuttgart, das Überhandnehmen der entschiedenen Linken gegen die Anhänger des Märzministeriums. Doch ließ er dieses in seinem Beschwichtigungstreben gewähren und beharrte auch nach dessen Entlassung zunächst bei seiner abwartenden Haltung.

An den Bemühungen, eine neue Obergewalt in Deutschland zu schaffen, beteiligte sich König Wilhelm wieder in dem Sinne, daß die mittleren Mächte möglichst Einfluß gewinnen sollten. Daher seine hervorragende Mitwirkung am Vierkönigsbündnis von 1850, daher seine Abneigung gegen die preußische Union, die zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen führte. Diese Abneigung trieb ihn auf die Seite des von ihm sonst ebenso gefürchteten Österreich. Bei einer Zusammenkunft in Bregenz fiel die Äußerung, daß er sich wohl einem Habsburger, nie aber einem Hohenzollern unterwerfen

werde. Allerdings war er auch mit Österreich nicht einverstanden. Die Wiederherstellung des alten deutschen Bundes hielt er für ganz verkehrt und schrieb daher jenen Brief an den Fürsten Schwarzenberg, in dem er eine landständische Vertretung neben der Bundesregierung verlangte.

Als aber der Bund auf der alten Grundlage wiederhergestellt war, da ging es auch in Württemberg, übrigens maßvoll, an die Bestrafung der Widerspenstigen, an die Rückbildung der Rechte der Kammer und des Volkes. Die Verwaltung blieb jedoch eine treffliche, wenn auch das öffentliche Leben ziemlich versumpfte; Aufregung brachte fast nur der Abschluß eines Konkordats mit Rom, dessen Inhalt in die Form eines Staatsgesetzes gebracht werden mußte. Die Tätigkeit des Nationalvereins gab König Wilhelm aufs neue Anlaß zu Mißtrauen gegen Preußen; den Schritten, das Bestehen des deutschen Bundes durch Verbesserungen zu retten, schloß er sich eifrig an, mußte aber erfahren, daß auch Österreich seine eigenen Wege ging. In der entscheidungsvollen Zeit, am 25. Juni 1864, starb Wilhelm, 83 Jahre alt. Er hat sich um Württemberg große Verdienste erworben; seine schwankende Haltung gegenüber den Forderungen der Zeit und zwischen den deutschen Vormächten ist die Ursache, daß in seinem Bilde auch starke Schatten nicht fehlen.

König Wilhelms I. einziger Sohn und Nachfolger König Karl (Friedrich Alexander) war am 6. März 1823 zu Stuttgart geboren und vermählte sich am 13. Juli 1846 mit der Tochter des Zaren Nikolaus I. Olga Nikolajewna. Zum Thron gelangte er am 25. Juni 1864. Es war in einer für die Bundesfürsten der Mittelstaaten äußerst schweren Zeit, denn der Gegensatz zwischen Österreich und Preußen beherrschte die Politik. Zunächst trat der König den von Preußen durch Abschluß eines Zoll- und Handels-

vertrages mit Frankreich angebahnten wirtschaftlichen Verhältnissen bei, stellte sich aber 1866 auf österreichische Seite. Württemberg befehlete die hohenzollernschen Fürstentümer im Auftrage des Bundes. Seine zum 8. Bundesarmee-korps gehörigen Truppen mußten jedoch trotz tapferer Gegenwehr gegenüber den vordringenden Preußen am 24. Juli Tauberbischofsheim mit der Tauberbrücke räumen und sich weiter zurückziehen. Im Anschluß an den Waffenstillstand vom 1. August erfolgte am 13. desselben Monats — die Verhandlungen Preußens mit Württemberg waren die ersten, welche mit einem der süddeutschen Staaten zum Abschluß kamen — der Friede zu Berlin zwischen Württemberg und Preußen, der ersteres zur Anerkennung der durch den Nikolsburger Frieden zwischen Österreich und Preußen geschaffenen Neugestaltung Deutschlands und zur Zahlung von 8 Millionen Gulden verpflichtete. Ein Schutz- und Trutzbündnis von demselben Tage verbürgte den Bestand des beiderseitigen Länderbesitzes und versprach im Falle eines Krieges, für welchen der König von Preußen den Oberbefehl über die württembergischen Truppen zugesagt erhielt, die gegenseitige Unterstützung mit voller Kriegsmacht. Die Stände genehmigten die Verträge.

Der König war jetzt zwar vom Rechtsstandpunkt aus unabhängiger als je einer seiner Vorgänger, allein in einer solchen isolierten Stellung zu verharren war für Württemberg nicht möglich. Trotz vielfacher Verhandlungen über die Neugestaltung der süddeutschen Verhältnisse waren dieselben noch nicht geklärt, als im Jahre 1870 der deutsch-französische Krieg ausbrach.

Der König erließ, aus der Schweiz am 17. Juli nach Stuttgart zurückgekehrt, alsbald, dem Bündnis getreu, den Befehl zur Mobilmachung der württembergischen Felddivision. Er übertrug den

Oberbefehl über sie dem König von Preußen, der sie unter dem Kommando des vom Könige ernannten Generalleutnants von Oernitz der von dem Kronprinzen von Preußen geleiteten 3. Armee und später (vor Paris) der Maasarmee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen unterstellte. Die Württemberger konnten sich schon an den Kämpfen von Wörth (6. August) und Sedan (1. September), Abteilungen derselben bei den Belagerungen von Straßburg und Belfort beteiligen, auch durch Deckung des Schwarzwaldes und des Oberrheins sich Verdienste erwerben. Insbesondere aber die Kämpfe vor Paris am 30. November und 2. Dezember bei Coeuilly-Villiers und Mont-Mesly bzw. Champigny-Brie gaben ihnen Gelegenheit, sich den anderen deutschen Truppen als gleichtätig an die Seite zu stellen. Die französische Grenze hatten 30 233 Mann württembergischer Truppen überschritten, an 22 siegreichen Schlachten, Belagerungen, Gefechten und ernstlichen Zusammenstößen hatten sie sich beteiligt. Der Anteil Württembergs an der französischen Kriegsschädigung betrug 85 400 000 Mark.

Nach Verhandlungen zu Versailles, die württembergischerseits durch die Minister von Mittnacht und von Suckow geführt wurden, erfolgte am 25. November zu Berlin die Unterzeichnung der das neue Deutsche Reich begründenden Verträge insbesondere von seiten Württembergs, das seit 1. Januar 1871 ein Glied desselben ist. Nur einige Vorbehalte, so hinsichtlich des Post- und Telegraphenwesens, der Besteuerung des inländischen Bieres und (allerdings nicht für die Dauer) des Branntweins, wurden zugunsten Württembergs gemacht. Auch eine Militärkonvention, welche die württembergischen Truppen unter den Oberbefehl des Königs von Preußen bzw. Kaisers stellt, wurde am 21. — 25. November abgeschlossen. Der König wurde nunmehr

Regent eines der Souveränität des Reiches untergeordneten Staates, allein andererseits erhielt er durch Teilnahme an der Leitung des deutschen Gesamtstaates eine erhöhte Bedeutung. Die württembergischen Stände gaben ihre Zustimmung zu den Verträgen.

Die nach dem Kriege von 1866 rasch wiederangeknüpften guten Beziehungen zum preußischen Königshause, dessen Haupt Oheim der Königin Olga war, gestalteten sich in der Folge, insbesondere durch wiederholte gegenseitige Besuche, immer freundlicher.

Was die gesetzgeberische und organisatorische Tätigkeit des Königs vor allem im eigenen Lande betrifft, so war insbesondere eine Revision der Verfassung des Jahres 1819 zwar wiederholt Gegenstand von Verhandlungen, doch kam es nur zur Regulierung einzelner Punkte derselben in freisinnigerer Richtung. Weiterhin wurde ein Staatsministerium für die Beratung aller allgemeinen Angelegenheiten geschaffen (1876).

Im Gebiete der Rechtsverwaltung erfolgte die Einführung des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches (1865), die Ausdehnung der Grundsätze des öffentlichen und mündlichen, sowie des Anklageverfahrens (1868), die Einführung einer selbständigen Verwaltungsrechtspflege mit einem eigenen Verwaltungsgerichtshof (1876). Die Eisenbahnen, die sich lebhafter Unterstützung der Stände zu erfreuen hatten, und deren Hauptlinien der Staat selbst baute, wurden, soweit nötig, nach Verhandlungen mit den Nachbarstaaten zum Teil mit Beischüssen Preußens und des Reiches bedeutend vermehrt. In bahnbrechender Weise wurde unter Aufwendung von Staats- und Gemeindemitteln wasserarmen Gegenden des Landes, namentlich der Rauhen Alb und dem Heuberg — im ganzen auf mehr als 2200 km — die Wohltat fließenden Fluß- und Trinkwassers zugeführt (1870 ff.).

In der evangelischen Kirche wurde die Vertretung der Kirchengemeinden auf der obersten Stufe durch Einführung einer bei der kirchlichen Gesetzgebung mitwirkenden Landesynode zum Abschluß gebracht (1867). Der Friede mit der katholischen Kirche blieb im allgemeinen erhalten, wenngleich die Regierung erklärte, daß sie den Beschlüssen und dogmatischen Festsetzungen des vatikanischen Konzils keinerlei Rechtswirkung auf staatliche oder bürgerliche Verhältnisse zugestehen (1871).

Das Heerwesen erfuhr nach dem Kriege von 1870—71 nach preußischem Muster eine vollständige Umgestaltung unter Vermehrung der Zahl der Truppen. Es wurde aus ihnen ein eigenes, das 13. (Kgl. württembergische) Armee-korps gebildet. Das Kriegsministerium blieb bestehen, allein die rein militärische Oberleitung und die Ausbildung aller Truppen ging auf das neuerrichtete Generalkommando über. Die Verwilligung der finanziellen Mittel wurde nach einiger Zeit Reichs Sache.

Die auf allen Gebieten des Volkslebens eingetretene Erhöhung der Anforderungen an die staatlichen Leistungen machte eine Vermehrung der staatlichen Einkünfte nötig, was eine Erhöhung der Steuern unter möglichster Schonung der Steuerpflichtigen und gerechterer Verteilung der Steuern, insbesondere Entlastung von Grund und Boden, zur Folge hatte (1873 ff.). Der bisherige Anteil Württembergs an den Zöllen und Zollvereinssteuern wurde dem Reiche überlassen.

König Karl war im ganzen ein Mann des Friedens, für dessen Aufrechterhaltung im Lande er eifrig besorgt war, ein milder, an Freud' und Leid seines Volkes teilnehmender Fürst, Freund der Künste und Wissenschaften, wie auch manche seiner Bauten, z. B. seine Villa bei Berg, ein Muster italienischer Renaissance, und das restaurierte Kloster,

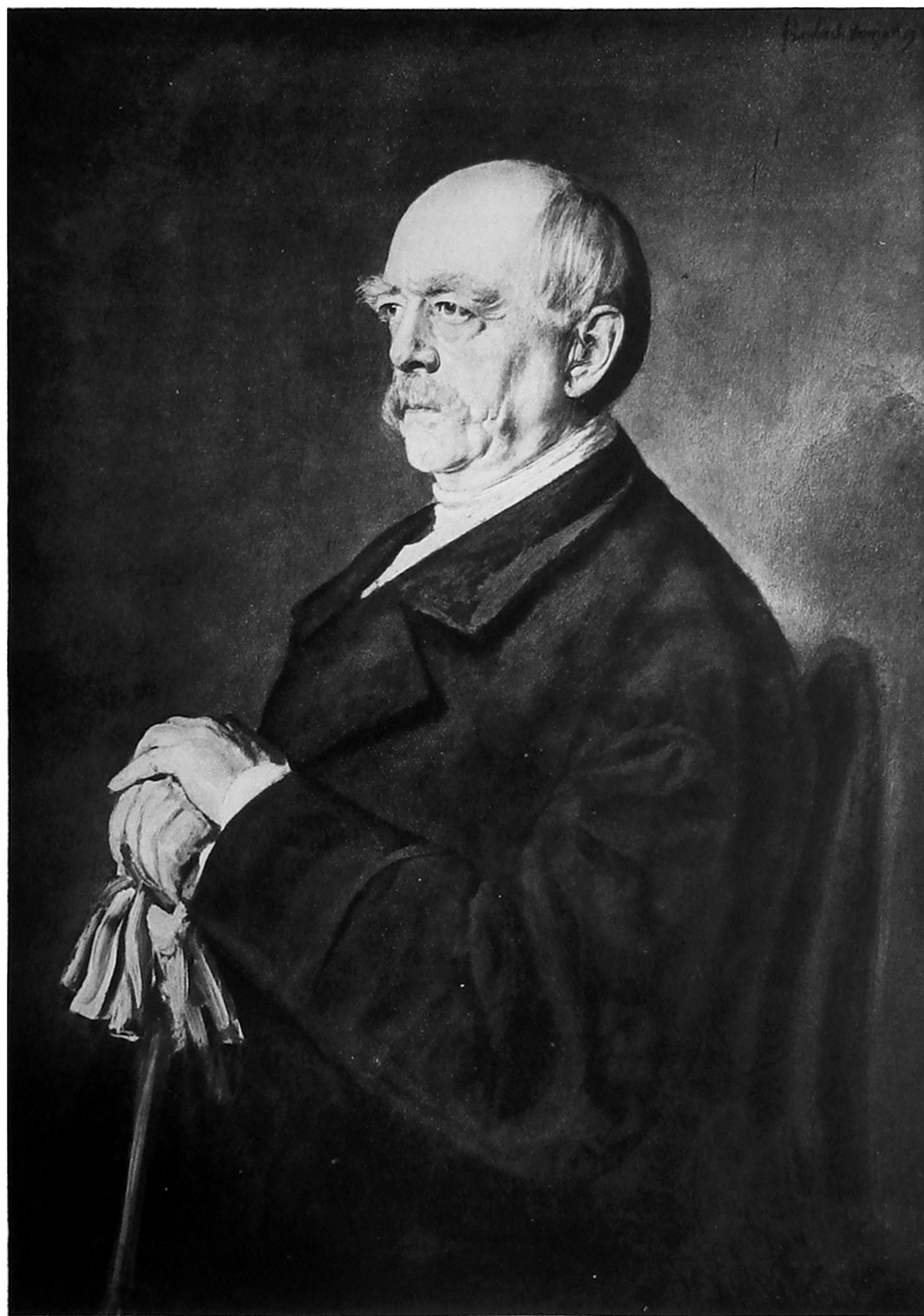
nunmehrige Jagdschloß Bebenhausen, dartin. Seine Verdienste um Land und Volk anerkannte auch letzteres aus Anlaß seines 25 jährigen Regierungsjubiläums im Jahre 1889 dankbar. Er verschied zu Stuttgart am 6. Oktober 1891. Seine Gemahlin, wegen ihrer großen Wohltätigkeit verehrt, folgte ihm am 30. Oktober 1892 im Tode nach. Kindersegen war der Ehe versagt.

Den Ausführungen über die Regierung der früheren württembergischen Könige möge noch ein kurzer Bericht über die wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben und der Regierung des nunmehrigen Königs folgen, welcher in treuer Fürsorge für das Wohl seines Landes, in der Liebe zum deutschen Vaterlande, aber auch an Beliebtheit bei seinem Volke seinem Vorgänger nicht nachsteht. König Wilhelm II. (Karl Paul Heinrich Friedrich), der zunächst zum Throne berufene Agnat, Sohn des Prinzen Friedrich von Württemberg, eines Sohnes von König Friedrichs jüngerem Sohne Prinz Paul, ist am 25. Februar 1848 zu Stuttgart geboren. Er machte den Krieg von 1866 als Leutnant beim 3. Reiterregiment im Hauptquartier der württembergischen Felddivision mit; bei Taubertshausen wurde neben ihm ein Offizier tödlich getroffen. Im April 1869 wurde er nach Preußen kommandiert, zunächst zum 1. Garderegiment zu Fuß, im April 1870 zum Garderegiment. Im September 1869 wurde er zum Oberleutnant, im April 1870 zum Rittmeister befördert. Während des Krieges von 1870–71 war er im Hauptquartier der 3. Armee und wohnte den Schlachten von Wörth, Beaumont und Sedan, sowie verschiedenen Ausfallgefechten vor Paris, besonders dem vom 30. November, bei; auch war er Zeuge der Versailler Kaiserfeier vom 18. Januar 1871. Im März letzteren Jahres trat er in den Verband der preussischen Armee ein, in welcher er wieder bei den Garderegimenten — vorübergehend auch

bei den Garderegimenten —, zuerst als Rittmeister, zuletzt als Oberstleutnant und Kommandeur Dienst leistete, bis er im Mai 1875 mit dem Charakter als Oberst zu den Offizieren à la suite der Armee versetzt wurde. Nach seinem Austritt aus der preussischen Armee als Oberst in das heimische Armeekorps zurückgekehrt, war er 1877 bis 1882, seit 1879 als Generalmajor, Kommandeur der 27. Kavalleriebrigade und wurde in der Folge zum Generalleutnant und General der Kavallerie befördert (1883, 1888). Vermählt hat er sich in erster Ehe am 15. Februar 1877 mit Prinzessin Marie, Tochter des Fürsten Georg Viktor zu Waldeck und Pyrmont, gestorben am 30. April 1882, in zweiter am 8. April 1886 mit Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, Herrn der fürstlichen Sekundogeniturherrschaft Nachod in Böhmen. Der ersten Ehe entstammt die Prinzessin Pauline, geboren im Jahre 1877, vermählt im Jahre 1898 mit dem Erbprinzen Friedrich zu Wied. Ein Sohn, Prinz Ulrich, starb schon im Jahre seiner Geburt (1880). Nach seiner Thronbesteigung am 6. Oktober 1891 sagte der König die unverbrüchliche Festhaltung der Landesverfassung, aber auch die Fürsorge für einen stetigen besonnenen Fortschritt auf allen Gebieten des staatlichen Lebens zu; weiterhin versprach er, daß er wie seither als Glied der preussischen Armee zu dieser, so jetzt als deutscher Regent fest und treu zu Kaiser und Reich stehe. Dieses Gelöbniß hat der König treulich gehalten.

Eine Revision der Landesverfassung kam in der Weise zustande, daß die Erste Kammer künftig aus den Prinzen des königlichen Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien und der gräflichen Familien von Rechberg und von Mepperg, solange sie ihre Fideikommissgüter mit Erstgeburtsrecht im Lande besitzen, höchstens 6 vom König ernannten

**FRANZ
VON LENBACH
FÜRST OTTO VON BISMARCK**



lebenslänglichen Mitgliedern, 8 Mitgliedern des ritterschaftlichen Adels, 4 Vertretern der evangelischen, 2 der katholischen Kirche, je 1 Vertreter der Landesuniversität und der technischen Hochschule, 2 Vertretern des Handels und der Industrie, 2 der Landwirtschaft, 1 des Handwerks, die Zweite Kammer aus je 1 Abgeordneten jedes Oberamtsbezirks, 6 Abgeordneten der Stadt Stuttgart, je 1 Abgeordneten von 6 anderen Städten und 17 (wie die Stuttgarter Abgeordneten) nach dem Grundsatz der Listen- und Verhältniswahl gewählten »Zusatzabgeordneten«, zusammen 92 vom Volk gewählten Mitgliedern besteht, sowie daß eine Verschiebung der budgetrechtlichen Befugnisse zugunsten der Ersten Kammer Platz greift (1906). — Gleichzeitig erfolgte eine Zusammenfassung und durchgreifende Umgestaltung des Gemeinde- und Bezirksoverwaltungsrechtes unter Abschaffung der Lebenslänglichkeit der Ortsvorsteher (1906).

Die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches hatte auch für Württemberg wichtige Änderungen zur Folge, namentlich den Übergang der freiwilligen Gerichtsbarkeit, soweit sie in den Händen der Gemeinden lag, an staatliche Behörden (1896 — 1900).

Von Eisenbahnen wurden neuerdings vorzugsweise Nebenbahnen gebaut, in der Regel unter Verpflichtung der Beteiligten zur Leistung von Beiträgen und zu unentgeltlicher Stellung des Grund und Bodens; es wurde auch einzelnen Privatgesellschaften der Bau solcher meist mit Staatsbeiträgen gestattet. — Die Reichspostwertzeichen wurden eingeführt unter Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der württembergischen Postverwaltung, insbesondere in finanzieller Beziehung (1901).

Im Gebiete der evangelischen Kirche sorgte der König unter Zustimmung der Landesynode und der Stände dafür, daß die Kirchenregimentsrechte des Landes-

herrs, falls dieser künftig einmal der evangelischen Kirche nicht angehören würde, von einer »Evangelischen Kirchenregierung« ausgeübt werden (1898). — Die Stolgebühren für gewisse Amtshandlungen der Geistlichen wurden aufgehoben; den Ausfall an Einkommen haben, soweit er nicht von der Staatskasse getragen wird, die Kirchengemeinden zu ersetzen (1901). — An der Fernhaltung der Männerorden von Württemberg wurde festgehalten (1892).

Im Militärwesen erfolgte die Vermehrung der Infanterie (1897) und der Feldartillerie (1899), während das Fußartilleriebataillon in Ulm zum preußischen Kontingent übergeführt wurde (1893). Hinsichtlich der durch die Militärkonvention von 1870 zur Beförderung der Gleichmäßigkeit in der Ausbildung der Truppen eingeführten »beiderseitigen Abkommandierungen« von Offizieren hat sich der König mit dem Kaiser über eine »einwandfreie Grundlage« geeinigt (1893).

Für die direkten Staatssteuern wurde im Anschluß an Vorgänge in den meisten deutschen Staaten die allgemeine progressive Einkommenssteuer als Hauptsteuer eingeführt, wobei ein Existenzminimum von 500 Mark freigelassen, eine Entlastung der kleineren und mittleren Einkommen bezweckt, Familien- und besonderen ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen Berücksichtigung gewährt, insbesondere der Schuldzinsenabzug gestattet wird (1903, von 1905 an). Neben der Einkommenssteuer bleiben die alten Ertragssteuern nur noch ergänzend bestehen.

Unter den beiden letztgenannten Regierungen hat sich Württemberg einer seiner Bedeutung entsprechenden Stellung im deutschen Reichskörper, sowie einer schönen Blüte und gesteigerten Wohlstandes zu erfreuen gehabt.



Wilhelm I. als Deutscher Kaiser.

Don Dietrich Schäfer.

Vom 19. Januar 1871 bis zum 8. März 1888 hat Wilhelm I. des neuen Deutschen Reiches als sein erster Kaiser gewaltet. Dem Geschichtskundigen möchte es schwer werden, in der Vorzeit des deutschen Volkes einen gleichlangen Zeitraum nachzuweisen, der ausgezeichnet gewesen wäre durch eine gleiche Fülle äußeren Ansehens und innerer Wohlfahrt. Wenn die alten Chronisten die Könige rühmen wollen, so preisen sie, daß sie Frieden gebracht und Gerechtigkeit geübt hätten; hätten sie über Wilhelms I. Kaisertätigkeit zu berichten, sie wüßten des Lobes kein Ende zu finden. Durch drei rasch aufeinanderfolgende Kriege, die sich an Umfang und Erfolgen stetig steigerten, war der Grund gelegt worden für den Neubau des Deutschen Reiches. Es wird schwer sein, ein auswärtiges Volk zu nennen, das diesen Hergängen mit ungeteilter Sympathie gefolgt wäre. Nur in engen Kreisen der Deutschen Österreichs und der Union jubelte man rückhaltlos den deutschen Erfolgen zu. Die Empfindungen der übrigen Neutralen durchmaßen alle Abstönungen von scheuer Bewunderung bis zu scheelster Mißgunst. Der alte Waffenruhm des brandenburg-preussischen Staates hatte sich nach fünfzigjähriger Friedensperiode glänzender bewährt als je und war wie über Nacht ein allgemein deutscher geworden. An Stelle der bisher schwachen und zersplitterten Mitte Europas, die so oft die Kampfpreise für die Mächtigen des Erdteils hatte hergeben müssen, war ein waffengewaltiger Staat getreten, der jedenfalls die Kraft und vielleicht auch die Lust besaß, seinerseits über die Grenzen hinauszugreifen. Man erinnerte sich des mittelalterlichen Imperiums und daß die

Deutschen seine Träger gewesen waren, erinnerte sich auf Grund der schiefen Vorstellungen, die ja nicht nur in Calenkreisen über seine Natur verbreitet sind, seiner angeblichen weltbeherrschenden Tendenzen. Entpuppte sich doch in dem neuen Reiche gleich auf der Schwelle seines Bestehens eine Richtung, die bereit gewesen wäre, dem neuen Kaiser die Rolle seiner mittelalterlichen Vorgänger zuzuweisen, die dem Papste durch Romzüge gegen unbotmäßige Untertanen und Normannen geholfen hatten. Kein Wunder, daß weitverbreitet in Europa die Anschauung herrschte, der ein schwedischer Landgeistlicher mitten in der Insel Gotland im Jahre 1877 dem Schreiber dieser Zeilen unmittelbar nachgemachter Bekanntschaft und ohne jede weitere Einleitung durch die Frage Ausdruck gab: »Mit wem wird Bismarck jetzt Krieg anfangen?«

Als Kaiser Friedrich das Erbe des Vaters antrat, war diese Stimmung verschwunden. Sie hat seitdem nur noch Ausdruck gefunden, wo Böswilligkeit die Feder führte und wo man geiffentlich Haß und Mißtrauen gegen Deutschland säen wollte oder zu säen hatte. Alle ruhig und besonnen Denkenden haben sich überzeugt, daß das Deutsche Reich eine Friedensmacht ist. Das war das große Hauptergebnis siebzehnjähriger auswärtiger Politik unter Kaiser Wilhelm I. Sie ist zum Segen für den ganzen Erdteil geworden. Die beruhigte und in sich gefestigte Mitte ist nicht mehr Spielball und Zankapfel der Fremden. Sie ist stark genug, ihren Boden zu behaupten gegen jedermann; ihn zu erweitern, hat sie weder Trieb noch Interesse. Das haben vor allem die kleinen Staaten verstanden und würdigen gelernt, die, eingestreut zwischen die großen Mächte, in ihrem Bestande unlöslich verknüpft sind mit dem Vorhandensein einer starken Macht in der Mitte. Sie wissen jetzt, daß das Bestehen des neuen Reiches die sicherste

Gewähr ist für ihr eigenes Bestehen, und sie beurteilen dementsprechend Kaiser Wilhelms I. auswärtige Politik.

Die Beruhigung der Neutralen blieb aber nicht deren einziges Ergebnis; sie hat auch vermocht, Preußens ältesten Gegner und Rivalen zu versöhnen. Das Bündnis mit Österreich hat die Sicherheit Mitteleuropas auf eine breitere Basis gestellt. Mit Recht wurde bei seinem Abschlusse betont, daß es durch völkerrechtliche Vereinbarungen erreiche, was das Mittelalter durch Gewaltpolitik angestrebt habe, nämlich eine gewisse Ausbreitung deutschen politischen Einflusses über Nachbargebiete, deren Zusammenschluß mit den Außenländern Europas für Deutschland bedrohlich werden kann, die aber andererseits ein gewisses Interesse daran haben, zu Deutschland freundliche Beziehungen zu unterhalten. Durch den Anschluß Italiens ist diese freie Bundesgenossenschaft über das ganze Gebiet ausgedehnt worden, auf das sich mittelalterlicher deutscher Einfluß in seinen mächtigsten Zeiten erstreckte, räumlich weit umfassender als damals und zweifellos auf zuverlässigerer und dauerhafterer Grundlage.

Die gewaltige Entwicklung des Weltverkehrs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat auch dem deutschen Volke ganz neue Aufgaben gestellt. An der überseeischen Tätigkeit früherer Jahrhunderte hatte es nur bescheidenen, an der kolonisierenden überhaupt keinen selbständigen Anteil nehmen können. Das Niederwerfen aller wirtschaftlichen Schranken, wie es sich in der Begründung des Zollvereins und der Errichtung des Reiches vollzog, hatte die Erwerbskraft des fleißigen, findigen und unternehmungslustigen deutschen Volkes mächtig entwickelt. Dazu kam der fortdauernde Abfluß der Auswanderung, der seit Generationen von allen einsichtigen Patrioten schmerzlich empfunden worden war. So mehrten sich die Stimmen, die lauter und

lauter nach Kolonien, nach Betätigung in der Weltpolitik verlangten. Die Regierung Kaiser Wilhelms I. ist diesem Drängen nur zögernd und vorsichtig gefolgt und wird jetzt deswegen nicht selten getadelt. Aber wenn es auch richtig ist, daß bei diesem Verhalten die überlieferten preußischen kontinentalen Vorstellungen eine Rolle spielten, so kann doch ruhige Erwägung der Verhältnisse nicht zu dem Urteil gelangen, daß ein früheres und entschiedeneres Zugreifen richtiger gewesen wäre. Die Leitung der auswärtigen Politik unter Kaiser Wilhelm hat mit Recht auch hier die großen Zusammenhänge im Auge behalten. Nach den drei innerhalb eines Zeitraumes von sieben Jahren ausgefochtenen Kriegen, die in den Augen des Auslandes nun einmal Eroberungskriege waren und blieben, hatte es ernste Bedenken, auch alsbald über See mit starken Ansprüchen hervorzutreten. Die Haltung Englands gegenüber den 1883 beginnenden deutschen Versuchen, überseeisches Gebiet zu okkupieren, die Aufregung, die in den englischen Kolonien Platz griff, zeigen deutlich genug, was möglich gewesen wäre, wenn diese Versuche angefangen hätten zu einer Zeit, wo das Mißtrauen gegen die deutsche Politik noch allgemein war. Es ist eine alte und gute Überlieferung preußischer Politik, errungene Erfolge sich befestigen zu lassen, sie nicht leichten Herzens im Ringen um neue, weitgesteckte Ziele zu gefährden, auch den Nachkommen etwas zuzutragen. Man kann es der auswärtigen Politik Kaiser Wilhelms I. nur Dank wissen, daß sie diesen preußischen Zug ins neue Reich hinübergangen hat. Obgleich spät, hat unsere koloniale Betätigung doch so früh eingesetzt, wie sie besonnenerweise einsetzen konnte, und früh genug, um von der Aussicht auf günstige Weiterentwicklung nicht abgeschnitten zu sein.

Nicht minder schwierig, jedenfalls weit

verwickelter waren die Aufgaben, welche die innere Lage des Reiches zur Lösung stellte. In wunderbarer Einheit hatten sich Fürsten und Volk im Entscheidungskampfe gegen Frankreich zusammengefunden. Staaten, deren Lenker durch Jahrzehnte und Jahrhunderte gewohnt gewesen waren, eifersüchtig über ihre Selbständigkeit zu wachen, hatten sich opferbereit der neuen Organisation eingefügt. Es galt, diese Stimmung zu erhalten auch im Einerlei des Alltagslebens, die vollzogene Verbindung zu einer unauflöslichen zu machen. Gegenüber den deutschen Fürstenthümern und den ins Reich übergetretenen städtischen Regierungen hat Kaiser Wilhelm diese Aufgabe in einer Weise gelöst, wie es vollkommener nicht gedacht werden kann. Das natürliche Übergewicht des leitenden Staates, der 60 Prozent der deutschen Bevölkerung auf seinem Boden nährt, ist nie und nirgends verlehend hervorgetreten. Der erste Leiter des Reiches erfreute sich bei seinen Bundesgenossen eines unerschütterlichen und schrankenlosen Vertrauens. Die Eifersucht der Fürsten, so oft die Quelle deutschen Unglücks, ist durch Kaiser Wilhelm I. aus der deutschen Geschichte verschwunden, obgleich die Verhältnisse ihn gezwungen hatten, mit der Mehrzahl seiner Standesgenossen die Waffen zu kreuzen. Das deutsche Volk war durch die Reichsverfassung mit reichen politischen Rechten ausgestattet worden. Die Ordnung war für Regierung wie Regierte so neu, daß ihre dauernde Lebensfähigkeit ernststen Zweifeln unterliegen konnte. Die Gefahr war um so größer, als es eine Frage gab, in der die Regierung von den alten Traditionen schlechterdings nicht weichen konnte und um die doch bei allen Völkern die parlamentarischen Kämpfe sich zumeist gedreht haben, die jüngst noch das preussische Volk unter Wilhelms eigener Leitung hart an den Rand der inneren Auflösung gebracht

hatte, die militärische und im engsten Zusammenhange damit die finanzielle. Der Machtzuwachs, den die Übertragung der preussischen Heereseinrichtungen aufs Reich mit sich brachte, hatte eine Erleichterung in der Herabsetzung der Gesamtdienstpflicht möglich erscheinen lassen. Doch haben die ungeminderte Kraft, die in Frankreich der Revanchegedanke während der ganzen Regierungszeit Kaiser Wilhelms bewahrte, die rasche Regeneration der Besiegten und die Unberechenbarkeit ihrer inneren politischen Verhältnisse, nicht zuletzt auch die Möglichkeit umfassender Gegnerkoalitionen, mit der man rechnen mußte, es notwendig gemacht, Schritt für Schritt zu der alten preussischen Wehroverfassung zurückzukehren, diese noch dicht vor dem Ableben des Kaisers im Landsturmgesetz von 1888 zu einer Vollkommenheit zu steigern, die sie früher nie erreicht hatte. Das ging nicht ab ohne heftige parlamentarische Kämpfe; aber Festigkeit und Besonnenheit der Regierung und die Macht, die der Reichsgedanke im Volke gewonnen hatte, gaben ihnen den Ausgang, auf dem die äußere Sicherheit des Reiches noch heute ruht.

Die Regierung war um so mehr berechtigt auf ihren Forderungen, die zu stellen sie mit gutem Grunde für ihre Pflicht erklärte, zu beharren, als wirtschaftliches Gedeihen sich in einer Weise einstellte, wie Deutschland es bisher nicht gekannt hatte. Was dem Reiche für Erhaltung seiner Wehrkraft auferlegt wurde, kann, auch wenn man die Herstellung einer ansehnlichen Kriegsflotte in Rechnung zieht, nicht in Vergleich gestellt werden mit den Lasten, die Preußen in vielfach kargen und trüben Zeiten so lange getragen hat. Das Gerede von unerschwinglichen und unerträglichen Militärlasten mag als politisches Schlagwort seinen Wert haben, irgendwelche Wahrheit birgt es nicht in sich. Und noch weniger jenes von der kulturtötenden Wirkung dieser Lasten!

In seinen Leistungen für Wissenschaft und Kunst, für Schule und Bildung im weitesten Sinne steht das Deutsche Reich mit seinen Einzelstaaten an der Spitze aller Völker; die bewahrte Selbständigkeit der Teile greift hier glücklich fördernd ein, beruht aber ihrerseits auf dem wirtschaftlichen Gedeihen des Ganzen. Gerade dieses aber ward unter Kaiser Wilhelms Regierung mächtig gefördert, zunächst durch die Sicherheit nach außen, die auswärtige Politik und Seeresleitung gewährleisteten, dann durch eine verständige und zielbewußte Wirtschaftspolitik. Gegen die Mitte von Wilhelms Kaiserzeit setzt die Wendung ein, die vom nahezu durchgeführten Freihandel hinüberlenkte zum Schutze der nationalen Arbeit. Sowohl die Lage der Industrie wie die der Landwirtschaft forderten diese Umkehr. Jene hatte sich doch noch nicht fähig erwiesen, die Konkurrenz älterer Industriestaaten zu ertragen; diese drohte den überseeischen und osteuropäischen Produzenten zuerliegen, die unter ungünstigeren Bedingungen ihre Ware zu Märkte bringen. Beide konnten den Kampf um so weniger mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen, als gerade die landwirtschaftlichen Konkurrenten den eigenen Markt für fremde Industrie durch steigende Schutzzölle mehr und mehr abschlossen. Die 1879 getroffenen Maßnahmen haben dann wiederholte Änderungen erfahren und besonders in der Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle ihre Ergänzung gefunden; ihre für die Gesamtheit segensreiche Wirkung aber ist durch die Ergebnisse bis heute glänzend erwiesen worden. Sie bedeuten zugleich für die Entwicklung des Reichsfinanzwesens einen bedeutungsvollen Fortschritt. Sie haben dem Reiche unerläßlich notwendige Geldquellen erschlossen, haben es finanziell unabhängiger gemacht von den Einzelstaaten und in Deutschland der Erkenntnis Bahn gebrochen, die alle anderen großen Nationen längst sich an-

geeignet hatten, daß, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, nur die Bedarfs- und Luxusartikel der großen Massen eine brauchbare Grundlage für ein gesundes Zoll- und Steuersystem abgeben können. Gerade mit diesen Fragen ist in den lebhaften, ja leidenschaftlichen Kontroversen, die sie hervorgerufen haben, vielfach die Wohlfahrt der Massen in Zusammenhang gebracht worden. Eine Richtung, die den handarbeitenden Teil unseres Volkes besonders zu vertreten behauptet, hat sich dem ersten Kaiser zu seinen Lebzeiten schroff in den Weg gestellt und ihm bei späteren Gedenkfeiern wiederholt jede Ehrung verweigert, ja sich grober Schmähungen nicht enthalten. Die Schärfung der sozialen Gegensätze ist eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts, die nicht auf Deutschland beschränkt ist, von der man für die Zeit Kaiser Wilhelms auch nicht sagen kann, daß sie in Deutschland schärfer hervorgetreten sei als in anderen Ländern, nicht einmal, daß sie so ausgeprägt gewesen wäre wie in Frankreich. Wenn trotzdem bei der Sozialdemokratie Kaiser Wilhelm I. einer der Bestgehaßten war und ist, so hat das zunächst und vor allem darin seinen Grund, daß in seiner Persönlichkeit das monarchische, staats- und gesellschaftserhaltende Prinzip ihr am ausgeprägtesten und kräftigsten entgegentrat. Das Sozialistengesetz, das auf die verruchten Attentate Hödels und Nobilings folgte, gab dann dem Haß eine neue Grundlage. Kaiser Wilhelm erkannte klar, daß die Monarchie, der alte preussische und der neue deutsche Staat vor eine neue Aufgabe gestellt waren, eine Aufgabe, die keiner Zeit völlig gefehlt, die aber noch nie so unausweichlich zu einem unmittelbaren Lösungsversuch gedrängt hatte. Indem er einzudämmen suchte, hat er zugleich durch die kaiserlichen Botschaften vom November 1881 und vom April 1883 die Pflicht des Staates anerkannt, zugunsten

der wirtschaftlich Schwächeren schützend und fördernd einzugreifen. Auf dem Wege, der damit betreten worden ist, hat er nur noch eine kurze Strecke zurücklegen können; aber er hat ihn gewiesen, und hat ihn gewiesen im Sinne der besten Traditionen der preussischen Monarchie.

Es waren Forderungen der Neuzeit, die hier heischend und drohend vor die Stufen des Thrones traten. Dem neuen Reiche sollte es nicht erspart bleiben, auch den altüberlieferten konfessionellen Fäden wieder hell aufflammen zu sehen. Man kann darüber streiten, von welcher Seite nach der Wiederaufrichtung des Reiches der erste Anlaß zum Konflikt gegeben worden ist. Darüber ist ein Streit nicht möglich, daß dem Emporkommen des preussischen Staates in Deutschland und seinem Eintritt in die führende Stellung von Seiten des Katholizismus — und um so heftiger und leidenschaftlicher, je mehr die im Vatikanum zum vollen Siege gelangte Richtung emporgekommen ist — energischer Widerstand entgegengesetzt wurde, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil die Mehrheit des preussischen Volkes und sein Herrscherhaus protestantisch waren. Und die Anfeindungen sind nicht verstummt, haben auch an Schärfe und Gehässigkeit nicht verloren in der Zeit, wo das Reich begründet war, von einem Kulturkampf aber noch nicht die Rede sein konnte. Es lag nahe genug, hier einen unversöhnlichen Gegensatz zu erblicken und in der sich bildenden Zentrumsparlei einen »Reichsfeind« zu sehen. Daher erklärt sich die Schärfe der Maßregeln, die bestimmt waren, dem Staate auch gegenüber der Kirche seine volle Selbständigkeit zu wahren und für die Zukunft zu sichern. Mögen sie einzeln die Grenzen staatlichen Einwirkungsrechts überschritten haben, Kaiser Wilhelm hat noch Zeit gefunden, in die richtigen Bahnen zurückzulenken. Ihm lag jeder

Versuch, in die religiösen Überzeugungen und Empfindungen seiner Untertanen störend einzugreifen, unendlich fern. Die aus konfessionellen Gründen der Errichtung des Reiches fremd oder gar feindlich gegenübergestanden hatten, lebten sich auch ein in die neue Ordnung der Dinge, und die Auffassung, daß sie grundsätzliche Gegner seien und bleiben würden, mußte verblässen. Die neuen wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben, die der Lösung harften, machten ein Zusammenwirken unerläßlich, und gemeinsames Arbeiten hat stets noch ausgleichend und annähernd gewirkt. So konnte Kaiser Wilhelm Reich und Staat dem Nachfolger in einem Stande hinterlassen, in dem die gerade für deutsche Verhältnisse so ernste Gefahr konfessionellen Kampfes eine drohende Gestalt nicht mehr zeigte.

Unendlich mannigfaltig waren die sonstigen Forderungen, welche die bunten, mit der Last der Geschichte schwerbeladenen deutschen Verhältnisse an die neue staatliche Ordnung der Dinge, die ihresgleichen ja nur in sich selber hatte und hat, bald lauter und dringender, bald leiser, doch unüberhörbar stellten. Die Angelegenheiten des Verkehrs mußten mehr und mehr einheitlicher Regelung entgegengeführt werden. Die Rechtsentwicklung war in gemeindeutsche Bahnen zu lenken. Das Bildungswesen bedurfte gewisser gemeinsamer Grundzüge. In jeder dieser Richtungen wird der Regierung Kaiser Wilhelms unendlich viel verdankt. Zwar hat es auch an erfolglosen Versuchen nicht gefehlt; nicht überall konnten die entgegenstehenden Hemmnisse beseitigt werden. An so manchem baut noch die Gegenwart und wird die Zukunft bauen. Aber wertvolle Gesamteinrichtungen sind geschaffen worden, andere weit entwickelt, wieder andere angebahnt. Hat sich auch dieses und jenes als verbesserungsbedürftig herausgestellt, so erwies sich der Bau

des Hauses doch als fest und wohnlich, auch neuen Bedürfnissen vollauf gewachsen. Als der Baumeister schied, hatte sein Volk sich eingelebt in dem neuen Heim; ein halbes Menschenalter hatte genügt, während für die maximilianische Reichsverfassung und den deutschen Bund die Jahrhunderte nicht gereicht hatten. Es gibt kein fremdes Staatswesen, das -- alles in allem genommen -- der heutige Deutsche seiner Einrichtungen wegen beneiden könnte. An der Regierungsform wird noch gerüttelt, am Bestande des Reiches nicht mehr.

Aber war das alles das Werk Kaiser Wilhelms I.? So wird der geneigte Leser fragen und in der Aufzählung der unleugbar glänzenden Erfolge dieser Regierung den Namen des ersten Reichskanzlers vermissen. Wie ihr beiderseitiger Anteil an der Aufrichtung und ersten Entwicklung des Reiches zu sondern sei, ist besonders in den letzten Jahren oft erörtert worden, und derartige Betrachtungen werden nicht aufhören. Möchten sie stets in einem Geiste geführt werden, der die Wahrheit sucht und nichts als die Wahrheit, nicht aber Sensation und Befriedigung literarischer und anderer Eitelkeit. Zu einer völligen Scheidung des Wirkens beider Männer wird man nie gelangen; auch die psychologisierende Neigung und Begabung moderner Historiker wird dieses Ziel nicht erreichen, es sich aber auch, bei besonnenem Vorgehen, nicht stecken. Denn beide Männer gehören zueinander und sind durch den Gang der Geschichte unzertrennlich miteinander verbunden; sie sind miteinander verwachsen wie Gedanke und Tat. Unleugbar war der Kanzler der überlegene Geist, aber ebenso unleugbar hat der Kaiser in zahllosen und wichtigen Fällen läuternd, berichtend, leitend auf des Kanzlers Denken, Wollen und Handeln eingewirkt. Bismarck ist gewachsen und geworden mit den Dingen, in steter Fühlung und Berührung mit ihnen; das

hat -- wie bei jedem Genie -- nicht aufgehört, solange er lebte. Aber auch Kaiser Wilhelm hat dieser Wechselwirkung fast ununterbrochen unterstanden. Es war ein weiter Weg von dem Prinzen, der bei der Berufung des vereinigten Landtags das alte Preußen zu Grabe gehen sah, bis zum konstitutionellen Kaiser des Deutschen Reiches. Er wurde zur guten Hälfte zurückgelegt ohne Bismarck, und wenn der König und Kaiser seine größten Erfolge diesem Manne und militärischen Ratgebern verdankt, so sind diese Erfolge doch nicht denkbar ohne ein volles Verständnis für das, was sein mußte, und ohne den klarsten Einblick in die möglichen Wege. Nie ist Kaiser Wilhelm in jene Abhängigkeit von seinen Ratgebern geraten, von der geschichtliche Überlieferung so unendlich oft zu berichten weiß. Die verschiedenartigsten Anschauungen und Einflüsse sind naturgemäß an ihn herangetreten; er hat sich ihren Einwirkungen weder vollständig entziehen können noch wollen, doch aber stets seine Selbständigkeit gewahrt. Von Bismarck selbst haben wir die Zeugnisse zahlreich genug, daß auch dieser Gewaltige seines Einflusses auf den Herrn nie völlig sicher war. Auch ihm gegenüber blieb der Herr Herr, und zwar nicht auf Grund selbstherrlichen Eigensinns, sondern vermögereifer Überlegung, die sich der Gründe ihres Handelns klar bewußt war und ihnen Anerkennung zu verschaffen vermochte. Daß dann der Kaiser sich auch entschließen konnte, wohl erwogene und liebge-wordene Überzeugungen aufzugeben, wenn es ihm Pflicht schien, andern Räte zu folgen, belegt nur die sittliche Größe, die in diesem Heldenherzen wohnte. Es wird stets eine der größten und schönsten Erinnerungen der deutschen Geschichte bleiben, daß die drei Männer, die wir gewohnt sind als die Führer unserer großen Zeit zu nennen, daß Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke so zusammen-

arbeiten konnten, wie es geschehen ist. Unsere Vergangenheit ist reich, reicher als die anderer Nationen an Gestalten, die in voller Selbständigkeit, mit ausgeprägter und nicht selten schroff zur Geltung kommender Eigenart nebeneinander stehen und gleichem Ziel nicht ohne Reibungen und doch in gleichem Glauben und gleicher Gesinnung entgegenstreben. Die großen Epochen unserer Geschichte sind von dem Geiste solcher Männer erfüllt. Die Zeit Kaiser Wilhelms hat uns um ein neues und glänzendes Beispiel dieser Art bereichert. Die Zukunft wird mehr durchdrungen sein von dem Gefühl des Dankes, daß uns das wiederum begegnen durfte, als von dem Trieb, genau zu bestimmen, welcher Anteil jedem einzelnen an dem gemeinsam Errungenen zuzuschreiben ist. Sie wird sich vergegenwärtigen, daß menschliche Hergänge überhaupt nicht in ihre letzten Bestandteile aufgelöst werden können, und wird sich bei der Beurteilung Kaiser Wilhelms erinnern, daß groß auch der Fürst ist, der große Männer neben sich dulden, ihnen zu voller Entfaltung ihres Könnens Raum geben und doch neben ihnen seine Selbständigkeit behaupten und die Verantwortung auf sich nehmen kann.

Die Mischung von Festigkeit, Sicherheit und Anpassungsfähigkeit, verbunden mit peinlichster Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, hat Wilhelm I. auch die gewaltigen Schritte vom preussischen König zum deutschen Kaisertum und vom Absolutismus der Jugend- und Manneszeit zum Konstitutionalismus der späten Jahre erleichtert, ja ermöglicht. War erst einmal der entscheidende Entschluß gefaßt, so hat er die Konsequenzen unerbittlich gezogen und kein Opfer der Überzeugungen und Empfindungen gescheut. So konnte es geschehen, daß er aus dem meistgehaßten der verehrtesten und bestgeliebte deutsche Fürst wurde. Das Rätsel seiner Volkstümmlichkeit liegt ja in seinen

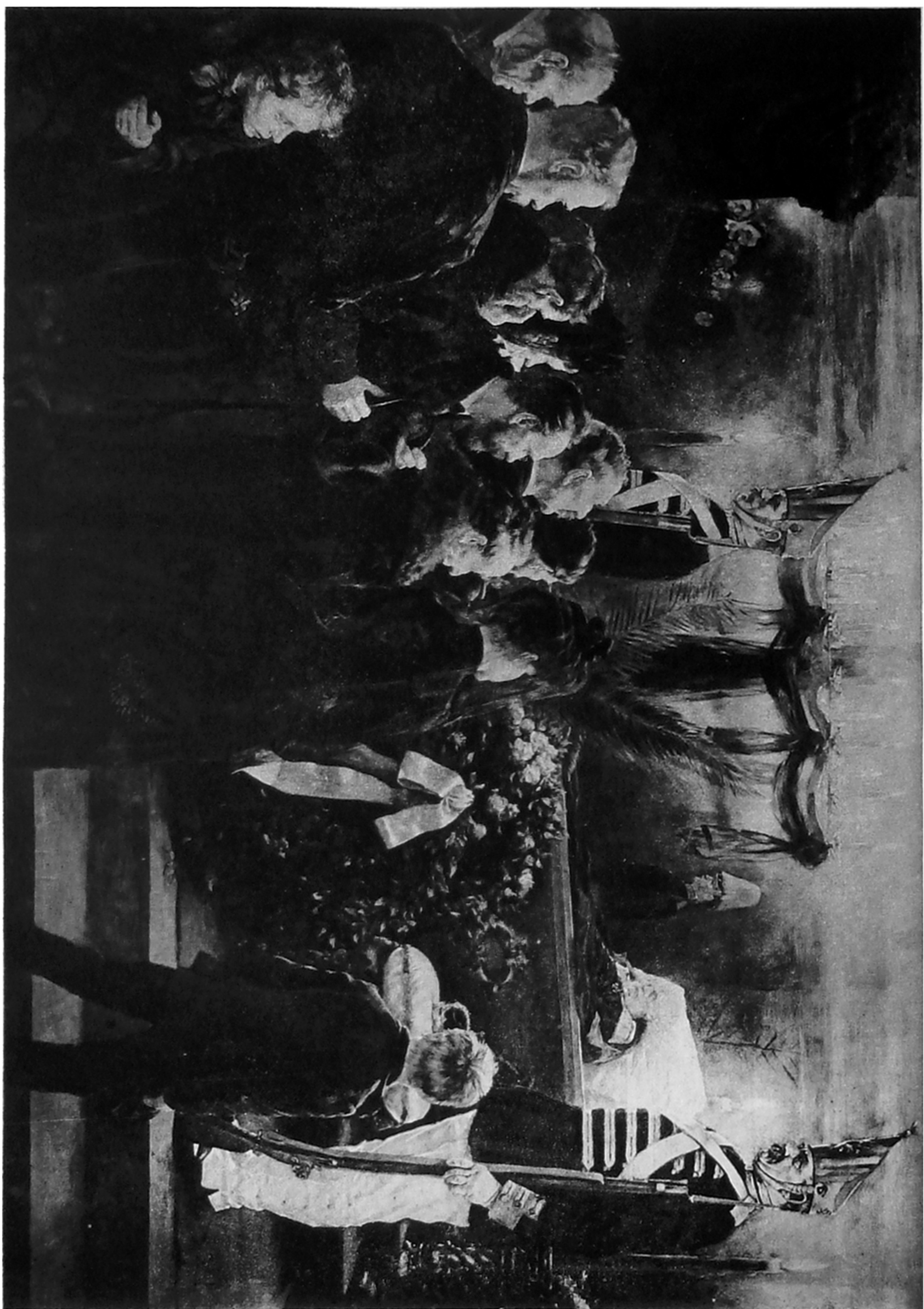
Taten. Er gab den Deutschen wieder einen Staat, Einheit, Macht und Ansehen unter den Völkern, was alles so lange und so schmerzlich entbehrt worden war. Aber seine Persönlichkeit hat die Liebe gesteigert. Seine männliche, heldenhafte Art, sein ernst-strenges, doch aber huldvolles und aus innerstem Herzen wohlwollendes Wesen haben zu der Hochachtung und Verehrung auch die Neigung und Hingebung des Volkes gewonnen. So konnte er die Monarchie, deren Wertschätzung im deutschen Volke anfangs sich auf enge Kreise zurückziehen, wieder zu Ansehen und Einfluß bringen und ihre Anhänglichkeit in einem Umfange sichern, wie es in der Zeit von den vierziger bis zu den sechziger Jahren kaum für möglich gehalten worden ist. In diesem Schatz hinterließ er seinen Nachfolgern ein »reiches Erbe«. Was das für den Bestand des Reiches und für die Wohlfahrt unseres Volkes sagen will, läßt sich in vollem Umfange schwer ausdenken.

Das deutsche Volk hat die großen Gestalten seiner Vergangenheit in Geschichte und Sage, in wissenschaftlicher Erkenntnis und dichterischer Verklärung treu bewahrt. Soweit es seinem natürlichen Empfinden folgte, hat es in dieser Erinnerung zwei Eigenschaften stets vor allen anderen hoch geschätzt, Treue und Mannesmut. Sie waren in seltener Stärke und Reinheit vertreten im Begründer unseres neuen Reiches. Das Gedächtnis unseres Volkes wird diesen Lenker in Krieg und Frieden hüten und bewahren als einen seiner kostbarsten Schätze. Kaiser Wilhelm I. gab ihm wieder einen Staat; er verkörperte seine höchsten Ideale für sein Gesamt- wie für sein Einzelleben. Damit hat der Sterbliche genug getan für die Ewigkeit.





In der Nacht vom 13. auf den 14. März 1888, als Kaiser Wilhelm I. im Dom zu Berlin aufgebahrt war, wurde abteilungswise die vor dem Dome stehende Volksmenge an der aufgebahrten Leiche vorübergeführt. Bürger aus allen Ständen warfen noch einen letzten Blick auf das verehrte Greifenantlitz. □



Kaiser Friedrich III.

Von Julius von Verdy du Vernois.

Am 18. Oktober 1831 erblickte Prinz Friedrich Wilhelm zu Berlin das Licht der Welt. Es erscheint uns heute als eine Vorbedeutung des Schicksals, daß seine Geburt auf den Erinnerungstag der Völkerschlacht von Leipzig fiel, auf jenen Tag, an dem die Grundlage zur Wiedererrichtung des Deutschen Reiches gelegt und die Fesseln, unter denen seine Stämme jahrelang in tiefer Erniedrigung geschmachtet, gesprengt wurden. Denn auch dem neuen hohenzollern-Sproß war es beschieden, in der Blüte seines Lebens auf das einschneidendste zu einer Neugestaltung des Reiches ruhmvoll beizutragen; seine höchsten Leistungen stehen in innigster Beziehung zu dem welthistorischen Ereignis, welches 18 Jahre vorher auf den blutgetränkten Feldern von Leipzig sich vollzog.

Wie bis dahin bei allen Prinzen des königlichen Hauses der hohenzollern war auch bei ihm zunächst die militärische Erziehung vorherrschend. Mit seinem zehnten Jahre wurde er der Armee zugeführt als Leutnant im 1. Garderegiment zu Fuß. Sein militärischer Leiter war Oberst von Unruh, ein charaktervoller Mann mit weiten Gesichtspunkten.

Indes sollte seine Ausbildung keine einseitige bleiben. Unter der Fürsorge seiner erlauchten Mutter, der Königin Augusta, deren hohe Bildung aus dem belebenden Einfluß des heimatlichen Hauses zu Weimar hervorgegangen war, erhielt auch die seinige die lebhafteste Anregung zum Eindringen auf die verschiedensten Gebiete des Wissens.

Mit besonderer Umsicht fand die Auswahl der hervorragenden Kräfte statt, welche des Prinzen Entwicklung weiter führen sollten, unter ihnen der späterhin eines Weltrufes sich erfreuende Professor Curtius. Eingeweiht durch denselben in das

klassische Hellenentum, entwickelten sich die in seinen Anlagen enthaltenen Keime für den Kultus des Schönen und des Strebens nach den Idealen. Diesem Mentor zur Seite stand der Rektor Bornemann im Religionsunterricht, dessen Betonung der allgemeinen Menschenliebe auf fruchtbaren Boden fiel. Allen seinen Lehrern hat der Prinz bis an sein Ende eine herzliche Zuneigung bewahrt, insbesondere dem hochgeschätzten Mathematiker Professor Schellbach. Auch eine gerechte Würdigung des Handwerkes wurde frühzeitig in ihm erweckt, indem er selbst mit Geschick Buchbinderei und Tischlerei betrieb.

Man vergegenwärtige sich diese Atmosphäre, in welcher der Prinz seine Jugendjahre verlebte. Auf der einen Seite das wunderbare Vorbild seines erhabenen Vaters, ein Ideal höchster Pflichterfüllung und strengster Rechtlichkeit, konzentriert in seiner Tätigkeit als Soldat, auf der andern die durchgeistigte Erscheinung seiner Mutter mit nicht minder ausgeprägtem Pflichtgefühl, in ihrer verständnisvollen Hingabe für Kunst und Wissenschaften. Dann wird man die Grundlage mannigfacher Anschauungen erkennen, die in dem späteren Lebensgange des Prinzen hervortraten.

So war in frühester Jugend bei ihm das Pflichtgefühl zur zweiten Natur geworden, ebenso die Erkenntnis erwacht, daß der Ausbildung ein weites Feld vorlag, das zu beackern des größten Eifers bedurfte. In dieser Erkenntnis suchte er auf denjenigen Gebieten, auf denen ihm die Natur besondere Gaben vorenthalten hatte, durch gewissenhafte Arbeit weiter zu gelangen.

Ebenso wie für seine geistige Entwicklung wurde für die körperliche gesorgt. Turnen, weite Ausflüge zu Fuß, besonders das von ihm so beliebte Schwimmen trugen dazu bei, seine Kräfte zu stählen, so daß er, wie es bei seinem unvergeßlichen Herrn und Vater der Fall war, sich nicht

nur den größten Anstrengungen der Repräsentation gewachsen erwies, sondern auch in dem aufreibenden Getriebe der Feldzüge nie versagte.

Ein anderer Gesichtskreis eröffnete sich für ihn als Augenzeuge jener revolutionären Ereignisse vom 18. März 1848 und ihrer Folgen. Tief ergriffen von dem augenblicklichen Erbleichen der königlichen Macht und dem Hervortreten der demagogischen Einflüsse, vor denen selbst sein geliebter Vater sich in das Ausland begeben mußte, zeigte er in seinen Anschauungen in dieser Zeit, nach übereinstimmenden Äußerungen seiner Umgebung, eine größere Reife und Energie, als man bei seinen jungen Jahren und seinem weichen Charakter ihm zugetraut hatte. Manche Erwägungen traten an ihn heran, welche seine politischen Anschauungen beeinflussten und einzelne derselben auf andere Bahnen führten, als bisher ihm bekannt geworden waren. Vor allem bildete sich in der weiteren Entwicklung jener stürmischen Jahre in ihm allmählich die Überzeugung von der Notwendigkeit eines konstitutionellen Regiments aus. In diesem erblickte er keineswegs eine Schwächung des monarchischen Prinzips, sondern hoffte vielmehr durch die Durchführung desselben in Preußen den Halt für einen Anschluß der übrigen deutschen Stämme zu finden. Er selbst wußte es damals nur zu gut, daß er sich noch in der Anfangsperiode des Lernens befand; er sprach dies auch aus, als bei seiner Mündigkeitserklärung am 18. Oktober 1849 der Magistrat Potsdams ihn beglückwünschte: »Ich bin zwar noch sehr jung, aber ich werde mich zu meinem hohen Berufe mit Ernst und Liebe vorbereiten und mich bestreben, einst die Hoffnungen zu erfüllen, welche mir dann als Pflicht von Gott auferlegt werden.«

Nachdem er im Mai 1848 seiner dienstlichen Ausbildung durch Eintritt in die Leibkompagnie der Praxis näherge-

treten war, sollte zunächst seine geistige Ausbildung auch auf anderen Gebieten weiter gefördert werden, so bezog er bereits im November 1849 die Bonner Universität, wo er seine Studien bis Ostern 1852 mit mehrfachen kleinen Unterbrechungen durchführte. Hier eröffneten sich ihm unter der Leitung der hervorragenden Lehrer weite Gebiete, wenngleich es ihm nicht leicht wurde, ihnen auf den Wegen, die sich erschlossen, zu folgen. Aber seinem unermüdblichen Eifer gelang es, Schritt für Schritt sich durchzuarbeiten und die Fortschritte, welche er in seinen Kenntnissen und Anschauungen gewann, traten in überraschender Weise hervor. Seine Lieblingswissenschaft war die Geschichte, und alle die Empfindungen, die sich in seinem Inneren schon fühlbar gemacht hatten für Deutschlands Beruf und für seine Einigung, gewannen hier eine festere Gestalt; Hauptaufgabe aber blieb das Studium des Rechtes in seinen verschiedenartigen Zweigen. Zu seinen Lehrern gehörten: Ernst Moritz Arndt, Löbell, Dahlmann und Mendelssohn.

Bei dem Ernste der Arbeit fehlte es aber nicht an geselliger Erfrischung, die der Prinz in harmloser Fröhlichkeit auch in vollen Zügen zu genießen verstand, im Kreise anregender Persönlichkeiten wie seiner Studiengenossen, und begünstigt durch die landschaftlichen Reize des mit Sagen umflochtenen herrlichen Rheinstromes. An weiteren Ausflügen, die unternommen wurden, seien Reisen in die Schweiz, nach Oberitalien und dem südlichen Frankreich erwähnt, dann eine Reise nach England wie nach Warschau zum Beiwohnen der großen Manöver in Polen. So verbanden sich mit den Ergebnissen ernster Studien auf der Universität auch anderweitig belebende und belehrende Eindrücke.

Die Zeit, in welcher der Prinz in Bonn verweilte, blieb ihm stets eine der herrlichsten Erinnerungen, im edelsten Sinne

hatte seine Jugend sich dort ausleben können. Nunmehr galt es, sich in seinem augenblicklichen Berufe als ausübende Kraft zu stählen und zu bewähren. Und in vollem Umfange widmete er sich daher seinem militärischen Aufgaben.

Zunächst als Kompagniechef tätig, fand er in dieser so schwierigen Stellung die volle Anerkennung seiner Vorgesetzten, wie ihm auch die schwärmerische Anhänglichkeit seiner Untergebenen zufiel. Allmählich in der militärischen Hierarchie aufsteigend, erhielt er Ende 1856 das ebenso schöne wie verantwortliche Kommando eines Regiments, und zwar auf seinen Wunsch das des 11. Infanterieregiments zu Breslau; im Jahre darauf kehrte er nach Berlin zurück, woselbst er die 1. Garde-Infanteriebrigade übernahm; später erlangte er auch die höchsten Kommandostellen.

In der ersten Periode seiner militärischen Tätigkeit wurde ihm reiche Gelegenheit gegeben, praktisch wie theoretisch sich weiter zu entwickeln: Dienstleistung bei anderen Waffen, Beteiligung an Generalstabsreisen wechselten in belehrender Weise ab. Nicht zum mindesten trugen zu seiner Entwicklung die ihm beigegebenen militärischen Begleiter bei. Lange Jahre hindurch war dies der treffliche Oberst Fischer gewesen, später trat kein Geringerer als der geniale Moltke an seine Stelle.

Doch während dieser militärischen Ausbildung wurde die Erziehung zum Staatsmann nicht aus den Augen gelassen. In verschiedenen Ministerien gewann er Einblick, bei den Regierungen von Potsdam und zu Breslau finden wir ihn als tätigen Mitarbeiter. Weiterhin dehnte er seine Kenntnis kulturhistorischer Entwicklung in einer siebenmonatlichen Reise nach Italien 1853–54 aus, in Begleitung hervorragender Künstler.

Inzwischen nahte der Zeitpunkt, in dem daran gedacht werden mußte, daß der Prinz sich ein eigenes Familienheim

gründete. In voller Übereinstimmung mit den Wünschen seiner Eltern, deren Neigungen aus verschiedenen Ursachen sich in damaliger Zeit England zugewandt hatten, bewarb er sich um die Hand der Prinzessin Viktoria, der anmutigen Tochter der Königin von Großbritannien und Irland. Doch mußte bei dem jugendlichen Alter der (am 21. November 1840 geborenen) Braut die öffentliche Kundgabe der Verlobung noch etwas hinausgeschoben werden; sie erfolgte erst am 16. Mai 1857. Die Hochzeit selbst, bei der Moltke der Begleiter des Kronprinzen war, fand am 25. Januar 1858 statt.

Die Ehe gestaltete sich zu einer so überaus glücklichen, wie sie nur die innigste Liebe aufzuweisen vermag. Unbegrenzt war der Austausch aller Anschauungen, welche die Gatten erfüllte, ein herzliches Ineinanderleben entstand vom ersten Augenblick an, gemeinschaftlich genossen sie alles Glück und gemeinschaftlich trugen sie, sich gegenseitig stützend, alles Leid, das auch ihnen nicht erspart blieb. Sieben Kinder entsproßten diesem glücklichen Bunde, doch raubte ihnen der Tod bereits im jugendlichen Alter die beiden Prinzen Sigismund und Waldemar. In die sorgenvolle Liebe der Eltern teilten sich die übriggebliebenen Kinder.

Noch während der Bräutigamszeit fiel dem Prinzen die erste offizielle Vertretung zu bei der Krönung des Zaren Alexander II. Verschiedene Reisen, der militärische Dienst, wie Anteilnahme an der Beschäftigung der Verwaltung füllten auch fernerhin seine Zeit aus. Im wesentlichen aber änderte sich für ihn nichts, als nach dem Ableben König Friedrich Wilhelms IV. sein erlauchter Vater den Thron 1861 bestieg und er nun die Stelle eines Kronprinzen von Preußen einnahm. Große Freude bereiteten ihm wie der Gattin die Überweisung des Rittergutes Bornstedt als ein väterliches Geschenk. Ein ideales Landleben entwickelte sich

dort, welches beide im höchsten Grade beglückte. Aber stürmische Wolken zogen am Horizont herauf und trübten das reine Familienglück.

In weiser Erkenntnis hatte König Wilhelm die Reorganisation des Heeres geplant; sie wurde der Ausgangspunkt eines tiefgehenden Konfliktes zwischen Regierung und Parlament, der erst nach dem siegreichen Feldzuge von 1866 seine Lösung fand. Der Kronprinz stand in bezug auf die Zweckmäßigkeit der Reorganisation zu seinem Vater, doch erfüllte ihn der eingeschlagene Weg für die Zukunft seiner Familie mit Besorgnis. So geriet er in einen erklärlichen Gegensatz zu den Absichten des Königs, wie seiner Ratgeber, vor allem mit Bismarck, dem neuen Ministerpräsidenten. Während die liberalen Parteien auf ihn große Hoffnungen setzten, entfremdeten sich ihm die konservativen Elemente und versetzte ihn der ganze Konflikt in eine isolierte Lage.

Erst der Krieg mit Dänemark 1864 änderte für ihn die Sachlage. Die Befreiung der Herzogtümer war eine deutsche Sache, die ihm warm am Herzen lag, wenngleich die Partei des Herzogs von Augustenburg in ihm ihren Vertrauensmann erblickte. Es gelang dem Kronprinzen, die Erlaubnis zur Beteiligung an dem Kriege zu erhalten. Und hier war es nun, wo er bei dem alten Feldmarschall Wrangel einen so segensreichen Einfluß ausübte, daß die eingeweihten Kreise über die dabei hervorgetretene Energie erstaunten. Besonders zeigte sich dies, als er Wrangels Verbot zum Überschreiten der jütischen Grenze auf eigene Verantwortung hin rückgängig machte. Eine größere Rolle aber war ihm beschieden, als die Lösung des dänischen Konfliktes schließlich zum Kampfe mit Österreich führte.

In der Periode der politischen Unterhandlungen und der beiderseitig sich steigenden Rüstungen trug sich der

Kronprinz mit der Hoffnung, daß der Krieg noch zu vermeiden sein würde. Seine innigsten Wünsche gingen von jeher auf eine kräftigere Einigung der deutschen Stämme hinaus, aber wohl hatte er erkannt, daß hierzu eine andere Grundlage gehörte, als sie die damalige Bundesverfassung bot, bei der Preußen nie darauf rechnen konnte, die gebührende Stellung zu erlangen, welche seiner historischen Entwicklung entsprach. Auch auf anderweitige Gefahren, die dem inneren Zusammenhalt der Bundesstaaten drohten, hatte den Prinzen seine Beteiligung am Kriege gegen Dänemark hingewiesen, das Auseinandergehen der Ansichten in politischer Beziehung hatte schon damals nahe daran gestreift, daß es zu ernsteren Zerwürfissen käme, als die waren, welche sich in den Reden und Notizen zu Frankfurt a. M. abspielten. Wohl hatte der Prinz erkannt, daß es auf die Dauer nicht so bleiben könne, aber seiner friedliebenden Natur lag es näher, das Erforderliche durch eine Einigung zu erreichen, als die Entscheidung dem Schwerte anzuvertrauen. So kann es nicht verwundern, wenn er den Ausbruch des Krieges als ein nationales Verhängnis betrachtete und zwar nicht allein in der Gefahr, welche bei einem unglücklichen Ausgange seinem engeren Vaterlande drohte, sondern vor allem in der Besorgnis, daß durch den inneren Kampf Deutschlands Ansehen noch mehr geschwächt und noch tiefer sinken würde, und der begehrliche Nachbar im Westen sich dies zunutze machen könnte.

Als aber die Dinge zur Entscheidung drängten, da trat auch für ihn jedes andere Gefühl in den Hintergrund. Blieb auch das tiefe Bedauern, daß es zu einem Kampfe der deutschen Stämme nunmehr kommen mußte, noch erhalten, so herrschte von jetzt an nur ein Gedanke in dem gesamten Fühlen und Handeln des edlen Hohenzollernsprossen vor; es

war der: den Kampf für die preußischen Fahnen zum Siege zu führen. Nicht allein aber war es die Gefahr, die augenblicklich dem engeren Vaterlande drohte, welche jetzt den Kronprinzen zur Eröffnung der Feindseligkeiten antrieb, sondern unerschütterlich strebte er von da an auf dem Wege der Taten dem Endziele entgegen: eine Einheit der deutschen Stämme herbeizuführen, welche für alle Zeiten derartige Zustände, wie die vorliegenden, ausschloß und deren geeinte Kraft zur vollen Geltung gelangen zu lassen. Tief in seinem Herzen hatte sich der historische Verlauf der Entwicklung des deutschen Volkes eingegraben mit all dem Glanze vergangener Jahrhunderte, aber auch mit all dem Elend und der Schmach, welche Zersplitterung und Uneinigkeit im Gefolge gehabt hatten. Was an ihm lag, sollte geschehen, auf daß sich jene unglücklichen Erscheinungen nie mehr wiederholten, sondern sich eine neue Grundlage bildete, auf welcher das Reich zum alten Glanze sich wieder zu erheben vermochte.

Jetzt schien zunächst das schöne Schlessen einer Invasion ausgesetzt. Für seine Sicherheit wurden anfangs das schlesische und posensche Armeekorps bestimmt, und da sie einer gemeinschaftlichen Führung bedurften, das Oberkommando dem Kronprinzen übertragen. Als Generalstabschef erhielt er den General von Blumenthal zugeteilt, der sich in derselben Stellung beim Prinzen Friedrich Karl während des Feldzuges gegen Dänemark hervorragend bewährt hatte.

Der Kronprinz war glücklich, daß ihm die Gnade seines königlichen Vaters gerade dieses Kommando übertrug; ihm erschien die Aufgabe, den heimatlichen Boden zu schützen, in so hellem Lichte, daß er sich zurzeit nichts schöneres zu wünschen vermochte. Von jenen Tagen an fühlte er sich mit der Provinz Schlessen gleichsam verwachsen, da seine

ersten Feldherrnsorgen ihr gegolten hatten.

Als die Möglichkeit eines Einfalles der Österreicher in Schlessen immer mehr hervortrat, fand eine Verstärkung seiner Armee durch das 1. und Gardekorps statt. Wie ernst es der Kronprinz mit der Verteidigung der Provinz nahm, geht daraus hervor, daß er sich an der Spitze dieser Streitmacht stark genug fühlte, dem beträchtlich überlegenen Feinde entgegenzutreten. Und um diesen nicht zu weit in die Provinz eindringen zu lassen, erbat und erhielt er die Erlaubnis, bis Pleiße vorzugehen.

Kaum jedoch hier angelangt, fiel die Fessel, welche bisher ein Einrücken in Böhmen verhindert hatte, durch das Ergebnis der Abstimmung in Frankfurt auf den österreichischen Antrag einer Mobilmachung von Bundeskorps, der gegen Preußen gerichtet war. Der Befehl wurde an die drei zum Einrücken bestimmten Armeen gegeben, doch gestaltete sich die Aufgabe der kronprinzlichen Armee zu einer höchst schwierigen, da sie das Gebirge in getrennten Kolonnen durchschreiten mußte und sich erst jenseits desselben im Elbtale unter heftigen Kämpfen mit den Österreichern, die sich inzwischen von Mähren dorthin gewandt hatten, wieder vereinigen konnte. Gemeinschaftlich mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der Elbarmee wurde dann der glänzende Sieg bei Königgrätz am 2. Juli unter des Königs Befehl errungen.

In dieser kurzen Kampfperiode, in welche außer der Entscheidungsschlacht die von der schlesischen Armee gelieferten Treffen von Nachod, Trautenau, Skalitz, Soor, Schweinschädel und Königinhof fallen, erwuchs die Feldherrngabe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu ihrer vollen Größe.

Nicht vermochte die Schwierigkeit, das Gebirge im Angesicht des Feindes vereinzelt zu überschreiten, auch nur einen Augen-

blick den Gedanken von der energischen Durchführung zu beeinträchtigen. Man mußte hindurch, und »mit Gottes Hilfe werden wir hindurch kommen«. Und als am Tage von Soor durch die vorangegangene Niederlage des 1. Korps bei Trautenau die Verhältnisse sich höchst gefährlich gestaltet hatten, da rekapitulierte der Kronprinz mit eiserner Ruhe die Gesamtlage, entwickelte seine Ansichten und fragte seinen Stab, ob noch irgendeine Maßregel vorgeschlagen werden könne, welche zum Gelingen beizutragen vermöchte. Und als dies verneint wurde, sagte er: »Dann haben wir unsere Pflicht getan, das übrige liegt in Gottes Hand!« Und hier zeigen sich gar deutlich zwei hervorragende Züge seines Charakters: das treueste Pflichtgefühl und seine Ergebung in die Fügungen des Allmächtigen. Sie waren es vor allem, die ihm diese vollendete Ruhe in den Stunden der wichtigsten Entscheidungen, wie in den Augenblicken persönlicher Gefahr aufprägten.

Sein Erkennen aber dessen, was militärisch notwendig war, tritt am deutlichsten hervor, als in der Nacht vor der Schlacht von Königgrätz Prinz Friedrich Karl die Unterstützung durch ein Korps von ihm forderte, und er unverzüglich ihm sagen ließ: »Nicht mit einem Korps, sondern mit seiner ganzen Armee würde er ihn unterstützen.« Dem Kronprinzen war es durch sein Eingreifen in den Kampf der 1. und Elbarmee beschieden, den Sieg herbeizuführen.

Als es dann in Nikolsburg darauf ankam, in Verhandlungen mit den Gegnern ein den kriegereischen Erfolgen entsprechendes Ergebnis auf dem diplomatischen Boden zu erreichen, fand sich für ihn Gelegenheit, auch auf diesem Gebiete eine erfolgreiche Tätigkeit auszuüben. Sein Bestreben war hierbei darauf gerichtet, daß der Siegespreis den von Preußen gebrachten Opfern in bezug auf die deutschen Verhältnisse ent-

spräche. Was der Kronprinz Friedrich Wilhelm als Führer einer großen Armee bereits in diesem Feldzuge leistete, steht unauslöschbar eingeschrieben in den Annalen unserer Geschichte. Weit über seine frühere Bedeutung hinausgewachsen, kehrte er ruhmbedeckt heim; im helleren Glanze erschien der siegreiche Feldherr in den Augen seiner Zeitgenossen. Die warme Zuneigung, welche man seiner ganzen Persönlichkeit schon früher zugetragen hatte, vertiefte sich, und begelbte Verehrung umfaßte »Unseren Fritz« als Liebling des Volkes und spannte immer höher die auf ihn gesetzten Hoffnungen.

Auch nach dem Kriege war es ihm nicht beschieden, in politischer Beziehung irgendwie hervorzutreten, nur im stillen suchte er, und es gelang ihm auch, zeitweise einen vermittelnden Einfluß auszuüben, im wesentlichen blieb seine Tätigkeit repräsentativer Natur. Einen hohen Genuß gewährte ihm 1868 die Orientreise, zu welcher die Eröffnung des Suezkanals die Veranlassung bot. Der 1870 explodierende Krieg mit Frankreich brachte ihm erneuten Feldherrnruhm. An die Spitze der 3. Armee gestellt, welche außer zwei preussischen Korps die Streitkräfte Süddeutschlands in sich schloß, betrachtete er den Umstand, daß ein preussischer Prinz zum ersten Male der Führer auch ihrer Kontingente war, als eine glückliche Vorbedeutung. Er selbst war der richtigste Mann, dieses Verhältnis zu verwerten. Seine männliche Schönheit, welche sich bei dem früher schlanken, hochaufgeschossenen Jüngling im Laufe der Jahre zu einer Idealgestalt entwickelt hatte, verfehlte nicht, wo er sich zeigte, ihren Reiz auszuüben; sein ganzes Wesen in der vom Herzen kommenden Leutseligkeit bezauberte einen jeden, der mit ihm in Berührung trat. Dabei durchglühte ihn ein heiliges Feuer für den bevorstehenden Kampf, denn wohl empfand er es, daß aus ihm nur

die heißersehnte Einigung Deutschlands hervorgehen konnte und daß als kostbarer Preis auch ihm die deutsche Kaiserkrone winkte. Zur Verschmelzung des überall hervortretenden Einheitsgedankens hat die Persönlichkeit des Kronprinzen in der Führerschaft der Krieger von Bayern, Württemberg und Baden wesentlich beigetragen.

Und der Gott des Krieges war mit ihm und der gerechten Sache! Der siegreichen Einleitung des Feldzuges durch das Treffen von Weißenburg folgte der Tag von Wörth, in der er als selbständiger Führer Frankreichs berühmtesten Feldherrn überwand. Dann für den beschleunigten Abmarsch nach Norden einsetzend, nahm er mit seiner Armee an der Katastrophe teil, welche bei Sedan Napoleon III. ereilte, wie im weiteren Verfolg an dem Niederwerfen der Republik, welches der Fall von Paris erzwang. Bereits während der Einschließung von Frankreichs Hauptstadt ward er zur hohen Würde eines Generalfeldmarschalls ernannt.

Sein Vater ging aus dem Kriege als Deutscher Kaiser, er selbst als Kronprinz des Deutschen Reiches hervor.

Aber auch nach diesen ruhmvollen Erfolgen war es ihm nicht vergönnt, eine hervorragende politische Stellung zu gewinnen; der Kunst und Wissenschaft wurde dafür aufs neue eine erfrischende Einwirkung eingeräumt. Doch trugen seine Reisen als Armeeinspekteur ferner wesentlich dazu bei, das Verhältnis zu Süddeutschland zu stärken, wie er auch in offiziellen Reisen in fremden Ländern allgemeine Sympathien erweckte.

Nur die durch schmachvolles Attentat auf den ruhmwürdigen Träger der Krone hervorgerufene Stellvertretung im Jahre 1878 ließ den Kronprinzen in dem Besitze der höchsten Gewalt tätig sein — aber es war keine Ausübung seiner Gedanken und seines Willens damit verbunden. Mit richtigem Takt leitete er die Geschäfte

des Interregnums nur im Sinne seines Vaters.

Bei dem hohen Alter desselben mußte die Stunde bald schlagen, in welcher er ihn zu ersetzen berufen wurde, hatte er selbst doch schon die Fünfziger überschritten. Da schien das Schicksal ein entsetzliches Deto gebieten zu wollen.

Im Anfange des Jahres 1887 traten die Anzeichen einer bedenklichen Halskrankheit hervor, die mit tödlichem Ausgange enden sollte. Vergeblich wurde von Italiens mildem Klima Heilung erhofft. Als am 19. März 1888 Kaiser Wilhelm der Große das Zeitliche segnete, bestieg in Friedrich III., welchen Namen er annahm, ein Sterbender den Thron. Die Zeit war zu kurz bemessen, um noch fruchtbringenden Samen von der Höhe desselben austreuen zu können!

Mit unvergleichlichem Heldenmut, ohne ein Wort der Klage, in stiller Ergebung in die Beschlüsse des Allmächtigen sah er dem Ausgange entgegen. Wenigstens ward es ihm vergönnt, noch die Heimat zu erreichen und sich dort von der erhebenden Liebe seines Volkes umgeben zu sehen.

Nur eine kurze Frist noch war dem zweiten deutschen Kaiser vom Schicksal beschieden!

Am 15. Juni endete der Tod das so hoffnungsvoll begonnene und so qualvoll auslaufende Leben des herrlichen Fürsten. Aber unlöslich fortbestehen wird in dankbarer Liebe die Erinnerung des deutschen Volkes an ihn, der so wesentlich zur Auferstehung des Reiches in seiner neuen Gestalt beigetragen und dessen Charakter und edles Streben ihn zu den idealen Gestalten der Menschheit emporgehoben hat — ein Held der Tat auf dem Felde der Ehre, ein Held des Duldens in namenlosem Leid!



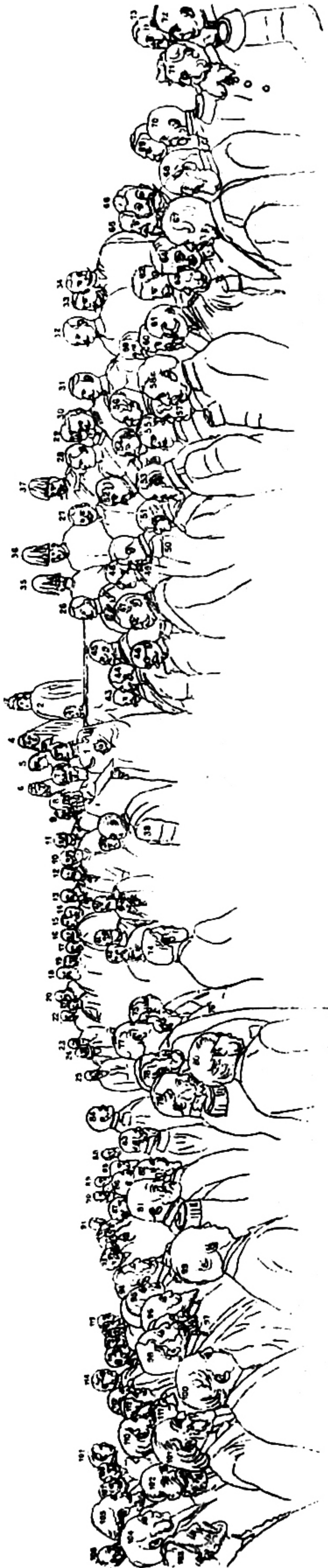
Das Deutsche Reich 1888 — 1914.

Von Hans Haefke.

Seit dem Tode Konrads II. (1039) hat das Deutsche Reich bei keinem Thronwechsel im Innern so gefestigt, nach außen so machtvoll dagestanden wie im Jahre 1888, als, wie man wohl sagen kann, die Krone von Wilhelm I. auf seinen Enkel überging. Die Stellung des Reiches in der Welt beruhte vornehmlich auf dem Fürsten Bismarck. »Wenn der Kanzler einst sein Amt niederlegt, werden stürmische Zeiten für Europa kommen«, urteilte Waddington, der Botschafter Frankreichs in London, im Jahre 1883. Und zugleich hatte sich Bismarck als das nationale Gewissen, das in entscheidenden Augenblicken über den Parteihader siegte, der immer wieder die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls zum klaren Gemeinschaftsbewußtsein hemmte, noch im Februar des großen Trauerjahres bewährt. Sein Wort hatte den Reichstag zu debattelofer Annahme des »Gesetzes über Änderungen der Wehrpflicht« vermocht. So überkam Wilhelm II. den aufrechten und gerade darum zuverlässig treuen Diener seines Großvaters als wertvollstes Erbe, als den größten praktischen Pazifisten und als den verkörpertsten Staatsgedanken. Indes war der junge Kaiser bei aller Verehrung für den großen Alten doch nicht von seiner Unerfahrenheit überzeugt. Hatte er doch schon Ende des Jahres 1887 dem Minister Scholz geradezu erklärt, daß er Bismarck nicht für unerfährlich halte. Bei dieser Einschätzung Bismarcks mußte um so verhängnisvoller wirken, daß Wilhelm II. in dem leitenden Staatsmann einen zum Gehorsam verpflichteten Diener sah. Der Konflikt war also unvermeidlich. Sein Ausgang aber hing noch von dem Ver-

halten anderer, namentlich von dem des deutschen Volkes ab.

So ist denn auch hinweg über alle Ereignisse vom westfälischen Bergarbeiterstreik bis hin zu der vermeintlichen russischen Kriegsgefahr, hinweg über die lebhafteste Tätigkeit verantwortlicher und unverantwortlicher Ratgeber, hinweg selbst über die Untätigkeit der Bundesfürsten, des Bundesrats und des Reichstags die Reichstagswahl vom 20. Februar 1890 von Ausschlag gebender Bedeutung gewesen. Von seinem Vortrage über ihren Ausfall nahm Bismarck den Eindruck mit sich, daß jetzt sein Rücktritt bestimmterwogen werde. Von 7 Millionen Wählern hatten 4 1/2 Millionen bismarckfeindlich gestimmt. Der Kaiser konnte und kann noch heute mit Recht behaupten, daß er nur das Urteil des deutschen Volkes vollstreckt hat. Dazu kommt, daß die deutsche Presse laut oder schweigend die Entlassung gebilligt hat. Indes sind darum jene anderen Vorgänge und Umstände im weltgeschichtlichen Zusammenhang nicht bedeutungslos. Denn in ihnen wirft die große Tragödie, deren vorläufiger Schlußakt der »Friede« von Versailles ist, ihre Schatten voraus. Durch eine seltsame Mischung von Selbstbewußtsein und Respekt vor der öffentlichen Meinung haltlos gemacht, sucht der Monarch nach langem Schwanken selbst unter Abwendung von den Freunden den Frieden mit unversöhnlichen Feinden in dem Wahn, sie durch Entgegenkommen gewinnen zu können. Sogar einen weltgeschichtlich so unbedeutenden Zug wie den Vorwurf der Verheimlichung von amtlichen Berichten hat die rächende Nemesis nicht vergessen. Wie sollte es da vergessen bleiben, daß der Treueste der Treuen von allen verlassen wurde! Von allen! Denn wieder einmal konnte das deutsche Volk einen Großen nicht ertragen. So sendet denn die ewig waltende Gerechtigkeit diesem Volke in



1. Kaiser Wilhelm II.; 2. Kaiserin Augusta Viktoria; 3. Kronprinz Wilhelm; 4. Prinzessin Friedrich Karl; 5. Erbprinzess Charlotte von Meiningen; 6. Prinzess Beatrix von Preußen; 7. Prinzregent Luitpold von Bayern; 8. König Albert von Sachsen; 9. Prinz Wilhelm von Württemberg; 10. Großherzog Friedrich von Baden; 11. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg; 12. Großherzog Ludwig von Hessen; 13. Großherzog Peter von Oldenburg; 14. Herzog von Altenburg; 15. Herzog von Anhalt; 16. Großherzog Carl Alexander von Weimar; 17. Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha; 18. Herzog von Sachsen-Meiningen; 19. Fürst von Waldeck; 20. Prinz Albrecht von Preußen; 21. Fürst von Braunschweig; 22. Fürst von Rostock; 23. Bürgermeister Dr. Behn, Bielefeld; 24. Bürgermeister Dr. Versmann, Bamberg; 25. Bürgermeister Buß, Bremen; 26. Prinz Heinrich von Preußen; 27. Prinz Friedrich Leopold von Preußen; 28. Erbprinz von Preußen; 29. Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen; 30. Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen; 31. Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen; 32. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg; 33. Erbprinz von Mecklenburg; 34. Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein; 35. Feldmarschall Graf Blumenthal; 36. Feldmarschall Graf v. Moltke; 37. General a. D. v. Meierfeldt-Bülle; 38. Fürst Bismarck; 39. General v. Strubberg; 40. Fürst Otto von Stolberg-Wernigerode; 41. Fürst Heinrich von Reuß; 42. Alt- und Rheingraf von Salm-Reifferscheid-Dyck; 43. Fürst Putbus; 44. Fürst von Bielefeld-Trachenberg; 45. General v. Sittler; 46. bayer. Staatsminister Freih. Dr. v. Lubow; 47. Vizepräsident des preuß. Staatsministeriums Staatsminister von Büttner; 48. preuß. Minister v. Maybach; 49. lat. Minister des Innern Freih. v. Nolte-Wallat; 50. bayer. Bundesratsbevollmächtigter Graf v. Berchtesgaden; 51. preuß. Justizminister Dr. v. Friedberg; 52. bad. Bundesratsbevollmächtigter Freih. Marbach v. Bielefeld; 53. Staatssekretär des Reichspostamts Dr. v. Stephan; 54. preuß. Kriegsminister General d. Inf. Bronart v. Schellendorf; 55. lat. Bundesratsbevollmächtigter Graf v. Bohnenb. v. Bergen; 56. Staatssekretär des Reichsministeriums General d. Inf. v. Capriol; 57. Staatssekretär des Reichsministeriums Staatsminister Dr. v. Schelling; 58. bayer. Ministerpräsident Dr. Krüger; 59. mecklenburg. Bundesratsbevollmächtigter Freih. v. Proffius; 60. oldenburg. Bundesratsbevollmächtigter Geh. Rat Selkman; 61. preuß. bismarckianischer Minister Freih. Dr. v. Buchius; 62. preuß. Finanzminister v. Scholz; 63. braunschweig. Bundesratsbevollmächtigter Freih. v. Gramm-Burgsdorf; 64. lat. Bundesratsbevollmächtigter Dr. Neidhardt; 65. Sachl.-coburg. Bundesratsbevollmächtigter Staatsminister v. Bonin; 66. Staatssekretär des Auswärtigen Graf v. Bismarck-Schönhausen; 67. preuß. Kultusminister Dr. v. Gögler; 68. großherzogl. Sachl.-weimar. Bundesratsbevollmächtigter Staatsrat Dr. Bernhart; 69. Reichsstaatssekretär Freih. v. Malbain-Gülb; 70. württemberg. Bundesratsbevollmächtigter General Graf Zepelin; 71. Unterstaatssekretär Dr. Bernhart; 72. Unterstaatssekretär Dr. v. bucanus; 73. Unterstaatssekretär Meinelde; 74. Dr. Miquel, Oberbürgermeister und Reichsstaatssekretär; 75. Fürst Bohnenlohe, Stathalter von Elbfürstentum; 76. v. Kleinsow, Reichsstaatssekretär; 77. v. Beldorf-Beck, Reichsstaatssekretär; 78. v. benesow, Reichsstaatssekretär; 79. Freih. v. Buene, Reichsstaatssekretär; 80. Dr. Windhorst, Reichsstaatssekretär; 81. Dr. v. Bennigsen, Reichsstaatssekretär; 82. Herzog v. Ratibor, Reichsstaatssekretär; 83. Dr. Buhl, 1. Vizepräsident

ANTON VON WERNER

DIE FEIERLICHE ERÖFFNUNG
DES DEUTSCHEN REICHSTAGES DURCH KAISER WILHELM II. AM 25. JUNI 1888

figler Graf v. berchtesgaden; 51. preuß. Justizminister Dr. v. Friedberg; 52. bad. Bundesratsbevollmächtigter Freih. Marbach v. Bielefeld; 53. Staatssekretär des Reichspostamts Dr. v. Stephan; 54. preuß. Kriegsminister General d. Inf. Bronart v. Schellendorf; 55. lat. Bundesratsbevollmächtigter Graf v. Bohnenb. v. Bergen; 56. Staatssekretär des Reichsministeriums General d. Inf. v. Capriol; 57. Staatssekretär des Reichsministeriums Staatsminister Dr. v. Schelling; 58. bayer. Ministerpräsident Dr. Krüger; 59. mecklenburg. Bundesratsbevollmächtigter Freih. v. Proffius; 60. oldenburg. Bundesratsbevollmächtigter Geh. Rat Selkman; 61. preuß. bismarckianischer Minister Freih. Dr. v. Buchius; 62. preuß. Finanzminister v. Scholz; 63. braunschweig. Bundesratsbevollmächtigter Freih. v. Gramm-Burgsdorf; 64. lat. Bundesratsbevollmächtigter Dr. Neidhardt; 65. Sachl.-coburg. Bundesratsbevollmächtigter Staatsminister v. Bonin; 66. Staatssekretär des Auswärtigen Graf v. Bismarck-Schönhausen; 67. preuß. Kultusminister Dr. v. Gögler; 68. großherzogl. Sachl.-weimar. Bundesratsbevollmächtigter Staatsrat Dr. Bernhart; 69. Reichsstaatssekretär Freih. v. Malbain-Gülb; 70. württemberg. Bundesratsbevollmächtigter General Graf Zepelin; 71. Unterstaatssekretär Dr. Bernhart; 72. Unterstaatssekretär Dr. v. bucanus; 73. Unterstaatssekretär Meinelde; 74. Dr. Miquel, Oberbürgermeister und Reichsstaatssekretär; 75. Fürst Bohnenlohe, Stathalter von Elbfürstentum; 76. v. Kleinsow, Reichsstaatssekretär; 77. v. Beldorf-Beck, Reichsstaatssekretär; 78. v. benesow, Reichsstaatssekretär; 79. Freih. v. Buene, Reichsstaatssekretär; 80. Dr. Windhorst, Reichsstaatssekretär; 81. Dr. v. Bennigsen, Reichsstaatssekretär; 82. Herzog v. Ratibor, Reichsstaatssekretär; 83. Dr. Buhl, 1. Vizepräsident

des Reichstages; 84. v. Wedell-Piesdorf, Präsident des Reichstages; 85. Freih. v. Unruhe-Bomli, 2. Vizepräsident des Reichstages; 86. Graf v. Kleist-Schmenzin, Schriftführer des Reichstages; 87. Dr. Bürklin, Schriftführer des Reichstages; 88. Fürst Radolin, Oberhofmarschall; 89. Graf zu Eulenburg, Oberzeremonienmeister; 90. Freih. v. Biebrach, Oberhofmarschall; 91. Major v. Kell, Flügeladjutant des Kaisers; 92. Prof. Dr. Hans Delbrück, Reichstagsabgeordneter; 93. Weber (Ober-Bayern), Reichstagsabgeordneter; 94. Bollmann, Reichstagsabgeordneter; 95. Feller, bad. 1. Staatsanwalt; 96. Oechelhäuser, Geh. Kommerzienrat; 97. Siegle, Geh. Kommerzienrat; 98. v. Benda, Rittergutsbesitzer; 99. Dr. Bammacher, Reichstagsabgeordneter; 100. Niehammer, Kommerzienrat, Reichstagsabgeordneter; 101. Feulner, Bankier, Reichstagsabgeordneter; 102. Richter, Reichstagsabgeordneter; 103. Bobrecht, Staatsminister a. D., Reichstagsabgeordneter; 104. Dr. v. Forckenbeck, Oberbürgermeister, Reichstagsabgeordneter; 105. Graf Behr-Behrenhoff, Reichstagsabgeordneter; 106. Dr. Bamberger, Reichstagsabgeordneter; 107. Prof. Dr. Sanel, Reichstagsabgeordneter; 108. Prof. Dr. v. Marquard, Reichstagsabgeordneter; 109. Prof. Dr. Enneccerus, Reichstagsabgeordneter; 110. v. Kardorff, bair. Reichstagsabgeordneter; 111. v. Wedell-Malchow, Reichstagsabgeordneter; 112. Freih. v. Elnichhausen, Oberst a. D., Reichstagsabgeordneter; 113. Soltau, Reichstagsabgeordneter; 114. Freih. von und zu Franckenstein, Reichstagsabgeordneter; 115. Dr. Freih. Beeremann v. Zuydwijk, Reichstagsabgeordneter; 116. v. Golmar, Regierungsrat, Reichstagsabgeordneter; 117. Freih. v. Om, Reichstagsabgeordneter; 118. Freih. v. Manthey, Reichstagsabgeordneter; 119. Prof. Dr. Virchow, Reichstagsabgeordneter.

Im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin wurde am 25. Juni 1888 der Reichstag, der anlässlich der Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. einberufen worden war, durch den Kaiser eröffnet. Der Monarch betrat, die Herrscher Bayerns und Sachsens zur Seite, den Weißen Saal, die übrigen Fürsten folgten ihm. Kaiser Wilhelm II. eröffnete den Reichstag, indem er seine Thronrede verlas. Dieselbe gab vor allem der Trauer um den Heimgang Kaiser Friedrichs Ausdruck.



seiner Entscheidungstunde wohl einen andern Großen, aber nur »um sein Herz zu verstocken«.

Anderes als die deutsche empfand die ausländische Presse die weltgeschichtliche Bedeutung der Entlassung Bismarcks. Der Londoner Punch brachte ein Bild: »Der Lootse geht«.

Wie steuerte das Schiff unter dem jungen Kapitän?

Der Kaiser hatte erklärt, der Kurs bleibe der alte. In der Tat zeigte aber das im Mai 1890 eingebrachte »Gesetz über den Arbeiterschutz« einen neuen Kurs an. War bisher das Ziel die Sicherung der Arbeiter vor der Gefährdung durch Krankheit und Alter gewesen, so war es jetzt ihre Zufriedenheit. Auf diesem Wege kam man 1911 zu einem ersten großen Abschluß durch die »Reichsversicherungsordnung«. Die Summe aller Entschädigungen, die 1913 geleistet wurden, belief sich auf 855 Millionen Mark. Im ganzen sind von 1885–1913 für diesen Zweck fast 11 Milliarden Mark gezahlt worden (Goldmark!).

Indes muß man zur vollen Würdigung der Sozialpolitik in diesem Zeitraum seinen Blick weiter schweifen lassen. Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten, Förderung zweckmäßiger Ernährung, Schutz der Gesundheit in gewerblichen Betrieben, Mutterschafts- und Säuglingsfürsorge wurden Gegenstand der Gesetzgebung. Der Erfolg war ein ständiges Sinken der Sterblichkeitsziffer.

Auch der immer brennender werdenden Frauenfrage wandte sich die Gesetzgebung zu und suchte sie durch Öffnung bisher den Männern vorbehaltenen Berufe für die Frauen zu lösen. Selbst auf politischem Gebiet machte man den Frauen Zugeständnisse, wie ihre Zulassung zu politischen Vereinen und Versammlungen (1908). Endlich darf man die freiwilligen Leistungen des Mittelstandes und zahlreicher Unternehmer nicht vergessen. Immer weitere Kreise unterstützten die

evangelische Kirche in der Ausführung des sozial-politischen Programms, das Wichern bereits auf dem »Ersten evangelischen Kirchentag« 1848 entwickelt hatte. Und dem Beispiel der evangelischen folgte die katholische Kirche. So wurde der Notlage der Waisen, Krüppel, Idioten, entlassenen Gefangenen, Auswanderer usw. nach Kräften gesteuert. Von den Unternehmern aber, die über ihre gesetzlichen Pflichten hinausgingen, seien wenigstens Krupp, Stumm und Zeiß (Abbe) in Jena genannt, während Heinrich Freese in Berlin-Niederschönhausen der Gesetzgebung mit seiner 1884 gegründeten konstitutionellen Fabrik weit voraus war. Diese Mehrleistungen müssen um so nachdrücklicher unterstrichen werden, als die Industrie durch die Gesetzgebung bereits bis hart an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit geführt wurde.

Daß sie den rasch gesteigerten Forderungen überhaupt gewachsen war, hatte sie dem neuen Kurse zu verdanken, der auch in der Handelspolitik eingeschlagen wurde. Denn mit dem österreichischen Handelsvertrage (1891), dem alsbald andere folgten, wurde das Schutzollsystem Bismarcks abgebaut. Dieser Wechsel konnte dem Reiche zugemutet werden, weil es dank der Wirtschaftspolitik seines Begründers ein genügend gefestigter Wirtschaftskörper geworden war. In der Tat blühten Handel und Industrie überraschend schnell auf. So stieg die Zahl der chemischen Betriebe von 5758 (1894) auf 9147 (1912). Gleichzeitig stieg die Zahl der in ihnen beschäftigten Arbeiter von 110348 auf 249819 Voll- und 472596 Einzelarbeiter. Die Ausfuhr fertiger Fabrikate wuchs von 409000 Tonnen im Werte von 208 Millionen Mark (1888) auf 4,16 Millionen Tonnen im Werte von 825 Millionen Mark (1912). Ähnlich, zum Teil noch stärker entwickelten sich andere Industriezweige. Im Jahre 1891 wurden für 1,75 Milliarden Mark

Rohstoffe für Industriezwecke und Halbfabrikate eingeführt und für 687 Millionen Mark ausgeführt. 1912 waren die entsprechenden Zahlen 5,9 Milliarden und 2,4 Milliarden. An Fabrikaten wurden 1891 eingeführt für 904 Millionen Mark, ausgeführt für etwas mehr als 2 Milliarden Mark. Im Jahre 1912 bewertete sich diese Einfuhr auf 1,6 Milliarden Mark, die Ausfuhr auf fast 5,8 Milliarden Mark. Der gesamte Außenhandel des Reichs setzte 1912 Waren im Werte von 19,7 Milliarden Mark um und hatte damit gegen 1887 um 225 Prozent zugenommen. Im gleichen Zeitraum war der englische Außenhandel um 113,2 Prozent gewachsen, so daß er dem deutschen nur noch um 3,2 Milliarden Mark voraus war. Auch der Binnenhandel blühte mächtig auf, u. a. dank dem tatkräftigen Ausbau und der ständigen Verbilligung der Verkehrsanstalten. Das Eisenbahnnetz hatte 1911 eine Länge 72400 km, fast doppelt so viel als 25 Jahre vorher. Seine Dichte (134 km auf 1000 qkm) wurde nur noch von der des belgischen (288 auf 1000) übertroffen. Dazu kam eine bessere Ausnutzung der Güterwagen infolge der Begründung des Deutschen Staatswagenverbandes (1909). So konnten 1911 auf Bahnen, Flüssen und Kanälen im Inlandverkehr 411 Millionen Tonnen Güter bewältigt werden. Da von und nach dem Auslande auf denselben Wegen 97 Millionen Tonnen befördert wurden, darf man den Wert jener Warenmenge auf mindestens 80 Milliarden schätzen. Von weltgeschichtlicher Bedeutung wurde indes das Aufblühen des Außenhandels, das zur völligen Beherrschung des Weltmarkts durch einige deutsche Industriezweige, wie den der Farbstoffe und der Arzneimittel, führte. Die Gefahr, die das englische Parlament schon 1885 in nebelhaften Umrissen gesehen hatte, gewann immer bestimmtere Gestalt. Wenn man aber bereits damals den deutschen Wettbewerb zu fürchten begann, so erhellt,

daß es falsch wäre, die Entwicklung des Handels und der Industrie nur der neuen Handelspolitik zuzuschreiben. Vielmehr sind die eigentlichen Ursachen in den Fähigkeiten des deutschen Geistes zu suchen, wie denn schon 1885 die englischen Industriellen das Vordringen der deutschen Waren aus bestimmten Eigenschaften der deutschen Fabrikanten und Kaufleute erklärt hatten. Da wirkte vor allem der emsige Fleiß und der praktische Sinn des Naturwissenschaftlers und des Technikers. Entfielen doch in der Union, der Schweiz und in Österreich-Ungarn 1912 von Auslandspatenten auf französische Erfinder 1190, auf englische 1681, auf deutsche aber 7194! Und in den ersten 11 Jahren ihres Bestehens verlieh die Nobelf Stiftung an Franzosen und Engländer je 3 wissenschaftliche Preise, an Reichsdeutsche 14. Schufen doch einzelne Erfindungen wie der Dieselmotor und v. Forells Drehofen ganz neue Entwicklungsmöglichkeiten! Dazu kamen ein immer mehr sich vervollkommnendes Organisationsgeschick und eine auf guter Marktkennntnis beruhende kaufmännische Spekulation der Unternehmer. Der Geist exakter, wissenschaftlicher Technik beseeelte den deutschen Wirtschaftskörper, verlieh der Industrie eine größere Festigkeit und schützte jenen mithin vor Erschütterungen wie der im Jahre 1873. Es ergibt sich, daß die Handelspolitik die Entwicklung nur beschleunigt hat. Und es fragt sich, ob nicht der überrasche Aufschwung auch manche bedenkliche Folgen gehabt hat, wie unser Volk sie beim Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft (14. — 17. Jahrhundert) erlebt hat. Diesmal schien freilich die Staatsgewalt anders als damals durch die soziale Gesetzgebung dafür zu sorgen, daß die gewaltige Entwicklung, die ein erstaunliches Wachsen des Nationalvermögens zur Folge hatte — hilflos berechnete 1913 das Jahreseinkommen des deutschen Volks auf 40 Milliarden

Mark —, allen Schichten der Bevölkerung zugute kam. Mit hierauf ist auch das ständige Sinken der Auswanderung zurückzuführen. Sie belief sich 1893 noch auf $1\frac{3}{4}\text{‰}$ der Bevölkerung, 1912 nur mehr auf $0,28\text{‰}$. Auch muß man den oft erhobenen Vorwurf zurückweisen: das deutsche Volk habe seinem ansehnlichen Reichtum haltlos gegenübergestanden wie ein unreifer Bursche einem großen Lotteriegewinn. Der Vergleich trifft schon deshalb nicht zu, weil jener Reichtum durch nie ermüdende Arbeit schwer errungen war. Auch verwandte der deutsche Unternehmer seinen Gewinn nicht wie der englische in erster Linie zu einem komfortablen Leben, sondern zur Vervollkommenheit seines Unternehmens, so daß die deutschen Fabriken hinsichtlich ihrer technischen Vollkommenheit und hygienischen Ausstattung unübertroffen waren. Zwar nahm die Genußsucht zu. Aber hier tut man gut, statt vorschnell von den Großstädten auf die Gesamtheit zu schließen, zum Vergleich die fremden Metropolen heranzuziehen, die auch keine Nonnenklöster waren. Vor allem aber war einerseits im Auslande das Bemühen um wirtschaftliche Hebung der breiten Massen sehr viel geringer, wenn es überhaupt vorhanden war, und hatte andererseits das deutsche Volk selbst für fremde Not stets eine offene Hand, was Messina, Kalabrien, Falesund und — das französische Martinique bezeugen. Eine der bedenklichsten Erscheinungen aber war jedenfalls, daß der wirtschaftliche Aufschwung anfangs auf Kosten der Landwirtschaft erfolgte. Ja, Caprivi riet den Landwirten geradezu zur Kapitulation vor dem anscheinend freilich unbeflegbaren Wettbewerb des Auslandes. Und das, obwohl er am 10. Dezember 1891 im Reichstage die Bedeutung der Unabhängigkeit der Ernährung des deutschen Volkes vom Auslande schon für den Fall des Zweifrontenkriegs, vielmehr noch

für den des »Weltbrandes« stark betonte. Gehandelt aber hat dieser Erkenntnis entsprechend erst der am 17. Oktober 1900 zum Reichskanzler berufene Bernhard v. Bülow. Der von ihm 1902 dem Reichstage vorgelegte und von diesem nach schwerer Überwindung der Obstruktion der Sozialdemokratie und der Freisinnigen Vereinigung angenommene Zolltarif berücksichtigte auch die Landwirtschaft. Ihr heißes Ringen um ihr Dasein wurde dank den neuen Handelsverträgen mit ebenso verdienten wie staunenswerten Erfolgen gekrönt. Am deutlichsten zeigen sich diese wohl in der Tatsache, daß der deutsche Hektarertrag an Kartoffeln und Getreide trotz der geringeren Gunst des Bodens und des Klimas 1913 der Summe des russischen und des französischen fast gleichkam, sie in der Weizenernte gar übertraf. Das war das Ergebnis des Zusammenwirkens von Wissenschaft und Praxis, wie es in der von Max Eyth gegründeten Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft bereits 1885 zur Tat geworden war. Vor allem war man auf sorgfältige Pflege des Bodens bedacht. Es galt, ihn nicht auszuplündern, sondern immer reicher zu ernähren. So stieg denn der Verbrauch von Kunstdünger von etwa 16 Millionen Doppelzentner 1890 auf etwa 70 Millionen 1912. Das Deutsche Reich verwendete schließlich ebenso viel Kali wie alle anderen Länder zusammen. Die Pflege des Bodens, die immer stärkere Verdrängung primitiver Geräte durch Maschinen, die Veredelung der Arten steigerten den Hektarertrag an Roggen in der Zeit von 1888 bis 1912 um mehr als die Hälfte, in den wichtigsten anderen Erzeugnissen um etwa ein Drittel. Besonders gefördert wurde durch das Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Praxis der Kartoffelbau. Denn während die Anbaufläche in der Zeit von 1888 — 1912 nur um 10 v. H. zunahm, wuchs der Ernteertrag um 80 v. H. Etwa ein Zehntel des Ertrages

wurde für gewerbliche Zwecke verwandt, wie denn aus der Landwirtschaft eine ganze Zahl blühender Industriezweige erwuchs. Unter diesen nahm die der Zuckerrübe einen so ansehnlichen Platz ein, daß das Reich das erste Zuckerland der Erde ward.

Die Bedeutung dieser Leistungen ist so vielseitig, daß sie kaum gebührend gewürdigt werden kann. Ohne die dauernde Ertragsteigerung hätten wir 1912 46% des Getreidebedarfs durch Einfuhr decken müssen. Jetzt war nur eine Einfuhr von 14,5% nötig. Zugleich wurde so der Industrie ein kaufkräftiger Inlandsmarkt erhalten.

Aber die deutsche Landwirtschaft hat noch mehr geleistet. Sie hat das auf den ersten Blick unmöglich Erscheinende fertiggebracht, auf etwa derselben Fläche neben den Ernteerträgen auch noch die Vieherzeugung zu steigern. Nur der Bestand an Schafen ging dauernd zurück, dagegen stieg der an Rindvieh von 1883 bis 1912 um 27,7%, der an Schweinen um 137,7%. Und zugleich verdoppelten die Fortschritte in der Zucht und Pflege die Fleischerzeugung beinahe, so daß diese sogar dem Bevölkerungszuwachs voraneilte.

Man nennt die Union das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Ein Wort der Bewunderung, die dem dortigen Volke gezollt werden soll, besagt die Bezeichnung doch schließlich, daß dort die Natur dem menschlichen Geiste ein denkbar günstiges Arbeitsfeld bietet. Dagegen muß bei uns der deutsche Geist einer kargen Natur alles mühsam abringen. So berechtigen die Leistungen der deutschen Landwirtschaft — und gerade sie in erster Linie — das deutsche Volk zu dem stolzeren Namen »das Volk der unbegrenzten Möglichkeiten«.

Schon aus dieser Tatsache ergibt sich, daß das deutsche Geistesleben in diesen Jahren nicht hinter dem Wirtschaftsleben zurückgeblieben ist. Verdankte doch

dieses sein Aufblühen zum guten Teil den Wissenschaften und der Technik und zwar so, daß einerseits hier (z. B. in der Astronomie) mancherlei Bedürfnisse erwuchsen, deren Befriedigung der Industrie neue Aufgaben stellten, andererseits die Forscher und Techniker der Industrie mit zahlreichen Erfindungen zu Hilfe kamen.

In der Astronomie war das Spezialgebiet der Deutschen die Erforschung der kleinen Planeten. Hier erzielte besonders die Heidelberger Sternwarte Erfolge dank der von ihr benutzten Methoden und Einrichtungen der Zeißwerke in Jena. Standen diese auch in der ganzen Welt unerreicht da, so lähmte dies doch nicht die Tatkraft anderer deutscher Mechaniker. Dielmehr schuf der Hamburger Repsold ein Mikrometer für die Elimination der sogenannten persönlichen Fehler in den Gleichungen, das die Orts- und Zeitbestimmungen außerordentlich vervollkommnete. Weitere Fortschritte hierin ermöglichte der Münchener Mechaniker Clemens Riefler durch Verbesserung der Pendeluhr. Eine Arbeit von abschließender Bedeutung war der Sternkatalog, in dem v. Anwers das Ergebnis der Orts- und Helligkeitsbestimmungen von fast 200000 Fixsternen niederlegte.

Bekannter wurden die Leistungen einiger Physiker. Geradezu volkstümlich wurde Röntgen durch die Entdeckung der von ihm so benannten X-Strahlen. Indes erkannte man in weiteren Kreisen ihre Bedeutung nur für die Chirurgie, nicht aber für die Therapie und noch weniger für die Physik selbst. Hier gab sie den Anstoß zur weiteren Erforschung des ganzen Strahlungsgebiets. Hieraus erwuchsen u. a. die Entdeckung des Radiums durch das französische Ehepaar Curie und die Vervollkommnung der Photographie durch Friedrich, die das Sehen und Zählen der einzelnen Atome ermöglichte. Hier schuf die wissenschaft-

lichen Grundlagen für die drahtlose Telegraphie. Slaby, besonders angespornt durch das rege persönliche Interesse des Kaisers, und Braun setzten die Arbeiten des Frühverstorbenen mit deutscher Gründlichkeit, leider aber auch in deutschem Hader fort. So gewann der Italiener Marconi einen Vorsprung, der auf das Urteil der Menge verhängnisvoll gewirkt hat. Statt, wie man meist meint, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie zu sein, hat er nur die Hertz'schen und andere Errungenschaften zu einem technisch verwendbaren Apparat zusammengefaßt. Erst 1903 entstand durch die Vereinigung des Braunschen und des Slabyschen Systems die Gesellschaft »Telefunken«, der die inzwischen gegründete englische Marconigesellschaft mit zahlreichen Geschäftsabschlüssen zuvorgekommen war. Kurz erwähnt seien noch der »Lochfunken« M. Wiens wegen seiner Bedeutung für die drahtlose Telephonie, das Ultramikroskop Siedentopfs und Sigmondys wegen seiner Bedeutung für die Bakteriologie, die Erfindung des Quarzglases, die die Herstellung gegen stärksten Temperaturwechsel unempfindlicher Gefäße ermöglichte, sowie die Dewarschen Gefäße, deren Kind die »Thermosflasche« ist.

Auch Liebig und Wöhlers Jünger fügten dem alten Ruhm der deutschen Chemie neuen hinzu. Das bezeugten die den Weltmarkt beherrschenden deutschen Farben- und Arzneimitteln-Industrien. Auch hätte die Landwirtschaft ohne den Beistand der Chemiker nicht ihre gewaltigen Erfolge erzielen können.

Auf dem erst in diesem Zeitraum entstandenen Grenzgebiet beider Wissenschaften, der physikalischen Chemie, leistete Röntgen so Namhaftes, daß er 1901 einen Nobelpreis erhielt.

Eine segensreiche Entfesselung des naturwissenschaftlichen Genies des deutschen Geistes bewirkte die 1911 dank der persönlichen Initiative des Kaisers gegründete

»Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft«. Denn die an den von ihr geschaffenen Instituten wirkenden Männer konnten sich, frei von jeder andern Bürde, ihre Aufgaben wählen. So gewann, um nur dies zu erwähnen, Haber Bahn für seine Entdeckung, Stickstoffdünger aus der Luft zu gewinnen. Um die Förderung der Zoologie machte sich vor allem die 1890 gegründete »Deutsche Zoologische Gesellschaft« verdient. Sie rief zoologische Stationen ins Leben (z. B. auf Helgoland), veranlaßte und unterstützte Expeditionen, half bei der Herausgabe großer Werke usw. Befruchtend wirkte auch die Vermehrung unseres kolonialen Besitzes. Indes kannten auch die deutschen Zoologen keine Grenze ihres Forschens. Das zeigen die Plankton- (1889) und die Tiefsee-Expedition (1898). Kein Wunder, daß die zoologische Literatur selbst für den Fachmann fast unübersehbar wurde, zumal die Zweige dieser Wissenschaft in zahlreiche andere Gebiete hineinreichen, so in die Medizin (Krankheitserreger), in die Prähistorie (Fossilien), in die Landwirtschaft (Viehzucht) usw.

Bei der engen Verwandtschaft der Medizin mit den Naturwissenschaften mußten die Fortschritte dieser die ohnehin rastlose Arbeit der Ärzte um so fruchtbarer gestalten. Genauere Kenntnis vom Wesen der Bakterien gewann man erst dank den Arbeiten Kochs. Seine ersten Epoche machenden Arbeiten gehören freilich schon der früheren Zeit an. Aber erst in unserer Periode gelang die Entdeckung einer größeren Anzahl besonders gemeingefährlicher Krankheitserreger. Behring wurde dann der Begründer des Serumheilverfahrens. So vermochte die innere Medizin in Verbindung mit der Hygiene die Ansteckungskrankheiten immer wirkungsvoller zu bekämpfen. Von je 100000 Einwohnern des Reiches erlagen solchen Krankheiten 1885 560,8; 1905 nur noch 274,5. Außerordentlich befruchtend wirkte dann die Entdeckung

Röntgens auf die Medizin. Selbst auf dem schwierigen Gebiet der Stoffwechselkrankheiten kam man vorwärts, u. a. in der Behandlung der Gicht und der Zuckerkrankheit dank den Entdeckungen des Chemikers Emil Fischer. Am kräftigsten aber entwickelte sich wohl die Chirurgie nicht nur dank der sicheren Hand zahlreicher geschickter Operateure, die von dem Laien noch immer als das Wichtigste eingeschätzt wird, sondern vornehmlich dank der Gründlichkeit der Forschung. Denn gerade das in Deutschland gepflegte naturwissenschaftliche Denken erwies sich hier segensreich. Von den Männern, die die deutsche Chirurgie weltberühmt gemacht haben, sind vornehmlich Ernst von Bergmann und Bier zu nennen.

Die Mathematik führt uns hinüber in das Reich der Geisteswissenschaften. Ohne auf die dem Laien liegende Lösung und Förderung mathematischer Probleme einzugehen — so erbrachte Kummer den Beweis des »großen Fermatschen Satzes« wenigstens für sehr viele Fälle — sei hier doch wenigstens einiger Unternehmungen gedacht. Auf Betreiben Althoffs wurde das »Deutsche Bureau der Internationalen Bibliographie der Naturwissenschaften« in Berlin errichtet, das seit dem 1. Januar 1901 für 17 Einzelwissenschaften, darunter die Mathematik, die deutschen Arbeiten sammelte. 1891 trat die »Deutsche Mathematiker-Vereinigung« ins Leben. Sie veranlaßte die Herausgabe der »Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften«. Andere mathematische Gesellschaften gründeten neue Zeitschriften und bewirkten die Veröffentlichung der gesammelten Werke großer Mathematiker. Von den Arbeiten, mit denen einzelne Gelehrte hervortraten, sind vielleicht die der Geschichte der Mathematik gewidmeten wie vor allem die des Begründers dieser Disziplin, des noch in unsern Zeitabschnitt hineinragenden Cantor, in gewissem Sinne bezeichnend.

Zeugen sie doch von der unverminderten Kraft des geschichtlichen Denkens, das, vor etwa 100 Jahren beginnend, sich allmählich der gesamten Wissenschaft und der Künste bemächtigt hatte.

Um so auffallender ist es, daß im Anfang der neunziger Jahre einer der bedeutendsten Historiker die Übertragung der naturwissenschaftlichen Methode auf die geschichtlichen Studien verlangte. Ausgehend von positivistischen Anschauungen behauptete Karl Lamprecht einen naturgesetzlichen Verlauf der geschichtlichen Entwicklung. In den wirtschaftlichen Verhältnissen das maßgebende Element erblickend, den Massenbewegungen eine höhere Bedeutung beimessend als der Einzelpersonlichkeit, war er in Gefahr, in eine rein materialistische Auffassung und Darstellung zu versinken. Aber er erlag ihr nicht. Denn selbst eine starke Persönlichkeit, beugte er sich auch vor einer solchen, was u. a. die Luther gewidmeten Abschnitte seiner »Deutschen Geschichte« beweisen. So hat er das Einzigartige in der Geschichte doch nicht in der Weise der Materialisten ausgeschieden. Und gerade darum ist sein genanntes Werk trotz aller Schwächen eine Darstellung der Entwicklung der deutschen Persönlichkeit geworden. Der von ihm entfachte Streit aber hatte das Ergebnis, daß man an der alten historischen Methode festhielt. Ein anderer Kampf, der namentlich zwischen Gothein und Dietrich Schäfer ausgefochten wurde, entbrannte über die Frage nach dem Verhältnis zwischen politischer und Kulturgeschichte. Es erklärt sich das aus dem mächtigen Aufblühen der kulturgeschichtlichen Literatur in der Bismarckschen Zeit. Entstanden denn doch auch sogar selbständige Darstellungen der Kulturgeschichte, wie Steinhausens »Deutsche Kulturgeschichte«. Indes darf man doch wohl behaupten, daß die politischen Historiker gesiegt haben, derart freilich, daß heute eine politische Geschichte ohne Berück-

sichtigung der Geisteskultur und des Wirtschaftslebens wohl allgemein wenig befriedigen wird. Nichts ist vielleicht für die Bedeutung des Staates, mindestens für das Wirtschaftsleben so bezeichnend wie die Tatsache, daß die starke Entwicklung der Wirtschaftsgeschichte unter der Einwirkung der neuen Wirtschaftspolitik Bismarcks eingeseht hat. Sie wurde auch jetzt eifrig gepflegt, und Ehrenberg behandelte sogar das Zeitalter der Reformation als das »der Fugger«. Auch sonst erhielt die Forschung Antriebe aus der Gegenwart, so durch die Flottenpolitik. Hier ist namentlich Dietrich Schäfer hervorgetreten. Aus der Bismarck-Zeit in die unsere hineinragend, besaß Treitschke genug Geistesfrische, um zugleich Herold der Bismarckschen und Kündiger der imperialistischen Politik zu sein. In die englische Geschichte leuchtete scharf hinein Alexander v. Peez. Leider wurden seine Arbeiten in weiteren Kreisen ebenso ungenügend beachtet wie Adalbert Wahls Untersuchungen über die Ursachen der französischen Revolution, die sonst wohl manchem rechtzeitig die Augen über den Kurs geöffnet hätten, den wir steuerten. Überhaupt zeitigte die Motivenforschung in unserer Periode eine auffallend große Zahl von Arbeiten über »Entstehung«, »Ursprung« und »Ursachen« einer geschichtlichen Erscheinung. Bahnbrechende Werke schufen Eduard Meyer (»Geschichte des Altertums«) und Hauck (»Kirchengeschichte Deutschlands«). In Reaktion wohl gegen die materialistische Auffassung wandte sich die Teilnahme wieder in erhöhtem Maße der Biographie zu, was u. a. Kosers »Friedrich der Große« und Lehmanns »Scharnhorst« sowie H. E. Bergers »Luther« bezeugen. Als Meister dieser Disziplin trat aber Marcks hervor, der, nachdem er unserm alten Kaiser ein unvergängliches Denkmal errichtet hatte, zur allgemeinen Freude zum Biographen Bismarcks berufen wurde. Über diesen

und sein gewaltiges Werk entstand, von Jahr zu Jahr wachsend, eine immer reichere Literatur. Der fast ins Unermeßliche gestiegene geschichtliche Stoff schien seine Meisterung durch die Hand eines Einzigen für immer unmöglich gemacht zu haben. Da trat Lindner doch noch mit einer Weltgeschichte hervor.

Zu dem Anschwellen des geschichtlichen Stoffs trug besonders die Altertumswissenschaft bei. »Der Deutsche«, sagt der Franzose Michelet, »bringt der ganzen Welt seine Zuneigung entgegen«. So schweifte denn die Forschung von dem Boden der Heimat und des klassischen Altertums hinüber nach Afrika, Indien, Mittel- und Hinterasien. Und an die Stelle des anfänglichen Raubbaus nach Kunstwerken trat immer mehr die allumfassende Forschung des Landes, die Erfassung des Kulturganzen jener untergegangenen Welten. Die Dokumente des alten Christentums wurden herausgegeben, wie sich überhaupt die Religionsforschung stark belebte. Unter den großen Werken, die wegen der gewaltigen Ausdehnung des Gebietes und wegen des so bewirkten Entstehens immer neuer Disziplinen nur noch durch das Zusammenarbeiten vieler geschaffen werden konnten, ragen hervor die »Enzyklopädie des Islams« und der »Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde«. Von den Erforschern unserer eigenen Vorzeit sind namentlich Gustav Kossinna, Ludwig Wilser und Willy Pastor zu erwähnen.

Überhaupt entfaltete sich, wie überall, so auch auf dem Gebiete der deutschen Philologie ein reiches Leben. Als erste Autorität behauptete sich in den mittelalterlichen Realien bis zu seinem Tode Moriz Heyne. Die von der »Gesellschaft für deutsche Volkskunde« stark geförderten Studien führten auch zu reger Beschäftigung mit den Mundarten. Den aus ihrem Betrieb bereits im vorigen Zeitabschnitt entstandenen »Sprachatlas

des Deutschen Reichs« Georg Wenkers übernahm 1888 das preußische Kultusministerium. Auch entstand eine Reihe mundartlicher Wörterbücher. Von großer Bedeutung für die Germanistik wurde die 200. Jubelfeier der preußischen »Akademie der Wissenschaften«. Nicht nur wurden drei neue Stellen für ihre Vertreter geschaffen, sondern es wurden auch aus ihren Mitteln den deutschen Studien stattliche Beträge zugewiesen. Und alsbald wurden diese zu der Herausgabe wichtiger Werke, wie deutscher Texte des Mittelalters benutzt, wobei namentlich Roethes Arbeitsamkeit und reiches Wissen sich segensvoll erwiesen. Um die wissenschaftliche Ausgabe der Werke von Dichtern der jüngeren Zeit wie Lessings, Goethes, Uhlands, machte sich besonders Erich Schmidt verdient. In den neu sprachlichen Wissenschaften vollzogen sich in unserm Zeitraum wichtige Wandelungen, eine andere jedoch in der Anglistik, eine andere in der Romanistik. Dort bewirkte der steigende Handelsverkehr eine Hinkehr zu den neuesten Zeiten. Die Anglistik wurde also realistischer. Es galt, die lebende Sprache zu beherrschen. Ihres wissenschaftlichen Charakters ging die Anglistik darum aber nicht verlustig. Vielmehr erwuchsen jetzt ganz neue Disziplinen wie die Phonetik und die Syntax des Neuenglischen. Auch die neue Literatur, sowie Land und Leute, wurden Gegenstand der Forschung. Dies Letztere war auch in der romanischen Philologie der Fall. Und wie ein Deutscher (Diez) diese Wissenschaft begründet hat, so war es jetzt auch ein Deutscher, der ihr das neue Ziel steckte. Gustav Gröber trat 1888 mit einem neuen Programm hervor. Und Dollmüllers seit 1890 erscheinender Jahresbericht bewies, daß die Studien sich auch wirklich immer mehr auf Rechts-, Kirchen-, Kunst- und Musikgeschichte sowie auf die Geschichte des Schulwesens ausdehnten. Im Vorder-

grunde blieb freilich das Französische, während der steigende Verkehr mit Italien und der spanisch-portugiesischen Welt nicht dieselbe Wirkung ausübte, wie der mit England und der Union auf die Anglistik.

Es zeugt von der Stärke des deutschen Geistes, daß die fortschreitende Zersplitterung der Wissenschaften und das Entstehen immer neuer Einzelwissenschaften ihn eher anreizte als abschreckte, dennoch eine einheitliche Weltanschauung zu gewinnen. Seit der Kantrenaissance der sechziger Jahre zog die Philosophie nicht nur immer weitere Kreise an, sondern sie dehnte auch ihr Forschungsgebiet immer weiter aus, so auch ihrerseits wieder neue Disziplinen gebärend. So fand die Völkerpsychologie vornehmlich in Wundt einen vollendeten Forscher und Darsteller. Aus der namentlich auch von diesem kräftig geförderten — übrigens in Deutschland entstandenen — experimentellen Psychologie erwuchsen die experimentelle Ästhetik und die experimentelle Pädagogik. Wie die Psychologie ging auch die Ethik neue Verbindungen ein, so mit der Rechtswissenschaft und der Völkerpsychologie. Und wie viele Forscher eine voraussetzungslose Ethik für möglich hielten und erstrebten, so andere eine derartige Metaphysik.

Damit trat indes eine Wendung ein, die den Ansprüchen der absoluten Philosophie Abbruch tat. Dies Mißgeschick abzuwenden, erschien angesichts des außerordentlichen Aufschwungs der Naturwissenschaften am sichersten von hier aus möglich. Es braucht da nur Häckels Name genannt zu werden. Aber genau so wenig philosophisch orientiert wie einst Büchners Materialismus, versagte sein Monismus den Dienst. Erfolgreicher traten andere auf den Plan. Unter ihnen ragt Eucken hervor als »der unermüdliche Verfechter einer selbständigen Einheit des Geisteslebens, die sich geschicht-

lich bewährt und deren Entwicklung an den Kulturmächten offenbar wird«. Die von der Philosophie bewiesene Tatsache übte wieder einmal einen starken Einfluß auf die Theologie aus. Unter der Führung von Troeltsch entstand hier eine Richtung, die den religiös-sittlichen Gedankeninhalt des Christentums an eine Religionsphilosophie anknüpfen wollte. Erwachsen aus dem Historismus, der nach dem erbitterten Kampf zwischen Ritschl einerseits und Frank und Luthardt andererseits die Beschäftigung mit den dogmatischen Problemen abgelöst hatte, wurde dies Streben doch von fast allen Dogmatikern als Rationalisierung des Christentums erkannt. So entbrannte denn ein neuer heißer Kampf um die Absolutheit des Christentums, den kirchlichen Supranaturalismus, die Selbstständigkeit der Dogmatik und gegen die von Troeltsch beliebte Kennzeichnung der Reformation als einer lediglich neuen Antwort auf die Fragestellung der mittelalterlichen Kirche. Und zahlreiche Vertreter der kirchlichen Theologie bewiesen durch die Tat, daß diese, von wissenschaftlichem Geiste beseelt, sehr wohl imstande ist, zu kämpfen, ohne sich hinter kirchenpolitischen Machtmitteln zu verkriechen, sowie ohne eine unfruchtbare Restauration zu versuchen. Aus den verschiedensten, vormals einander feindlichen Lagern, wie der Erlanger und der Ritschlschen Schule kommend, strebten sie doch alle nach der evangelischen Kirche allein heilsamen Zusammenfügung von Wissenschaftlichkeit und Kirchlichkeit, von Reformation und kirchlichem Leben. An ihrer Spitze stand Reinhold Seeberg mit seiner »Dogmengeschichte«. Dieser Beweis des Geistes und der Kraft war zugleich das beste Zeugnis für die Berechtigung des Einspruchs, den die Rektoren aller preussischen Universitäten 1911 gegen den wunderlichen Gedanken einer »Universität (!) ohne theologische Fakultät« erhoben hatten.

Für die Rechtswissenschaft wurde das Bürgerliche Gesetzbuch, das am 1. Januar 1900 in Kraft trat, von einschneidendster Bedeutung. Schuf es doch, zugleich unter Zurückdrängung des römischen Rechts, ein einheitliches Recht für das ganze Reich. Es machte zudem eine Reihe von Nebengesetzen, sowie die Abänderung alter Reichsgesetze nötig. Auch aus der wirtschaftlichen Entwicklung und der Sozialpolitik erwuchs die Notwendigkeit neuer Gesetze. Die Juristen hatten also reichlich Gelegenheit, vorbereitend und beratend bei der Gesetzgebung mitzuwirken, wie andererseits diese wieder zum Anlaß wissenschaftlicher Betätigung wurde. Für die juristische Bildung gewann die soziale Gesetzgebung insofern besondere Bedeutung, als sie zu einer stärkeren Ausbildung im öffentlichen Recht als bisher nötigte.

Daß das Hochschulwesen ebenfalls stark durch das neue Wirtschaftsleben beeinflusst wurde, erhellt schon aus dem, was soeben über die Rechtswissenschaft gesagt wurde. Daneben wirkte der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik, die den Kultusetat in allen Staaten des Reiches stark in Anspruch nahmen. Vor allem kam die staatliche Teilnahme den technischen Hochschulen zuflatten. Bisher auf Hoch- und Ingenieurbau, Maschinen- und chemische Technik beschränkt, hatten sie bereits 1885 dank der kräftigen Entwicklung der Elektrotechnik ein neues Gebiet erhalten. Bald folgten andere technische Zweige, der Schiffsbau, das Schiffsmaschinenwesen, das Eisenhütten- und das Städtebauwesen. Zugleich nötigten neue Aufgaben auf den alten Gebieten zur Umgestaltung der vorhandenen Unterrichtsmittel. Infolgedessen wuchs sich das Studiengebäude, als das eine technische Hochschule sich früher dem Auge darbot, zu einem kleinen Stadtteil von zahlreichen Instituten und Laboratorien aus. Auch in der Besuchsziffer kam der

Auffschwung zum Ausdruck. Von 5000 im Jahre 1890 an allen Hochschulen des Reichs hob sie sich in etwa 10 Jahren auf 11000 Vollstudierende. Es war also nur billig, wenn die technischen Hochschulen auch im Berechtigungswesen den Universitäten gleich gestellt wurden. Am weitesten gingen hierin Bayern und Sachsen. Hier konnte das ganze auf die Prüfung für das höhere Lehramt vorbereitende Studium auf einer technischen Hochschule erledigt werden, während Preußen von der hier zugebrachten Zeit immerhin drei Semester anrechnete. Allgemein begrüßt wurde es in den beteiligten Kreisen, daß der Kaiser 1899 die preußischen technischen Hochschulen berechnigte, durch akademische Prüfungen den Titel »Diplom-Ingenieur« zu verleihen und zu promovieren.

Auch die Universitäten dehnten sich räumlich stark aus, zumal hier neben den Naturwissenschaften die Medizin einer immer reicheren Ausstattung mit Instituten bedurfte. Dazu kam ein stärkeres Hindrängen der Jugend zu diesen Studien. So machte die Verteilung der Staatszuschüsse geradezu den Eindruck einer stiefmütterlichen Behandlung der Geisteswissenschaften. Stand doch in Halle einem Zuschuß von fast 28000 Mk. für das chemische Institut ein solcher von 300 Mk. für das deutsche Seminar gegenüber! Auch kam es gelegentlich zu recht starken Reibungen in Preußen zwischen Ministerium und Fakultät bei der Neubesehung eines Lehrstuhles vornehmlich durch die Schuld des autokratischen Ministerialdirektors Althoff. Daß hier die Professoren eifersüchtig über ihr Recht wachten, verdient um so mehr Anerkennung, als sie mit nicht geringerem Eifer trotz der vielfach gesteigerten Anforderungen an ihre Arbeitskraft ihre erste und vornehmste Pflicht, literarisch tätig zu sein, erfüllten. Das beweisen zahlreiche Werke, deren wichtigste oben nur zum Teil genannt werden konnten.

Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit erwuchs vielen Universitätslehrern auch daraus, daß in die Hörsäle und Institute nicht mehr nur Gymnasialisten und Realgymnasialisten, sondern auch Oberrealschüler und Frauen in stets steigender Zahl strömten. Der ohnehin starke Zudrang zum Studium wurde durch die hier nur zu streifenden Änderungen im höheren Schulwesen noch mehr verstärkt. Die Zahl der Studierenden stieg von 28000 im Wintersemester 1890-91 in zehn Jahren auf 59000. Eine ebenso wenig zu begrüßende Wandlung war das ungeheure Wachstum der Universitäten in den Großstädten, hinter dem das der in den kleinen Städten gar zu sehr zurückblieb. Besonders Berlin übte eine immer stärkere Anziehungskraft aus, die von der Regierung durch reichliche Zuwendung staatlicher Mittel noch gefördert wurde. Entfielen doch bis zum Jahre 1900 von allen für die preußischen Universitäten gemachten Ausgaben 45 % auf die Berliner! Nur ein Beispiel dafür, daß die »Provinz« zurückstehen mußte: der Aufwand für das pflanzenphysiologische Institut und das Botanische Museum in Berlin betrug 261000 Mk., der für die in Königsberg etwa 15000 Mk. Man befand sich also auf dem Wege zu einer un deutschen Zentralisation.

Einen ganz neuen Zweig trieb das Hochschulwesen in den Handelshochschulen. Ihre Stifter, kaufmännische Korporationen, städtische Behörden und Private, zielten auf eine Erhöhung der kaufmännischen Fachbildung ab. Als letztes Ziel aber schwebte vor die Befähigung der Großkaufleute und Großindustriellen zur Teilnahme an der Leitung und Verwaltung des Reiches. Daneben dienten die Handelshochschulen zur Ausbildung von Lehrern für Fortbildungs- und Handelsschulen.

Ähnlich wie auf das Hochschulwesen wirkten die Wandlungen im Wirtschafts-

leben auch auf das höhere Schulwesen. Das neue Bildungs- und Lebensideal, das sie geboren hatten, das der mechanischen Naturwissenschaften, stand in kräftigem Gegensatz zu dem die gebildeten Schichten bisher beherrschenden, das in dem Dogma vom klassischen Altertum wurzelte. Gegen seinen Verkörperer und Förderer, das das Feld noch immer beherrschende Gymnasium, richtete sich daher der Kampf der Vertreter des neuen Bildungsideals. Des Kaisers persönliches Eingreifen bewirkte ihren Sieg, der zwar nicht in der Beseitigung des alten Gymnasiums bestand, wohl aber unter starker Beeinträchtigung seines Wesens in der – von Kleinigkeiten abgesehen – völligen Gleichberechtigung von Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen.

Wie im höheren Knabenschulwesen, so gelangte die öffentliche Meinung auch im höheren Mädchenschulwesen zum Siege. Auch hier griff der Kaiser persönlich ein, und zwar zugunsten der radikalen Forderung einer mit der männlichen gleichen Bildung, durch die Kabinettsorder vom 15. August 1908. So entstanden die Studienanstalten, die auf die höheren Mädchenschulen (seit 1912 »Lyzeum«) aufgebauten Oberlyzeen und die Frauenschulen. 1909 schuf ein Ministerialerlaß noch »den vierten Weg«: Abiturientinnen des Oberlyzeums konnten nach zweijährigem vollen Unterricht (12 Wochenstunden) an einer höheren Schule zum Studium und zur Prüfung für das höhere Lehrfach zugelassen werden.

Die in Preußen anfangs erstrebte endgültige Regelung des Volksschulwesens auf rechtlichem Gebiet unterblieb nach dem Mißlingen des zweiten Versuchs (1891). Immerhin ordneten das Ruhegehaltsgesetz, die Lehrerbefoldungsgesetze u. a. einzelne wichtige Angelegenheiten. Manches geschah auch zur Hebung der Bildung des Lehrerstandes und seiner sozialen Stellung. So wurde die Zahl

der Seminare unter Weitersteckung der Ziele von 105 auf 183 vermehrt und das unvermeidliche Französisch als Pflichtfach eingeführt. Noch mehr geschah zum Wohl der Schuljugend. So durch hauswirtschaftlichen und handfertigkeitsunterricht. Neue Schulbauten und Einrichtungen, wie ärztliche Untersuchung der Schulkinder trugen den Forderungen der Hygiene Rechnung. Das Volksschulunterhaltungsgesetz (1906) hob das Schulgeld auf, das bereits Bismarck eine der drückendsten Abgaben genannt hatte. Auch in den anderen Staaten arbeiteten die Regierungen an der Dervollkommnung des Volksschulwesens.

Im Fortbildungsschulwesen blieb es bei dem Unterschied zwischen Preußen und dem Süden. Hier bezweckten diese Schulen die Ergänzung und Anwendung des in der Volksschule Gelernten sowie die religiöse Ausbildung, dort waren wenigstens die städtischen gewerbliche und kaufmännische Berufsschulen. Während die Fortbildungsschulen in der Gesetzgebung der siebziger Jahre wurzeln, waren die Fachschulen meist private Gründungen. Aus seinen deshalb kümmerlichen Anfängen um 1890 blühte dieser Zweig des Schulwesens infolge des nunmehrigen Eingreifens der Regierungen und der städtischen Behörden kräftig auf. So überzog schließlich ein dichtes Netz von Schulen für Bau-, handwerker-, Kunst- und Metallgewerbe, für Gewerbeindustrie, Schifffahrt, Bergbau und Handel das ganze Reich.

Man hat trotz einiger Flecken im Gesamtbilde den Eindruck eines gesunden Volkes, das sich seinen Weg durch die Menschheitsgeschichte als Träger des deutschen Geistes bahnte. Aber manche Erscheinung verriet doch eine ernste Erkrankung. Vor allem ein beängstigender Geburtenrückgang (1888: 38 ‰; 1913: 28,3 ‰). Dies Sinken war die Folge einer Lebensauffassung, die an die des vorrevolutionären Frankreichs erinnert.

Es herrschte ein Intellektualismus, der seine fade Diesseitigkeit, seinen flachen Materialismus unter einem zur Schau getragenen Ästhetentum verbarg. Unter seiner Wirkung entartete auch der deutsche Individualismus zu jener philistischen Eigenbrötelei, die ihr Gegengewicht nicht in vaterländischer Gesinnung suchte, sondern in der schon überwunden geglaubten Kinderkrankheit des Weltbürgertums. Leider ist von der in erster Linie zum Kampfe gegen diese Verirrung berufenen Kirche viel zu wenig an einer nationalen Wiedergeburt gearbeitet worden. In übernationalen Ideen befangen, hatten nur zu viele Geistliche Schleiermachers Wort: »Vaterlandsliebe ist Religion«, und Luthers: »Für meine Deutschen bin ich geboren«, vergessen. Kein Wunder, daß auch weite nationale Kreise entkirchlicht wurden! In der Literatur rangen zwar nicht wenige Männer und Frauen nach einer neuen Kunst deutschen Geistes. Von dem vielen, was so geschaffen wurde, sei nur »der große Krieg« Ricarda Huch's genannt, diese eigenartige und glänzende Lösung des Problems, ein so gewaltiges Ereignis wie den Dreißigjährigen Krieg dichterisch darzustellen. Gelesen aber wurden weit mehr die Erzeugnisse von Literaten, die in einem englisch-gallisch-skandinavisch-slawischen Allerweltskultus schwammen. Auch die »gelesensten« Zeitungen und Zeitschriften waren nur in der Verwendung der Buchstaben deutsch. Und sie sorgten in ihren »Kritiken« für eine weitere Entdeutschung des Volkes durch das Theater. Selbst in der deutschesten Kunst, der Musik, begannen sensationalistisch wirkende Tonsetzer sich breit zu machen. Bruckner und andere wurden übertönt von dem Chor derer, die, zur Füllung ihrer Taschen auf die niederen Instinkte der Masse spekulierend, fades Zeug fabrizierten und so der Operette zu einer unberechtigten Vorherrschaft verhelfen. Und das

Publikum suchte, von dem Arbeitstaumel in dem von der neuen Handelspolitik jäh aufgepeitschten und rastlos vorwärts getriebenen Wirtschaftsleben ermüdet und für edlere Genüsse abgestumpft, Erholung in solchen, die die Nerven kitzelten, den Geist aber verkümmern ließen. Vergeblich warnten Männer wie Eucken: »Alle Erfolge der Technik und Industrie können nicht ein Sinken verhüten, wenn unsere Seele ermattet und leer wird«. Seelenlos war darum auch die Sozialpolitik. So sehr auch betont werden muß, daß kein anderer Staat etwas Ähnliches aufzuweisen hatte, so lief sie doch nur auf materielle Menschenbeglückung, obendrein nur der Arbeiter hinaus, da die Regierung an der Not des Mittelstandes vorbeiging, besonders der kinderreichen Familien, die schwer mit Wohnungs- und Dienstbotennot kämpften. Und statt der Sozialpolitik die Richtung auf eine nationale Wiedergeburt zu geben, benutzte man nicht einmal die Bodenreform zu ihrer Vertiefung. Vielmehr sahen Regierung und Reichstag ruhig zu, wie sich die Spekulation auch des ländlichen Bodens bemächtigte, obwohl so die Entvölkerung hier gefördert wurde und die Ausfüllung der Lücken durch fremdstämmige Einwanderung gewiß nicht als Gewinn zu buchen war. Fehlte aber, sei es die Einsicht oder die Tatkraft zur Anwendung eines wenigstens zunächst materiellen Heilmittels, wie es eine großzügige Bodenpolitik gewesen wäre, so war es kein Wunder, daß die Regierung sich erst 1912 von dem greisen v. Haefeler auf ein rein geistiges Heilmittel, die Jugendpflege, stoßen lassen mußte. Und dochkrankte nicht nur das von ihm gerügte Fortbildungsschulwesen an dem Streben nach rein fachlicher Ausbildung. Auch das höhere Schulwesen rüstete seine Zöglinge immer mehr zu dem Kampf ums Dasein als zu einem Privatkampf aus, seitdem die öffentliche Meinung, das »non scholae, sed vitae«

mechanisch auffassend, zur Preisgabe des alten »multum, non multa« gedrängt hatte. Namentlich die ethischen Fächer litten unter der Vermehrung und Betonung der anderen. Ja, wie die Lehrpläne erst spät eine vaterländische und staatsbürgerliche Abzweckung des Geschichtsunterrichts forderten, so lehnten viele theoretische Abhandlungen eine solche geradezu ab. Während aber hier die eisige Luft des nüchternen Verstandes wehen sollte, ließen manche Erzieher und namentlich Erzieherinnen ihre Zöglinge französische Lieder singen, so dem fremden Wesen, dem doch nur der Verstand erschlossen werden darf, auch das Gemüt öffnend.

Besonders bedenklich aber war doch die Vernachlässigung der geistigen und seelischen Wohlfahrt der Arbeiterjugend. Die von der Volksschule gestreute Saat wurde infolge der falschen Einstellung der Fortbildungsschule durch eine vaterlandsfeindliche Propaganda um so sicherer erstickt, als die allgemeine Wehrpflicht immer mehr verfiel. Die Wehroorlage von 1893 blieb für 20 Jahre die einzige, die den äußeren Gefahren, der Bevölkerungszunahme und dem Wachsen des Nationalwohlstandes Rechnung trug. Nur 60 Prozent aller Wehrfähigen genügten schließlich noch ihrer Wehrpflicht. Fast die Hälfte aller — obendrein nach den vor dem Kriege sehr maßvollen Ansprüchen — Wehrfähigen ging nicht durch diese Schule des Körpers und des Geistes. Selbst unser Schüler Japan bewies eine größere Gewissenhaftigkeit. »Was die nationale Wehrkraft betrifft,« hieß es in einer Botschaft des Mikados vom 10. Februar 1893, »so kann das Versehen eines einzigen Tages leicht eine Reue für ein Jahrhundert nach sich ziehen«. Zwar trägt die Regierung vornehmlich die Verantwortung für diese Zermürbung der sichersten Grundlage eines freien nationalen Staates. Aber nichts hätte den Reichstag an dem Gebrauch seines

Initiationsrechts hindern können, wenn nicht das Volk in völliger Verkennung der Sparprämie, die es mit den militärischen Ausgaben leistete, trotz seines wachsenden Reichtums über unerschwingliche Lasten geklagt und mit Behagen die Verwandlung der allgemeinen Wehrpflicht in eine Lotterie begrüßt hätte, aus der man nur zu gerne das Glücklos einer sehr fragwürdigen »Untauglichkeit« zog. Und doch kostete das Heer 1913 im Reiche auf den Kopf der Bevölkerung nur 14,94 Mark, in Frankreich 19,29 Mark.

So zeigt sich in der Wehrpolitik besonders deutlich, wie unberechtigt es ist, für das, was wie hier auch auf anderen Gebieten unterblieb, und für die vielfach hervortretenden Schäden einen Einzelnen allein verantwortlich zu machen. Es lag vielmehr eine Gemeinschuld vor. Gewiß bedarf jedes Volk der Führung. Was wäre aus Rom nach Kannä ohne den Senat, was ist aus Athen ohne Perikles geworden? Auch hat das deutsche Volk unter dem Eindruck eines erschütternden Ereignisses, wie des Unglücks Zepelins (5. August 1908), sich aus den Niederungen des Alltags herausgerissen, in die es hineinzuführen Capriotti für seine Aufgabe erklärt hatte. Und es ist einem Manne wie Tirpitz mit Begeisterung gefolgt. Ja, in dem Byzantinismus jener Tage sprach sich doch eigentlich das Bedürfnis nach Führung aus, mochte er auch noch so unerquickliche Erscheinungen zeitigen. Und der Kaiser war zweifellos überzeugt, ein Führer zu sein. In Wahrheit aber war sein Verhältnis zum Volke durch die schon von Bismarck gespürte Popularitätshascherei bestimmt. »Nur keine inneren Konflikte!« hieß darum die Losung. Daher lehten Endes die mit der so ganz andern Neigung seines Großvaters kontrastierende Scheu vor Männern. In verantwortlicher Stellung hätten sie sich durch den Nutzen, nicht durch den Willen des Volkes bestimmen

lassen. Erwies sich also doch einmal ein in die Regierung Berufener als ein Mann, so wurde er alsbald entfernt »um der Homogenität der Regierung willen«, wie v. Bethmann Hollweg sich einmal ausdrückte. So machten u. a. Bronsart v. Schellendorf und v. Lindequist Gefügigeren Platz, »Schreibern«, wie der Alte im Sachsenwalde grimmig sagte. Wo aber kam der Wille des Volkes zum Ausdruck? Wohl bemühten sich zahlreiche nationale Vereine, die fleißige Arbeit des deutschen Volkes dadurch zu befeelen, daß sie in den Dienst des vaterländischen Gedankens gestellt wurde. Aber selbst der Hüter unsers köstlichsten Gutes, der Allgemeine Deutsche Sprachverein, brachte es auf noch nicht 40000 Mitglieder. Freilich kann man den nationalen Vereinen nicht den Vorwurf ersparen, daß sie getrennt arbeiteten entsprechend der Tatsache, daß sie infolge des Versagens der Regierung bald in dieser, bald in jener Frage entstanden waren. Es wäre besser gewesen, wenn sie sich zu einer großen Organisation zusammengeschlossen hätten. Vielleicht hätten sie dann die im Erwerbsleben ermattete Volksseele für die nationalen Sorgen gewonnen. Jetzt aber scheuchte ihre Zersplitterung das doch vereinsfreudigste aller Völker zurück. So hatten die alles Deutsche in den Staub ziehenden Kräfte freies Feld. Alljährlich erlebte man das Ekel erregende Schauspiel, daß das Sedanfest im Namen der Menschlichkeit beschimpft wurde. Der englische Trafalgartag, der in widerlichen Vorgängen wurzelnde französische Nationaltag machte den Humanitätsaposteln keine Beschwerden.

Im Wettbewerb um politische Teilnahme des Volkes, soweit sie überhaupt vorhanden war, standen also die Parteien von vornherein günstiger da. Dazu kam, daß sie sich immer mehr auf die Vertretung bestimmter Wirtschaftsgruppen einstellten. So konzen-

trierte sich das Popularitätsbedürfnis der Regierung auf den Reichstag. In diesem aber, der nach Bismarcks Berechnungen der Träger des nationalen Gedankens hatte sein sollen, überwogen die Parteien, die dem Reiche und der Monarchie höchstens mit starken Vorbehalten, wenn nicht gar feindlich gegenüberstanden. In den Sitzungsaal dieser Körperschaft paßte Angelo Janks Sedanbild wirklich nicht hinein. Die Regierung aber glaubte ernstlich, durch ein Konzessionchén hier, durch ein Konzessionchén dort aus Gegnern Freunde zu machen, und freute sich des Beifalls, den sie durch Abkanzelung der von vaterländischen Sorgen Gequälten bei denen erntete, die über derlei Sorgen freilich erhaben waren. In dieses Kapitel gehört u. a. auch, daß der preußische Kultusminister dem Zentrum zuliebe Heinrich Wolfs Buch — nein Tat »Angewandte Geschichte« aus den Schülerbibliotheken entfernen ließ.

Alles in allem ergibt sich als Zeichen der Zeit eine Charakterlosigkeit derjenigen Generation, deren Schicksal bereits Bismarck vor Sedan am Herzen gelegen hatte, als er zu den französischen Unterhändlern sagte: »Unsere Kinder sollen Ruhe haben«. Einer gleichen Sorge für ihre Kinder entschlug sie sich, nunmehr selbst herangewachsen. Freilich schienen diese aus anderem Holz geschnitten. Das »bis auf die Hauptsache, Exzellenz!« mit dem die Marburger Studenten den Versuch Althoffs zurückwiesen, ihnen nach einem seiner üblichen Einseifungsversuche Übereinstimmung zu insinuieren, sticht glänzend ab gegen jenen dunklen Hintergrund, den Wilhelm Raabe einmal mit dem herben Worte »Deutschsprechen der Bevölkerungsbrei« gekennzeichnet hat.

So konnte denn das Zentrum die durch die verhängnisvollen Wahlen von 1890 geschaffene Lage zur fortschreitenden Verstärkung seiner Machtposition aus-

nutzen. Mit bestem Erfolge gebrauchte es diese vor allem dazu, das Reich auch weiterhin in finanzieller Abhängigkeit zu erhalten. Es bediente sich je nach Bedarf seiner Beziehungen nach links und nach rechts — hier namentlich durch den Bund der Landwirte, der, 1893 gegründet, die Wirtschaftspolitik freilich in eine gesündere Richtung gedrängt und sich damit ein hohes Verdienst erworben hat, doch aber in der einseitigen Betonung der wirtschaftlichen Interessen so weit ging, daß er seinen Abgeordneten sogar Stimmenthaltung bei der Behandlung konfessioneller Fragen auferlegte. Daß es unter diesen Umständen in den Grenzmarken zu keiner zielbewußten Politik kam, ist begreiflich.

Erst der Versuch des Zentrums, im Verein mit der Sozialdemokratie, in die Befehlsgewalt des Kaisers einzugreifen, brachte die Regierung zur Besinnung (1900). Neues Hoffen zog in die Seelen aller derer, die der Kirchturmpolitik der Fraktionsführer satt waren, als Fürst Bülow seine verheißungsvolle Blockpolitik einleitete. Der Ausfall der Wahlen machte denn auch selbst im Auslande tiefen Eindruck. »Das deutsche Volk hat ein so glänzendes Beispiel moralischer Kraft und politischer Einsicht gegeben, wie selten ein anderes«, schrieb der Daily Telegraph.

Aber bei der ersten schweren Belastungsprobe durch die große Finanzreform (1909) versagte der Block. Zwar kam die Reform zustande — aber nicht in der vom Fürsten Bülow geforderten Weise und als Werk des Zentrums und der Konservativen. Die Folgen waren geradezu verwüstend, und man kann bei ihrer Abwägung zweifeln, welches die schwerstwiegende war: die Enttäuschung und Erbitterung im Volke, die Erweiterung der Kluft zwischen Konservativen und Liberalen, die Wiederherstellung der Zentrumsherrschaft, die Entlassung Bülows oder die Berufung

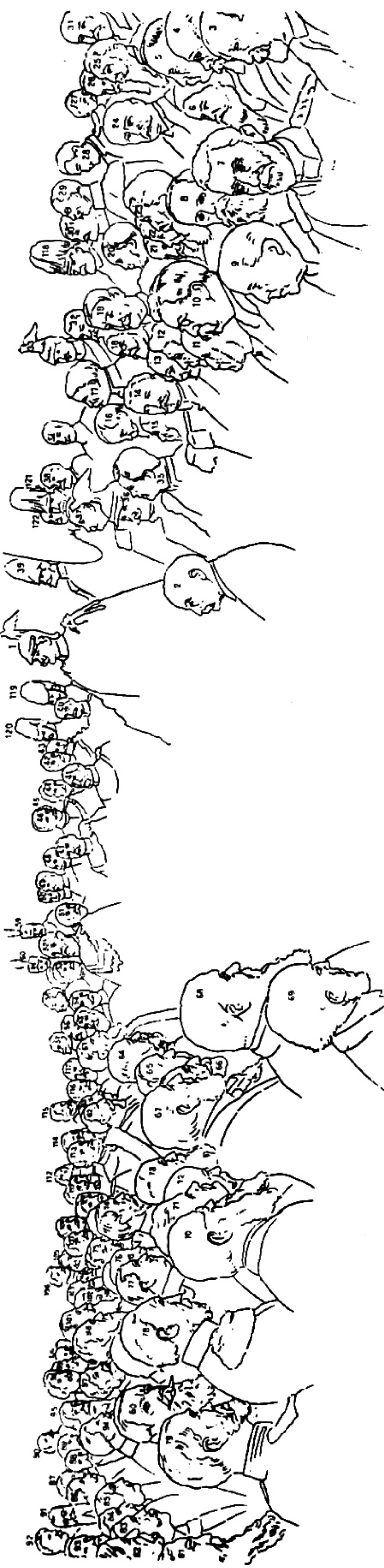
v. Bethmann Hollwegs zum Reichskanzler.

Fürst Bülow hatte sich in der inneren Politik ein unbestreitbares Verdienst dadurch erworben, daß er durch Rettung der Landwirtschaft dafür sorgte, daß das Wirtschaftsleben seine kräftigste Wurzel im heimischen Boden behielt. Darüber hinaus hatte er von allen Nachfolgern Bismarcks in der Behandlung des Kaisers, der Parteien und der öffentlichen Meinung unter schwierigsten Verhältnissen die größte Geschicklichkeit bewiesen. Und wenn man das Verhalten seines Nachfolgers zum Vergleich heranzieht, muß man sagen, daß die Wendung: »unter seiner Kanzlerschaft« wurde die deutsche Flotte gebaut, seiner Bedeutung für dies Werk nicht voll gerecht wird. Damit soll weder dem Kaiser zu nahe getreten werden, der den Gedanken faßte, noch Tirpitz, der der unerreicht geniale Schöpfer dieses Werkes ist. Es kann hier nicht dargestellt werden, wie Tirpitz wegen des Fehlens jeder praktischen Erfahrung im Seekriege seit dem das Urteil übrigens noch durch seine abnormen Vorgänge verwirrenden Lissa und wegen des Fehlens einer Seetaktik, die England wegen seiner ungeheuren Überlegenheit nicht hatte zu entwickeln brauchen, die Flotte und die Seetaktik aus dem Nichts geschaffen, und wie er die Schwierigkeiten gemeistert hat, die ihm erwuchsen aus der Eigenart des Kaisers, aus der Enge des Gesichtskreises der Diplomaten, Volksvertreter, Gelehrten, sowie des Volkes, und aus der deutschen Neigung, am Eigenen zu kritteln, das Fremde zu bewundern. Um so bewunderungswürdiger ist es, daß es ihm durch eine mustergültige Behandlung namentlich des Reichstags und der Öffentlichkeit gelang, sein höchstes Ziel zu erreichen, daß das deutsche Volk beim Eintritt in den großen Kampf eine Waffe in der Hand hatte, mit der es eine Weltbewende hätte herbeiführen können. Ja,

er rückt dadurch in Bismarcks Nähe, daß er mit seiner Genialität und seinem aufjenes höchste Ziel gerichteten Trachten genügend Nüchternheit und praktischen Sinn verband, schon auf dem Wege zu diesem Ziele erreichbare Zwecke zu verfolgen. So sollte die Flotte das Reich zunächst nur bündnisfähig machen innerhalb der weltpolitischen Beziehungen, in die es infolge seiner fortschreitenden Umbildung zu einem Industrie- und Handelsstaat eingetreten war, und die eine Ergänzung der Bündnisse nötig machten, die nur seiner Festlandstellung Rechnung trugen. Also durchaus natürlich erwachsen aus der Verwandlung des deutschen Wirtschaftslebens aus einer rein bodenständigen Pflanze in einen Parasiten auf dem britischen Weltreich, war die Flotte eine unvermeidliche Notwendigkeit, wie denn nach Adam Smith die Schaffung von Sicherheit für Staat, Volk und Volkswirtschaft wichtiger ist als bloße Wohlstandssteigerung — ohne genügende Bürgschaft für ihre Dauer und Weiterentwicklung. Aber die Flotte hatte auch einen ethischen Wert. Abgesehen davon, daß sie von sozialpolitischen Utopien auf realpolitische Ziele ablenkte, festigte sie das schwache Gemeinschaftsgefühl des deutschen Volkes und erhob es zu einem klaren Gemeinschaftsbewußtsein. So haben denn auch, was Friedjung in seinem »Imperialismus« dem heutigen Geschrei: »Kreuzige ihn!« gegenüber mit doppeltem Recht hervorhebt, selbst das »Berliner Tageblatt« und die »Frankfurter Zeitung« und ihre Partei den Vorschlägen der Regierung jedesmal zugestimmt. Auch der spätere Schmäher Tirpitzens, Persius, hat für den Flottenbau geschrieben. Ja, wie weit nach links der Blick für politische Notwendigkeiten durch den Flottenbau geschärft wurde, zeigt u. a. ein Aufsatz Max Schippels in den »Sozialistischen Monatsheften« (Juli 1913), der unter Hinweis auf die Unmenge von Rohstoffen, Getreide und

Fleisch, die England aus seinen Kolonien beziehe und ohne die es seine wirtschaftliche Höhe nicht behaupten könne, sagte: »Wer die Folgerungen für andere Völker nicht zieht, ist utopistisch und im Grunde reaktionär. Er erblickt die Zuflucht vor den Gefahren moderner Wirtschaftszustände und vor den die Kräfte stählenden Problemen des modernen Industriegroßstaats in einer verstopften Kirchturmdemokratie mit geistigem Kirchturmhorizont.«

So schien das deutsche Volk selbst der Belastung durch den aus seiner Verärgerung herausgewählten Reichstag von 1912 zu spotten. In der Tat bewilligte dieser, dessen Zusammensetzung zu keinerlei nationalen Hoffnungen berechnete, 1913 unter dem Druck der vom Keimischen Wehrverein bearbeiteten öffentlichen Meinung und der Darlegungen der Regierung eine Wehroverlage, die eine Vermehrung des Friedensstandes um 136 000 Mann bewirkte und eine einmalige Ausgabe von 898 Millionen Mark sowie dauernde Mehrausgaben für 1913—1915 von 393 Millionen Mark notwendig machte. Der weitaus größte Teil dieser Summen sollte durch eine Besitzsteuer, den »Wehrbeitrag«, aufgebracht werden. Leider hatte der Kriegsminister nicht gewagt, auch noch die vom Generalstab geforderten drei Armeekorps zu vertreten, weil der Reichstag, wie er meinte, sie nicht bewilligen werde. Ein Verantwortlichkeitsbewußtsein, dessen Minderwertigkeit aus der von Bismarck wiederholt geäußerten und bestätigten Auffassung erhellt, daß die Regierung das Einbringen von Vorlagen nicht von ihrer Aussicht auf Annahme, sondern von ihrem Pflichtbewußtsein abhängig zu machen habe. Und das Jahr endete nicht, ohne diesem Zeichen unentwegter Charakterlosigkeit in der Tabernsache ein Anzeichen hochgradiger Hysterie des Volkes hinzugefügt zu haben, das doch Bismarck



1. Kaiser Wilhelm II.; 2. Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe-Schillingensfürst; 3. Staatsminister Dr. Bosse; 4. Staatsminister Thieten; 5. Staatsminister Freih. von Bammertlein; 6. Staatsminister Freih. von der Recke von der Borst; 7. Staatsminister Dr. von Miquel; 8. Staatsminister Freih. von Berlepsch; 9. Staatsminister Dr. von Delbrück; 10. Staatsminister Dr. von Bötticher; 11. Dr. Freih. von Moltke; Staatsminister; 12. Dr. Neldhard, Gelandier, Wirtl. Geh. Rat; 13. Dr. von bucanus, Chef d. Zivilkab.; Wirtl. Geh. Rat; 14. Freih. von Gralls-helm, Staatsminister; 15. Dr. von Beernwart, Wirtl. Geh. Rat; 16. von Brauer, Staatsminister; 17. von Mletich, Staatsminister; 18. Freih. von Gramm-Burgsdorf, Gelandier, Wirtl. Geh. Rat; 19. Freih. von Marichall, Staatsminister; 20. Hollmann, Staatsminister; 21. Freih. von Senden-Bibran, Konteradmiral; 22. Dr. Paul, Bürgermeister von Bremen; 23. von Oetgen, Gelandier; 24. Schalliedt, Staats-minister; 25. Graf von Poladowsky-Wehner, Staatsminister; 26. Selk-mann, Wirtl. Geh. Rat; 27. Dr. von Stephan, Staatsminister; 28. Graf von berchenfeld-Koelting, Gelandier; 29. General d. Kav. Graf von Schlieffen, Chef d. Generalli. d. Armee; 30. Oberli von Mollke, Flügeladj.; 31. Minister d. kgl. Hauses von Wedel; 32. General d. Inf. von Werder, Generaladj.; 33. Oberstin. von Mühlhoff, Kommandeur d. Reg. Garde du Corps; 34. beispage des Kallers; 35. Oberfladenk Fürst Bagfeld-Trachenberg; 36. Garde du Corps-Polien; 37. Generalm. Graf von Wedel, Generaladj.; 38. General d. Kav. Graf Wartens-leben; 39. Oberli von Kell, Kommandeur d. 1. Gardereg. zu Fuß; 40. Generalm. von Plessen, Generaladj.; 41. General d. Art. Fürst A. Radziwill, Generaladj.; 42. Herzog Ernst Günther zu Schleswig-

Bollwein; 43. Prinz Albert von Anhalt; 44. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin; 45. Prinz Maximilian von Baden; 46. Prinz Albrecht von Preußen; 47. Prinz Friedrich Leopold von Preußen; 48. Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld; 49. Prinz Friedrich Heinrich von Preußen; 50. Prinz Joachim Albrecht von Preußen; 51. Fürst zu Sagan; 52. General d. Kav. Graf beudendorff, Generaladj.; 53. Generaloberst Graf Waldersee; 54. Oberstkämmerer Erbprinz zu Sagan; 55. Oberstlieutenant General d. Kav. von Alvensleben; 56. General d. Inf. von Winterfeld, kommand. General d. Gardekörps; 57. General d. Inf. von Finkbeiner, kommand. General d. Gardekörps; 58. General d. Inf. von Finkbeiner, kommand. General d. Gardekörps; 59. Oberstlt. Mackensen, Flügeladj.; 60. Graf Sponeck, Kommandant d. 2. Leibhularenreg.; 61. Freih. von Suol-Berensberg, Prof. d. Reichst.; 62. Schmidt, 1. Vizepräs. d. Reichst.; 63. Spahn, Oberlandesgerichtspräs.; 64. Dr. von Bennigsen, Oberpräs.; 65. Graf von Bismarck-Schlund, Wirkl. Geh. Rat; 66. Freih. von Bülow, Oberpräs. d. Reichst.; 67. Dr. v. Meier, Konfult.; 68. von Dieck, Amtsrat; 69. Prof. Adolf von Meinel; 70. Dr. Lieber; 71. Prinz Heinrich von Schleswig-Holstein; 72. Dr. Glemm; 73. Graf von Bismarck, Kammerherr; 74. Dr. von Bismarck, Wirkl. Geh. Rat; 75. Freih. von Göttingen, Kammerherr, Landgerichtspräs.; 76. Freih. von Meunier, von Zuydowicz, Regierungsrat a. D.; 77. Freih. von Meunier, 78. von Kardorff, Landrat a. D.; 79. Graf Dönhoff-Friedrichstein, Kammerherr; 80. Freih. von Stumm-Schulz; 81. Adersmann, Geh. Hofrat; 82. Graf von Stolte-Neustadt; 83. Dr. von Frege, Weltzien, Rittergutsbes.; 84. Prinz von Arenberg; 85. Dr. Sammadier.

Bergwerksbel.; 86. Prinz Alexander zu Bahrenlohe-Schillingsfürst, begabonsral; 87. Graf Orlova; 88. Dr. Bangerhans, Stadlvorord.-Vorlt.; 89. Dr. Bingers, Geh. Kämmerer; 90. Dr. Blye, Prof.; 91. Dr. Bachem; 92. Graf Schlieffen-Schlieffenberg, bandrat; 93. Graf zu Jnn- und Kayphausen, Kammerherr; 94. Freih. von Saumma-Jellid-Sterzendorf, Kammerherr; 95. von Benda-Rudow; 96. Dr. Enneccerus, Prof., Geh. Zullizrat; 97. Dr. Rintelen, Geh. Ober- iullizrat; 98. von Köller-Cantreck, Wirkl. Geh. Rat, Präl. d. B. d. Abg.; 99. Biebertmann von Sonnenberg; 100. Dr. Bernes; 101. Graf von Kanltz-Podangen, Kammerherr; 102. Dr. von Cuny, Prof., Geh. Zullizrat; 103. Rikert, bandesdir. a. D.; 104. von Dziembowski, bandrat a. D.; 105. Dieden, Alkterspräl. d. Reichst.; 106. Graf von Roon, Generalin. z. D.; 107. Bausmarthall Freih. von Byndter; 108. Obergewandkämmerer Graf F. von Perponcher; 109. Fürst zu Fürstlenberg; 110. Bolmarthall Freih. von und zu Egloffstein; 111. Ober- jägermeister Freih. von Belphe; 112. Bolprediger Dr. Rogge; 113. Ober- hof- und Bausmarthall Graf zu Eulenburg; 114. Generalintendant Graf von Bodberg; 115. Oberstallmeister Graf von Wedel; 116. Graf B. zu Eulenburg, Staatsminister; 117. von Puikamar, Staats- minister; 118. Staats- und Kriessminister Bronart von Schellendorf; 119. Oberst von Biebertmann, Kommandant d. Grenadierreg. Nr. 7; 120. Oberst von Eldhorn, Kommandant des Grenadierreg. Nr. 8; 121. Generaloberst Freih. von Boß, Generaladj.; 122. Generalin. von Klübing, Kommandeur d. 1. Gardeinfanteriedivision. Auf dem Balkon Kaiserin Augusta Viktoria, Kaiserin Friedrich, sowie der Kronprinz, Prinz Eitel Friedrich und Prinz Adalbert.

WILBYAM PAPER

„EIN REICH, EIN VÖLK, EIN
GOTT.“ 25 JÄHRIGE JUBEL-
FEIER DER NEUBEGRÜNDUNG
DES DEUTSCHEN REICHES, 18. JANUAR 1896

Die Feier des 25jährigen Erinnerungstages der Neubegründung des deutschen Reiches findet unter Entfaltung großer Pracht im Weißen Saale des königlichen Schlosses in Berlin statt. Kaiser Wilhelm II. erscheint in Garde du Corps-Uniform, das Haupt mit dem Adlerhelm bedeckt, vom roten Samtmantel umwallt. Nach Beendigung seiner dem Gedächtnisse des großen Tages gewidmeten Thronrede ergreift der Kaiser begeistert die Fahne des ersten Garderegiments zu Fuß, senkt sie vor der Versammlung und ipsis mit erhobener Stimme: «Angelichts dieses ehrwürdigen Feldzuges, welches eine fast zweihundertjährige ruhmbedeckte Geschichte bezeugt, erneuere Ich das Gelübde: Für das Volk und des Reiches Ehre einzustehen, sowohl nach Innen als nach außen, Ein Reich, Ein Volk, Ein Gott.»



einst zu den männlichen Nationen gerechnet hatte.

Diese Hysterie, die sich in den letzten Friedensjahren auch in anderen Vorgängen, wie der Wallfahrt der Dresdener zum Grabe einer Mörderin, offenbarte und unheimlich an die Geistesverfassung des vorrevolutionären Frankreichs erinnerte, in ihren Ursachen zu ergründen, wird eine wichtige Aufgabe der künftigen Geschichtsforschung sein. Eine der Ursachen aber ist gewiß die unstäte, eines sicheren Zieles ermangelnde Leitung des Reiches. Auch die Kolonialpolitik ist Schwankungen ausgesetzt gewesen. Wer hätte eine solche Äußerung kolonialpolitischer Einsicht wie die erwähnte Schippels nun gar aus sozialdemokratischem Munde nach etwa 20 Jahren erwartet, als Caprivi sagte: »Je weniger Afrika, desto besser!« Bei den Grenzregulierungen gegen französische und englische Nachbarschaft verschenkte er dementprechend freigebig deutsches Gebiet und deutsche Ansprüche. Besonders aber erregte der Sanjibarvertrag (1890) weithin Entrüstung. Zwar wurde Helgoland ein wichtiges Anreizmittel für die Flottenpolitik, da der Besitz der Insel ohne Flotte geradezu gefährlich werden konnte, zwar brachte er den (1895 eröffneten) Kaiser-Wilhelm-Kanal erst sicher in unsere Hand, zwar hat er eine enge Blockade unserer Küste im Weltkrieg unmöglich gemacht. Aber alle diese Wirkungen lagen außerhalb des Gesichtskreises Caprivis. Andererseits zerstörte der Vertrag die stolzen Hoffnungen auf ein großes Kolonialreich von Sanjibar bis zu den Nilquellen. So legte er sich wie Meltau auf die soeben erst aufgeblühnte Kolonialfreudigkeit. Und bei Caprivis kolonialpolitischer Auffassung wird ihm diese Wirkung kaum unwillkommen gewesen sein. Zugleich bekamen die Kolonialgegner Wasser auf ihre Mühlen. Einer ihrer traurigsten Erfolge war die Entfernung des hoch-

verdienten Dr. Peters aus dem Reichsdienst, die zu einer Parallele etwa mit der Behandlung Warren Hastings' durch das englische Parlament zwingt, einer Parallele, die dem politischen Verständnis des Deutschen Reichstags wenig Ehre macht. — Indes war das Reich genötigt, in ein engeres Verhältnis zu den überseeischen Besitzungen zu treten. Bismarck hatte die Besitzungen von den Handelsgesellschaften verwaltet und diese vom Reiche geschützt wissen wollen. Da aber die Gesellschaften ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, übernahm jetzt das Reich auch die Verwaltung. Unter hohenlohe schritt die Regierung auch wieder zu neuen Erwerbungen. 1898 gewann sie Kiautschou. Dazu fügte Bülow 1899 die Marianen und Karolinen sowie den größten Teil der Samoagruppe. Und schnell bewirkte der deutsche Genius ein kräftiges Aufblühen all dieser Gebiete, nachdem allerlei Kinderkrankheiten, wie namentlich der Bürokratismus, überwunden worden waren. Die Reichszuschüsse verminderten sich. Besonders zu unterstreichen aber ist, daß man sich voll auf der Pflichten einer »Schutzmacht« bewußt war — zum ersten Mal in der ganzen Kolonialgeschichte. Das beweist besonders das Schicksal der Eingeborenen auf den Marshallinseln. Diese standen bei Beginn der deutschen Schutzherrschaft infolge der aus der Union und von den Engländern eingeschleppten Trunksucht und Geschlechtskrankheiten vor dem Aussterben. Die deutsche Regierung ergriff alsbald Gegenmaßnahmen mit dem Erfolg, daß die Geburtenziffer stieg, die Sterblichkeitsziffer sank. Diese Rettung eines dem Untergange geweihten Naturvolkes beweist, daß die Behauptung, der Atem des Weißen sei ein Gifthauch für die Naturvölker, eine unbegründete Verallgemeinerung des traurigen Schicksals der in den Malstrom der angelsächsischen Kultur geratenen Völker, wie Indianer, Tasmanier, Australneger usw. ist. Auch

in den übrigen Kolonien bewährte das deutsche Volk seine zivilisatorische Sendung, indem es die Eingeborenen durch Erziehung zur geordneten Arbeit und zur Menschlichkeit in die zivilisierte Menschheit einordnete. Des zum Beweise ein Vorfall im Weltkrieg. Ein englischer Offizier, der verwundet in die Hände von Askari fiel, wurde von diesen nicht, wie er erwartete, getötet, sondern verbunden und ins Lager gebracht. »Ihre Askari sind ja Gentlemen«, rief er verwundert aus. Ja, zu »nettoyeurs« hatten die Deutschen sie nicht ausgebildet. Das deutsche Volk hat also nicht nur seine wirtschaftliche Fähigkeit, sondern auch seine sittliche Berechtigung zur Kolonialpolitik bewiesen und verdient deshalb mehr als das englische das diesem von einem deutschen Historiker gespendete Lob, es sei zur Herrschaft über einen größeren Teil der Erde berechtigt. — Ohne zum Teil schwere Kämpfe lief die Auseinandersetzung mit den Eingeborenen freilich nicht ab. Der schwerste wurde durch den Herero-Aufstand in Deutsch-Südwest herbeigeführt. In ihm bewährte sich die alte kriegerische Tüchtigkeit unserer Soldaten. Und so wurde das vielfach schon ins Wanken geratene Vertrauen zum Heere wieder hergestellt. Um so mehr enttäuschte der Kaiser. Mit ungläubigem Staunen sah man, wie der oberste Kriegsherr von der fast unerwarteten Bewährung des kriegerischen Geistes innerlich so gar nicht berührt wurde. Erst spät fand der sonst stets Redebereite matte Worte der Anerkennung. Sein Großvater hatte einst die Bluttaufe seines Heeres ganz anders begrüßt. Heute kann man sagen: diese Teilnahmslosigkeit erschließt das Verständnis der äußeren Politik seit Bismarcks Entfernung. Bismarck hatte in die auswärtigen Beziehungen des Reiches ein wohl abgestimmtes Verhältnis zu allen Mächten gebracht. Das zeigt sich am deutlichsten

in der Grundlage seines ganzen Bündnissystems. Denn dies war nicht, wie freilich immer behauptet wird, das Bündnis mit Österreich — mit klaren Worten hat er in seinen »Gedanken und Erinnerungen« den nur relativen Wert dieses Bündnisses hervorgehoben — sondern der Einklang des Verhältnisses zu diesem Staate mit dem zu Rußland. Caprioli aber, d.h. Wilhelm II. hatte nichts Eiligeres zu tun, als die von Rußland gewünschte Erneuerung des Rückversicherungsvertrages abzulehnen. Damit wurde er geradezu der Begründer des russisch-französischen Bündnisses, das Bismarck bereits in seinem »Prachtbericht« (26. April 1856) hatte kommen sehen, das zu verhindern eine Lebensaufgabe für ihn gewesen war. Und wenn der absolute Zar durch die Überwindung seiner antirepublikanischen Gesinnung sich als Realpolitiker erwies, so offenbarten sich Kaiser und Kanzler auch noch durch Worte als das Gegenteil hiervon. Jener verpflichtete sich in einer Ansprache an die Generale für die Balkanpolitik Österreichs mit einer Unbedingtheit, die den deutschen Interessen widersprach und nur aus »ritterlichen« Gefühlen entsprang. Und Caprioli begrüßte das russisch-französische Bündnis, den schwersten Alpdruck seines Vorgängers, als Wiederherstellung des »europäischen Gleichgewichts«. Er ahnte also nicht, daß das Gleichgewicht — übrigens nur des festländischen Teils — Europas die wichtigste Grundlage der englischen Seeherrschaft seit 200 Jahren ist, und hielt es offenbar für die Aufgabe eines deutschen Staatsmanns, ein deutsches Übergewicht zu beseitigen. Die Beziehungen zu Rußland verschlechterten sich noch durch eine zur Schau getragene Englandfreundlichkeit, die der persönlichen Neigung des Kaisers entsprach, dem Reiche so abträgliche Früchte wie den Sansibarvertrag zeitigte und endlich kein Bedenken trug, das von Bismarck stets gepflegte

Einvernehmen mit Frankreich auf kolonialem Gebiet preiszugeben, wie das in dem französischen Interessen verletzenden Vertrage mit England vom 14. August 1893 geschah. Andererseits gelang zwar die Erneuerung des Dreibundes — sogar für 12 Jahre. Aber es zeigte sich doch bereits, daß auf Italien wenig Verlaß war. Der französischen Versöhnungspolitik kam die öffentliche Meinung Italiens, durch wirtschaftliche Rücksichten bestimmt, entgegen. Und in der italienischen Kammer konnte sogar schon geäußert werden, daß der Dreibund gegen das entstehende russisch-französische Bündnis nicht aufkommen könne. Entspannend auf die Lage in Europa wirkte aber die außereuropäische Politik. Denn hier erhielt der russisch-englische Gegensatz neue Nahrung aus der Bedrohung des Pamirgebiets durch Rußland, die die Afghanen England in die Arme trieb. Dazu kamen englisch-französische Reibungen wegen Abessinien, Madagaskars, Westafrikas, Neufundlands und Hinterindiens.

Ziemlich plötzlich erweiterte sich dann in der Mitte der neunziger Jahre der weltpolitische Horizont einmal dadurch, daß China und stärker als bisher die Türkei Gegenstände des politischen Interesses wurden, sodann dadurch, daß zu den weltpolitisch tätigen Mächten noch Japan, die Union und sozusagen unter Entlassung Capriosis auch das Deutsche Reich hinzutraten.

Die Union freilich beschränkte sich zunächst auf Amerika, trat aber innerhalb dieses Bereiches um so anspruchsvoller auf. »Wir sind tatsächlich souverän auf diesem Kontinent, wo unser Wille Gesetz ist«, erklärte der Staatssekretär Olney der englischen Regierung während des Venezuelastreits (1895). Eine neue Auslegung jener persönlichen Meinungsäußerung des Präsidenten Monroe (1823), die zwar in der Form einer Botschaft dem Kongreß mitgeteilt, von diesem

aber nie zum Gegenstand der Beratung und Beschlußfassung gemacht, dennoch zum Range einer Doktrin emporgestiegen ist, einer Doktrin, die, jetzt sogar von England anerkannt, den Staatsmännern der Union besonders wertvoll war, weil sie als nicht fest formulierter Akt nach Belieben gedehnt und gedeutet werden konnte!

Zugleich zeigt jenes Wort Olneys, daß im Auslande selbst die Staatsmänner sich in der Fassung ihrer Ansprüche keinen Zwang auferlegten. Stammt doch das zu einem geflügelten gewordene Wort: »Gott selbst hat England bestimmt, die Welt zu beherrschen«, nicht aus der Feder eines verantwortungslosen Zeitungsschreibers, sondern aus der Lord Roseberys! Und wie der Liberale, so der Konservative. Denn seine 1894 erschienenen »Probleme des Ostens« widmete Lord Curzon allen denen, »die glauben, daß das britische Reich das durch die Vorsehung berufene größte Werkzeug zum Guten ist, das die Welt je gesehen hat«. Immerhin hätte die Eifersucht des Auslandes, mit der das Deutsche Reich nun einmal belastet war, hier in den Worten eine gewisse Zurückhaltung nötig gemacht. Zudem wurde »der Wille zur Weltmacht, der ja auf unabsichtlichen Wirtschaftsentwickelungen und natürlichen Kräfteverschiebungen ruhte, durch programmatische Kundgebungen zu sehr in das mißverständliche Licht eines bewußten Entschlusses und Ruckes gestellt«. Tatsächlich allein aus dem ungestümen Temperament des Kaisers erwachsen, können indes seine programmatischen Kundgebungen damit entschuldigt werden, daß das deutsche Volk wegen seiner Schwerfälligkeit in politischen Dingen und einer auf nationale Aufgaben hinlenkenden Erziehung ermangelnd, aufrüttelnder Worte mehr bedurfte, als die in dieser Hinsicht glücklicheren Völker in England, Frankreich, der Union usw. Das eigentlich Verhäng-

nisvolle war denn auch, daß den Worten die Taten nicht entsprachen.

Endlich duldeten, ja veranlaßten die deutschen Staatsmänner wiederholt stärkstes persönliches Hervortreten des Kaisers. Wenn auch dies wiederum seinem persönlichen Temperament entsprach, so mußte das spätere Zurückweichen bis zur Schädigung des monarchischen Gedankens verderblich wirken. Beim Einlenken in die Weltpolitik warf man deutscherseits das Steuer wieder nach der russischen Seite herum. Mit Rußland und Frankreich zwang das Reich Japan zur Milderung des den Chinesen diktierten Friedens zu Schimonoseki (1895). Diese Wendung kostete freilich die Beeinträchtigung der an Verehrung grenzenden freundlichen Gefühle des japanischen Volkes für deutsches Wesen, zumal der Kaiser mit weithin schallenden Worten die Völker Europas zum Kampfe gegen »die gelbe Gefahr« aufrief, die Deutschland gar nicht bedrohte, und das Reich nicht hinter den beiden anderen Staaten auf Japan wirkte, sondern die Führung übernahm, sodaß das Gehässige der Einmischung um so mehr auf Deutschland fiel, als Rußlands Vorgehen wegen seiner östlichen Interessen und das Frankreichs als des Trabanten jenes verständlich waren. Zugleich war England in Ostasien beiseite geschoben und damit auf Japans Seite gedrängt worden. Einen Gewinn freilich trug das Reich davon, Kiautschau. Aber die deutsche Regierung wartete nicht, bis Rußland seinen Appetit nach chinesischem Gebiet gestillt hatte. Vielmehr ging sie auch hier voran. Und als nun Rußland, Frankreich und England folgten, schlug in China die Stimmung gleichfalls um und zwar vornehmlich gegen das Deutsche Reich, das als die Macht erschien, die durch ihr Zugreifen die übrigen zu einer größeren Schädigung des himmlischen Reichs veranlaßt hatte, als wie sie aus dem Frieden zu Schimonoseki

erwachsen wäre. Gewiß war es wichtig, daß Deutschland am Stillen Ozean, dem Weltmeer der Zukunft, Fuß faßte. Aber die Schädigungen, mit denen der Gewinn bezahlt worden war, wogen um so schwerer, als man deutscherseits nicht das dauernde Bündnis mit Rußland wieder herstellte. Man hatte doch vornehmlich, wie Bismarck urteilte, »auf Prestige gearbeitet«.

Daß die deutsche Regierung in der Weltpolitik, für die ja der Dreibund nicht in Betracht kam, ohne Bündnisse und, der Flotte noch ermangelnd, ohne ein entsprechendes Machtmittel auf zu schmaler Basis operierte, erfuhr sie, als sie, durch die englische Politik genötigt, ihre Aufmerksamkeit wieder den afrikanischen Verhältnissen zuwandte. Da der für Kolonien in Betracht kommende Teil Afrikas bereits aufgeteilt war, konnte sie hier nur noch für die Erhaltung der Teile sorgen, die ihre Unabhängigkeit gewahrt hatten. Seit der Entdeckung von Goldminen war aber der Besitz der Burenstaaten für England nach englischer Auffassung ein Lebensbedürfnis. Schon im Herbst 1894 hatte die deutsche Regierung durch Entsendung zweier Kriegsschiffe nach der Delagoabai gegen die Absicht Englands, mit Erwerbung dieses Hafens die Buren vom Meere abzuschneiden, Einspruch erhoben. Auch weiterhin schwieg sie nicht, bis nach Vereitelung des Jamesonschen Überfalls das Krügerelegramm erfolgte. Erst nachher suchte sie — nun aber vergeblich — Fühlung mit Rußland und Frankreich. Und unter dem Eindruck der an Raserei grenzenden Kundgebungen in England warf sie das Steuer abermals herum, zumal die unter Hanotaux beginnende Annäherung Frankreichs an Deutschland infolge der Ersetzung dieses Ministers durch Delcassé aufhörte. Dem Deutschen Reich erwuchs freilich aus den besseren Beziehungen zu England der Gewinn der Marianen und Karolinen durch Kauf von

dem im Kriege mit der Union unterlegenen Spanien (1899) und des größten Teils der Samoagruppe. Dagegen wurde der Vertrag mit England über die portugiesischen Kolonien in Afrika durch das Doppelspiel dieser Macht gegenstandslos: England bewahrte Portugal durch finanzielle Unterstützung vor der Notwendigkeit, seine Kolonien zu verkaufen, und verpflichtete sich außerdem zum Schutze Portugals gegen Angriffe von anderer Seite, wodurch der Anschein erweckt wurde, als ob Portugal von Deutschland bedroht sei. Vor allem aber blieb auch das Einvernehmen mit England eine vorübergehende Erscheinung und wuchs sich nicht zu einem Bündnis aus, obwohl Chamberlain in einer öffentlichen Rede in Leicester und Rosebery im Oberhause ein solches empfahlen. Dielmehr führten die Wege schon gegen Ende des Burenkriegs wieder auseinander. Und schwer belastet ging die deutsche Regierung aus dieser Krisis hervor. Sie hatte vormals den Buren den Nacken gesteuert und hatte dann, den Einmischungsversuch Rußlands und Frankreichs vereitelnd, verhindert, daß der durch die ganze Welt flammende Haß gegen England wegen der Brutaltäten gegen die Buren politisch wirksam wurde. Zudem hatte sie in der die Burentragödie einleitenden Posse, auf der Haager Friedenskonferenz, in unkluger Ehrlichkeit die Rolle des Störenfrieds nicht Frankreich überlassen, sondern selbst übernommen, indem sie den russischen Vorschlag, fünf Jahre hindurch solle kein Heer vergrößert werden dürfen, für unausführbar erklärte. Dem Urteil der öffentlichen Meinung führte dann der Kaiser neue Nahrung zu durch eine leidenschaftliche Rede bei der Entsendung deutscher Truppen zur Niederwerfung des Boxeraufstandes in China (27. Juli 1900), sowie dadurch, daß er ihrem Befehlshaber den Oberbefehl über die gesamte internationale Streitmacht ver-

schaffte, wodurch obendrein Deutschland wiederum der gelben Rasse gegenüber in den Vordergrund trat.

Auch in der Welt des Islams faßte Deutschland um diese Zeit Fuß. Zwar sollte der Besuch des Kaisers beim Sultan gelegentlich der Fahrt zur Einweihung der deutschen Erlöserkirche in Jerusalem nur wirtschaftlichen Zwecken dienen. Aber mußte schon der bald darauf geschlossene Vertrag, der die Fortführung der Bagdadbahn bis zum Persischen Golf vorsah, die Engländer und die Russen beunruhigen, so rief die Erklärung des Kaisers: »Möge der Sultan und mögen die 300 Millionen Mohamedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Kalifen verehren, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird«, in allen Staaten mit mohamedanischen Untertanen, in Rußland, England, Frankreich, Erregung hervor.

Das Betreten der südöstlichen Bahn ist von allen politischen Unternehmungen, wenn man von ihrem Beiwerk absieht, die verhängnisvollste geworden. Daß sich unter dem Druck der wirtschaftlichen Ausdehnung das politische Betätigungsfeld gleichfalls weiten mußte, liegt auf der Hand. Indem man aber zu der Überseepolitik noch die Balkanpolitik fügte, belastete man das Reich zu stark, wobei noch besonders zu berücksichtigen ist, daß der Balkan seit langer Zeit der gefährlichste Wetterwinkel auf dem ganzen Erdenrund war.

Und überall hatte das Reich bisher angeeckt. Nirgends war es über ein vorübergehendes Einvernehmen hinausgekommen, mochten die Vorbedingungen für ein ernstes Bündnis noch so günstig liegen. Das zeigte sich besonders deutlich im russisch-japanischen Kriege. Des Reiches freundschaftliche Neutralität erlaubte den Russen, ihre Westgrenze zu entblößen. Die russische Ostseeflotte konnte, aus den Kohlenvorräten der deutschen Kolonien

gespeist, ihre Fahrt machen. Und doch! Als Lord Lansdowne am 25. August 1904 dem deutschen Botschafter eine »liefernste Eröffnung« machte, veranlaßte diese erste amtliche Kriegsdrohung Englands die deutsche Regierung nur zu der Anfrage in Petersburg, ob die russische Regierung sich zur Unterstützung Deutschlands verpflichte, falls wegen der deutschen Kohlenlieferungen Schwierigkeiten entstünden. Sie tat also unter völliger Verdrehung der Verhältnisse gewissermaßen um Hilfe, die russischerseits denn auch großmütig verheißen wurde. Ein solches Verhalten bei der Klarheit der weltpolitischen Lage, wie sie sich damals schon gebildet hatte, gegenüber der Unklarheit zehn Jahre vorher, wo die internationalen Gegensätze, bis zur Verwirrung sich kreuzend, noch von keinem einzigen beherrscht wurden, nötigt zur Erforschung der Gründe. Das Wort »Zickzackkurs« besagt da nichts, weil ein Schiff bei widrigen Winden eben kreuzen muß. Fürst Bülow hat diesen Kurs mit dem Trachten nach Wahrung der Selbständigkeit des Reiches begründet, weshalb man sich mit der Frage, ob dem Ausbau des vorhandenen Bündnisystems entsprechend der unter hohenlohe begonnenen Weltpolitik unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege standen, nicht aufzuhalten braucht. Nun haben zwar alle die Ententen, Einverständnisse, Bündnisse usw. der fremden Mächte letzten Endes nicht gerade friedliche Zwecke verfolgt. Die deutsche Regierung dagegen wollte den Frieden erhalten und fürchtete, durch entschiedene Stellungnahme den Weltbrand herbeizuführen. Aber abgesehen davon, daß doch die anderen Staaten trotz ihrer Bündnisse nicht ihre Selbständigkeit preisgaben, wie Frankreich und schließlich auch Rußland in der bosnischen Krise zeigten, — übrigens auch Italien mit seinen »Extratouren« — hatte nicht Bismarck Bündnispolitik getrieben, ge-

rade um dem Frieden zu dienen? Aber auch ohne Bismarcks Vorbild, das ihm — zu seinem Ruhme sei es gesagt! — stets vorschwebte, hätte ein solcher Staatsmann wie Bülow aus sich heraus die Bündnispolitik nicht als schlechtthin den Frieden gefährdend eingeschätzt. Hier wirkte der Kaiser, und zwar der Kaiser, wie wir ihn beim südwestafrikanischen Feldzuge kennen gelernt haben. Dieser Hohenzoller hatte trotz aller kriegerischen Reden keinen seelischen Kontakt mit dem Heere, was die vielen Bekleidungsvorschriften eher beweisen als widerlegen. Und dieser Kontakt fehlte, weil das kriegerische Element in einem Manne nicht vorhanden sein kann, der die Dinge nicht sieht, nicht sehen will, wie sie sind. Darum die Kriegsscheu des ideologischen Pazifisten im Gegensatz zu der Friedensliebe des praktischen Pazifisten Bismarck. So hat denn mit der aus Scheu vor der letzten Entscheidung geborenen »Wahrung der Selbständigkeit Deutschlands« der Kaiser der auswärtigen Politik den Stempel seines Geistes aufgedrückt — übrigens, wie bemerkt werden muß, ganz im Sinne des von einem grenzenlosen Arbeitsfanatismus beherrschten Volkes. Und Bülow hat sich nur gefügt.

In diesem Zusammenhang gewinnt eine Hypothese Bornhaks Wahrscheinlichkeit. Danach hätte Fürst Bülow die Wiedergabe der Unterredung, die der »Daily Telegraph« 1908 brachte, vor ihrer Veröffentlichung doch gelesen. In voller Klarheit über das Ergebnis wollte Bülow dem Kaiser »an einem packenden Falle das Gefährliche der persönlichen Kundgebungen vor Augen führen«. Danach hätte es sich also um einen Versuch Bülows gehandelt, sich in der auswärtigen Politik vom Kaiser zu emanzipieren, nachdem er sich durch die Blockwahlen einen Reichstag geschaffen hatte, der ihm einen besseren Rückhalt gab als das Vertrauen seines wandelbaren und un-

verantwortlichen Ratgebern zugänglichen Herrn.

Erst wenn man die Belastung der Bülow'schen Politik mit dem unpolitischen Treiben des Kaisers berücksichtigt, kann man ihre Erfolge voll würdigen, wie sie in der Vergrößerung des kolonialen Besitzes, in dem Gewinn einer Achtung gebietenden und viel versprechenden Stellung im türkischen Reiche und endlich in der Tatsache zum Ausdruck kamen, daß das Deutsche Reich selbst trotz seiner Niederlage in Algeciras (1906) eine Machtstellung innehatte, die es ihm ermöglichte, die von England versuchte Einkreisung bei der bosnischen Krise (1908–09) »wie eine Papierkette zu zerreißen«. Denn an der Spitze des zum Zuschlagen bereiten Reiches zeigte Fürst Bülow dem russischen Minister Iswolskij einen ehrenvollen Ausweg aus der selbstgeschaffenen Schwierigkeit. Auf Bülows Rat wirkte die russische Regierung selbst mäßigend auf Serbien, so daß die Ehren des Ausgleichs schließlich ihr selbst zufielen.

Diesen Rat gab Fürst Bülow am 14. März 1909. Genau vier Monate später schied er aus dem Amte.

Und gerade jetzt bedurfte das Reich eines Mannes, der der Gefahr, die durch die soeben beschworene Krise offenbart worden war, hell in die Augen zu sehen wagte. Denn seit dieser Zeit war Europa in zwei Heerlager gespalten. So weit hatte die englische Staatskunst in den Wirrwarr der mannigfachen Gegensätze, der noch in der Mitte der neunziger Jahre auf der Bühne der Weltpolitik herrschte, bereits Ordnung gebracht. Welcher von diesen Gegensätzen — zwischen Japan und Rußland, zwischen Japan und der Union, zwischen der Union und England, zwischen Frankreich und England, zwischen England und Rußland u. s. f. — der für den Weltfrieden bedrohlichste war, konnte zweifelhaft sein. Auf die Größe der Partner und die Tiefe ihres

Gegensatzes gesehen, war der gefährlichste der zwischen Rußland und England, auf die Vielseitigkeit und das Alter gesehen, der französisch-englische (S. 419). Denn durch den imperialistischen Gedanken, der seinen friedlichen, auf eine das Mutterland und die Kolonien umspannende Reichsorganisation abzielenden Charakter schnell mit dem kriegerischen vertauscht hatte, aus seiner Kolonialmüdigkeit emporgerissen, beschritt England, durch die Aufteilung Afrikas in seinem Kolonialmonopol und durch das siegreiche Vordringen Deutschlands und der Union sogar auf den eigenen Märkten in seinem Handel und seiner Industrie bedroht, unter dem dritten Ministerium Salisbury (1895–1902) wieder die Bahn des Eroberers. Das Volk, seit Cromwells Tagen in der geradezu religiösen Überzeugung von seinem Beruf zur Weltherrschaft lebend, machte dabei der Regierung keine Schwierigkeiten, obwohl die innere Reform still stand und die Sozialpolitik sogar Rückschritte machte. So konnte die Diplomatie ihre ganze Meisterschaft in der Vorbereitung notwendig befundener Kriege entfalten. Wie wenig man vor dieser letzten Maßregel zurückscheute, zeigt Gladstones mit Jubel aufgenommene Wort, daß die Furcht vor dem Kriege »ein wüstes Paradoxon« sei. Vor allem konzentrierte man sich nach Möglichkeit auf ein Ziel, ohne indes irgend ein Interessengebiet aus dem Auge zu verlieren. So gab Salisbury das 1896 mit einem gewaltigen Aufwand sittlicher Entrüstung eingeleitete Unternehmen gegen die Türkei auf, um zunächst im Sudan die sittlichen Bedürfnisse Englands zu befriedigen. In den vorläufig zurückgestellten Gebieten wurden inzwischen andere beschäftigt, wobei der gewaltige Umfang des englischen Interessengebiets erlaubte, auf fremde Kosten freigebig zu sein. Auf diese Weise erhielt Italien das abessinische Bergland zugewiesen. Sobald es aber

genügend als Sturmbock gegen die Derwische gedient hatte, unterstützte England die Eingeborenen gegen die italienischen Ansprüche auf das noch mahdistische Khartum. Ein Doppelspiel trieb England auch mit dem Deutschen Reich in der Frage der portugiesischen Kolonien (S. 421) und mit Japan. Denn 1902 verpflichtete es sich zur Unterstützung Japans, falls dies von mehr als einer Macht angegriffen werde. Und da Rußland und Frankreich damals ihre Solidarität auch für Ostasien erklärten, war mit dem Eintreten des Bündnisfalls zu rechnen. Da nun aber England an dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges ebenso sehr lag, wie am untätigen Zuschauen, so diente die 1903 von England angeregte »entente cordiale« zugleich zur Bindung der französischen Waffen während dieses Krieges. In der Tat erklärte Frankreich, dessen Unterhändler Paul Cambon seinen ganzen Ehrgeiz an die Verständigung mit dem alten Kolonialgegner setzte, acht Tage nach dem Ausbruch des Krieges seine Neutralität, so daß England des Bündnisfalls überhoben war. Noch deutlicher trat das Doppelspiel gelegentlich der Erneuerung des Bündnisses im Jahre 1911 zu Tage. Denn jetzt brachten die englischen Staatsmänner in den Vertrag die Bestimmung hinein, daß die Verpflichtung zur Waffenhilfe ruhen solle in einem Kriege Japans gegen eine Macht, die mit seinem Bundesgenossen durch einen allgemeinen Schiedsvertrag verbunden sei. Und ein Jahr später befand sich England in einem solchen Verhältnis mit der Union. Damit aber war das Bündnis für Japan geradezu wertlos geworden. Denn als neuer Feind kam für dies nur die Union in Betracht. — Frankreichs bedeutendster Erfolg bei Abschluß der Entente war der Gewinn Marokkos, jedoch unter Ausschuß der für England wichtigen Mittelmeerküste, die dem ungefährlichen Spanien zugesprochen wurde. Indes mußte

Frankreich das vorläufig noch souveräne Marokko erst erwerben, während England Ägypten sofort einstrich. Dabei kam es ihm auf eine kleine Gefälligkeit nicht an. Dem Wunsche der französischen Diplomaten sich fügend, verpflichtete es sich zur Offenhaltung des Suez-Kanals auch während eines Krieges. Da es den Kanal ja doch in der Hand hatte, war dies Zugeständnis für den Ernstfall bedeutungslos. Wenige Jahre nach der Demütigung Frankreichs im Fashoda-Streit (1898) abgeschlossen, offenbart dieser Vertrag, der den säkularen und weltweiten Gegensatz zwischen den beiden Völkern beseitigte, zugleich eine andere Fähigkeit der englischen Staatskunst: den Gegner durch eine diplomatische Niederlage gefügig zu machen. Die Niederlage im Felde war zu diesem Zweck aber nicht minder willkommen. Man überließ ihre Herbeiführung indes lieber einem andern. So wurde Rußland durch das verbündete Japan bündnisreif gemacht. Es wurde von Asien nach Europa zurückgelenkt, wo England seiner bedurfte und mit ihm auch handelseins werden konnte, da ihm die Türkei seit der Erschließung Afrikas und Ostasiens so gleichgültig geworden war, daß es um 1900 ihre Teilung ins Auge faßte.

Zugleich zeigten die Engländer in der Behandlung der Türkei ihre Fähigkeit, »wie vom Himmel sich gesandt zu stellen« — unter Benützung der Armeniergreuel. Abdul Hamid, dessen Regiment bisher nur als verbesserungsbedürftig hingestellt worden war, war jetzt »der große Mörder auf dem Thron«. Unternahm England doch auch den Krieg gegen die Buren, weil diese die Uitlanders wie »Hefoten« behandelten!

Große Geschicklichkeit besaß man endlich in der Verdächtigung anderer (S. 421), einem Mittel, das besonders zweckmäßig war, wenn es galt, die Spuren des eigenen Wirkens zu verwischen. So

regte der englische Botschafter in Washington ein gemeinsames Vorgehen Europas zur Verhütung des spanisch-amerikanischen Krieges an. Die deutsche Regierung lehnte aber eine Einmischung ab. Und nun wurde sie des Versuchs beschuldigt, den England selbst gemacht hatte.

Zunächst war diese ganze ungemein rührige, aber keineswegs fieberhafte Tätigkeit nur auf das positive Ziel der Selbstbehauptung, dies höchste sittliche Gesetz jedes Staates, gerichtet. Führte sie überhaupt mit irgend einer Macht zum Kriege, so war anfangs ein solcher mit Rußland oder Frankreich viel eher möglich als mit dem Deutschen Reich, wenn gleich der sichere Instinkt des politisch hochbegabten und trefflich geschulten englischen Volkes schon früh die Bedrohung seines Handels und seiner Industrie durch Deutschland witterte, wie der Artikel der »Saturday Review« vom 11. September 1897 mit seiner Schlusswendung »Germaniam esse delendam« zeigt. Als aber die deutsche Regierung unverhohlen ihre Abneigung gegen ein Bündnis mit England zeigte, zog die englische unter dem Vorantritt König Eduards den einzig möglichen Schluß aus der Tatsache, die Ballin etwa so bezeichnet hat: in jahrelangen zähen Kämpfen habe er den Engländern einen Schützengraben nach dem andern abgenommen. Der aufstrebende Handel eines andern Staates aber kann nur durch Krieg außer Wettbewerb gesetzt werden. Es ist deshalb auch fraglich, ob König Eduard nur eine politische Mattsetzung des Deutschen Reiches bezweckt hat.

Das Wichtige und Bewundernswerte ist, daß es dem während und wegen des Burenkriegs allgemein verhassten England gelang, alle, selbst die von ihm mittelbar und unmittelbar Geschädigten um sich zu sammeln — einmal dank seiner mit allen Mitteln arbeitenden Diplomatie, sodann aber auch dank der unwiderstehlichen Anziehungskraft des

Starken und seiner Stärke sich Bewußten. Wem mußte es auch nicht imponieren, daß dies Reich in etwa 10 Jahren durch die Vergewaltigung Portugals, die zur Erwerbung Rhodesias führte, sowie durch die Kriege gegen die Derwische und gegen die Buren ein Gebiet mehr als doppelt so groß wie das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn und Frankreich erworben hatte!

Von allen Mächten, die irgendwie in ein freundliches Verhältnis zu England traten, zeigte diesem nur die durch ihre geographische Lage begünstigte Union gelegentlich die Zähne — mit dem Erfolg, daß sie, ebenfalls mit der »sittlichen Entrüstung« ihres Volkes — nämlich über die Burengreuel — arbeitend, den geplanten Panamakanal unter völliger Aufhebung des Clayton-Bulwer'schen Vertrages aus dem Jahre 1850 uneingeschränkt in ihre Gewalt brachte.

Um so rücksichtsloser trat die englische Regierung gegen das Deutsche Reich auf — allem Anschein nach unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die sich über das gemeinsame Vorgehen ihrer Regierung mit der deutschen gegen Venezuela geradezu ungebärdig äußerte und auch von einer Beteiligung jener an der Verwaltung der Bagdadbahn, wie das Berliner Auswärtige Amt sie vorgeschlagen und der englische Botschafter in Berlin sie empfohlen hatte, nichts wissen wollte. So wurde denn schon die entente cordiale mit Frankreich auf Deutschlands Kosten geschlossen, insofern die Auslieferung Marokkos an den neuen Freund ohne Rücksicht auf das Deutsche Reich erfolgte, das doch die jede Protektorsbildung ausschließende Madrider Marokkoakte (1880) auch unterzeichnet hatte. Erst spät nahm die deutsche Regierung Stellung mit der Reise des Kaisers nach Tanger. Zwar opferte Frankreich jetzt Delcassé und willigte in den deutschen Vorschlag einer Konferenz. Aber diese endete mit einer Niederlage

des nur von Österreich unterstützten, selbst von Italien bereits im Stich gelassenen Reiches.

Der eigentliche Sieger war England. Denn Grey hatte mit der Zusage kriegsrischer Hilfe die Nerven der französischen Unterhändler auf der Konferenz gestärkt. Aus dieser Zusage erwuchs ein förmliches Militärabkommen, das jedoch der Volksvertretung und dem Kabinett verheimlicht wurde — im parlamentarischen Musterstaat! Nur drei Mitglieder der Regierung erfuhren davon. — Einen fast noch größeren Triumph errang die Geheimdiplomatie auf dem Boden des Parlamentarismus durch den Abschluß eines Militärabkommens mit Belgien. Da wegen der Haltung Hollands Antwerpen nicht benutzt werden konnte, sollten die englischen Truppen in Calais, Dünkirchen und Boulogne landen, um dann in das belgische Aufmarschgebiet befördert zu werden. Zwar war Belgien durch seine von allen Mächten verbürgte Neutralität verpflichtet, sich von allen Welthändeln fernzuhalten. Aber Grey sagte König Leopold bei seinem Kongostaat. Er benutzte die sittliche Entrüstung über die Gewalttaten an den dortigen Eingeborenen zu der Drohung, die sofortige Übertragung dieser königlichen Domäne auf den belgischen Staat zu erzwingen. So ward der König gefügig zum Bruch der belgischen Neutralität. Greys sittlichen Empfindungen war damit Genüge geschehen. Er unterdrückte fortan die Berichte über die Greuel. Die belgische Regierung ihrerseits hielt ihren Neutralitätsbruch selbst vor ihren Gesandten im Ausland geheim.

Von diesen Vorgängen erfuhr zwar die deutsche Regierung nichts. Aber wie der Wind in Downing Street wehte, konnte sie ohnehin genügend spüren. Vor allem aus der in dieser Zeit beginnenden amtlichen Heße gegen den deutschen Flottenbau. Denn erst durch die Zusammenziehung sämtlicher Schlachtschiffe in der

Nordsee gegen die nur ein Viertel so große deutsche Flotte wurde die freilich schon lange gegen Deutschland eingenommene öffentliche Meinung in diese Richtung gelenkt. Das englische Volk kannte eben die Bedeutung seiner Seeherrschaft für die Existenz seines Reiches. Und da war es von der Regierung sehr geschickt, den bisher nur wirtschaftlich begründeten Groll gegen Deutschland zu politisieren.

Zudem war sie klug genug, die an jeden Strohalm sich klammernde Friedensliebe des Kaisers und des deutschen Volkes zu benutzen. Gerne schickte sie den sich deutschfreundlich gebärdenden Haldane auf des Kaisers Einladung nach Berlin. Er sollte sich hier nach Wilhelms II. Meinung von der deutschen Friedensliebe überzeugen. In weitestgehender Harmlosigkeit ließ der Kaiser ihm durch den Generalstab alle gewünschten Aufschlüsse geben. »Das Ergebnis des Besuches«, heißt es in einem 1916 nach Haldanes Angaben geschriebenen Buche, »war ein Britannien erwiesener Dienst. In erster Linie gab er uns Zeit, das Heer aus seinem Zustand von Chaos und Schwäche zu befreien, dann verschaffte er den zwei Vertretern des Landes höchst wertvolle Ideen zur besseren Einrichtung des englischen Kriegsministeriums und verhalf auch dazu, in viel bessere Beziehungen zu Deutschland zu treten«.

Staatsmännischer als der Kaiser verfuhr Tirpitz. Trotz vielfachen Drängens, die Umgruppierung der englischen Flotte mit einer Erhöhung der deutschen Flottenmacht zu beantworten, begnügte er sich damit, die 1900 vom Reichstag abgelehnten sechs großen Kreuzer 1906 nachzufordern, wie er damals bereits angekündigt hatte.

Die von Haldane gerühmten »besseren Beziehungen zu Deutschland« darf man aber nicht als Annäherung auffassen. Denn die englische Regierung schritt weiter dem Ziel der Einkreisung des

Deutschen Reiches entgegen. Durch seine japanische Niederlage war Rußland zwar bündnisreif geworden. Aber eine unmittelbare Anknüpfung in Petersburg hätte sowohl hier wie in Tokio Mißtrauen erregt. Deshalb benutzte England einen Streit zwischen Japan und der Union zur Ausöhnung seines östlichen Bundesgenossen mit Rußland. Nun konnte ihm von Japan nicht mehr verdacht werden, wenn es auch seinerseits sich mit Rußland verglich. Das geschah in dem Petersburger Vertrag vom 31. August 1907, und bei der Zusammenkunft König Eduards mit dem Zaren in Reval (9. und 10. Juni 1908) wurde dies Band noch enger geknüpft. Das Ergebnis war, daß England den Zweibund in die Hand bekam. Von den Pazifisten, nicht zuletzt Deutschlands, wurde Eduard wegen dieser Erfolge freilich als »Friedensstifter« gefeiert. Hatte doch sein Premier zudem die zweite Friedenskonferenz (1907) zuwege gebracht! Daß ihr Zweck nur der gewesen war, Englands Seeherrschaft ohne weitere Erhöhung der Kosten zu sichern, entging ihrer Herzens-einfalt. Sie sahen nur, daß die deutsche Regierung — in freilich unverständiger Ehrlichkeit — der Erörterung der Rüstungsfrage wie auch dem Antrage auf Ausgestaltung der einzelnen Schiedsverträge zu einem Weltschiedsvertrage mit obligatorischer Schiedsgerichtsbarkeit widersprochen hatte. Um so leuchtender hob sich gegen diesen dunkeln Hintergrund das Bild des königlichen Friedenbringers ab, als er nun nach dem französisch=englischen Gegensatz auch noch den russisch=englischen beseitigt hatte. Richtiger freilich kennzeichnet Friedjung in seinem »Zeitalter des Imperialismus« (II. 157) diese Versöhnungspolitik mit Lionels Wort: »Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet!« Denn durch die Ausrodung jener beiden wie aller übrigen Gegensätze gewann der König doch nur das Material, durch das

der alle anderen beherrschende zwischen Deutschland und England in dem gewaltigsten Weltenbrande der Geschichte vernichtet werden sollte. Mit größter Befriedigung hatte er diesen Brand schon wegen Bosnien ausbrechen sehen. Denn wegen Österreichs Entgegenkommen in der Dardanellenfrage anfangs mit der von ihm obendrein selbst angeregten Annexion einverstanden, stellte sich der russische Minister Iswolsky erst nach seiner — man kann fast sagen — Maßregelung in London, als Opfer der hinterlistigen Rehen-thals hin. Von da ab heßten dann Regierung und Presse unablässig. Und mit welcher herzlichem Bedauern der königliche »Pazifist« den friedlichen Ausgang des Streites sah, erhellt aus seinem Worte: »Wir haben schöne Bundesgenossen: Frankreich will und Rußland kann keinen Krieg führen«. Die moralischen Vorlesungen aber, die die Eroberer des Sudans, die Vernichter der Burenfreiheit, an den österreichischen Minister richteten, waren um so weniger am Platze, als dieser um der Selbstbehauptung seines Staates willen, also aus sittlichen Gründen, zur Annexion schritt: er wollte damit der großserbischen Propaganda einen Riegel vorschieben.

Eine der bedenklichsten Erscheinungen während der bosnischen Krise war die Haltung Italiens. Nicht nur war dieser Dreibundgenosse wieder einmal im Lager der Feinde, sondern sein Minister des Auswärtigen hatte auch noch eine erstaunlich dreiste Doppelzüngigkeit bewiesen. »Derraten Sie mich nicht, hatte Tittoni am 28. September zu dem österreichischen Botschafter, dem Grafen Lütow, gesagt, aber im Grunde bin ich beinahe mit Ihrer Annexion zufrieden«. Anfang Dezember dagegen erklärte er in der Kammer, Italien besitze auf der — damals noch geplanten — Konferenz freie Hand, da er Rehrenthal gegenüber keine Verpflichtungen eingegangen sei. Das Tripolisabkommen mit England und

Frankreich (1901), die von den Diplomaten dieser Staaten von Malta, Tunis und Nizza auf Österreich abgelenkte Irredenta, die Hinneigung der Radikalen zum papstfeindlichen Frankreich, die Meidung des königlichen Roms durch den dem Papst mit habsburgischer Devotion ergebenen Franz Joseph — alles dies hatte den welschen Partner dem Dreibund bereits völlig entfremdet.

Den aufmerksamen Beobachter mußte noch eine andere Tatsache des Jahres 1908 stutzig machen. Das war Englands Verhalten bei der Annexion des Kongostaates durch Belgien. Denn trotz der Willfährigkeit König Leopolds bei der Verletzung der belgischen Neutralität durch das Militärabkommen ließ England die am 20. August 1908 von der belgischen Kammer beschlossene Annexion des königlichen Privatunternehmens durch Belgien zu. Diese Besitznahme aber war anders als die Annexion Bosniens durch Österreich mehr als eine Formalität. Denn selbst nach französischem Urteil durfte Belgien wegen seiner Neutralität und des damit verbundenen Garantieverprechens keine Kolonien erwerben. Es handelte sich also um einen neuen Neutralitätsbruch — diesmal sogar in aller Öffentlichkeit. Und England, dessen Minister Grey sich bei der Annexion Bosniens gar nicht entrüstet genug gebärden konnte, als Hüter des Völkerrechts, drückte hier beide Augen zu. Der Unterschied war eben der, daß Belgien durch seinen überseeischen Besitz vollends in die Hand des Herrn des Meeres kam.

Nach alledem waren trotz des diesmal noch erfolgten Sieges die Sorgen der Vaterlandsfreunde nur zu berechtigt. Nur zu sehr hatten sich die Befürchtungen bewahrheitet, mit denen der aus dem Amt gedrängte Bismarck warnend den neuen Kurs begleitet hatte. Im Innern waren die Feinde der Monarchie durch alles Entgegenkommen nicht gewonnen,

sondern nur gestärkt worden. Die gelegentlichen kräftigen Worte des Kaisers konnten deshalb die Beforgnis nicht bannen vor dem von Bismarck geschauten Hinabsinken der antimonarchischen Entwicklung auf das Niveau der sozialen Republik. Noch deutlicher sprach die außenpolitische Lage. Was des Alten Alpdruck schon zu seinen Amtszeiten gewesen war, eine große Koalition, war jetzt gegenwärtig.

Seit seiner Verjagung aus dem Amt war das Wort Bismarcks einzige Waffe. Aber er handhabte sie zu größerem Segen für sein Volk als seine Nachfolger ihre Amtsgewalt. Hatten anfangs nur die »Hamburger Nachrichten« den Mut gefunden, dem Verfeimten ihre Spalten zu öffnen, so entstand allmählich eine ansehnliche Bismarckpresse. Und immer größer wurde der Kreis derer, für die ein Wort des Entampten schwerer wog als alle Reden der Exzellenzen des neuen Kurses. Selbst nach draußen wirkte er noch — so durch den kalten Wasserstrahl, den er mit der Bekanntgabe des Rückversicherungsvertrages in die fröhlich aufflackernde Russenfreundschaft Frankreichs sandte. Daß Caprivi, rücksichtslos mit seiner Nase auf seine erst von einem Spätern unterbotene Unfähigkeit gestoßen, bei dem, der auch rein menschlich hoch über ihm stand, nur persönliche Gründe witterte, mag schließlich noch hingehen. Daß aber ein alter preußischer Offizier und ein Hohenzoller Uriasbriefe — — —. Es war nicht verletzte Eitelkeit, nicht das Bedürfnis, seinen eigenen Ruhm zu künden, nicht Ärger über die verlorene Macht, es war allein der jeden Vaterlandsfreund, nun gar den, der dies Vaterland zum Staate geformt und so hoch emporgehoben hatte, unwiderstehlich zwingende Drang, der Bismarck trieb, seinem Volke bis zum letzten Atemzuge zu nützen — und seinem Kaiser. Denn in Wahrheit hat er diesem mit seiner Aufrichtigkeit besser gedient,

als die »berufenen Ratgeber« mit ihrer Befügigkeit. Getreu bis in den Tod hat er das seinem sterbenden »alten Herrn« gegebene Wort gehalten, seinen Nachfolgern mit demselben Eifer zu dienen wie ihm selbst. In die Hände seines Volkes aber legte er sein politisches Testament.

Das letzte Bild in Friß Stahls schönem Büchlein »Wie sah Bismarck aus?« eine Photographie von Karl Hahn in München, läßt den Beschauer ahnen, unter welchen Qualen Bismarck dies Werk geschrieben hat, Qualen, die ihm aufstiegen bei dem Gegensatz zwischen einst und jetzt, Qualen, die dem Retter der Monarchie angesichts ihres Sinkens, dem Schöpfer des Reiches beim Anblick des Abgrundes, dem es entgegen- taumelte, das Herz abpressen mußten. So gestaltete sich sein Lebensabend zu jenem Martyrium, mit dem die Gottheit ihre Auserwählten, die über die gemeine Menschheit Emporgehobenen krönt, zu Ewigkeitsmenschen macht. Von jenem Bilde sagt Friß Stahl: »Dieser Kopf schließt Bismarck an die großen Enttäuschten an; er gehört zu den Greisenköpfen Leonardos und Rembrandts als der dritte. Köpfe, von denen tragische Schauer anwehen«. Und Deutschland auf dem Herzen starb er. »Im Phantasieren nannte er England, die Türkei, Rußland – Serbien! Dann rief er wieder: aber, ach Deutschland, Deutschland!«

Aber, ach Deutschland! Das war jetzt, elf Jahre später auch der Angstschreier, denen er der Hort des Reiches gewesen war. Denn sie wenigstens sahen deutlich England als die Macht, um die sich gegen Deutschland offensichtlich Rußland, Frankreich und die Balkanstaaten scharten. Und die abermals bewiesene Unzuverlässigkeit Italiens ließ noch weitere Gefolgsmannen vermuten. Dazu kam obendrein, daß Bülow's Abgang ein Sieg des parlamentarischen über das monarchische Prinzip war. Denn der Kanzler

ging, weil er keine ihm passende Reichstagsmehrheit fand.

Und es kam Bethmann Hollweg.

Der Kaiser erhielt in ihm einen Kanzler, der an Fügsamkeit nicht zu übertreffen war. Zwar war dies eine Fügsamkeit gegenüber jeder Macht, also auch, wenn's sein mußte, nach unten. Da aber der Kaiser auf Gewinnung und Versöhnung ausging, so war das für diesen eher zu begrüßen als zu bedauern. Den traurigsten Beweis seiner Nachgiebigkeit gegenüber Schreibern lieferte Bethmann Hollweg in der inneren Politik mit der Verselbständigung des Reichslandes. Unter dem Statthalter Graf Wedel waren hier schnell die Entdeutschen, die Französlinge hochgekommen. In lärmenden Kundgebungen weckten sie die französischen Erinnerungen. Und die aus dieser Grundstimmung erwachsene Forderung der Gleichstellung des Reichslandes mit den Bundesstaaten wurde von allen antimonarchischen und reichsfeindlichen Elementen im Reichstage unterstützt. Daß dies die Mehrheit war, genügte für Bethmann Hollweg, die besonderen Einrichtungen in der Westmark, die ein Staatsmann angesichts der sich häufenden deutschfeindlichen Vorfälle sowie der Haltung der Ultramontanen, Demokraten und Sozialdemokraten noch ausgebaut hätte, zu beseitigen. So erhielt das Reichsland 1911 die staatliche Selbständigkeit mit dem allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Wahlrecht. Als bald beeilte es sich durch die Anwendung der neuen Macht zu beweisen, wohin die Fahrt gehen sollte. Die Einkünfte des Statthalters wurden vermindert, dem Kaiser die Jagden entzogen u. dgl. m. Die fortgesetzten Herausforderungen ließen dann freilich in Berlin den Wind umschlagen. Es erfolgte eine umfassende Säuberung der hohen und höheren Ämter. Sie wurden mit Altdeutschen besetzt. Aber jetzt war die nächste Wirkung dieser Maßregeln nur eine Aufreizung

auch solcher Kreise, die den Aposteln des Weltums sich bisher verschlossen hatten. In der auswärtigen Politik wurde Bethmann Hollweg schon im ersten Jahre seiner Kanzlerschaft ein unerhörter Glücksfall zuteil. Er erhielt von da ab bis kurz vor dem Kriege Abschriften des Meinungsaustausches zwischen Petersburg, London und Paris. Er befand sich also in derselben Lage wie Friedrich der Große vor dem siebenjährigen Kriege. Nur war er kein Friedrich der Große. Seinem kaiserlichen Herrn unterlag er dies Material kurzerhand. So widerfuhr diesem jetzt in der Tat von dem, der sein ganzes Vertrauen besaß, das, was er einst dem mißtrauisch beobachteten Bismarck vorgeworfen hatte. Bethmann Hollweg selbst aber ließ sich durch die vernehmliche Sprache der ihm mitgeteilten Aktenstücke nicht in seiner Verständigungspolitik beirren. Zu den Mitteln, die die vorhandenen Gegensätze ausgleichen sollten und unter denen Geschenke von Statuen und derlei bereits eine wichtige Rolle gespielt hatten, traten jetzt noch Professorenaustausche, gegenseitige Besuche von Pastoren, Arbeitern usw. Diese sonderbare Politik — man nannte das Kulturpolitik — wurde dann mit Schülerfahrten ins Ausland, sowie mit dem internationalen Kinder-austausch unter dem Patronat des preußischen Kultusministers v. Trott zu Solz gekrönt. Weder daß der Zar, oben-drein Österreich weit aus dem Wege gehend, den italienischen König besuchte (Oktober 1909), noch, daß Nicolson, der als englischer Botschafter in Petersburg sich in der Hitze während der bosnischen Krise besonders hervorgetan hatte, 1910 den stets mäßigend wirkenden Hardinge als Unterstaatssekretär in London ersetzte, beirrte den deutschen Kanzler — zumal am 6. Mai 1910 König Eduard starb. Als ob mit dem Scheiden einer wenn auch noch so machtvollen Persönlichkeit die im Sachlichen verankerte deutsch-

feindliche Richtung der englischen Politik aufhören müsse, atmeten weite Kreise im Reiche bei dieser Nachricht auf. Freilich kam es in demselben Jahre bei einem Besuche des Zaren in Potsdam zu einer Verständigung wegen Persiens und der Bagdadbahn. Aber Bethmann Hollweg hatte mit seiner an diesen Erfolg anknüpfenden Behauptung, daß keine der beiden Regierungen sich in eine die andere bedrohende Verbindung einlassen werde, nur insofern recht, als Rußland seit Reval eine solche nicht mehr einzugehen brauchte. In Petersburg schwieg man denn auch.

Inzwischen hatten die Franzosen das Algecirasabkommen schon wiederholt verletzt, um schließlich die »friedliche Durchdringung« Marokkos mit der Besetzung von Fez zu krönen. Jetzt endlich griff die deutsche Regierung mit der Entsendung des »Panthers« nach Agadir ein (1. Juli 1911). Sie wollte Frankreich zu Verhandlungen zwingen, wie aus v. Kiderlens Äußerungen zu Männern der nationalen Richtung hervorgeht, um einen Teil Marokkos zu bekommen. Nun war zwar dank dem Ministerpräsidenten Caillaux und anderen maßgebenden Männern Frankreich zum Verhandeln bereit. Indes da mischte sich England ein. Die Besetzung von Fez hatte es ruhig angesehen. Aber der Panther-sprung schuf, wie Grey erklärte, »eine neue Lage, bei der Englands Interessen auf dem Spiele« standen. Freilich kam es schließlich am 4. November zu einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich, ohne die von Lloyd George angekündigte unmittelbare Beteiligung Englands. Aber dies stand offensichtlich hinter Frankreich, wie der Ton der Presse und Lloyd Georges eine Kriegsdrohung enthaltende Rede am 21. Juli bewiesen. Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß Deutschland das durch die inhaltlose Klausel von der »offenen Tür« wenig beeinträchtigte französische Protektorat

über Marokko anerkannte und dafür einen Teil des französischen Kongos erhielt, wofür es noch obendrein auf die Verbindung Kameruns mit dem Tschadsee verzichtete. Zur Würdigung des Abkommens genügt die Tatsache, daß v. Lindequist als Staatssekretär des Kolonialamts zurücktrat.

Die Regierung, berauscht von ihrem »Erfolge« und seit lange gewöhnt, aus der Hand in den Mund zu leben, bezeichnete die Besorgnis, daß Frankreich Marokko als Rekrutenreservoir gebrauchen werde, als »für die nächste Zeit« unbegründet. Und die englischen Deutlichkeiten während der Krise, zu denen, wie man durch eine Rede Fabers im Unterhause am 19. November erfuhr, auch die Bereitstellung der Flotte sowie eines Heeres zur Überfahrt nach dem Festlande gehörte, erschienen Bethmann als geeignete Auspicien für den Beginn einer Periode freundlicherer Beziehungen, die er dem Reichstage am 5. Dezember ankündigte. Diesmal aber schwieg London nicht wie das Jahr vorher Petersburg. Vielmehr erklärte Grey, die englische Politik werde die alte bleiben. Das hieß für jeden Geschichtskenner: England wird nach wie vor für die Offenhaltung des Risses zwischen Deutschland und Frankreich sorgen. Denn die Einigkeit des Festlands bedeutet nun einmal das Ende der englischen Seeherrschaft.

Aber entsprechend seiner optimistischen Auffassung regte Bethmann die Entsendung eines englischen Staatsmannes zur Besprechung der gewünschten Annäherung an. Seiner Absicht, den Druck des friedliebenden Teils des englischen Volkes auf dessen Regierung zu verstärken, begegnete Grey mit einem geschickten Gegenstoß. Während nämlich in Berlin den Verhandlungen die Gründung eines »Verbandes für internationale Verständigung« präludierte, geschah dies englischerseits mit der Kennzeichnung der englischen Flotte durch den ersten Stolz-

lord der Admiralität, Churchill, als einer Notwendigkeit, der deutschen als eines Luxus. Grey kannte eben Bethmanns Abneigung gegen die Flottenpolitik und wollte deshalb die Verhandlungen zur Erweiterung des Spalts in der Reichsleitung benutzen. Halban, der ja schon 1906 die deutsche Vertrauensseligkeit trefflich ausgenutzt hatte, erreichte denn auch eine Kürzung der geplanten Flottennovelle. Dagegen erlangte der Kanzler nicht die gewünschte Neutralitätserklärung. Zwar setzten sich die Verhandlungen, vielfach in der Form einer vor den beiderseitigen Parlamenten geführten Unterhaltung, bis kurz vor dem Kriege fort. Aber ohne ein Ergebnis. Gleichwohl machte England einen neuen Vorstoß gegen den deutschen Flottenbau. Churchill meinte, die deutsche Flotte solle das Verhältnis 10:16 gegenüber der englischen nicht überschreiten. Als aber Tirpitz sardonisch lachend diesen Vorschlag bestens akzeptierte, da er so weit noch lange nicht war, kam Churchill unter allerlei Ausflüchten mit der Anregung eines Flottenfeierjahrs. Praktisch unausführbar, wie Bethmann selbst zugab, machte das neue schöne Wort dennoch auf diesen einen so bezaubernden Eindruck, daß er es entzückt für einen »großen Fortschritt« erklärte, »daß dieser Gedanke (!) in dieser Form vom englischen Marineminister ausgegangen« sei. Es erübrigt sich, andere Vereinbarungen wie die deutsch-englische über die Bagdadbahn, Zusammenkünfte wie die des Kaisers mit dem Zaren zu Baltischport (Juli 1912) und Ministerbesuche wie den freilich auffallend langen Bethmanns in Petersburg (7. – 13. Juli 1912), dessen Eindruck obendrein durch den des neuen französischen Ministerpräsidenten Poincaré (9. – 16. August 1912) abgeschwächt wurde, ausführlich zu behandeln. Denn alles dies diente nur zur Verschleierung der Einkreisungs- und Rüstungspolitik des Dreiverbands. So sind diese Ent-

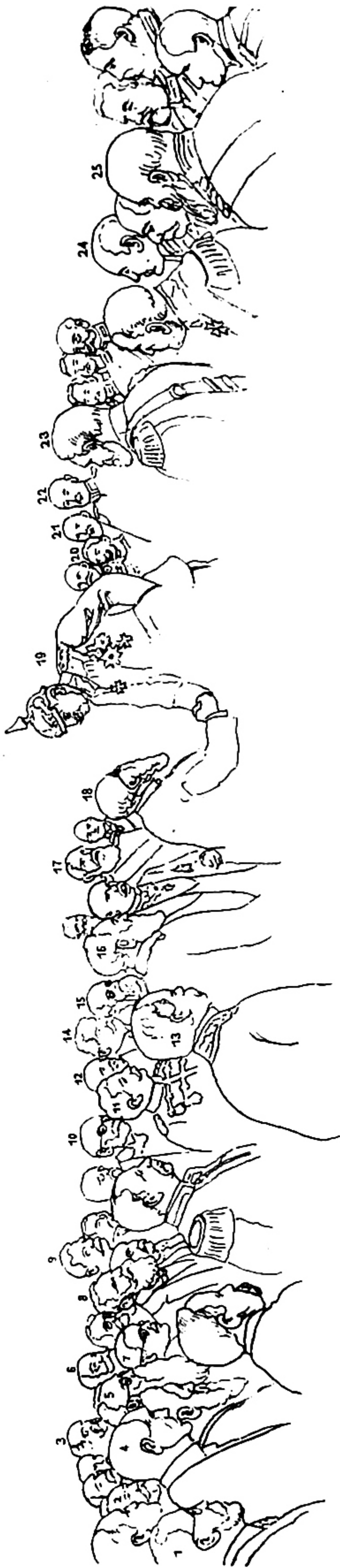
spannungserrscheinungen nur das letzte Aufflackern der Lebensflamme des dem Grabe zufliehenden Weltfriedens.

Eine andere Auffassung hatte wie der Kanzler so auch der neue Staatssekretär des Auswärtigen v. Jagow. Wenigstens stellte dieser am 5. Februar 1914 fest: »Die Beziehungen zwischen Deutschland und England haben sich auf der Linie der Entspannung und Annäherung glücklich weiter entwickelt.« Und noch am 15. Mai hatte nach ihm »die allgemeine Entspannung in Europa« Fortschritte gemacht.

Freilich hat England scheinbare Annäherungen wie die oben gestreiften sogar gefördert, aber nur wegen ihrer wohlwärtigen Wirkung auf den Verständigungswahn der deutschen Staatsmänner. Denn den Zweibund in der Hand, verfügte es über den Panlawismus und den durch den Marokkoerfolg erstarkten Revanchedurst Frankreichs und konnte so die Dinge reifen lassen, zumal es seit Beginn des Jahres 1912 Poincaré am Werke sah.

Dieser war von vornherein das Gegenstück zu Bethmann. War dieser der Friedensfanatiker, so er der Kriegsfanatiker. (»Süddeutsche Monatshefte« Juli 1922 — mit reichem Urkundenmaterial.) Durch Abschluß mehrerer Marine- und Militär-Abkommen wuchsen die drei Ententemächte immer mehr zu einer Koalition zusammen, die geradezu auf den Angriff berechnet war. Denn zwischen London und Paris wurde die Beratung über gemeinsame Maßnahmen ins Auge gefaßt — selbst dann schon, wenn die eine »ein den allgemeinen Frieden bedrohendes Ereignis zu befürchten« habe. Es bedurfte also nicht einmal eines feindlichen Angriffs. Dem deutschen Kanzler aber hatte Grey selbst das magerste Neutralitätsabkommen verweigert. Übrigens wurde dieses Abkommen in einem persönlichen Briefwechsel zwischen Grey und Cambon getroffen. So konnte man ein förmliches Bündnis jederzeit leugnen.

Ohne auf die verschiedenen Konventionen im Einzelnen einzugehen, sei doch hervorgehoben, daß die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich ein Ergebnis des Besuchs Poincarés in Petersburg im August 1912 war, ihrem Ursprung nach also älter als die letzte deutsche Heeresverstärkung ist. Zugleich vereinbarte der belgische Generalstabschef mit England ein geheimes Übereinkommen wegen Hilfe im Fall eines deutschen Einmarsches. Außerdem ging Belgien mit einem sein Heer fast verdoppelnden Befehl zur allgemeinen Wehrpflicht über. Den Mißtrauischen, nicht also der deutschen Regierung, fiel bei dieser Gelegenheit der Beifall auf, den die englische Presse solch sonderbarer Maßregel eines neutralen Staates zollte. Endlich erhielt Rußland im Januar 1914 wieder einmal 2 1/2 Milliarden aus Frankreich — diesmal ausdrücklich zum Ausbau der strategischen Bahnen gegen das Deutsche Reich und Österreich. Ja, wie sehr Poincaré darauf bedacht war, in dem von ihm ersehnten Kriege alle Minen springen zu lassen, zeigt besonders noch die Tatsache, daß jetzt die russische Regierung der Duma ein Gesetz vorlegen mußte, das in Polen den Gemeinderäten den Gebrauch der Muttersprache erlaubte. Poincaré versprach sich hier von eine für die Entente günstige Wirkung auch auf die Polen Preußens und Österreichs. Einige dieser Vorgänge spielten sich ja in dem durch ihren teilweise völkerrechtswidrigen Charakter gebotenen Dunkel ab. Größtenteils aber im hellsten Lichte. So die Besichtigung der französischen Festungen an der deutschen Grenze durch den englischen General French (1911). Und hatten nicht Grey und Halban der deutschen Reichsleitung offen erklärt, England betrachte sein Verhältnis zu Rußland und Frankreich als den Eckstein seines diplomatischen Gebäudes? Gleichwohl hörten die Komplimente über die Grenzen hin nicht auf.



OTTO SEEK

DIE REICHSTAGSERÖFF-
NUNG AM 4. AUGUST 1914

1. Dr. Padnida; 2. Abgeordneter Dr. Wiemer; 3. Abgeordneter Dr. Naumann; 4. Abgeordneter Fitchbeck; 5. Abgeordneter Gröber; 6. Reichsminister a. D. Dr.-Ing. Georg Gothein; 7. Matth. Erzenberger; 8. Graf v. Poladowitzky-Wehner; 9. Dr. v. Galster; 10. Dr. Spahn; 11. Graf v. Schönau-Carolath; 12. Dr. Jundt; 13. Abgeordneter Freiherr Rogala v. Bieberlein; 14. Abgeordneter Ballermann; 15. Geheimer Jultizrat Dr. Dove; 16. Freiherr v. Gamp-Mallmann; 17. Graf v. Schwerin-böwisch; 18. Reichstagspräsident Dr. Kämpf; 19. Kaiser Wilhelm II.; 20. v. d. Golz; 21. Oberleutnant v. Beerlingen; 22. Graf Mollke; 23. Reichskanzler v. Bethmann Hollweg; 24. Staatssekretär Dr. Solf; 25. Großadmiral v. Tirpitz;



Mit Genehmigung des Verlages Franz Schneider, Berlin-Schlöbenberg.

Als Kakowzoff Serbiens Unterstützung durch Rußland während des österreichisch-serbischen Konfliktes rühmte, schrieb die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« von »befriedigenden Eindrücken der offenen Aussprache dieses Mannes mit den amtlichen Vertretern Deutschlands und versicherte, sie würden »für die Beziehungen der beiden Nachbarreiche und für das europäische Einvernehmen günstig fortwirken«. Und Jagow versicherte im Mai 1914, daß er Grund zu der Annahme habe, daß die russische Regierung an dem freundschaftlichen Zusammenleben festhalten wolle.

So gewinnt man fast den Eindruck, daß es Bethmann nicht einmal mehr auf die Verklebung, sondern nur noch auf die Verheimlichung der Risse vor dem deutschen Dolke ankam. Und man erinnert sich des Wortes Bismarcks von jener Feigheit, die nicht einmal wagt, die auf die Brust gesetzte Degenspitze beiseite zu schlagen, sondern sich lieber durchrennen läßt. Denn laut und vernehmlich sprach schon allein für sich die Heeresvermehrung in Frankreich. Legte sie doch dem Dolke Lasten auf, die es nur kurze Zeit tragen konnte! Der Krieg mußte also unmittelbar bevorstehen.

Vielmehr! er war schon da.

Denn immer deutlicher wird, daß der Weltbrand schon mit dem italienischen Tripolisfeldzug aufflammte.

Kaum hatte die italienische Regierung die Aufrichtung des französischen Protektorats über Marokko erfahren, so kündigte sie der Türkei die Besetzung der Cyrenaka und von Tripolis an. Für das Deutsche Reich war der nun ausbrechende Krieg zwischen einem Bundesgenossen und einem Freunde ohnehin fatal, besonders aber wegen der Damaskusrede des Kaisers. Wenn Italien dann die Besetzung einiger tripolitanischer Oasen durch Frankreich und des tripolitanischen Hafens Solum durch England hinnahm,

wenn es sich ferner in der Pariser Kammer sagen ließ, die französische Flotte müsse so groß sein, daß sie in wenigen Minuten seine, der »lateinischen Schwester«, Flotte zusammenschießen könne, so erhellt zur Genüge, wie widerstandslos es durch seine neue Erwerbung, die die Türkei ihm im Frieden zu Lausanne (Okt. 1912) zugestand, der Fuchtel Englands und Frankreichs ausgeliefert war.

Noch während des Krieges brachen die christlichen Balkanstaaten gegen die Türkei los, was Italien den Vorteil verschaffte, daß diese jetzt mit ihm Frieden schloß. Italien verdankte also auch diese neue Erwerbung wie die von 1859 und 1866 nicht sich, sondern anderen. Der erste Balkankrieg erwuchs nicht nur insofern aus dem tripolitanischen, als die Verlegenheit der Türkei ihre Nachbarn zum Losschlagen ermutigte, sondern auch insofern, als die Sperrung der Dardanellen während des Krieges durch die Pforte die Ausfuhr der südrussischen Ernte unterband und so die russische Volkswirtschaft schwer schädigte. Rußland wurde also wieder einmal auf den zuerst von Peter I. betretenen Weg nach Konstantinopel gedrängt. Es gelang denn auch seinem Minister des Auswärtigen, Sazonow, Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland über alle Gegensätze hinweg zu einem Bund zu vereinigen. England, das erst auf Poincarés Drängen in das Geheimnis des Balkanbunds eingeweiht wurde, war mit der weiteren Schürung des Brandes, der das türkische Reich bereits ergriffen hatte, nur gedient. Denn weder wegen seiner Sorge vor dem deutschen Wettbewerb auf dem Weltmarkte noch wegen der vor der deutschen Flotte hätten seine Dreierbandsgenossen sich in einen Krieg mit dem Deutschen Reiche hineinreißen lassen. Bessere Aussichten bot der Balkanbrand wegen des österreichisch-russischen Gegensatzes und weil auch das Deutsche

Reich selbst sich nach Bismarck im Orient zu sehr festgelegt hatte. Zwar verkündeten die Mächte auf Betreiben des Deutschen Reichs und Österreichs die Aufrechterhaltung des status quo. Aber die völlige Niederlage der Türkei zwang doch zu seiner Preisgabe, ohne daß die Mittelmächte es — trotz der Damaskusrede — hindern konnten. Freilich kam es dann zwischen den Siegern zum Streit über die Beute und so zur Zertrümmerung des für die Mittelmächte gefährlichen Balkanbundes. Aber es traten doch auch für diese höchst bedenkliche Folgen ein. So wurde die öffentliche Meinung in Rumänien, weil dies dank der Erlaubnis Rußlands zum Losbrechen in entscheidender Weise hatte eingreifen können und weil russisches und französisches Geld seine Presse beeinflusste, Österreich entfremdet, obwohl dies sich bei Bulgarien wiederholt für Rumänien eingesetzt hatte, und für Rußland gewonnen. Da dieser Wandel zwar in Wien, nicht aber in Berlin erkannt wurde, ergaben sich außerdem Mißhelligkeiten zwischen beiden Regierungen, zumal man wie auf Rumänien so auch auf Griechenland in Berlin weiterhin vertraute, obwohl Griechenlands Stellung von der Frage abhing, wer das Mittelmeer beherrschte, nicht aber von der Verschmägerung seines Königs mit dem Kaiser. Andererseits erkannte man auf deutscher Seite nicht die Bedeutung, die das durch seine Preisgabe an die Rumänen, Serben und Griechen schwer gekränkte Bulgarien für die Mittelmächte haben mußte. Die schlimmste Wirkung des Krieges aber war die Vergrößerung Serbiens, da sie das ohnehin schon starke Selbstgefühl der Serben ins Ungemessene steigerte. Für Rußland, dessen Diplomatie mit dem Zusammenbruch des Balkanbundes eine schwere Niederlage hatte, lag hierin ein Trost. An sich zwar war ihm mit einem starken Serbien so wenig gedient wie mit einem starken Bulgarien.

Aber die jetzt mächtig geförderte großserbische Bewegung war deshalb eine Verheißung für die Zukunft, weil sie sich namentlich seit der Annexion Bosniens mit einem nicht zu überbietenden fanatischen Haß gegen Österreich richtete und ihre Brauchbarkeit für eine skrupellose Politik schon längst durch reichliche Verwendung von Bomben und Dynamit aus den gerne geöffneten staatlichen Arsenalen wie durch Verschöörungen auf österreichischem Gebiet bewiesen hatte.

Als ihr Opfer fiel auch am 28. Juni 1914 der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand in Serajewo.



Das Deutsche Reich im Weltkriege.

Von Hans Haefcke.

Unter dem Zwange der staatlichen Selbstbehauptung forderte die österreichische Regierung von der serbischen Sicherung gegen die von dieser unterstützte großserbische Propaganda. Die ungenügende Beantwortung ihres Ultimatums erwiderte sie mit der Kriegserklärung (28. Juli). In Petersburg verpflichtete sie sich, keine Gebietserweiterung zu erstreben. Gleichwohl hielt Rußland als slawische Vormacht seine Hand auch über das mordbefleckte Serbien. Obwohl es aber immer größere Truppenmassen gegen Österreich und auch das Deutsche Reich anhäufte, bemühte Berlin sich unter bedenklichem Zeitverlust um den Frieden. Erst als hier am 31. Juli der russische Mobilmachungsbefehl bekannt wurde, erklärte das Reich an Rußland den Krieg. Die Reichsleitung gehorchte, an Österreichs Seite tretend, gleichfalls dem Gebot der Selbstbehauptung. Denn da dem Reiche, wie Italiens und Rumäniens Verhalten zeigte, nur dieser Bundes-

genosse geblieben war, so wäre es, seiner Vernichtung untätig zusehend, ihm in den Abgrund nachgeschleudert worden. Ein schwerer Fehler war es jedoch, daß Bethmann die Kriegserklärung an Rußland (1. August) und an Frankreich (3. August) übernahm — »aus formaljuristischer Gewissenhaftigkeit«. Beide hatten bereits die Grenzen verletzt ohne Kriegserklärung. Da konnte das Reich sich auch ohne eine solche wehren, zumal die Heeresleitung gar nicht die russische Grenze überschreiten wollte. Vor der oberflächlich urteilenden öffentlichen Meinung belastete der Kanzler so das Reich mit der Rolle des Angreifers. Obendrein gab er Italien und Rumänien einen Vorwand für Nichterfüllung ihrer Bundespflicht.

Im wahren Sinne des Wortes hat aber das Deutsche Reich nicht angegriffen, wie es noch viel weniger den Krieg lange vorbereitet hat. Die Welt ausschließlich als Markt betrachtend, hat die Reichsleitung namentlich seit Bethmanns Amtsantritt unter dem Beifall des größten Teils des Volkes nur Karthagerpolitik betrieben. Der »friedliche Wettbewerb« aber ist, wie schon Ballins bildlicher Ausdruck (S. 425) zeigt, eine Phrase. Und wenn man selbst auf den Musterringplätzen des Geistes, in den Parlamenten, in äußerster Bedrängnis zu dem Beweismittel des Stuhlbeins greift, wieviel leichter wird die »ultima ratio« dann ergriffen, wenn es sich um die wirtschaftliche Existenz handelt! Diese Lehre der Weltgeschichte hatte indes die Bethmannsche Regierung so wenig beherzigt, daß sie das ihr anvertraute Volk diplomatisch, militärisch und wirtschaftlich nicht auf den Augenblick vorbereitete, wo der gefährdete Konkurrent auf dem Weltmarkt des »friedlichen« Wettbewerbs überdrüssig wurde. Noch 1913 lehnte sie ein Bündnisangebot Japans ab. Die von Führern des Alldeutschen Verbandes betonte Tatsache, daß Englands

Waffen durch ein verbündetes Japan wegen der Gefährdung seiner Stellung in Hinterasien gebunden würden, wog leicht gegenüber der Abneigung des Kaisers gegen die »Gelben«. Der Verfall der allgemeinen Wehrpflicht sodann hatte den Generalstab schon für den Fall des Zweifrontenkriegs zu einem Plan gezwungen, der dem Artikel 3 der Reichsverfassung widersprach: »Dem Auslande gegenüber haben alle Deutschen gleichmäßig Anspruch auf den Schutz des Reiches«. Schuld am Kriege, d. h. fahrlässige Schuld, hat also die Reichsleitung insofern, als sie — übrigens unter schweigender Zustimmung des Reichstags und des Volkes — das Reich sturmfrei machte. »Sobald sie glauben zu siegen, fangen sie den Krieg an« (Bismarck). Vergeblich wiesen »Unberufene« auf das Frauendienstjahr als eine Einrichtung, die im Kriegsfall die Einreihung Tausender des Beurlaubtenstandes in die Front ermöglichte. Nicht nur in einer sehr umfangreichen Literatur geschah das, sondern auf der Kreissynode Berlin-Land 2 beantragte der Pfarrer Pankow, die Provinzialsynode um dahingehende Vorstellungen an zuständiger Stelle zu bitten. Indes die Provinzialsynode winkte ab. Das Wehrgesetz von 1913 aber konnte erst am 1. Oktober 1915 sich voll auswirken. Vergeblich endlich hatten mehrere Volkswirtschaftler seit der ersten amtlichen Kriegsdrohung (1904) Pläne im Hinblick auf die von da ab zu befürchtende Absperrung von Übersee ausgearbeitet. Sie wurden zuständigen Orts zu den Akten gelegt.

Dagegen griffen die Vorbereitungen des Dreiverbands so vollendet ineinander, daß die Hauptschuld, hier die böswillige, noch lange strittig sein wird. Ganz klar wird man hier überhaupt erst sehen, wenn sich die Archive der großen wirtschaftlichen Unternehmungen öffnen. Diese Behauptung stützt sich vornehmlich auf die Art, wie die Union zum Kriegs-

teilnehmer gemacht worden ist. Zur Zeit ist die Tatsache wichtig, daß England alle die zahlreichen, vielfach sich kreuzenden Gegensätze ausgeglichen und die anfangs auseinanderstrebenden Ausdehnungstrieb der Völker gegen die Macht zusammengefaßt hat, die ihm am gefährlichsten war. Wenn man freilich in einer vom Brauch abweichenden militärischen Maßregel den ersten Schritt zum Kriege sieht, so hat ihn Rußland getan. Denn schon am 29. Dezember 1913 wurde die Einbehaltung der Reserven verfügt. Aber auch England und Frankreich machten sich schon lange kriegsfertig, wie u. a. der Rufsaß eines englischen Offiziers in den »Foreign affairs« (Juni 1921) beweist. Danach vereinbarten die englischen und französischen Kriegsbehörden schon im Februar 1914 insgeheim die Art der Zahlungen für ein in Frankreich operierendes englisches Heer. Ja, bereits Ende 1912 wurde er selbst, schon seit Jahren inaktiv, vertraulich aufgefordert, einen bestimmten Posten »bei der« Mobilmachung — nicht »im Falle einer« — zu bekleiden. Auch kann ein Offizier in hohem Alter für einen bestimmten Posten nur bei unmittelbarer Kriegsgefahr bestimmt werden. Endlich ist der »vertrauliche« Charakter des Schreibens bezeichnend. Ähnliche »Anstellungsbriefe« erhielten auch andere Reserveoffiziere. In der kritischen Zeit taten dann die russischen Kriegstreiber unter dem Großfürsten Nikolajewitsch den entscheidenden Schritt erst, als sie der tätigen Teilnahme Englands sicher waren. Am 24. Juli ließ Grey Sazonow sagen, daß Deutschland durch eine überstürzte russische Mobilisierung zur sofortigen Kriegserklärung gezwungen werden könne. Diese Tatsachen machen eine Darstellung des diplomatischen Hin und Her in den letzten Julitagen überflüssig. Es genügt eigentlich, summarisch die Kopflosigkeit der Reichsleitung in dieser Zeit festzu-

stellen, die ihren würdelosesten Ausdruck in dem Vorschlage Bethmanns fand, durch die Auslieferung der Flotte Englands Neutralität zu erkaufen. Die heute noch nicht beendete Hetze gegen den Kaiser zwingt aber noch zu einem Hinweis auf den Bericht des belgischen Gesandten in Petersburg: »Deutschland hat sich in Petersburg wie in Wien bemüht, irgendein Mittel zur Verhütung eines allgemeinen Konflikts zu finden.« Daneben ist noch wegen seiner späteren Wirkung auf die — — Gedankengänge Bethmanns Greys Konferenzvorschlag vom 26. Juli zu erwähnen. Ernst gemeint war er kaum, zumal Grey ihn vor dem Eintreffen der deutschen Antwort zurückzog. Richtig zu werten ist er nur von Tirpitzens Hinweis aus, daß England »während des ganzen Einkreisungsjahrzehnts grundsätzlich jede Freundlichkeit gegen uns durch unmißverständliche Winke nach der andern Seite begleitet« hat. Einer rechtzeitigen offenen Darlegung der Haltung Englands, wie sie 1911 öffentlich erfolgt war, enthielt es sich jetzt gar unter vier Augen, um »Bethmann auf den bereitgehaltenen Spieß auflaufen zu lassen«. So hat denn zweifellos England und insbesondere Grey den Krieg auf dem Gewissen, eine Feststellung, die indes weder Rußland noch das seit 40 Jahren nach »Ravanne« schreiende Frankreich, noch insbesondere Poincaré entlastet. Der Kriegsausbruch zeigte Deutschland noch einmal in seiner ganzen Größe. Alle Partei-, gesellschaftlichen und konfessionellen Gegensätze, welche letztere seit Jahren von der Kurie beständig verschärft worden waren, verschwanden. Überall wurde man sich bewußt, daß das deutsche Volk noch einen anderen Beruf habe, als Geld zu machen. Das Deutschbewußtsein drang bis zur Säuberung der Sprache vor, zum Entsetzen einiger Außenseiter, die Querköpfigkeit für Genialität hielten. Über anderthalb

Millionen Kriegsfreiwillige strömten aus den höheren Schulen, aus den Hörsälen und von den Lehrstühlen der Universitäten — wie der alte Professor Gregory in Leipzig —, aus den Fabriken, den Kontoren, den Kunstwerkstätten wie von den Schreibtischen und aus den entlegensten Winkeln des Auslandes unter das schwarz-weiß-rote Ehrenbanner — Unzählige laut ihrer bisherigen internationalen Gesinnung fluchend. Zugleich liefen Summen über Summen für die vor schweren Aufgaben stehende Liebestätigkeit ein. Und wieder drängten sich hier wie vor 100 Jahren Kinder und sogenannte kleine Leute heran. So opferte ein altes Dienstmädchen ihr ganzes Sparkassenbuch, und nur mit Mühe ließ es sich zur Annahme einer ihm von unserer Kaiserin gesandten Brosche bewegen. Besonders Glück verheißend aber war daselbe Ineinanderströmen von Religion und Vaterlandsliebe wie vor 100 Jahren. »Vaterlandsliebe ist Religion!« Auf diese von Schleiermacher gepredigte Wahrheit besann man sich wieder. So fielen unter der Glut der plötzlichen Not von der deutschen Volksseele die Schlacken des »goldenen« Friedens ab. Im Sturm hatte sich ihrer ein religiös begründetes Nationalbewußtsein bemächtigt, wie das englische Volk es schon seit Jahrhunderten besaß. In seiner Kraft überwand man auch die unerwartete Kriegserklärung Englands.

Der Nachweis, daß die Verletzung der längst nicht mehr vorhandenen Neutralität Belgiens nur ein Vorwand war, ist für uns überflüssig. Es mag indes noch bemerkt werden, daß bereits in der Nacht vom 30. Juli auf den 31. das 22. französische Dragonerregiment in die Eisenbahn nach Belgien verladen wurde. »Der Bestimmungsort war ein Punkt in der Nähe Lüttichs.« (»Eindrücke und Erfahrungen eines französischen Reiters 1914 — 1915.« Das Buch erschien während des Krieges.) Leider aber bezeichnete

Bethmann in der Kriegssitzung des Reichstags am 4. August den Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien als ein Unrecht. Sollte die Beseitigung der Neutralität durch Belgien selbst nicht aus dem ihm seit 1909 mitgeteilten brieflichen Verkehr der Entente sich ergeben haben, so wußte er wenigstens aus einer dem Auswärtigen Amt von Kurt v. Strantz zugegangenen Nachricht aus dem Jahre 1911, daß damals Belgien von französischen Offizieren in Uniform strategisch aufgenommen wurde. Indes abgesehen hiervon, besaß das Deutsche Reich als Rechtsnachfolger Preußens das diesem 1818 zugestandene Wegerecht durch Belgien in einem Kriege gegen Frankreich, was noch in den achtziger Jahren von englischen Staatsmännern zugegeben worden ist. Auf jeden Fall aber war eine solche Wendung ein grober politischer Fehler.

So begann — ein übles Vorzeichen! — der Krieg mit zwei politischen Niederlagen, die die Feinde denn auch zur Vernichtung des moralischen Rufes Deutschlands weidlich ausgenutzt haben.

Um so Größeres mußte das Heer leisten. Und es übertraf die höchsten Erwartungen. Am 7. August stieß General Otto v. Emmich mit der Erstürmung Lüttichs das Tor des Sieges auf. Zwar suchten die Belgier in ihrer Weise den deutschen Siegeszug aufzuhalten. Aber die »belgischen Greuel«, denen viele Soldaten und dort ansässige Deutsche zum Opfer fielen, bewirkten nur strenge Gegenmaßnahmen. Auch das belgische Heer, unter dem namentlich die »dicke Bertha« Krupps einen panischen Schrecken verbreitete, konnte nicht hindern, daß nach dem Fall weiterer Festungen und der Einnahme Brüssels der größte Teil des Landes unter deutsche Verwaltung kam. In den Besitz der Staatsakten gelangt, wies jetzt die Reichsleitung vor aller Welt die neutralitätswidrigen Machenschaften der belgischen Regierung und

die Verschönerung der Ententestaaten nach — wie einst Friedrich der Große nach der Einnahme Dresdens. Aber ehrlich gemacht hat dieser »Störenfried« sich im Urteil der Welt erst durch sein rücksichtsloses Dreinschlagen, durch seine zähe Selbstbehauptung.

Inzwischen waren planmäßig im Westen sieben Heere aufmarschiert, um alsbald in einem unerhörten Siegeslauf Engländer, Franzosen und Belgier vor sich herzutreiben. Die französische Regierung flüchtete nach Bordeaux. Schon schwenkten die drei nördlichen Heere nach Süden ein, um in einer Umfassungsschlacht größten Stils den Feind zu vernichten.

Inzwischen hatte sich auch die Lage im Osten gebessert. Hier hatte v. Prittwitz und Gaffron den Russen trotz einiger erfolgreicher Gefechte Ostpreußen bis Königsberg preisgegeben. Siegend, mordend und plündernd, zahllose Einwohner nach Rußland verschleppend, übertrafen die nachdrängenden Russen noch ihre belgischen Bundesgenossen. Da übertrug der Kaiser hier den Oberbefehl dem General v. Hindenburg, ihm den Generalmajor Ludendorff als Generalstabschef beigegebend. Der neue Befehlshaber bereitete in den Tagen vom 26. bis 28. August der Heerarmee eine vernichtende Niederlage durch die Umfassungsschlacht bei Tannenberg, die auch deshalb ein Markstein in der Kriegsgeschichte und damit in der Weltgeschichte ist und bleiben wird, weil sie die Clausewitzsche Regel: »Konzentrisches Wirken gegen den Feind ziemt dem Schwächeren nicht«, umgestoßen hat. Dem Genie ziemt eben alles. In der sofort darauf eingeleiteten Schlacht an den Masurischen Seen wußte freilich die Memelarmee sich der gleichfalls geplanten Umarmung zu entziehen. Aber wenigstens ihre Zertrümmerung gelang.

Die Kämpfe des österreichisch-ungarischen Heeres unter Erzherzog Friedrich und seinem Generalstabschef Conrad

v. Hötzendorf verliefen anfangs siegreich. Aber vor den immer stärker anschwellenden russischen Massen mußten dann die Bukowina und Galizien geräumt werden. Przemyśl wurde von den Russen eingeschlossen, und die Österreicher nahmen Stellung hinter dem Dunajec und in den Karpathen.

Auch im Westen war eine Wendung eingetreten. In der Verletzung seiner Bundespflicht noch einen Schritt weitergehend, hatte Italien seine Truppen von der französischen Grenze nach der österreichischen verlegt. So konnte der französische Heerführer Joffre die freigewordenen Truppen aus dem Süden an die Marne ziehen und am 5. September zum Angriff übergehen. Obwohl durch die Strapazen des Marsches und der Kämpfe hart mitgenommen und unter Mangel an Schießbedarf und Nahrung leidend, hielten die weit vorgestoßenen Heere des rechten deutschen Flügels stand — geschwächt übrigens auch durch die überflüssige Absendung zweier Korps nach Ostpreußen. Aber als am 9. September neue starke Streitkräfte aus Paris hervorbrachen, befahl die Heeresleitung aus Furcht vor Überflügelung den Abbruch der Schlacht. Der Rückzug gelang zwar. Aber dieser erste schwarze Tag wurde von größerer militärischer und noch weit größerer politischer Bedeutung als Friedrichs Kollin.

Bitter rächte sich jetzt die Neigung der Nachfolger Bismarcks, die zuletzt ja noch von Heeringen durch Streichung der drei Armeekorps betätigt worden war, Regierungsvorlagen nicht nach dem Bedürfnis des Staats, sondern im Voraus nach dem Wohlgefallen des Reichstags einzurichten. In Frankreich war man klug genug, den strategischen Erfolg zu einem taktischen Siege aufzubauen. So gelang es den vereinten Anstrengungen der Regierung, der Volksvertretung und der Presse, das Volk mit neuer Zuversicht zu erfüllen, einer Zu-

versicht, die sogar nach dem besetzten Frankreich hinübergriff.

Der Versuch auf beiden Seiten, den Feind zu überflügeln, der »Wettlauf nach der Küste«, endete damit, daß sich die beiden Heere auf einer Länge von 700 km von Ostende bis in den Sundgau, wo allein die Franzosen unter den Kanonen von Belfort deutsches Gebiet zu besetzen und besetzt zu halten vermochten, gegenüber lagen. Es begann der Stellungskrieg. Heldenhaftes vollbrachten unsere »Feldgrauen« in Angriff und Abwehr, in Entbehrungen aller Art, in Erdhöhlen hausend, den Unbilden der Witterung ausgesetzt. Anfang November kam es zu erbitterten Kämpfen im Ysergebiet. Hier erlebte die deutsche Jugend ihren Ruhmestag. Am 10. November nahmen die aus ihr gebildeten Regimenter, soeben erst an die Front gelangt, »Deutschland, Deutschland über alles« singend, mit dem Bajonett die feindlichen Stellungen bei Langemarck.

Im Osten sicherte Hindenburg in dieser Zeit durch einen Feldzug in Kongreßpolen Posen und Schlesiens, zugleich das österreichische Heer entlastend, das die Russen bei Limanowa besiegte (12. Dez.) und Gorlice und Petrikan nahm.

Von den deutschen Kolonien fielen nur die wehrlosen Südseeinseln und Togo — trotz tapfern Bemühens v. Dörings — schnell in Feindeshand. Kiautschau erlag dem Angriff von 60000 Japanern, die hier bald nach dem Ultimatum ihres Mikados erschienen, nach heldenmütigem Widerstande von nur 4—5000 Mann und nach Erschöpfung aller Mittel erst am 7. November. So hatte der Kapitän Meyer-Waldeck das Telegramm: »Ich stehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste ein«, das er männlich schlicht nur mit seiner Amtsbezeichnung versehen hatte, wahr gemacht.

Auf der See wurde von den Engländern nicht nach einer Schlacht getrachtet. Das »Ausgraben der Ratten« (Churchill)

machte Hjelgoland mit seinem nach beiden Seiten greifenden Minengürtel zu einem zu gefährlichen Unternehmen. Tirpitz genügte dies indes nicht. Aber vergeblich drang er auf das Auslaufen der Flotte, sich selbst zur Führung anbietend. Vielmehr verurteilte der Kaiser die Flotte auf Bethmanns Rat zur Untätigkeit: ihre Existenz sollte bei den Friedensverhandlungen ins Gewicht fallen. Und doch bewiesen viele Taten, fern von der Heimat, schon jetzt, daß sie dank ihrer Überlegenheit an Führung, Mannschaften und Material nützlichere Dienste hätte leisten, wohl gar die Entscheidung hätte herbeiführen können. Der Auslandkreuzer »Emden« beherrschte Monate lang den Indischen Ozean. Und die »Ryessa« unter dem Kapitänleutnant v. Mücke zeigte deutlich, welcher Geist in ihr lebte. Schwer erschüttert wurde das Ansehen der englischen Flotte in der ganzen Welt, als Graf Spee mit dem ostasiatischen Geschwader ein überlegenes englisches am 1. November bei Coronel besiegte. Erst nachdem die Engländer sich durch Erbitten japanischer Hilfe eine fünffache Übermacht gesichert hatten, wagten sie eine neue Schlacht bei den Falklandsinseln. Aber auch die allein der Niederlage entronnene »Dresden« fügte noch 3 Monate lang den Feinden schweren Schaden zu. Auf jeden Fall verfuhr der Kaiser unlogisch. Denn da er sich von Tirpitz den Bau einer Schlachtflotte hatte abringen lassen, mußte die Flotte auch entsprechend verwendet werden. Ein heilloser Schreck fuhr den Engländern in die Glieder, als am 22. September Kapitänleutnant Weddigen mit dem U-Boot 9 innerhalb einer Stunde drei englische Kreuzer vernichtete. In Deutschland atmete man hoch auf: das war die Waffe, mit der England auf die Knie zu beugen war. Die die Meere beherrschende Flotte Albions flüchtete denn auch in den mit allen Mitteln der Technik gesicherten Hafen Scapa Flow.

Und noch eine gerade für England tödliche Waffe stand den Deutschen zur Verfügung. Das waren des Grafen Zeppelin Luftkreuzer. Aber ihrer rücksichtslosen Anwendung widersetzte sich Bethmann mit der ihn kennzeichnenden Begründung, England dürfe nicht gereizt werden. Zwar konnte man fragen, was das jetzt schon in Zertretung des Völkerrechts sich überbietende England denn im gereizten Zustande noch leisten werde. Indes Bethmann setzte sich durch, und so gewann der deutsche Kanzler für die Engländer Zeit, Abwehrmittel zu schaffen. Die hartnäckige Zurückstellung seiner Waffe ließ den bekümmerten Erfinder äußern, ihm sei der Tod willkommen, der ihn vor dem Erleben des Untergangs Deutschlands bewahre.

Bethmann hatte im Augenblick der englischen Kriegserklärung seine bisherige Politik als ein »Kartenhaus« bezeichnet, zog aber charakterlos aus dieser Erkenntnis keinen der beiden notwendigen Schlüsse: weder ging er noch baute er etwas Besseres auf. Vielmehr begann er seine Verständigungspolitik aufs neue. Leider hat auch der Kaiser nicht nach seiner Einsicht gehandelt. Bethmanns Unzulänglichkeit am 29. Juni zugebend, meinte er, sich doch nicht von ihm trennen zu können, da er Europas Vertrauen besitze. Dieser jetzt sehr fragwürdige Vorzug war bei Bismarcks Entlassung, wo er in ganz anderem Sinne eine schwerwiegende Tatsache war, nicht berücksichtigt worden. Im Volke aber flossen alle Gefühle immer mehr zu einem Strome heißesten Hasses gegen England zusammen. War nun einem mattherzigen Menschen wie Bethmann ohnehin jeder Überschwang zuwider, so vor allem dieser. Auch aus einer innerpolitischen Erwägung. Nach seiner eigenen Erklärung hatte er, dessen kaiserlicher Herr keine Parteien mehr kannte, seine ganze Politik auf die Sozialdemokratie eingestellt, d. h. auf die sozialdemokra-

tischen Führer. Diesen rechnete er ihre für jeden Deutschen selbstverständliche Haltung in der Kriegssitzung des Reichstags als hoch zu bezahlendes Verdienst an, nicht ahnend, daß sie nur den Massen nachrannten, deren nationales Gewissen erwacht war. So konnte er freilich die Führer nicht ins nationale Lager herüberziehen — nicht einmal den Beweis führend, daß die Sozialdemokratie auf Gedeih und Verderb mit dem Reiche verbunden war, weil dies als der einzige sozial gerichtete Großstaat den mammonistischen Pseudodemokratien des Westens verhaßt war. Vielmehr war die Vorliebe der sozialdemokratischen Führer und der »Demokraten« für »die großen Demokratien des Westens«, deren Einrichtungen ihnen unbekannt waren, ein weiterer Ansporn für diesen deutschen Reichskanzler, den nationalen Gedanken zu dämpfen, wie er an einen Vertrauten schrieb. Metternich redibivus! Hierzu bediente er sich der Zensur. Klagen über ihre Ausschreitungen begegnete er mit dem nur halbweisen Einwand, daß sie eine militärische Angelegenheit sei. Vor allem unterdrückte er der sozialdemokratischen Parteileitung zuliebe, die die Phrase von dem »Verteidigungskrieg ohne Annexionen« aufbrachte, und wegen seiner eigenen Ziellosigkeit jede Erörterung des Kriegsziels. Die Wirkung war eine ungleiche Behandlung der Presse und eine geistige Hungerration des Volkes. Und doch bedurfte dies, da seine nationale Schwungkraft seit Jahren gelähmt worden war, ständiger Anspornung, damit das Feuer der ersten Tage nicht erlosch. Denn »nur ein aufgeregtes, gespanntes Gemüt mag große Dinge tun«, wie Matthias Flacius in Wilhelm Raabes »Unsers Herrgotts Kanzlei« sagt. Daß jenes Bedürfnis vorlag, zeigt Julius Babs Wort über die Kriegsliteratur: das tiefere dichterische Gefühl scheint auf die allgemein menschlichen, sozusagen unmilitärischen Erscheinungen beschränkt zu

bleiben. Dies freilich etwas summarische Urteil beweist jedenfalls, daß man sich auf der höheren Stufe des völkischen Empfindens, zu der man sich aus den kosmopolitischen Niederungen emporgeschwungen hatte, noch keineswegs so sicher und heimisch fühlte wie das eiserne Geschlecht von 1813, dessen Urgefühle in der Lyrik eines E. M. Arndt, Körner u. a. mit elementarer Gewalt hervorgebrochen waren. Das Theater aber bot ein geradezu trauriges Bild. Während des ganzen Krieges hat es — namentlich in Berlin — sich nicht des Wortes im Prolog zum »Wallenstein« erinnert:

»Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schatten-
bühne

Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie

beschämen.«

Und in der Musik machte sich je länger desto mehr die Ohrenweide des Yankees, der Neger- und Indianerlärm, breit.

Bethmann seinerseits hat obendrein das Seine getan, das deutsche Volk wieder in den Materialismus zurückzureißen, einmal durch die Kriegsanleihen, bei deren Zeichnung man schließlich selbst nicht mehr wußte, ob man des Gewinns wegen oder aus Vaterlandsliebe zeichnete, sodann dadurch, daß er, schon lange bevor die Arbeiterforderungen erhoben, auf Zahlung höherer Löhne drängte. Selbstlose Hingabe an das Vaterland scheint ihm, um modern zu sprechen, nur eine Idee gewesen zu sein. Verhängnisvoll hat endlich gewirkt, daß die monarchischen Kreise von einer gouvernementalen Auffassung beherrscht wurden, die es selbst den Großen verbot, dem Kaiser zum Bewußtsein zu bringen, daß der Träger der Krone nach alter hohenzollertradition »der erste Diener des Staates« ist.

Bethmanns »diplomatisches Schöntun« beantworteten die Feinde mit äußerster Rücksichtslosigkeit. Gegen alles Deutsche wurde eine jedes Maß übersteigende

gehässige Heße betrieben. Die Bezeichnung »deutsch« wich in den Sprachen dieser Völker, deren vollendete Formen man in Deutschland immer wieder bewundert, dem ausschließlichen Gebrauch von Schimpfwörtern, und Schandtaten wie die der Baralong- und King Stephen-Mörder wurden sogar von der Kanzel herab gebilligt. Als Kriegsziel aber wurde laut die Ausplünderung, ja die Vernichtung des deutschen Volkes verkündet. Und rasch schritt man zur Tat. Um jeden neutralen Handel mit Deutschland zu unterbinden, erklärte England am 3. November die ganze Nordsee für Kriegsgebiet und veröffentlichte am 24. Dezember eine »durchgesehene Liste der Bannwaren«. Da diese alles enthielt, so war hiermit bereits tatsächlich die Hungerblockade über das deutsche Volk verhängt. Der Mord an Frauen und Kindern begann.

Deutscherseits ging man darauf zur Zwangswirtschaft über und zur Benutzung von allerlei Ersatzstoffen, wie denn auch der deutsche Erfindergeist neue Triumphe feierte — in der Gewinnung des Stickstoffdüngers aus Luft, in der chemischen Herstellung von Eiweiß für Futtermittel usw. Vor allem aber begann man den U-Bootkrieg, obgleich Tirpitz zunächst einen Versuch im Kleinen mit der Themsesperre empfahl.

Im Festlandkrieg hatte das Volk inzwischen eine herbe Enttäuschung erfahren. Denn nach Moltkes Tod ernannte der Kaiser nicht den, der allein dazu berufen war, zum Generalstabschef, sondern Falkenhayn. Dieser vermochte in der Kriegslage im Westen keine Veränderung herbeizuführen. Aber auch die Feinde stürmten vergeblich gegen die deutsche Front. So gestaltete sich namentlich die fast fünfwöchige Champagne-schlacht (Herbst 1915) zu einer blutigen Niederlage für sie.

Im Osten bewies Hindenburg sein überlegenes Feldherrngenie abermals durch

einen Umfassungsfleg über ein stärkeres Heer in der Winterschlacht in Masuren (8. — 16. Februar 1915). Und seit Mitte Januar tobte die Karpathenschlacht, in der die Österreicher, von der »deutschen Südarmerie« unter Linzigen unterstützt, alle russischen Angriffe abwiesen, obwohl nach der Übergabe Przemysls gewaltige Massen herangeführt wurden. Schließlich konnten die Verbündeten sogar zum Angriff übergehen mit dem Erfolge, daß Ende April Ungarn von den Russen befreit war. Es folgte die Befreiung Galiziens. Unter Generaloberst v. Mackensen begann der Kampf am 2. Mai im Raum Gorlice — Tarnow. Nach Durchbrechung der russischen Front an mehreren Stellen begann der Bewegungskrieg, der sich bis an die Ostsee fortsetzte. Eine Festung nach der andern fiel. Anfang November erstreckte sich die österreichisch-deutsche Front ziemlich schnurgerade von Tarnopol bis zur Duna. Während die Russen nur noch 10000 qkm Galiziens innehatten, kamen 290000 qkm russischen Bodens unter die auch für ihre Bevölkerung segensreiche Verwaltung der neu errichteten höchsten militärischen Befehlsstelle »Oberost«. Weshalb jetzt statt weiterer Verfolgung des Sieges bis zur Beseizung Rußlands Hindenburgs und Ludendorffs Genie nur zu Verwaltungszwecken gebraucht wurde, ist noch nicht aufgeklärt.

Freilich kamen wie die Bodenschätze Belgiens und des besetzten Frankreichs (50000 qkm) nun auch die Erzeugnisse der westrussischen Landwirtschaft den Siegern zugute. Aber doch forderten die Lage des Volkes im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn sowie die außenpolitischen Beziehungen beider gebieterisch auch ein politisches Tannenberg. Denn die Zeit war keineswegs, wie die politischen Stellen vorgaben, für uns, da der Entente ein unerschöpfliches Rekrutierungsgebiet und die Rüstungsindustrie fast der ganzen Welt, vornehm-

lich der Union zu Gebote stand. Obendrein wurden im »freien« England kraft der »Registrierungsbill« vom 7. Juli alle Männer und Frauen vom 15. — 65. Lebensjahr in eine Liste eingetragen, damit der Leiter des neu errichteten Munitionsamts einen Überblick über die verfügbaren Arbeitskräfte hatte. Jedenfalls stach die mit der angeblichen Freundschaft der Zeit bemäntelte Tatenlosigkeit der Reichsleitung nicht zu ihrem Vorteil ab gegen das Verfahren Bismarcks 1870, das der von dem sächsischen Bundesratsbevollmächtigten Freiherrn v. Friesen 1870 erhobenen Forderung entsprach: »Frankreich will den Krieg. Möge dieser dann schnell und kräftig geführt werden!«

Zwar war Ende November 1914 die Türkei an die Seite der Mittelmächte getreten. Aber wenn auch hierdurch die Verbindung zwischen den westlichen Gliedern und dem östlichen des Verbandes unterbrochen wurde, so war doch andererseits die Türkei aus eigener Kraft den Ansprüchen nicht gewachsen, die durch die plötzliche Entstehung von sechs neuen Kriegsschauplätzen an sie herantraten. Entbrannten doch nun Kämpfe im Kaukasus, in der persischen Provinz Aserbeidschan, in Mesopotamien, Arabien, am Suezkanal und an den Dardanellen. Von vornherein leisteten den Türken treffliche Dienste die beiden deutschen Mittelmeerkreuzer »Göben« und »Breslau«, die trotz der englischen und französischen Schiffe nach Konstantinopel gelangt und von der türkischen Regierung erworben worden waren. Von den erwähnten Kriegsschauplätzen waren für England besonders wichtig der Suezkanal, die Halschlagader ihres Reiches, und die Dardanellen, »ein zweites Gibraltar« (Daily Chronicle). Aber sie und ihre Bundesgenossen konnten die neuen Forderungen an ihre Waffenmacht auch leichter erfüllen als die nur auf ihre eigene Kraft angewiesenen Mittelmächte,

da ihr Nationalstolz es nicht verschmähte, Menschen aller Farben und der niedrigsten Rassen zu Kampfgenossen zu machen. Gleichwohl haben deutsche Truppen auf allen jenen Schlachtfeldern gekämpft. Und gerade dank der deutschen Unterstützung auch durch U-Boote endeten die Kämpfe um die Dardanellen mit einem «der monumentalsten Mißerfolge, die die englischen Waffen je getroffen haben», wie sich die »Times« ausdrückte. Den Enderfolg führten deutsche und österreichische Stielfeuergeschütze herbei, die nach Freiwerden des Donauweges hierher gebracht worden waren.

Diese war durch Wiederaufnahme der Mitte Dezember 1914 erstmalig gescheiterten Feindseligkeiten gegen das Balkanfolge der Entente erreicht worden. Zu dieser Wiederaufnahme nötigte das am 4. September 1915 mit Bulgarien geschlossene Bündnis, das den Mittelmächten die nötige Landverbindung mit der Türkei brachte. Besonderes Verdienst haben sich um den Abschluß dieses Bündnisses auf bulgarischer Seite namentlich der Minister Radoslawow und Zar Ferdinands Gemahlin Eleonore erworben. Eleonore, eine Prinzessin aus dem russischen Hause, war entgegen dem sonst üblichen Brauch deutscher Fürstentöchter, die ins Ausland heirateten, in ihrem Herzen deutsch geblieben. Indes schlug bei Zar Ferdinand die Absicht der Russen durch, nach dem etwa eroberten Konstantinopel eine Landverbindung herzustellen, wodurch Bulgarien vom Meere abgedrängt worden wäre. Serbien und Montenegro wurden in dem neuen Feldzug schnell erobert.

Nun hatte aber die Entente in dieser Zeit — insgeheim aufgefordert von dem griechischen Minister, Venizelos, »einem bezahlten Handlanger der Feinde Griechenlands«, wie ihn ein Landsmann nannte, — ein Heer in Saloniki, also auf dem Boden des neutralen Griechenlands, gelandet. Unter Sarrails Führung griff

dies in den serbischen Feldzug ein, wurde aber überall, schließlich so vernichtend geschlagen, daß es in voller Auflösung über die griechische Grenze zurückstürzte. Leicht hätte das deutsch-bulgarische Heer es ins Meer werfen können. Aber aus Rücksicht auf den mit ihm verschwägerten König von Griechenland ließ der Kaiser durch die Oberste Heeresleitung dem von Conrad v. Hötzendorf unterstützten Verlangen Zar Ferdinands nach Überschreitung der griechischen Grenze die Zustimmung versagen. So blieb dieser Pfahl im Fleisch des Vierbundes. Und Sarrail benutzte die Zeit, die doch Bethmanns Bundesgenossin war, sein Heer in Ordnung zu bringen und zu verstärken, um im passenden Augenblick wieder vorzugehen. Obendrein hatte die gegen England und, wie wir sehen werden, gegen fragwürdige Neutrale so rücksichtsvoll auftretende politische Leitung den verbündeten Bulgaren Grund zur Verstimmung gegeben.

Auf dem mesopotamischen Kriegsschauplatz übernahm auf Wunsch des Sultans der Generalfeldmarschall v. d. Golz den Oberbefehl. Das bis auf 27 km vor Bagdad vorgedrungene englische Heer wurde zurückgeworfen, in Kut el Amara eingeschlossen und — wenige Tage nach dem Tode seines Besiegers — zur Übergabe gezwungen.

Geradezu eine Lebensfrage aber war England die Erhaltung des Suezkanals, weshalb denn auch neben starken militärischen Vorbereitungen mit politischen Gewaltmaßnahmen nicht gespart wurde. So wurde der die Ehre des englischen Mißtrauens genießende Khediv Abbas Hilmi durch eine Puppe ersetzt, deren Ohnmacht England mit der Verleihung des Sultantitels verschleierte. Da die Türken indes auf den anderen Kampfplätzen starke Kräfte einsetzen mußten und der Angriff auf den Kanal wegen Überwindung der Sinaiwüste umfangreiche Vorbereitungen erforderte, kam

es zu solchen ernster Art überhaupt nicht. Enttäuschung bereitete es auch, daß die Erklärung des alle Muselmänner verpflichtenden »heiligen Krieges« nicht in dem erwarteten Umfange wirkte.

Alles in allem erwuchsen dem Deutschen Reiche aus seinen Bündnissen bedeutende Schwierigkeiten. Das gilt auch von dem mit Österreich. Denn hier zeigte sich sehr bald die Unzuverlässigkeit der Slawen, von denen nur die Dalmatiner und die Kroaten treu waren, während namentlich die Tschechen sich als Spione der Feinde, durch Fahnenflucht und Überläufer hervortaten, so daß man sie schließlich aus der Front entfernte. Um so schwerere Blutopfer mußten die Deutschen Österreichs bringen, wie sich denn so auch eine starke Abgabe reichsdeutscher Truppen an die österreichischen Fronten vernotwendigte.

Und nun erklärte auch Italien am 23. Mai 1915 Österreich den Krieg. Daß dieser schmachliche Bundesbruch des nur dank den preussischen Siegen 1866 geeinten, nur dank den deutschen Siegen 1870 in den Besitz seiner Hauptstadt gelangten, nur dank seiner Zugehörigkeit zum Dreibunde politisch und wirtschaftlich emporgekommenen Staats erst jetzt eintrat, war ein Verdienst des Fürsten Bülow, der den römischen Botschafterposten übernommen hatte, freilich in der klaren Erkenntnis, daß auch er das Verhängnis nur aufzuhalten, nicht abzuwenden vermöge. Noch Bundesmitglied, schloß Italien bereits am 25. April insgeheim mit der Entente ab. Selbst eine französische Zeitung hat die entscheidende Kammer Sitzung »peinlich und verlogen« genannt. Dies Urteil von dieser Seite berechtigt wohl dazu, über die Namen der zum Verrat Treibenden den Mantel verächtlichen Schweigens zu breiten.

Den Prahlereien, mit denen die neuen Römer auf das Schlachtfeld sich drängten, entsprachen, wie üblich, ihre Taten nicht.

Ihr Feldherr Cadorna bedeckte vielmehr sich und sie bei seinen ersten, trotz acht-facher Überlegenheit fast völlig erfolglosen Angriffen mit Lächerlichkeit. Immerhin war der Verrat des welschen Bundesgenossen für die Entente ein Gewinn, für die Mittelmächte ein Nachteil, da hier Teile ihrer Truppen gebunden wurden und auch der Warenverkehr aufhörte.

Um so höher stieg ein neuer Stern an dem sich bewölkenden Himmel Deutschlands auf. Lettow-Dorbeck! Obgleich während des ganzen Krieges nur 3000 Europäer und 12000 Askari eingezogen wurden, hielt er die Feinde in einer in der Geschichte noch nicht dagewesenen Weise in Schach, so etwa 300000 Mann der Entente fesselnd. Seine Leistung ist um so bewundernswerter, als er mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte. So war sein Munitionsreservoir der feindliche Bestand, den er denn auch gewissenhaft benutzte. Nach zwei glänzenden Siegen bei Tanga, deren erster eine achtfache Übermacht ins Meer warf, ging er, um Schießbedarf zu sparen, zum Kleinkrieg über. Und er erwies sich als der allen Helden dieser Kriegsführung überlegene Meister. — Auch Kamerun hielt der wackere Gouverneur Ebermaier noch das ganze Jahr 1915 gegen eine zehnfache Übermacht. — Dagegen rächte es sich in Deutsch-Südwest bitter, daß Bethmann auch dies den ständigen Beweisen seiner Friedensliebe durch Verminderung der Schutztruppe geopfert hatte. Am 3. August 1915 mußte die deutsche Waffenmacht sich der feindlichen unter Botha ergeben. Es mag bei ihr wohl mancher gewesen sein, der diesem bei seiner Reise durch Deutschland vormals seine Bitte um Almosen erfüllt hatte.

Auf der See kam es dank der Vorsicht der englischen Flotte nur selten zu Kämpfen. Indes feierte Admiral Hipper Friedrichs des Großen Geburtstag mit

einem Siege, den er mit einem Geschwader von 90000 Tonnen über ein englisches von 120000 errang — übrigens nicht, wie die Engländer prahlten, bei Helgoland, sondern bei der Doggerbank. Mehrere Kreuzfahrten der Hochseeflotte bewiesen, daß die Nordsee von englischen Schiffen rein war. Als sich dann doch im August ein englischer Kreuzer und drei Zerstörer bei Jütland von fünf Torpedobooten aufstöbern ließen, konnten nur zwei der Zerstörer die Heimfahrt antreten. Im April traf sogar ein Schiff unter Oberleutnant Christiansen vor Ostafrika ein.

Der am 18. Februar begonnene U-Bootkrieg ließ infolge des Stockens der Zufuhr die Lebensmittelpreise in England gewaltig steigen. Schon streckte das Hungergespenst seine knöcherne Hand aus, wie zur Zeit der Festlandssperre Napoleons I. Da kam ihm wieder wie damals die unzulängliche Geistesverfassung des Feindes zu statten. Hatte es Napoleon an Einsicht gefehlt, so fehlte es der deutschen Reichsleitung an Einsicht und Mut. Zur größten Genugtuung aller Deutschen torpedierte am 7. Mai 1915 ein U-Boot den englischen Hilfskreuzer »Lusitania« mit solchem Erfolge, daß das Riesenschiff mit dem gesamten Kriegsmaterial unterging, das es in der neutralen Union geladen hatte. Angesichts der Kriegslieferungen des Morganklüngels, sowie des Mißbrauchs der Unionsflagge durch englische Handelsschiffe hatte Wilson, der Präsident der Union, erfolgreich seine Einmischungsgelüste unterdrückt. Aber jetzt fuhr er auf und beanspruchte für die Bürger der Union das Recht, überall unbehelligt selbst auf englischen Schiffen spazieren fahren zu dürfen. Und Bethmann knickte zusammen. Um die Union bei guter Laune zu erhalten, die sie gar nicht hatte, zwang er den U-Booten die Regeln des Kreuzerkriegs auf. Das war eine um so ungeheuerlichere Belastung der Führer

und Mannschaften dieser empfindlichen Waffe, als die englische Regierung die Bewaffnung der Handelsschiffe sogar zu Angriffszwecken befohlen hatte. Im Namen der Menschlichkeit wurde er also gegen die eigenen Volksgenossen unmenschlich. Das, was allein den Namen U-Bootkrieg verdient, hörte ganz auf. England konnte aufatmen, benutzte aber die ihm vom deutschen Kanzler gewonnene Zeit eifrig zur Herstellung von Abwehrmitteln gegen die gefürchtete Waffe. Eine weitere üble Wirkung dieser neuen politischen Niederlage war ein Sinken der Achtung des Auslands.

Im Gegensatz zu der leisetretischen deutschen Regierung fuhr England in der Verletzung der Neutralen fort. Der den Mißbrauch neutraler Flagge anordnende Erlaß wurde bereits gestreift. Die »Dresden« griffen drei englische Schiffe in chilenischen Gewässern an. Der englische Gesandte in dem englisch gesinnten Norwegen konnte auf norwegischem Boden einen Mörder gegen den verhassten Irenführer Casement zu dinge versuchen. Um einem neuen feindlichen Angriff vorzubeugen, ordnete Falkenhayn einen solchen auf Verdun an, die stärkste Stelle der Front. Und obwohl der Kronprinz schon Anfang März den Abbruch des offenbar aussichtslosen Unternehmens empfahl, bestand er auf Fortführung. Während seiner Fortsetzung begann im Juli eine Schlacht an der Somme, die an Einsatz aller der Entente überreich zur Verfügung stehenden Mittel alles bisher Dagewesene überbot. Aber der Durchbruch scheiterte an dem stählernen Widerstande der Deutschen.

Indes war doch das Vertrauen des Kaisers zu Falkenhayn erschüttert. Und so wagte denn jetzt auch Bethmann, der schon längst von seiner Untauglichkeit zum Generalstabschef überzeugt war, seinen Einfluß gegen ihn aufzubieten. So ernannte denn der Kaiser endlich Hindenburg zum Generalstabschef und Luden-

dorf zum Ersten Generalquartiermeister. Nachdem der Kaiser durch ein Abkommen vom 6. September die oberste Leitung der Heere des Vierbundes in Europa erhalten hatte, wurde die von ihm eingenommene Stellung als Oberste Heeresleitung bezeichnet.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hatten die Russen zur Entlastung ihrer Verbündeten einen Angriff bei Dünaburg unternommen, der aber ebenso vergeblich verlief wie die Durchbruchversuche an der ganzen Front von Mitte Dezember bis Mitte Januar 1916. Ein neuer Gewaltangriff, der in Wolhynien einsetzte, warf dann freilich das verlobbete Heer des Erzherzogs Josef Ferdinand, so daß er erst bei den deutschen Heeren Bothmers und Linfingens zum Stehen kam. Aber ein Teil Galiziens und die Bukowina waren wieder in russischer Hand. Die Entlastung durch den russischen Angriff kam besonders den Italienern zugute. Denn der von Conrad v. Hötzendorf veranlaßte Angriff auf die italienische Front, der, im Mai 1916 begonnen, schon in das Gebiet der »sieben Gemeinden« hineingetragen worden war, mußte abgebrochen werden, gerade als Conrad zum vernichtenden Schlage ausholte. Dielmehr gelang es den Italienern, im Verlauf von vier weiteren Isonzoschlachten am 9. August Görz zu nehmen.

Eine weitere üble Wirkung war der Anschluß Rumäniens an die Entente (27. August). Das Bemühen des wackern Peter Carp, von diesem Schritt den König Ferdinand zurückzuhalten, den dieser als Kronprinz selbst als »die größte Infamie« bezeichnet hatte, »bei deren Begehung er sich als gemeiner Kerl vornehmen werde«, war vergebens. Indes vernichteten Falkenhayn und Mackensen die Hoffnungen der Entente auf die neue Hilfe durch einen viermonatigen Feldzug, der zur Besetzung von zwei Dritteln des Königreichs führte.

An der Westfront fand die Oberste Heeres-

leitung zwei üble Erbschaften vor in den Kämpfen um Verdun und an der Somme. Den Angriff auf jenes stellten sie ein. Dagegen tobte die Sommeschlacht weiter dank den Kriegslieferungen, die die Feinde massenhaft auch aus neutralen Ländern erhielten. Aber nur stellenweise erzielten sie — obendrein unbedeutende — Erfolge. Sie blissen auf Granit. Erst Mitte November hörten die Kämpfe nach einer Dauer von $4\frac{1}{2}$ Monaten auf. In Ostafrika endlich behauptete sich Lettow-Vorbeck mit seiner kleinen Schar das ganze Jahr hindurch, so daß er sogar »Ende 1916 die militärische Lage in der Kolonie für außerordentlich günstig« hielt.

So hatte sich das deutsche Heer auch im Jahre 1916 in Angriff und Verteidigung glänzend bewährt.

Um so betrübender war die Lage im Innern. Wer damals auf Urlaub in die Heimat kam, sah empört, wie namentlich in manchen Großstädten, besonders in Berlin, eine Stimmung Platz griff, die auf die Dauer verhängnisvoll werden mußte. Immer weniger wirkte auf die Stimmung der »inneren Front« der Umstand, daß die Heimat frei vom Feinde war, während große Teile der feindlichen Länder unter deutscher Verwaltung standen, und daß auf die deutsche Küste noch kein feindliches Geschöß gefallen war, während die englische Küste wiederholt von Zeppelinen und deutschen Schiffen besucht wurde. Der materielle Nährboden der gedrückten Stimmung war das völlig zerstörte Wirtschaftsleben. Denn die Zwangswirtschaft mit ihren vielen »Kriegsgesellschaften« hatte einen Schleichhandel erzeugt, der es den Wohlhabenden, den Kriegsgewinnlern und Munitionsarbeitern ermöglichte, über das jedermann Zugemessene hinaus zu kaufen, während der Mittelstand schwer zu ringen hatte. Auch das Gebaren vieler RUSHILFSKRÄFTE in manchen Betrieben, namentlich vieler weiblicher, die der

Schulung entbehrten, wie das Frauen-
dienstjahr sie ihnen gegeben hätte, wirkte
verbitternd.

Noch fruchtbarer erwies sich für die
»Miesmacherei« der geistige Nährboden.
Die einseitig intellektualistisch-ästhetische
Bildung zeitigte bereits bedenkliche
Früchte. Man klagte, daß man —
Italien nicht mehr besuchen könne.
Deutsche Gelehrte jammerten über den
Zusammenbruch der »internationalen
Gelehrtenrepublik«, deren Wiederher-
stellung ihnen das wichtigste Kriegsziel
zu sein schien. Ja, der Kieler Professor
Baumgarten scheute, während draußen
die Front doch auch für ihn kämpfte und
litt, in einem Buche »Politik und Moral«
nicht die sophistische Gegenüberstellung:
»Wer wird sich mit einem Rohling von
hinterwäldlerischer Derbheit oder groß-
städtischer Degeneration verwandter
fühlen, als mit einem Franzosen von
wahrer politesse du coeur?« und die
agitatorische: »Wer mag es den Sozial-
isten verübeln, wenn sie sich mit ihren
englischen und französischen Klassen-
genossen solidarischer fühlen als mit den
deutschen Scharfmachern?« Vermöge
dieser geistigen Verbildung begann in
manchen Kreisen die ausschließliche, rest-
lose Hingabe an das Vaterland einer
»objektiven« Betrachtung zu weichen.
Und doch hätte gerade den Gebildeten
manch ernstes, wahres Wort bekannt
sein müssen. »Keine Nation fühlt so sehr
als die Deutschen den Wert von anderen
Nationen, und wird, leider! von den
meisten wenig geachtet, eben wegen
dieser Biegsamkeit. Mich dünkt, die
anderen Nationen haben recht: eine
Nation, die allen gefallen will, verdient,
von allen verachtet zu werden.« So
Lichtenberg schon vor anderthalb Jahr-
hundert. Und Dostojewski: »Jedes
große Volk glaubt und muß glauben,
daß in ihm und auch in ihm allein die
Rettung der Welt liegt, daß es bloß lebt,
um an die Spitze aller Völker zu treten,

und sie bis zu dem letzten Ziele, das ihnen
allen vorbestimmt ist, zu führen . . . Der
große Eigendünkel, der Glaube, daß man
das letzte Wort der Welt sagen will, ist
das Unterpfand des höchstens Lebens
einer Nation.«

Wer aber in Deutschland auch nur ent-
fernt so dachte, wurde als »Chauvinist«
verschrien. Um so erfolgreicher wirkten
die Anstrengungen, die Bethmann zur
Dämpfung des nationalen Gedankens
machte. Wohl beklagte sich Hindenburg
am 27. September darüber, daß amt-
liche Stellen offenbar noch nicht den
Ernst der Lage begriffen hätten, wohl
forderte er, daß der Kanzler »starke
Männer« zur Arbeit in der Heimat be-
rufe und den furor teutonicus entfessele.
Aber vor dem gerade graute ja den
Kanzler. Und so behielt er diesen Brief
sorgfältig für sich, handelte noch viel
weniger danach. Vielmehr gewohnt,
Verhandlungen als Mindestfordernder
und Meistbietender einzuleiten, — wie
er denn kein Bedenken trug, laut zu er-
klären, England werde doch keine Kriegs-
kosten zahlen — verkannte er, wie
sehr sein maßvolles Auftreten am Ver-
handlungstisch gewinnen mußte, wenn
hinter ihm ein mehr fordernder Volks-
wille stand. So unterdrückte denn die
»militärische« Zensur auf sein Geheiß die
Stimme derer, die um der Erhaltung
des Reiches und des Volkes, um ihrer
gedeihlichen Entwicklung willen eine
politische Ausmünzung der Siege auf den
Schlachtfeldern verlangten, während
Bismarck in solchen Fällen »die ganze
Meute läuten« ließ. Dagegen konnten
die Befürworter des Verzichtfriedens
ungehindert ihre sehr vernehmliche
Stimme erheben und — wohl zwecks
der von Bethmann angeblich eifrig be-
triebenen Erhaltung »des unzerreißbaren
Zusammenschlusses der Nation auf Leben
und Tod« — die Andersdenkenden als
»Kriegsheher und »verlängerer« be-
schimpfen. Sahen sie nicht, daß mit einem

größeren, stärkeren, unangreifbaren Deutschland den Arbeitern ebenso gedient war wie den »Schwerindustriellen, den Chauvinisten und Alldeutschen?« Aber was? Arbeiter? Sie hatten anderes im Kopfe. Denn als ob nicht schon genug Sprengstoff zur Vernichtung der »inneren Front« vorhanden sei, tauchte zu allem Überfluß auch noch das Schlagwort »Neuorientierung« auf. Dieselben Leute, die behaupteten, daß nach einem solchen Kriege die alten Grenzen bestehen bleiben könnten, versicherten ebenso ernst, daß im inneren Leben des Staats nicht einfach da fortgefahren werden könne, wo man aufgehört habe. Das Volk müsse vielmehr ganz anders an Regierung und Gesetzgebung beteiligt werden zum Lohne dafür, daß es — sich gegen seine Feinde verteidigt hatte. Gemeint war damit eine Vermehrung der Rechte der Volksvertretung, des Reichstags. Aber auch ein neues Wahlrecht für Preußen ward für nötig befunden. Und mit Heißhunger stürzte sich die Presse der linken Parteien auf die neue Lösung. Was nur irgend an weltfremdem Theoretisieren und an Vergewaltigung der Geschichte geleistet werden konnte, geschah. Bismarck wurde mit Nikolsburg zum Gevatter der Verzichtler erniedrigt. Die fast 75000 qkm annektierten Bodens unterschlug man dem zwar neusprachlich, aber nicht geschichtlich gebildeten Publikum. Und für die Neuorientierung beschwor das »Berliner Tageblatt«, dank seiner Unkenntnis der wahren Verhältnisse, die angebliche athenische Demokratie herauf, obwohl diese Staatsform dem ganzen Altertum unbekannt gewesen ist.

In verhängnisvoller Weise eigneten sich die nach außen so bescheidenen, im Innern so machtgerigen »Politiker« eine Theorie an, die man als einen der übelsten Treppenwitz der Weltgeschichte bezeichnen muß. Eine siegreiche Regierung, so hieß es, sei freiheitsfeindlich,

»reaktionär«. Wenn man dabei an die Demagogenverfolgungen der preussischen Regierung nach den Befreiungskriegen dachte, so übersah man, daß die Siege von den Generalen und dem Heere errungen worden waren, während die Regierung von Kalisch bis hin zum Wiener Kongreß von einer Niederlage zur andern getaumelt war. Man übersah ferner, daß die 1864 siegreiche preussische Regierung dem äußern Düppel kein inneres hatte folgen lassen, daß sie im Lorbeer von 1866 die Indemnitätsvorlage eingebracht und die liberale Fra eingeleitet und diese auch trotz ihres ruhmvollen Sieges von 1870 nicht beendet hatte. Alles dies übersehend, richtete man sich unter der Herrschaft jener wahrheitswidrigen Theorie auf die Verhinderung eines »Machtsiegs« ein. So schickte man sich in der Heimat bereits an, dem Heere in den Rücken zu fallen. Blind für die von ihm heraufbeschworene Gefahr, verfolgte Bethmann den verderblichen Weg seiner äußern Politik weiter, dabei das deutsche Volk — unbekümmert um sein Versprechen, keine große politische Entscheidung ohne sein Wissen zu treffen, und in seltsamem Widerspruch mit seinem demokratischen Gebaren — mit zwei insgeheim verabredeten Schritten überraschend. Am 5. November 1916 verhießen die Mittelmächte die Wiedererrichtung des Polenstaats. Daß Bethmann dabei verlautbaren ließ, die Oberste Heeresleitung sei mit diesem Plan einverstanden, war eine weitere Unehrlichkeit, da die Oberste Heeresleitung ihn schon fertig vorgefunden hatte und für ihn durch die Verheißung gewonnen worden war, daß die Polen sich mit einem großen Hilfsheer bedanken würden. Ganz abgesehen davon, daß ein solches nicht in die Erscheinung trat, war dieser Schritt schon im Hinblick auf die Anziehungskraft, die ein Polenreich auf die polnischen Teile Preußens ausüben mußte, geradezu ein Verrat an diesem.

**Die Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916.
Vernichtung der englischen Schlachtkreuzer „Queen
Mary“, „Indefatigable“ und mehrerer kleiner
Schiffe.** □





Zudem aber hatte Bethmann sich einen Frieden mit Rußland jetzt verbaut, weil für dies ein selbständiges Polen unerträglich war. Der Jubel seiner Freunde, ein schwacher Ersatz für den angerichteten Schaden, hatte sich noch nicht gelegt, da bot auf sein Betreiben der Vierbund am 12. Dezember den Feinden den Frieden an. Die Wirkung war die von den Warnern, zu denen sogar der pazifistische amerikanische Staatssekretär Lansing gehört hatte, vorhergesehene: die Feinde schöpften neuen Mut aus diesem »Zeichen der Erlahmung«.

Zugleich kämpfte Bethmann hartnäckig gegen den immer energischer geforderten U-Bootkrieg, für den auch Tirpitz und der Admiralstab eintraten, nachdem mehr U-Boote gebaut worden waren. Auf das Schlimmste in sein Gegenteil verkehrt wurde sodann der Gedanke der Oberstenfliegersleitung durch Einführung des »vaterländischen Hilfsdienstes« alle Kräfte der Heimat für die Zwecke der Kriegsindustrie, der Landwirtschaft und der Krankenpflege heranzuziehen. Schon die Regierung schwächte den Gedanken ab, indem sie die Frauen und die Jungen unter 17 Jahren nicht unter dies Gesetz stellte. Der Reichstag verpfuschte dies dann völlig durch Abschwächung des Verbots des Arbeitswechsels, der u. a. bei Aussicht auf höhern Lohn gestattet wurde. So waren Lohntreibereien ermöglicht, die nicht nur die Kriegskosten gewaltig steigerten, sondern auch die Frontsoldaten unwirksam machten, die, ihr Leben in die Schanze schlagend, 36 Pfg. den Tag erhielten, während der gesichert wohnende Arbeiter bald 10 bis 15 Mark den Tag einnahm, d. h. so viel, wie mancher höhere Beamte nicht. Von den anderen Bestimmungen war besonders schlimm die, die Arbeiterausschüsse einführte, da diese das feste Gefüge der Industrie lockerten.

Diese innere Entwicklung war um so abstoßender, als sie grell abstach gegen

die herrliche Haltung des Heeres, gegen seine Siege und gegen das, was auch die Flotte leistete. Im Januar erschien unter dem Burggrafen Dohna-Schlodien die »Möwe« im Atlantischen Ozean und fügte auf monatelangen Kreuzfahrten bis tief nach Süden hin den Feinden schweren Schaden zu, um schließlich unter den Augen der meerbeherrschenden Flotte Albions glücklich heimzukehren. — Am 31. Mai zwang dann gar die deutsche Flotte unter dem Dizeadmiral Scheer die englische zu der Seeschlacht vor Skagerrak.

Statt die deutsche Flotte gemäß dem hochmütigen Worte Churchills von dem »Ausgraben der Ratten« aufzusuchen, hatten die Engländer durch ausgedehnte Minenfelder die deutsche Nordseecke von Borkum bis nach Jütland abzusperren versucht, um so ihre Flotte vor Angriffen der deutschen zu sichern. Indes ließ Admiral Scheer, der mit Beginn des Jahres 1916 an Stelle des erkrankten v. Pohl Flottenchef geworden war, durch diese Minenfelder Fahrstraßen herstellen und offenhalten. Die Herbeiführung einer Seeschlacht war also inzwischen sehr erschwert worden, da die deutsche Flotte nur durch eine dieser Fahrstraßen das offene Meer gewinnen, auch nur durch eine solche heimkehren konnte. Von vornherein willens, mit der Flotte etwas zu leisten, ließ Scheer sie auf den von den Minensuchern freigelegten Wegen zahlreiche Vorstöße machen. Bei einer solchen Gelegenheit trafen die deutschen Kreuzer unter dem Dizeadmiral Hipper auf eine größere Zahl englischer Kreuzer. Gleichwohl griffen sie diese ohne Zaudern an. Obwohl die Entfernung anfangs 15000 m betrug, flogen innerhalb der ersten Dreiviertelstunde schon die englischen Kreuzer »Indefatigable« und »Queen Mary« in die Luft, eine Tatsache, die das Gerücht von der Minderwertigkeit der deutschen großen Geschütze als Lüge widerlegt. Vor der bald darauf

unter Admiral Scheer herbeileitenden Schlachtflotte machte der englische Befehlshaber Beatty, auf nördlichen Kurs gehend, kehrt. Jene indes folgte dem Engländer, auch als er nach Osten abbog, kam aber dadurch, nachdem sie soeben noch drei weitere feindliche große Schiffe vernichtet hatte, in eine gefährliche Lage. Denn scharf gegen den westlichen Abendhimmel sich abzeichnend, hätte sie oben drein unter dem Feuer der ganzen englischen Flotte, der sie sich plötzlich gegenüber sah und die ihrerseits durch die dunstige Luft im Osten geschützt wurde, aufmarschieren müssen. Da entschloß sich Scheer zu einer der kühnsten Taten in der Geschichte des Seekrieges. Mitten im Geschützfeuer ließ er die ganze Flotte durch gleichzeitige Kehrtwendung zurückgehen. Und die vorzügliche Schulung der Offiziere und Mannschaften führte das gewagte Manöver so glatt durch wie bei einer Flottenschau im Frieden. Zugleich eine Heldentat der »schwarzen Huns« der Flotte! Um das feindliche Feuer von der vorläufig zurückgehenden Schlachtflotte abzulenken, stürzen sich zwei Torpedobootsflottillen auf die englische Schlachtlinie. Auf die mutig für ihre Kameraden sich Einsetzenden konzentriert sich jetzt das Geschützfeuer der englischen Flotte. So kann Scheer, wie er beabsichtigt hat, ungestört seine Flotte neu formieren. Aber einem neuen Angriff entzog sich der englische Befehlshaber Jellicoe. Westwärts fahrend paßierte sein Gros die deutsche Flotte im Süden. Diese geriet bei ihrem Abmarsch nach Süden in die Lücke zwischen dem Gros und der aus Kreuzern und Torpedobooten bestehenden Nachhut der Engländer. Wohl machten diese noch einen letzten Angriff, und es gelang ihnen auch, die »Pommern« zu vernichten. Aber! hat nun der Engländer, wie Graf Luckner in seinem »Seeteufel« meint, schlechtere Nachtaugen als der Deutsche, war die englische Flotte nicht so geschult wie die

deutsche oder waren die englischen Herren ob des Unerwarteten, ja Ungeheuerlichen zusammengebrochen — die Engländer vermochten nicht, »das Glück einer unvergleichlich günstigen Angriffsmöglichkeit auf unsere in langer Linie geschlossen dampfende Flotte« auszunutzen. Vielmehr verloren sie in diesem Nachtkampf noch mehrere Kreuzer und Torpedoboote. Im Morgengrauen vernichtete »Thüringen« noch den »Euryalus«, der unsere Flotte froh mit Erkennungssignalen begrüßte, da er auf das englische Gros gestoßen zu sein glaubte.

Ein bezeichnender Vorgang. Denn ist es schon wichtig, daß die deutsche Flotte am Morgen des 1. Junis ringsum die See frei vom Feinde sah, so zeigt das Mißgeschick des »Euryalus«, daß Jellicoe seine Flotte aus der Hand verloren hatte. In der Tat stand er bei Tagesanbruch in der Nähe von Helgoland. Aber seine leichten Kreuzer und Torpedoboote waren ihm abhanden gekommen. »Die vielgerühmte Seemannschaft der Briten«, schreibt Graf Luckner in berechtigtem Triumphgefühl, »war der Aufgabe des Nachtmarsches unter ständigen Gefechten nicht Herr geworden.«

Als Sieger in der größten Seeschlacht der Weltgeschichte kehrte Scheer am 1. Juni heim. Die englische Flotte hatte 23 Schiffe verloren von insgesamt 169200 Tonnen und etwa 8000 Tote sowie 180 Gefangene, die deutsche nur 11 (davon 5 Torpedoboote) von insgesamt 60720 Tonnen, 2414 Tote und keine Gefangenen. Glänzend hatte sich außer den Führern (Scheer und Hipper), den Offizieren und Mannschaften auch die Tirpitsche auf äußerste Schwimmfähigkeit eingestellte Bauweise bewährt. So konnte der »Seydlitz« trotz 23 schwerer Treffer aus eigener Kraft in den Hafen zurückkehren. Manövrierunfähig auf der Seite liegend, mußte die kleine »Wiesbaden« die ganze englische Flotte an sich vorbeipassieren lassen. Ganze

Stücke wurden ihr von den Geschossen, mit denen jedes Schiff sie bedachte, herausgerissen. Aber ungebrochenen Muts erwiderte sie das feindliche Feuer aus dem letzten noch unbeschädigten Geschütz, noch bis um 3 Uhr morgens schwimmend. Die »Mainz« sank, obwohl zu einem Wrack zusammengeschossen und »torpediert, erst, als ein Offizier und der Torpedomaschinist, nachdem die Mannschaft von Bord gegangen war, die Torpedoschleusen geöffnet hatten. Die beiden Helden gingen mit ihrem Schiff unter. Aber zur vollen Würdigung der Tirpitzschen Bauweise gelangt man erst, wenn man diesen Tatsachen die andere gegenüberstellt, daß die »Pommern«, ein Schiff älterer Konstruktion, durch einen einzigen Torpedoschuß zerstäubt wurde. Auch noch eine andere Gegenüberstellung, die Tirpitz in seinen »Erinnerungen« macht, sei erwähnt. Während der »Derfflinger« den schwersten Panzer des britischen »Tigers« schon auf 11700 m durchschlug, konnte dieser jenem den gleichen Schaden erst auf 7800 m zufügen. Hier tritt doch neben der Überlegenheit des deutschen Panzerschußes auch die der deutschen Geschütze und Munition zutage.

In ganz Deutschland begrüßte man diesen glänzendsten Seesieg der Weltgeschichte, gegen den Trafalgar ein Pappenspiel war, mit hellem Jubel. Nur im Bethmannschen Quartier klagte man über diese unwillkommene Störung der Verständigungspolitik. Der aber, der die über alles Erwarteten so glänzend bewährte Waffe geschmiedet hatte, Tirpitz, war nicht mehr im Amte. Als Befürworter des U-Bootkrieges hatte er seine Entlassung nehmen müssen. Eine der traurigsten, aber bezeichnendsten Erscheinungen in diesem Kriege: die Männer wurden entweder ganz oder zu lange beiseite geschoben. Und Bethmann blieb. War er doch durch das englische Verlangen 1912, daß er im Amte bleiben solle, empfohlen, wozu

noch das sehr fragwürdige Lob eines Mannes vom Schlage des Herrn v. Dalen-tini trat, dessen völlige Unfähigkeit vergeblich mit den Aufgaben eines Chefs des Zivilkabinetts des Kaisers rang. Wurde dem Kaiser von diesem unzulänglichen Herrn doch sogar auch noch vorgemacht, daß Bethmann die Arbeiterschaft hinter sich habe! Tirpitz aber war seit jener Zeit als »a dangerous man« höchst verdächtig! Und doch wäre er, von allen Staatsmännern Wilhelms II. allein wahrhaft weltpolitisch gerichtet, zum Reichskanzler berufen gewesen. Unerfreulich wie gegen die Leistungen im Felde und auf der See stand die politische Leitung auch gegen die der Feinde ab. So erstickte die englische Regierung einen Aufstand in Irland mit der hier besonders beliebten und seit Jahrhunderten geübten Brutalität, während man in Deutschland wegen »des Eindrucks auf das Ausland«, das doch gut unterrichtet war, zu verräterischen Umtrieben im polnischen und elsässischen Lager das Auge zudrückte. Auch gegen die Neutralen trat die Entente gewalttätig auf. Ihr Handel wurde bis zu dem Grade beeinträchtigt, daß ihr Wirtschaftsleben, wie in Holland und der Schweiz, unter Aufsicht von Ententekommissionen gestellt wurde. Da Bethmann das Vertrauen der Neutralen zum Deutschen Reiche schon längst erschüttert hatte, beugten sich die Kleinen unter die Brutalität der »Befreier« der Menschheit, der Dorkämpfer für das Recht, sich mit allerlei Sarkasmen begnügend. So bezeichnete man in der Schweiz die »société suisse de surveillance économique« als »société de souveraineté suisse suspendue«. Am 28. Juli sagten sich die englische und die französische Regierung von der Londoner Erklärung vom 26. Februar 1909 los. Und die zynische Bemerkung eines französischen Blattes: »Es wird keine Gerechtigkeit in der Welt mehr geben, aber auch weniger Zweideutigkeiten«,

verdeutlichte noch diesen seltsamen Kommentar zu der Losung »Kampf für Freiheit und Recht«. In Griechenland statuierten die Befreier der Menschheit ein besonders deutliches Exempel. Seine »Schutzmächte« erzwangen durch eine Hungerblockade die Abdankung des aufrechten Königs Konstantin und, da sie den älteren nicht für gefügig genug hielten, die Thronfolge seines jüngeren Sohnes, dem sie zudem noch ihren Söldling Deniseos als Minister aufnötigten. Dieser stellte ihnen dann Mazedonien als Aufmarschgebiet für die vom Kaiser gerettete Sarraillarmee zur Verfügung. Aber auch die inneren Verhältnisse wurden immer mehr auf den Krieg eingestellt. So wurde im Mai in England die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Und am 9. Dezember erhielt Lloyd George den Auftrag zur Neubildung des Kabinetts. Wohin der Weg ging, zeigt seine kurz vorher erhobene Forderung eines Kriegsrats mit diktatorischer Vollmacht. Wessen sich aber die Mittelmächte von einer Niederlage zu versehen hatten, zeigte der Beschluß von Vertretern der Entente und ihres Gefolges im Juni in Paris, der auf ihre wirtschaftliche Boykottierung auch nach dem Kriege zielte. Da geschah auf deutscher Seite Anfang 1917 etwas, was alle um das Vaterland Besorgten mit Aufatmen begrüßten. Die Marinebehörden setzten zum 1. Februar den U-Bootkrieg durch, da die Oberste Heeresleitung einen den Frieden erzwingenden Schlag an der Westfront für unmöglich erklärte. Freilich trat nun auch die Union offen auf den Kampfplatz, nachdem noch im Anfang des Jahres ihr Botschafter in Berlin, Gerard, in würdeloser Weise als Deutschenfreund gefeiert worden war, obwohl er seit Beginn des Krieges mit Wissen des aus Angst vor der Union stille haltenden Auswärtigen Amtes der Entente Spionendienste geleistet hatte. Der U-Bootkrieg war für das kriegerische Auftreten der Union indes nur ein Vor-

wand, wie denn Wilson am 19. August 1919 im Senat selbst erklärt hat, daß die Union auch ohne feindliche Handlungen Deutschlands den Krieg begonnen hätte. In Wirklichkeit ist dieser die Wirkung der zielbewußten Propaganda Morgans und der mit ihm verbundenen Kriegslieferanten, die um ihre Geschäfte besorgt wurden, als im Winter 1914 die französische Regierung zu einem Ausgleich mit dem Deutschen Reiche neigte. Ein Vertreter Morgans eilte damals nach Paris und versicherte, daß seine Auftraggeber den Kriegswillen der Union entfachen würden. (Janotaux: Geschichte des Krieges 1914, Heft 107.) Und mit dem Aufwand einer Summe, die »selbst amerikanische Begriffe übersteigt«, wurde der versprochene und durch Northcliffe besonders vergiftete Pressefeldzug unternommen. Während nun aber das tätige Eingreifen der Union noch lange auf sich warten ließ, zeitigte der U-Bootkrieg die schönsten Erfolge. Statt der verheißenen 600 000 Tonnen monatlich wurden bis zum 1. Jan. 1918 durchschnittlich 800 000 versenkt. Der Schiffsraum, die gefährlichste Waffe der Feinde, schrumpfte so zusammen, daß auch sie zur Zwangswirtschaft übergehen mußten. Ja, die Engländer schritten sogar zur Beschlagnahme neutralen Schiffsraums, und, angesichts der nichts weniger als heroischen Haltung der deutschen Reichsleitung ohne Vertrauen zur deutschen Sache, ließen sich die Neutralen diesen Schiffsraub gefallen. Andererseits erfuhren die Engländer von unseren »blauen Jungen« allerlei Trübes. Die »Möwe« machte abermals bis in den südlichen Atlantischen Ozean hinein einen Beutezug. Und der »Wolf« unter Kapitänleutnant Merger trug die schwarz-weiß-rote Flagge sogar bis in die Südsee hinein. Selbst ein Segelschiff, der »Seeadler«, drang unter Graf Luckners Führung bis hierher vor, um nach Versenkung von 14 feindlichen Schiffen — nicht etwa dem »Herrn des Meeres«,

sondern der Tücke des Elements zum Opfer zu fallen. Aber auch die Kreuzer der Heimatflotte störten den feindlichen Handel. So konnte die »Morning Post« mit gutem Rechte seufzen: »Die britische Seeherrschaft im alten Sinne besteht nicht mehr!«

Unter dem durch den U-Bootkrieg bewirkten wirtschaftlichen Druck schritten die Feinde zu neuen Angriffen, die vor allem der flandrischen Küste, der Operationsbasis der U-Boote, galten. Und sie errangen, während Hindenburg einen an der Ancre vorbereiteten Angriff durch Zurückverlegung der deutschen Front vereitelte, an anderen Stellen wohl zeitweise sogar bedeutende Erfolge, aber keine entscheidenden. Vor allem bedeckten sich in diesen Kämpfen die deutschen Flieger wie Böcke, Immelmann, v. Richt-hofen u. a. mit unvergänglichem Ruhm. Am Schluß des Jahres warf ein deutscher Gegenstoß die Engländer an der Schelde nicht nur wieder aus den eroberten, sondern sogar aus alten Stellungen hinaus. Die Behauptung der Westfront war eine um so erstaunlichere Leistung, als die Oberste Heeresleitung große Truppenteile an die italienische Front abgegeben hatte. Hier wollte man einem neuen Angriff Cadornas zuvorkommen. Von Ottos v. Below Heer unterstützt, brachen die Österreicher am 24. Oktober los und bereiteten den Italienern, in drei Wochen bis nahe vor Venedig vordringend, eine katastrophale Niederlage. Warum der Sieg nicht bis zur völligen Demütigung dieses verächtlichen Feindes verfolgt wurde, ist eine der vielen Unklarheiten, die über den zahlreichen Halbheiten dieses Krieges liegen.

Gestützt auf den Pflichteifer seiner kleinen Schar, sowie auf die manchen Deutschen in der Heimat beschämende Treue und selbstlose Hingabe seiner Askari, freilich auch nicht gehemmt durch eine »politische Leitung«, durch machthungrige Volks-tribunen, durch eine die Geschichte zer-

klitternde Presse, konnte Lettow-Dorbeck sich auch in diesem Jahre noch in Deutsch-Ostafrika behaupten, obgleich bereits Ende Februar seine Magazine fast ganz erschöpft waren. Den Tag der Leipziger Schlacht beging er sogar noch mit einer Schlacht, die mit der schwersten Niederlage der Feinde nächst Tanga endete. Dann marschierte er, die feindlichen Scharen durchbrechend, mit nur noch 100 Patronen auf den Mann, nicht verzweifelt, sondern freudigen Muts nach Süden, um den Krieg nach Portugiesisch-Ostafrika zu verlegen. Hatte sich doch auch Portugal 1916 der Entente angeschlossen! Am 25. November überschritt er die Grenze, um hier alsbald durch den Überfall auf ein feindliches Lager seinen Munitionsbestand aufzubessern. Während nach der Kriegserklärung der Union sich eine große Anzahl der anderen amerikanischen Staaten wie auch China und Siam unter dem Druck der Entente dieser angeschlossen, gelangte der Dierbund noch am Ende des Jahres zu Friedensverhandlungen mit Rußland. Die äußere wie die innere Not hatte hier das Volk zur Erhebung gegen die Regierung gebracht. Aber die neuen Männer dachten zunächst nicht an Frieden. Erst neue Siege, die Galizien und die Bukowina abermals befreiten und die deutschen Truppen tiefer ins Baltenland und auf die Inseln des Rigaischen Meerbusens führten, brachten sie zur Vernunft, zumal nun auch die lange hart bedrückten Fremdvölker sich erhoben. Sibirien, Turkestan, die Ukraine u. a. erklärten ihre Selbständigkeit. So bequemten sich denn die durch weitere Umwälzungen an die Spitze getragenen Männer zu Friedensverhandlungen, die am 23. Dezember in Brest-Litowsk begannen. Wenn etwas den Tiefstand der inneren Verhältnisse in jenen Tagen beleuchtet, so ist es die Tatsache, daß dieser gewaltige Erfolg, die Bändigung des russischen Kolosses, das Feuer der Zwietracht

nicht löschte, sondern ansachte. Die Redefreiheit der Volksvertreter als Tarnkappe benutzend, beschimpfte man bereits die beiden Männer, die den deutschen Osten vom Feinde befreit, die im Westen den Feind vom deutschen Boden ferngehalten hatten. Auch in der Presse beeiferte man sich, ihre Verdienste herabzusetzen. Den Sieg über Rußland sollten sie nur dem glücklichen Zufall der Revolution verdanken. Selten wohl sind Ursache und Wirkung so dreist verkehrt worden. Wenn die Lasterer aber ernstlich die Revolution für die Ursache der russischen Niederlage ansahen, warum trachteten sie dann in der eigenen Heimat nach dem Umsturz? Vor allem aber erbosteten sich die nach eigener Machterweiterung trachtenden Apostel der Neuorientierung über den Einfluß der Obersten Heeresleitung auf den Kaiser, obgleich er doch eine durchaus legitime Grundlage hatte. Max Lehmann sagt (Hist. Ztschr. 1877, S. 294): »Die Volksvertretung des preußischen Staates von damals (1815) war seine Armee. Durch den Mund ihrer Führer ist, wie in der ganzen Periode der Freiheitskriege, so auch nach dem Siege von Belle-Alliance die Meinung der Nation am lautersten verkündet worden.« Das galt auch jetzt, zumal der Reichstag nur der Vertreter des hysterischen deutschen Volkes von 1912 war, dessen in der Heimat gebliebene Hälfte er freilich aus der Genesung von 1914 mit Bethmanns Hilfe wieder zum großen Teil in die alte Krankheit zurückvergiftet hatte. Zu diktatorischen Übergriffen aber, wie behauptet wurde und wird, haben Hindenburg und Ludendorff ihre Stellung nie mißbraucht. Wenn sie endlich, leider viel zu spät, auf die Entlassung Bethmanns drangen, so erfüllten sie damit nur eine Pflicht gegen Heer und Volk, denen jener schwerere Lasten aufbürdete als die Feinde, damit die Früchte der Siege verkümmern. Sie wurden dadurch so wenig »politische

Generale« wie Blücher, wenn er, scharfäugig auch als Staatsmann, seinen König vor den kleinherzigen Diplomaten warnte. Überhaupt erweist die Geschichte von der Zeit der libyschen Söldnerheere der ägyptischen Könige an über Wallenstein hin bis zu Wellington und Lord Roberts den »politischen General« als eine Frucht des Söldnersystems.

Ohnehin war es eine Ungeheuerlichkeit, daß Bethmann noch nach der Erklärung des U-Bootkriegs im Amte blieb. Denn diese Erklärung war wider seinen Rat erfolgt. Sein eigenartiges Verantwortlichkeitsbewußtsein fand sich aber sogar damit ab, daß eine so einschneidende Maßregel gegen seinen Einspruch ergriffen wurde. Unwiderleglicher konnte er seine Untauglichkeit für den Posten eines verantwortlichen Staatsmannes nicht beweisen.

Mit der ganzen Unbelehrbarkeit eines primus omnium Portensium beharrlich seine ganze Politik auf die Sozialdemokratie einstellend, hat Bethmann bis zu seiner erst am 14. Juli 1917 erfolgenden Entlassung den innern Hader geschürt und auch den immer heißeren Machthunger der Parteiführer befriedigt. Schon im Herbst 1916 hatte er dem Reichstage die Einsetzung eines ständigen Ausschusses zugestanden, der auf die auswärtige Politik einwirken sollte. Aber immer lauter riefen die Nimmerfatten nach Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen und des parlamentarischen Systems mit dem Schlagwort: »Freie Bahn dem Tüchtigen!« Und in der Tat fanden sie einen durch die Sentimentalität des Kaisers bereits geebneten Boden. Der Kaiser hatte bereits im Winter 1914 bis 1915 unter dem Eindruck der Leistungen des Heeres dem preußischen Klassenwahlrecht ein Ende zu machen beschlossen und eine das gleiche Ziel verfolgende Denkschrift v. Loebells im Frühjahr 1915 dem Reichskanzler zugeschickt mit der Weisung, die Meinung des Ministeriums

festzustellen. Freilich sollte das Gesetz erst nach Friedensschluß eingebracht werden. Jetzt — im Frühjahr 1917 — verlangte der Kaiser die Ankündigung der Reform an das Volk. So erschien die »Osterbotschaft«, die die Umbildung des Landtags nach dem Kriege verhieß. Die bezeichnende Antwort war ein Streik der Munitionsarbeiter in Berlin, deren Solidaritätsgefühl mit ihren Volks- und auch Parteigenossen an der Front damit zugleich glänzend beleuchtet wurde. Offenbart schon dieses traurige Vorkommnis, auf wie falscher Psychologie das Entgegenkommen beruhte, so noch deutlicher das immer stürmischere Drängen auf sofortige Einlösung des kaiserlichen Versprechens. Und jetzt drängte der Kanzler den Kaiser weiter. Gegen das gesamte Ministerium setzte er am 11. Juli durch, daß der Kaiser anordnete, daß dem preussischen Landtage alsbald eine Vorlage zugehe, die das Reichstagswahlrecht für Preußen enthielt. So hatte auch einst Ludwig XVI. sich, nachdem er die Berufung der Reichsstände in Aussicht gestellt hatte, Schritt für Schritt zu einem immer früheren Termin drängen lassen. Aber *pestigia non terrebant*.

Zugleich wurde gegen den U-Bootkrieg angekämpft. Bezeichnenderweise wurde hier die Frage nicht nach dem Nutzen oder Schaden, sondern nach der Berechtigung gestellt. Eine Frage, auf die in gleicher Lage in den feindlichen Ländern kein Mensch gekommen wäre, ohne der Lächerlichkeit anheim zu fallen, wie denn ja auch nach dem Kriege von französischer Seite die Anwendung dieser Waffe als durchaus berechtigt verteidigt worden ist. Aber diese Fragestellung war so recht für die deutsche Denkweise gemacht.

Auch in Österreich hatten sich die inneren Verhältnisse immer trauriger gestaltet. Abgesehen von den verräterischen Umtrieben der meisten slawischen Völkerschaften, die auf die Zerstörung der

Monarchie abzielten, wirkte hier noch die Unterernährung, die viel schlimmer war als im Deutschen Reich und stellenweise Hungertyphus hervorrief — unter den Deutschen der weniger fruchtbaren Landstriche, während namentlich die Tschechen in Fett schwammen. Dazu kam, daß durch den Tod des greisen Franz Joseph (21. November 1916) sein zum Herrscher völlig untauglicher Großnephew Karl auf den Thron kam. Dieser erhielt von seinem neuen Minister Graf Czernin einen Immediatbericht, in dem die innere Lage des Staates geradezu als verzweifelt geschildert wurde. Von diesem Bericht bekam Erzberger Kenntnis. Merkwürdigerweise aber auch der Feind — gerade in einem Augenblick, als man in London und Paris unter dem Eindruck von Meutereien im französischen Heere die ersten Schritte zur Einleitung von Friedensverhandlungen erwog. Davon sah man hier jetzt natürlich ab, setzte den Krieg vielmehr mit frischem Mut fort. In Deutschland dagegen benutzte Erzberger den Bericht dazu, den Reichstag zu einem Beschluß zu drängen, in dem es hieß: »Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und dauernder Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietsabtretungen, politische, wirtschaftliche und finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar«. Mit dieser Entweihung des in der deutschen Geschichte zweifach geheiligten 19. Julis (1810, 1870) krönte der Reichstag die lange Reihe von Taten, mit denen er Bismarcks Besorgnisse, daß gerade er den Bestand des Reichs gefährden werde, schon lange bestätigt hatte. Der neue Kanzler Dr. Michaelis war nicht der Mann, diesem Treiben entgegenzutreten, obwohl er über das Kapitel »Erzberger und der Czerninsche Immediatbericht« unterrichtet war. Die Diskretion der Staatsmänner nutzte freilich wenig. Denn bald darauf machte der Papst in einer Friedensnote Vorschläge,

die sich mit den Erzbergerſchen inhaltlich deckten.

Wohl wagte dann Dr. Michaelis, am 9. Oktober dem Reichstag mitzuteilen, daß drei Mitglieder der Unabhängigen Sozialdemokratie bei Meutereien auf der Hochſeeſlotte ihre Hand im Spiele gehabt hatten. Aber nun erlebte man das abstoßende Schauſpiel, daß die Reichstagsmehrheit ſich ſittlich entrüſtete — nicht über dieſe Männer, ſondern über den Reichskanzler. Bald darauf nahm Dr. Michaelis ſeine Entlaſſung.

Es folgte ihm im Amte der bayriſche Miniſterpräſident Graf Hertling, aber nicht als Mann des kaiſerlichen Vertrauens, ſondern, da er erſt nach langen Verhandlungen mit den Parteiführern ſein Regierungsprogramm vereinbart hatte, als parlamentariſcher Reichskanzler.

Während ſo im Deutſchen Reiche die Zentralgewalt mit zunehmender Geſchwindigkeit dem Zusammenbruch entgegeneilte und die Zerklüftung unter dem Titel »Demokratiſierung« weitere Fortſchritte machte, ging man im feindlichen Lager den umgekehrten Weg. Durch die Julireſolution des Deutſchen Reichstags mit neuem Mut erfüllt, machte man dort, alle Kräfte mit eiſerner Faust zuſammenfaſſend, alles, was ſich dem Kriegs- und Siegeswillen hemmend in den Weg ſtellte, kurzerhand rückſichtslos unſchädlich. In Frankreich wurde Clémenceau, der entſchiedenſte Befürworter des Kriegs bis aufs Meſſer, Miniſterpräſident. Unter jubelndem Beifall verkündete er am 20. November 1917 »den uneingeſchränkten Krieg«. Und zum Zeichen, daß er wahr geſprochen, erhob er gegen den Abgeordneten Cail- laux Anklage, weil dieſer vor der Marneſchlacht Frieden zu ſchließen beabſichtigt hatte. In England wurde ein Propagandaministerium gebildet, das in der ganzen Welt käufliche Zeitungen für den ſchon im Frieden begonnenen Verleum-

bungsfeldzug gegen alles Deutſche gewann. Auch die Union tat das Ihrige an Knebelung der Freiheit ihrer Bürger. Wer ſich Wilſons Kriegswillen in den Weg ſtellte, wanderte ins Gefängnis, wenn er nicht der Lynchjuſtiz, dieſer durch Überlieferung geheiligten Einrichtung des demokratiſchen Muſterſtaats, zum Opfer fiel.

Aber auch auf dem Kriegſchauplatz gelang es den Engländern, das Glück auf ihre Seite zu zwingen. Bagdad fiel im Frühjahr, Jeruſalem im Winter des Jahres in ihre Hand. Selbſtamerweiſe begrüßte der unparteiſche Papſt dieſen Erfolg mit lautem Jubel.

Die Friedensverhandlungen in Breſt-Litowſk litten unter dem ſchwächlichen Auftreten der Vertreter des Vierbunds, von denen beſonders unerfreulich der neue Staatsſekretär des deutſchen Ruſwärtigen Amts Kühlmann auffiel, ſowie unter den zerrütteten Verhältniſſen im Deutſchen Reiche. Erſt der Vertreter der Oberſten Heeresleitung, Generalmajor Hoffmann, zertrat das Geſtrüpp der Phraſen »Selbſtbeſtimmungsrecht« u. ä. mit der nüchternen Feſtſtellung, daß nicht Rußland, ſondern der Vierbund der Sieger ſei. Dieſes »Pochen auf die Gewalt« wurde aber in Deutſchland von den Anhängern der Friedensreſolution ſehr übel vermerkt. So etwas paßte ſich nicht — für einen Deutſchen. Da die Verhandlungen nicht zum Ziele führten, ſprachen wieder die Waffen. Die ganze Oſtfront der Mittelmächte ſetzte ſich in Bewegung und wirbelte die unter den »ſegensreichen Wirkungen der Revolution« zuchtlos gewordenen ruſſiſchen Haufen wie Spreu vor ſich her. Dünaburg, Minsk, Dubno, Kiew, Odeſſa fielen in ihre Hand. Da fügte ſich die ruſſiſche Regierung ins Unvermeidliche und unterſchrieb den Friedensvertrag am 3. März. Am 7. Mai folgte der Bukareſter Friede mit Rumänien.

Aus dem ruſſiſchen Frieden erwuchs dem

Deutschen Reiche aber insofern eine Schwierigkeit, als die Oberste Heeresleitung zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den »Randstaaten«, die sich von Rußland gelöst hatten, etwa eine Million deutscher Soldaten hergab.

In Deutschland ging das Gezänk weiter. Ja, am 28. Januar 1918 kam es dank englischem Gelde und revolutionären Einflüssen von Rußland her in Berlin und anderen Großstädten zu einem neuen Streik. Indes blieb es diesmal noch bei einer »Generalprobe auf die Revolution«. Aber die Ablehnung des Streiks durch die Mehrzahl der Arbeiter belehrte die auf den Umsturz Hinstrebenden, daß es einer noch lebhafteren, schonungsloseren Agitation bedurfte.

Schon längst hatte sich in der Schweiz eine Anzahl deutscher Staatsbürger der Aufgabegewidmet, alles Deutsche, Staatseinrichtungen wie völkische Eigenart, zu begeistern und die Politik der Reichsregierung zu verleumden. Aber auch innerhalb des Reiches begann man seine Staatsform als die eines »Obrigkeitsstaats« herabzusetzen und die Errichtung eines »Volksstaats« als das Mittel anzupreisen, das den Haß der Feinde in Liebe und Achtung verwandeln werde — der Feinde, die des Sieges wegen mit allen demokratischen Einrichtungen aufräumten. Man fand es auch durchaus verständlich, daß das von preußischen Junkern beherrschte Reich deshalb und wegen seines »Militarismus« wie auch wegen der »Eroberungssucht der Alldeutschen« in der ganzen Welt verhaßt sei; während doch Ballins Wort von einem Schützengrabenkrieg deutlich zeigte, wer England aus seiner Ruhe aufgestört hatte, wie denn auch Lloyd George gesagt hat: »Ich fürchte nicht von Hindenburg, von Mackensen und alle die anderen Dons, sondern den deutschen Arbeiter.« Der ewige Friede werde da sein, wenn der deutsche Militarismus aufgehört habe. Und endlich erklärte man, um das Ver-

trauen der Engländer zu gewinnen sei jetzt das Wichtigste, eine Generaloffensive gegen die Alldeutschen zu eröffnen. Das war die Aufforderung zu einem Bürgerkriege. Und das in einem Augenblick, wo das Heer zum letzten entscheidenden Stoße gegen die Feinde ausholte. Wohl war nur eine Generaloffensive mit geistigen Waffen gemeint. Aber schon ein flüchtiger Blick auf die im Innern bis zum Zerreißen gespannte Lage mußte belehren, daß die irregeleiteten Massen den Aufruf anders auffassen würden. Und so kam es denn auch bald zur Sprengung von Versammlungen solcher Kreise, die man unter Mißbrauch des Namens als alldeutsch zu bezeichnen pflegte. Ungeschützt von der Regierung sah sich namentlich die am 2. September 1917 gegründete »Vaterlandspartei«, die einen deutschen Frieden erstrebte und nur der äußeren Politik sich widmete, diesem Treiben preisgegeben.

Freilich beschleunigte die »Morning Post« einem der Derräter in der Schweiz, daß sie »ihn nicht einmal mit einem Stecken berühren« möge. Sie bemerkte: »Ein Mensch, der die Partei der Feinde ergreift, während sich sein Vaterland in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt sieht, ist eine schmutzige Kreatur, die sich selbst mit der Bürde ewiger Schande belastet. In Kriegszeiten gibt es für jeden anständigen Bürger nur eine Lösung: »my country! right or wrong!« Aber selbst dieser Peitschenhieb brachte die Derräter nicht zur Besinnung.

Zum Teil, aber keineswegs durchweg handelte es sich bei jenen Verleumdungen deutscher Einrichtungen und deutschen Wesens um törichte Wiedergabe der Erzeugnisse des Propagandaministeriums. Daß die Feinde jetzt vielfach anders sprachen als vor dem Kriege, das war ihr gutes Recht. Denn im Kriege muß man nach Moltke selbst das Prestige des Feindes vernichten. So konnten sie jetzt

hinweggehen über die Verteidigung des deutschen Militarismus durch Lloyd George am Neujahrstage 1914: »Die deutsche Armee ist eine Lebensnotwendigkeit nicht nur für das Reich, sondern auch für die Existenz und Unabhängigkeit der Nation, da Deutschland von zwei Staaten flankiert ist, deren jeder eine fast ebenso starke Armee unterhält.« So konnten sie hinweggehen über die Erklärung des Franzosen Pressensé am 24. März 1913: »Festgestellt muß werden, daß das auf den Siegen von Sadowa und Sedan gegründete Deutsche Reich die einzige Großmacht ist, die seit 42 Jahren keinen eigentlichen Krieg geführt hat.« Wie aber die Feinde das Recht hatten, diese Stimmen jetzt zu unterdrücken und einen andern Ton anzuschlagen, so hatte die deutsche Presse die Pflicht, jene und andere Zeugnisse, deren es genug gab, immer wieder für das eigene Volk anzuführen. Darüber hinaus konnte man mit Leichtigkeit den Spieß umkehren, die Tatsache ausspielen, daß im Deutschen Reich — unter Hinzuziehung der Einzelstaaten und der Gemeinden (dieser sogar nur, soweit sie über 10 000 Einwohner hatten) — 84½ % aller Ausgaben für Kulturzwecke, nur 15½ % für Heer und Marine gemacht wurden, in Frankreich aber die entsprechenden Ziffern 66 und 34 waren (1911). Es stand auch sonst noch genug Material zur Verfügung. Statt aber dies zu einer geistigen »Generaloffensive« gegen die Feinde zu benutzen, wurde jetzt sogar die Losung ausgegeben: Demobilisierung der Geister! Ein sehr bezeichnender Gedanke, wenn man ihm das Wort Macaulays in seinem »Warren Hastings« gegenüberstellt von dem »unbezwinglichen britischen Mut, der nie beharrlicher und hartnäckiger ist als gegen das Ende eines zweifelhaften und mörderischen Tages«. Leider lagen die Dinge aber auch so, daß ein beträchtlicher Teil der feindlichen Lügen aus deutschen Blättern stammte, die im

Frieden es für ein Zeichen von Fortschritt und Aufklärung gehalten hatten sowie für ein Mittel, ihren Lesern zu imponieren, wenn sie an den heimischen Zuständen nicht etwa eine gemessene Kritik übten, sondern sie herunterrissen, deutsches und preußisches Wesen lächerlich machten, alles Ausländische dagegen in den Himmel erhoben — selbst auf Kosten der Wahrheit. So hatte die »Frankfurter Zeitung«, die in der bürgerlichen Presse mit dem »Berliner Tageblatt« in dieser Hinsicht wetteiferte und nach deren Urteil Frankreich »die Mutter der europäischen Freiheit und Aufklärung« war (Nov. 1913), gelegentlich des Zabernfalls das Mißtrauen gegen Deutschland auf Preußens »kriegerische Vergangenheit« zurückgeführt. Und doch verzeichnete die Geschichte Preußen-Deutschlands in der Zeit von 1800–1913 nur 12 Kriegsjahre, die Frankreichs 27, die Englands 25 (ohne Kolonialkriege). Den eckigen, tölpeligen, trotteligen Deutschen wie den aufgeblasenen, hohlköpfigen preußischen Junker fand das englische Propagandaministerium bereits als fertige Schöpfungen dieser Presse vor. Und leider fügte diese um der »Neuorientierung« und der »Verständigung« willen zu den alten neue Sünden hinzu. Bei Beginn des 5. Kriegsjahres stand also ein Teil der inneren Front so aufmarschiert, daß sie mindestens die äußere nicht stützte. Bald geschah Schlimmeres. Leider muß hinzugefügt werden, daß dies zum guten Teil unter Beifall und Förderung von Seiten der Regierung geschah. Denn hatte die zersekende innere und die schöntuende äußere Politik Bethmanns den Launen, Halben und Unzuverlässigen unter dem Schlagwort »Burgfrieden« die Möglichkeit zu einer immer lauterem und rücksichtsloseren Agitation gegeben, so nahm die Regierung andrerseits denen gegenüber, die alle Kräfte einzig und allein gegen den äußeren Feind zusammenfassen wollten, eine immer feindlichere Haltung

an. Proben dieser Stellungnahme erfuhr, wie bereits kurz gestreift, namentlich die Vaterlandspartei, deren Versammlungen geradezu dem Rowdytum der Linksradikalen preisgegeben waren. Mit vollem Recht hebt Tirpitz, der Begründer der Partei, — übrigens in einer von der Regierung unverdienten maßvollen Weise — in seinen »Erinnerungen« die, gelinde gesagt, Unbegreiflichkeit eines solchen Verhaltens hervor, mit um so mehr Recht, als er selbst den oft unbequem empfundenen Flottenverein doch zu schätzen gewußt hat. Denn dessen viel weitergehende Forderungen hinsichtlich des Flottenbaues haben ihm, wie er erklärt, die Durchsetzung seiner bescheideneren Vorlagen wesentlich erleichtert. Aber schon seit Capriosis Zeiten wurden die »Unbequemen« wie Vaterlandsfeinde behandelt. Ihre eigene Bequemlichkeit war den Leitern der Geschicke des deutschen Volks so teuer, daß sie nur Gouvernemente gebrauchen konnten. Insbesondere gilt dies von dem Alles- und Besserwisser v. Bethmann Hollweg.

Gefährlicher noch sah es bei den Bundesgenossen aus — ebenfalls zum Teil dank der äußern Politik der deutschen Reichsleitung. Waren in der Donaumonarchie die meisten Slawen Verräter und der Kaiser nach dem, was bisher bekannt war, mindestens unzuverlässig, so wirkte in Bulgarien die fortgesetzte Vernachlässigung seiner Interessen durch die deutsche Regierung erbitternd, wie sie u. a. noch bei den Bukarester Friedensverhandlungen zutage getreten war. Andererseits beeinflusste die Gesandtschaft der Union, deren Regierung zur Erhaltung einer Operationsbasis in Sofia den Krieg nicht erklärt hatte, die öffentliche Meinung unter reichlichem Aufwand von Ententemitteln. Übel war es auch, daß die Oberste Heeresleitung der Bitte Zar Ferdinands um Verstärkung der bulgarischen Front nicht willfahrte. Besonders

schlimm sah es in der Türkei aus. Obwohl die Türken auf ihren Kriegsschauplätzen genug zu tun hatten, begannen sie in Transkaukasien Feindseligkeiten, die nur auf Raub und Mord ausgingen. Und zwischen ihren Machthabern und den deutschen Offizieren kam es fortgesetzt zu Mißhelligkeiten.

Unter diesen unheilvollen Vorzeichen begann die Oberste Heeresleitung am 21. März 1918 einen Angriff in einer Breite von 80 km von Monchy a. d. Sensée bis La Fère auf die englische Front. In den ersten vier Tagen 45000 Gefangene und über 600 Geschütze einbringend, gelangte er Anfang April bis auf 13 km vor Amiens. Dann aber stockte er. Indes wurde jetzt das englische Heer in Flandern durch einen Angriff überrascht. Am 25. April fiel hier die Kemmelstellung in deutsche Hand. Unter dem Eindruck dieser unerwarteten Kraftäußerungen des deutschen Heeres übertrugen die Verbandsmächte den Oberbefehl über die gesamte Streitmacht hier dem französischen General Foch. Zwar wurde in diesen Tagen ein verräterischer Brief Kaiser Karls an seinen Schwager Sixtus von Parma bekannt, der in belgischen Diensten stand. Aber diese traurige Nachricht entmutigte das Heer nicht. Vielmehr stieß am 27. Mai der deutsche Kronprinz zwischen Noyon und Reims mit solchem Erfolge vor, daß etwa 200000 Gefangene, 2500 Geschütze und 15000 Maschinengewehre in seine Hand fielen und die deutschen Truppen über die Marne bis auf 60 km vor Paris vordrangen.

Neue Hoffnungen erwachten in Deutschland. Leider aber fielen unter dem Eindruck dieser Siege zwei so entgegengesetzte Äußerungen eines deutschen und eines französischen Staatsmannes, daß die fröhlich aufschlagende Flamme neuer Begeisterung fast schon wieder erstickt wurde. Clémenceau erklärte: »Ich schlage vor Paris, ich schlage in Paris,

ich schlage hinter Paris.« Der deutsche Staatssekretär Kühlmann dagegen sagte im Deutschen Reichstage, daß »durch rein militärische Entscheidungen allein ohne alle diplomatischen Verhandlungen ein Ende nicht erwartet werden« könne. Beiläufig bemerkt wäre damit das Schicksal des deutschen Volkes besiegelt gewesen. Sagte doch ein französischer Offizier zu einem deutschen Lazarettarzt: »Ihre Heere sind furchtbar, aber ihre Diplomatie — ist zum Lachen!« Und schon vor dem Kriege hatte ein Yankee geäußert, wenn er sich die Diplomaten der Entente und des Deutschen Reiches am Verhandlungstisch denke, werde er sich wundern, wenn die Deutschen schließlich noch Potsdam behielten. Aber nicht nur die ganz natürliche Folge, daß die Oberste Heeresleitung jetzt endlich die Entfernung jenes Schädlings durchsetzte und sich dadurch nach dem Urteil ihrer Gegner eines neuen diktatorischen Übergriffs schuldig machte, sondern auch die abermaligen kriegserfolgreichen Erfolge spornten die Anhänger des Verzichtfriedens zu neuer Tätigkeit an. Nur von einer Verständigung das Heil, den ewigen Frieden, erwartend, sahen sie in Wilson ihren Mann, wie denn die Union überhaupt als der durch Natur und Geschichte zum Träger und Vollender des Friedensgedankens berufene Staat in weiten Kreisen des deutschen Volkes galt. Ein mit den geschichtlichen Tatsachen unvereinbarer Wahn. Denn als die Union ins Leben trat, umfaßte ihr Gebiet 842060 qkm, jetzt über 9 Millionen. Waren ihr etwa die 8 1/2 Millionen freiwillig zugelaufen? Dann hatte sie die Hawaiiinseln annektiert und Puerto Rico sowie die Philippinen im Kriege mit Spanien erobert. Und zum Bau des Panamakanals schreitend, hatte sie Kolumbien vergewaltigt, was nachher ihr Präsident Roosevelt mit einem ganz neuen völkerrechtlichen Grundsatz verteidigte. Denn in einer Botschaft an den Kongreß (10. November 1903) erklärte er, die

Union habe nicht länger den Mächtschaften derer sich unterwerfen können, »denen die Zufälligkeit der örtlichen Lage die Herrschaft über den Boden gegeben hat, durch den der Kanal gehen muß«. Staatliche Gebietsgrenzen — »Zufälligkeiten der örtlichen Lage!«

Nicht minder unverständlich ist die Ansicht, mit der man Wilson wie einen Heiland verehrte, als Idealisten feierte. Nicht genug damit, daß er noch zur Zeit der »Neutralität« der Union ganz eindeutige Beweise seiner Denkweise gegeben hatte, war er noch am 8. Januar mit seinen »14 Punkten« hervorgetreten, die u. a. die Auslieferung der urdeutschen Reichslande, der östlichen Provinzen Preußens, die Zerstückelung Österreich-Ungarns und der Türkei forderten. Aber über diese Kleinigkeiten sahen seine Verehrer hinweg. Sie klammerten sich an den »Völkerbund« und an andere schöne Dinge, die daneben standen. Daß der Pazifismus in so unheilvoller Weise dazu beitragen konnte, die letzte Zusammenfassung aller Kräfte zum entscheidenden Schlage zu verhindern, gehört auch noch auf das Schuldkonto Bethmanns. Denn dieselbe Zensur, die mit Metternichschem Unverstand den nationalen Geist unterdrückte, hatte die Berliner Zeitschrift »Aktion« mit ihrem Untertitel »Organ der radikalsten Friedensfreunde für antinationale Politik und Kultur« bestehen lassen.

Jenem unbegründeten Vorurteil für die Union und ihren Präsidenten stand ein ebenso unbegründetes gegen das eigene Vaterland und seine heldenhaften Führer, bereits auch gegen den Kaiser zur Seite. Danach war eigentlich nur das Deutsche Reich schuld daran, daß nicht schon längst der ewige Friede herrschte. Und doch war Europa aus der Kriegsperiode, in die es seit dem Zusammenbruch des alten Reichs im Westfälischen Frieden gestürzt war, erst durch die Begründung des neuen Reichs im Jahre 1871 herausge-

rissen worden. Friedjung unterstreicht in seinem »Imperialismus« diesen Gegensatz, indem er darauf hinweist, daß England im napoleonischen Zeitalter ganz Europa die Spitze bieten und oben-
drein die Union bekriegen konnte, während 1914 den Kampf mit dem Deutschen Reich nur an der Spitze von 2 Duzend Staaten aufzunehmen wagte. Dem napoleonischen Zeitalter waren eben zwei kriegerische Jahrhunderte vorhergegangen, die alle europäischen Festlandstaaten geschwächt hatten. Vor 1914 dagegen lag eine vierzigjährige, durch das deutsche Volk geschaffene und gehütete Friedenszeit, die alle Völker hatte erstarken lassen. Dabei hatte kein Staat freilich einen so starken, sittlich begründeten Anspruch auf Ausdehnung seines Gebiets wie gerade das Deutsche Reich, da seine Bevölkerung sich zuletzt jährlich um mehr als 800 000 Seelen vermehrte. Aber das deutsche Volk befriedigte sein Raumbedürfnis, indem es den Boden der Heimat durch friedliche Leistungen in der Technik, in der Industrie, in der Landwirtschaft aufs intensivste ausnützte — durch Leistungen, wie kein anderes Volk sie aufzuweisen hatte. Die von 1888 bis 1910 vertragsweise erworbenen etwa 6000 qkm in Übersee besagten doch nichts gegenüber den größtenteils kriegerischen Erwerbungen des sich nicht mehr vermehrenden französischen Volkes und Englands in dieser Zeit. Geht man aber weiter zurück bis zur Entstehung des Deutschen Reiches, so ergibt sich folgende Gegenüberstellung. Das Deutsche Reich hat bis zum Jahre 1910 2 636 200 qkm fremden Bodens mit 38 $\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern erworben, England 9 230 000 Quadratkilometer mit 195,6 Mill. Einwohnern, Frankreich 10 469 000 qkm mit 39,25 Mill. Einwohnern. Und doch lagen weder für England noch für Frankreich zwingende Notwendigkeiten zur Ausdehnung ihres Kolonialreiches vor, da beide Länder bereits 1870 ausreichen-

den Kolonialbesitz zur Deckung ihres Inlandsbedarfs an kolonialen Rohprodukten besaßen. Sie trieb eben nur »der Wille zur Macht«.

Aber der »Idealismus« der Anhänger des Weltfriedens war über solche nüchternen Erwägungen erhaben. Dem »Militarismus« mußte der Todesstoß versetzt werden, wenigstens dem deutschen. Für die Vernichtung des französischen und des Marinsimus Englands würden die durch die internationale Solidarität verbundenen Genossen sorgen. Professor Baumgarten hatte ja segnend seine Hand auf derartige internationale Gemeinschaftsgefühle gelegt. Leider zeigte sich drüben kaum eine Spur solcher Solidarität. Wenn aber, so wurde sie mit einem kräftigen Fußtritt getilgt. Denn Wilson, Lloyd George und Clemenceau hatten die in Deutschland aus der Mode gekommenen und verabscheuten Kürassierstiefel Bismarcks angelegt.

Aber unbekümmert darum trug man das in der Etappe bereits wirkende Gift auch in die Front hinein, unterstützt von bolschewistisch verdorbenen Soldaten der Ostfront.

So tief war bereits die Geistesverfassung des deutschen Volkes gesunken, daß Hindenburg sich genötigt sah, ausgerechnet am Sedantage 1918 eine Mahnung an Heer und Heimat zu richten, in der er vor den Flugblättern warnte, die feindliche Luftfahrzeuge in Massen über Front, Etappe und Heimat niederwarfen. Das deutsche Volk hatte es also bereits nötig —, daß ihm ausführlich die uralte Wahrheit »des Feindes Gab' ist Gift« bewiesen werden mußte. War das schon schlimm, so noch schlimmer, daß sich Leute fanden, die ihr Gift — und leider nicht vergeblich — gegen die drei Besten, gegen Hindenburg, Ludendorff und Tirpitz verspritzten. So verhallten die Worte dieser Männer, hinter denen doch Taten standen, die ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht haben.

Ja, sie verhärteten nur den kindischen Trotz des Volkes, das sich selbst nicht wollte. So wandelte dies selbst den Segen, mit dem Gottes in diesen Männern begnadet hatte, in Fluch. Mit einer Dummdreistigkeit, die alles überbot, erfrechte sich sogar ein Berliner Blatt in den Tagen, wo des deutschen Volkes Wohl auf des Messers Schneide stand, in wenn auch nicht ausgesprochenem, so doch klarem Gegensatz zu Hindenburg zu der Behauptung, »die großen Demokratien des Westens« hätten nur das Kriegsziel, das arme, zurückgebliebene deutsche Volk mit denselben Segnungen zu beglücken, die sie selbst schon lange genossen. Und der Verfasser dieses Artikels wurde nicht ins Irrenhaus gesperrt. An der Front aber wirkte besonders verderblich der »Ersatz« von 1918, junge oberflächlich gedrillte Menschen, bar jedes soldatischen Geistes, unwürdig des Ehrenkleides, das sie trugen.

Als nach dem letzten deutschen Angriff (17. Juli) am 18. Juli Fochs Hauptreserve aus den Wäldern von Fontainebleau in überlegener Masse hervorbrach, begann das Glück sich zu wenden. Der deutsche Rückzug setzte ein — zunächst sicher und planmäßig. Da gelang den Engländern am 8. August ein mit verschwenderischem Einsatz von Artillerie, Fliegern und Tanks unternommener Angriff auf die Stelle, wo die Heeresgruppen des deutschen und des bayerischen Kronprinzen aneinanderstießen. Das Traurigste aber war, daß jetzt geschlossene Heeresteile sich ergaben und andere zurückweichende solche, die zum Gegenstoß herbeieilten, mit dem infamen Ruf »Streikbrecher« begrüßten. Einer der schmutzigsten Tage in der Weltgeschichte! Jeder Deutsche aber sieht, hinwegblickend über die zu dieser Schande Verführten, mit einer alten Magdeburger Chronik:

»Ach! Gott, desselben nicht vergiß,
Der dieses Elends Ursach' ist!
Angesichts dieses neuen Feindes erklärte

am 13. August Ludendorff, der Krieg müsse auf diplomatischem Wege zu Ende gebracht werden, stimmte aber mit Hindenburg zu, als Hertling anregte, mit dem Friedensangebot solange zu warten, bis der feindliche Angriff zum Stillstand gebracht sei. Aber die Angriffe setzten sich durch den September hin fort, und das deutsche Heer wich, wenn auch unter gelegentlichen, erfolgreichen Gegenstößen, weiter zurück.

Auch von anderen Seiten trafen im September Unglücksbotschaften ein. Trotz Hertlings Abmachung gab Graf Burian, Czernins Nachfolger, auf Kaiser Karls Geheiß am 14. September eine abermals erfolglose Friedensnote heraus. Am 15. September vernichtete Sarraill die bulgarische Front, worauf Bulgarien schon am 2. Oktober einen Waffenstillstand schloß, der den Feinden den Einmarsch erlaubte. Standhafter freilich wehrte sich das österreichische Heer unter dem Feldmarschall Boroewitsch, der die durch einen im Juni ausgeführten Angriff errungenen Erfolge wegen eines falsch gerichteten Angriffs Conrads wieder hatte aufgeben müssen. Die Engländer und Amerikaner kamen hier nur langsam vorwärts. Dagegen zertrümmerten die Engländer das türkische Heer in Palästina.

Da das zahlreiche Auftreten der Amerikaner von den Gegnern des U-Bootkrieges zum Beweise der Untauglichkeit dieser Waffe benutzt wurde und wird, so muß bemerkt werden, daß die Verzögerung dieser Kriegsführung um ein ganzes Jahr den Feinden zur Erfindung und Herstellung von Abwehreinrichtungen reichlich Zeit gelassen hatte und diese Einrichtungen natürlich besonders reichlich zum Schutze der Truppentransporte benutzt wurden. So sollen schließlich etwa zwei Millionen Amerikaner in Europa gelandet sein.

Das oft gehörte Urteil, die Union habe durch ihr Eintreten den Krieg entschieden,

ist indes auf das richtige Maß zurückzuführen. Es ist nicht so zu verstehen, als ob ihr Heer dem deutschen militärisch überlegen gewesen sei. Diese Annahme wäre auch für die englischen und französischen Soldaten, die denn doch ganz andere Leistungen aufzuweisen hatten, wenig schmeichelhaft. Und unsere Frontkämpfer haben sich den Soldaten der Union, wo sie überhaupt in den Kampf eingriffen, stets gewachsen gefühlt. Wo sie überhaupt in den Kampf eingriffen! Denn auf Seiten der Entente war man klug genug, die wenig geschulten Yankees vornehmlich zu Diensten hinter der Front zu verwenden. So wurden große Massen eigener kriegsbrauchbarer Truppen für den Frontdienst frei. Das Eingreifen der Union hat also nur mittelbar — nicht einmal die Entscheidung herbeigeführt, sondern zu ihrer Herbeiführung beigetragen. Wohl sind auch Unionsoldaten aufs Schlachtfeld geführt worden — aber in verhältnismäßig geringer Zahl. Besonders gerne wurden dazu solche deutscher Herkunft verwandt, da sie die Segnungen des preußischen Militarismus genossen hatten und somit vollendet kriegstüchtig waren. So hat auch dieser Krieg leider das alte Schauspiel geboten, daß Deutsche gegen Deutsche kämpften. Wurde doch gegen Ende des Krieges ein amerikanischer Flieger bei einer westdeutschen Stadt zum Landen genötigt, der hier besonders erfolgreich hatte Schaden stiften können, dank seiner Ortskenntnis, die er sich erworben hatte, als er hier seiner Dienstpflicht genügte. Ein Nichtdeutscher hätte sich einer gleich verächtlichen Handlungsweise sicher nie schuldig gemacht.

Das deutsche Heer dagegen blieb infolge der Kraftlosigkeit der Behörden in der Heimat ohne kriegstüchtige Nachschübe, schmolz also immer mehr zusammen. So verlangte die Oberste Heeresleitung nunmehr, daß die Regierung sofort den Feinden einen Waffenstillstand zwecks

somitigen Beginns der Friedensverhandlungen vorschlage. Indes sollte das Heer bereitgehalten werden, um unerträgliche Bedingungen mit einem Kampf auf Tod und Leben in bester Verteidigungsstellung zu beantworten.

Jetzt war die entscheidende Prüfungsstunde für das deutsche Volk. Denn dem Sturze Bulgariens waren inzwischen der der Türkei und der der habsburgischen Monarchie gefolgt. Dort hatte nach dem Eintreffen der Hiobsposten vom syrischen Kriegsschauplatz das Ministerium Talaat-Euwer zurücktreten müssen, womit der Austritt der Türkei aus dem Vierbund entschieden war. Im habsburgerstaate aber schwenkten jetzt zuerst die Magyaren ab. Der am 24. Oktober an Burians Stelle berufene magyarische Graf Andrássy spornte den Kaiser an, unabhängig von seinem Bundesgenossen, der doch für sein Haus und Reich das Schwert gezogen hatte, um Frieden zu bitten. Ja, die Ofen-Pester Regierung rief sogar schon jetzt ihre Truppen aus der Front zurück in der Hoffnung, so die Gunst der Feinde zu gewinnen. Der Kaiser suchte jetzt, wo nur noch die deutschen Truppen in alter Treue ausharrten, um Frieden nach. Als er am 30. Oktober um Waffenstillstand bat, ließen die Reste des Heeres auseinander, während die in den vordersten Stellungen stehenden deutschen Truppen in italienische Kriegsgefangenschaft gerieten. Auch die habsburgische Monarchie öffnete jetzt ihr Gebiet den Feinden. Ohne auf diese schmachvollen Vorgänge genauer einzugehen, sei doch noch der Derrat des ungarischen Ministers Graf Karolyi erwähnt. Unter Bruch seines dem Generalfeldmarschall Mackensen zweimal gegebenen Ehrenwortes lieferte er diesen, der die deutsche Balkanarmee zurückführte, in hinterlistiger Weise den Franzosen aus. Das war der Dank des edlen Magyaren dafür, daß Mackensen sein Vaterland 1915 von den Russen befreit hatte. Kaiser Karl ver-

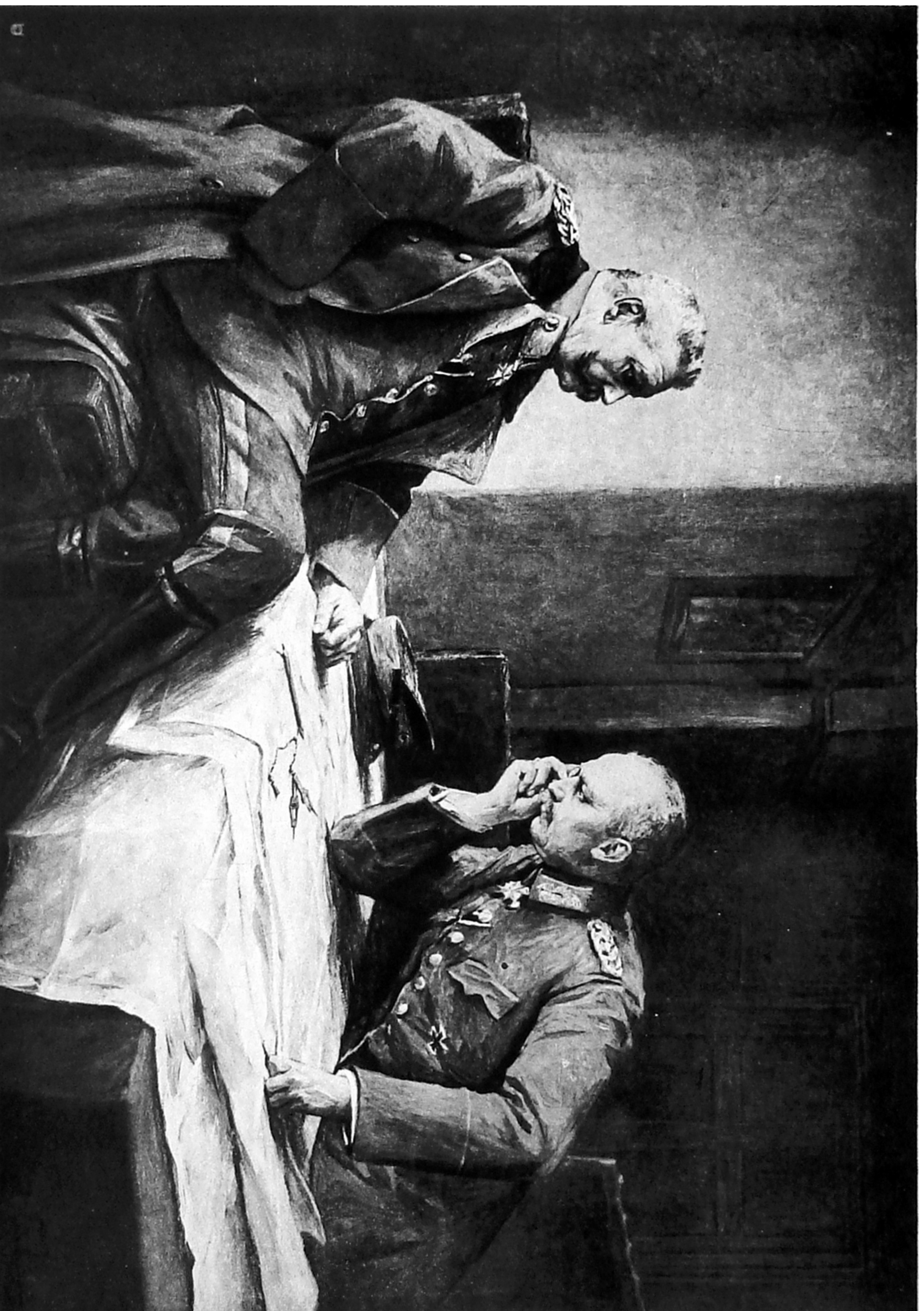
zichtete am 11. November auf jeden Anteil an den Regierungsgeschäften. Die alte Donaumonarchie zerfiel in Scherben. Auf ihren Leichenstein aber gehört das Wort: »Dank vom Hause Habsburg!« Denn auf den Jahrhunderte lang bewiesenen Undank gegen die Deutschen des eigenen Staates, deren unermesslichen Opfern an Gut und Blut die entartete Dynastie allein den Auf- und Ausbau ihres Reiches zu danken hatte, häufte ihr letzter Sprößling noch den Undank gegen das verbündete Deutsche Reich. Nicht ganz unberechtigt sagt Kaiser Wilhelm II. in seinen »Er- eignissen und Gestalten«: »Der Abfall Ungarns und Österreichs hat die Krisis für uns gebracht.« Nur war dieser Abfall nicht eine Wirkung des Nervenzusammenbruchs Karls, sondern seiner treulosen Natur.

Trotz der planmäßigen Verhetzung eines Teiles der Front, die nicht nur von dem von der Sozialdemokratie abgeschüttelten Vater, sondern auch von Hause (bald nach Kriegsausbruch) u. a. bezeugt worden ist, bereitete sie auch auf dem Rückzuge dem Feinde soviel Schwierigkeiten, daß man im Hinblick auf sie den Verzweiflungskampf wagen konnte. Erst nach heißen Kämpfen gaben die Truppen am 1. November Valenciennes auf, so daß der französische General Gourand sagte: »Die Deutschen weichen nur Schritt für Schritt.« Die »Pall Mall Gazette« schrieb: »Die Deutschen zeigen so große Tapferkeit und Entschlossenheit, daß es Wahnsinn wäre, zu meinen, der Sieg sei schon errungen.« Und auch der »Correspondant« erklärte, ein solches Heer sei nicht im Handumdrehen zu beseitigen. So kam denn alles auf die innere Front an. Als am 2. September 1870 Frankreich ohne Heer war, da stürzte freilich das Volk die kaiserliche Regierung, aber nur um jetzt mit Massenaufgeboten einen Kampf bis aufs Messer zu führen, der das siegreiche deutsche Heer trotz seiner

genialen Führung noch zu einem mehr als fünfmonatigen Feldzuge zwang. Ganz anders jetzt in Deutschland! Wohl hatten die Generale v. Gallwitz und v. Mudra am 28. Oktober vor den Staatssekretären die Ansicht vertreten, daß der Kampf fortgesetzt werden könne, wenn das ganze Volk aufgerufen werde. Aber einzig besorgt um die »Neuorientierung«, um ihrerwillen eine Niederlage geradezu wünschend (schrieb doch der »Vorwärts« am 20. Oktober: »Deutschland soll — das ist unser fester Wille — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben.«), dachte man hinsichtlich des Krieges nur daran, daß der Dolchstoß in den Rücken des die Heimat schützenden Heeres wirksam wurde. Da Graf Hertling auf die Forderungen der Sozialdemokratie nicht eingehen wollte, nahm er seine Entlassung. An seine Stelle trat als Reichskanzler Prinz Max von Baden. Inzwischen hatte Ludendorff am 1. Oktober telegraphisch auf die sofortige Einleitung der Friedensverhandlungen gedrungen. Nach wie vor aber erklärte die Oberste Heeresleitung, daß das Heer noch zu monatelangen Kämpfen Kraft habe. Indes die Mehrheitsparteien konnten sich über die Neubildung der Regierung lange nicht einigen. Nachdem dies endlich gelungen war, telegraphierte Prinz Max in der Nacht zum 5. Oktober an die Union, an die sich die österreichische Regierung schon am 4. gewandt hatte: unter Annahme der 14 Punkte bat er nicht, wie die Oberste Heeresleitung gefordert hatte, um Frieden unter eventueller vorläufiger Fortsetzung des Krieges, sondern um Waffenstillstand. Aber nun begann auf amerikanischer Seite eine für die Vertreterin des Pazifismus höchst bezeichnende Verschleppungstaktik, in deren Verlauf Lansing — und das war Wilson — sogar ziemlich unverhüllt die Beseitigung des Kaisers forderte. Gegen

BUGO VOGEL

VON BINDENBURG UND
BUDENDORFF



diese Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reichs bäumte sich der Stolz der Volksvertretung jedoch keineswegs auf, weil er eben gegen die Ausländer nicht vorhanden war. Vielmehr wurde nun die Reichsverfassung so abgeändert, daß das Kaisertum auf das Niveau des englischen Königtums hinabgedrückt war. Und der Kaiser fügte sich durch einen Erlaß vom 28. Oktober. Zwei Tage vorher hatte er sich von dem Manne getrennt, der die Ehre des heißesten Hasses der Feinde der Monarchie und des Deutschen Reiches genoß: Ludendorff. An seine Stelle trat der General Gröner. Noch bevor jener Erlaß des Kaisers erschienen war, hatte der Staatssekretär Solf Lansing mitgeteilt, daß der neuen deutschen Regierung die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsmäßig zuständen, Wilson möge mithin jetzt die Verhandlungen über den Waffenstillstand einleiten und damit den Frieden der Gerechtigkeit bewirken. Inzwischen hatte aber der bei der letzten Neubildung der Regierung zum Staatssekretär gewordene Scheidemann namens seiner Partei die Abdankung des Kaisers gefordert — an demselben Tage, an dem dieser den treuen Ludendorff seinen Feinden opferte. Des Prinzen Max Besuch, daß Wilson Verhandlungen über den Waffenstillstand einleiten möge, wurde am 5. November mit der Weisung erwidert, Marschall Foch sei ermächtigt, beglaubigten Vertretern des Deutschen Reichs die Bedingungen mitzuteilen. Mit dem General von Winterfeldt begab sich der Staatssekretär Erzberger nach dem Walde von Compiègne. Hier trafen sie am 7. November mit dem Marschall zusammen. Dieser hatte bereits Ende Oktober mit den Generalen Haig, Pershing und Petain Bedingungen vereinbart, deren Annahme sie selbst für unwahrscheinlich erklärten. (Tardieu: La paix.) Denn einerseits rechneten sie noch mit der

Möglichkeit eines ernstlichen Widerstandes des deutschen Heeres, wie denn selbst der keineswegs zuversichtliche Gröner am 5. November in einer Sitzung der Staatssekretäre die Kampffähigkeit des Heeres bejaht hatte. Andererseits waren sie sich klar darüber, daß die Verbandsheere am Ende ihrer Kraft waren. Haig sprach das geradezu aus und fügte hinzu, daß Deutschland militärisch noch keineswegs gebrochen sei. Inzwischen aber war in Deutschland die Revolution ausgebrochen. Am 28. Oktober sollte die Flotte auf Anordnung des neuen Chefs des Admiralstabs Scheer gegen England auslaufen. Da verweigerten etwa 1000 Mann der großen Schiffe den Gehorsam. So begann es sich zu rächen, daß Kaiser und Regierung nicht auf Tirpitz gehört hatten, von dem schon im Anfang des Kriegs Besorgnisse um den Geist der Flotte im Falle ihrer Untätigkeit geäußert worden waren. Ist ohnehin schon Müßiggang aller Laster Anfang, so kam hier hinzu, daß die Mannschaften, in den Häfen liegend und in ständigem Verkehr mit dem Festlande, dauernd in einer Atmosphäre lebten, die geschwängert war von den Giftschwaden der schändlichen Losung »Frieden um jeden Preis!« und der schmachvollen »wenn der Feind im Lande wäre, könnte es auch nicht schlimmer sein«. Nicht zufrieden aber mit der Vereitelung des Auslaufens der Flotte und damit einer Schlacht, die höchstwahrscheinlich Rettung gebracht hätte, verlangten am 3. November Kameraden der verhafteten Verbrecher in offener Meuterei ihre Befreiung. Unterhändler der Regierung griffen zu ihren Gunsten ein. Am Abend des 4. Novembers war der Kieler Hafen in den Händen der Empörer.

Es verdient bei dieser ersten Szene des nun rasch sich entwickelnden Trauerspiels hervorgehoben zu werden, daß die strapazierten und seit Jahren allen

Gefahren ausgesetzten Mannschaften der leichten Waffen der Marine, der U- und der Torpedoboote, ihrer Pflicht treu geblieben sind, sowie daß die Mannschaften der großen Schiffe nicht etwa unter Hunger zu leiden gehabt haben, wie denn auch weiterhin die vornehmsten Träger der Revolution nicht Angehörige des schwer leidenden Mittelstandes gewesen sind, sondern vielmehr Angehörige solcher Schichten, die sich gewisser Vorzüge in der Ernährung erfreuten, wie ja auch 1 $\frac{1}{4}$ Jahrhundert früher das französische Volk nicht von einem gedrückten, sondern einem bevorzugten Steuerzahler in die Revolution hineingerissen worden ist. (Ab. Wahl: Vorgeschichte der französischen Revolution.) Nur noch auf Verhinderung von Blutvergießen bedacht, schloß die Regierung des Prinzen Max Kiel jetzt nicht ab, so daß der Aufruhr zunächst nach anderen Häfen übergreifen konnte. Am 8. November war aber auch bereits Köln in der Hand der Revolutionäre.

Aber was heißt: »In der Hand der Revolutionäre?« Hier wie in allen andern Fällen war es kleinen Abteilungen der meuternden Matrosen dank dem Erlaß des Kriegsministers, Generals Scheuch, der das Schießen auf Eisenbahnzüge verbot, gelungen, unbehelligt ans Ziel zu gelangen. Eine Kompanie, höchstens ein Bataillon ihres Fahneneides eingedenkender Soldaten — und das war die Mehrzahl — hätte genügt, diese Haufen zu Paaren zu treiben. Aber die Mäthzigkeit der Militärbehörden in der Heimat war es, die bald hier bald dort einen wichtigen Platz »in die Hand« einer kleinen Schar Empörer geraten ließ. Die in Betracht kommenden militärischen Befehlshaber haben sich zu ihrer Entschuldigung auf ein für das ganze Reich erlassenes Schießverbot berufen. Angesichts der Tatsache, daß ein solcher Erlaß von maßgebender Stelle abgeleugnet worden ist, bleibt nur die Annahme

übrig, daß die Empörer mit Fälschungen gearbeitet haben. Dann hätten die Militärbehörden in ähnlicher Kopflosigkeit gehandelt, wie das an jenem traurigen Märztage im Jahre 1848 in Berlin geschehen ist. Sie haben sich dann, ohne die Berechtigung des Befehlsübersmitters und ohne die Echtheit des ihrer Instruktion zuwiderlaufenden Befehls zu prüfen, übertölpeln lassen.

Über diese Vorgänge unterrichtet, konnte Foch mit Seelenruhe der deutschen Abordnung am 9. November die Waffenstillstandsbedingungen überreichen. Von allem Unerhörten war zweifellos das Unerhörteste, daß die Blockade aufrecht erhalten bleiben sollte. Der feige Kampf gegen Frauen und Kinder wurde also fortgesetzt, vielmehr verschärft, da auch die Ostsee jetzt geschlossen wurde. Und das hieß Waffenstillstand! Entehrend für die »Sieger« war auch die Forderung der bedingungslosen Waffenstreckung in Ostafrika.

Dort war Lettow-Vorbeck, von einem erfolgreichen Streifzug tief nach Portugiesisch-Ostafrika hinein zurückgekehrt, in Rhodesia eingebrochen. Hier erhielten der Held und seine Getreuen, die bis zuletzt die deutsche Ehre gewahrt haben, die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstands.

Denn der weitere Fortgang der Revolution in Deutschland hatte jeden Widerstand unmöglich gemacht. Am 8. November war bereits die Republik in München ausgerufen worden. An die Spitze der Regierung trat der galizische Jude Salomon Kosmanowski (oder Kusdjewski?), bekannter unter dem angenommenen Namen Kurt Eisner. Jetzt verlangte man auch in Berlin die Abdankung des Kaisers.

Das Hauptquartier in Spaa war inzwischen mit den übertreibendsten Nachrichten überschwemmt worden. Danach schwamm Berlin in Blut. Unter dem Eindruck dieser für wahr genommenen

Lügen verhandelte man in Spaa über die geforderte Abdankung. Da traf die Nachricht ein, daß Prinz Max von Baden unbefugt die Abdankung des Kaisers veröffentlicht hatte. Gleichwohl wollte dieser, auf den ihm als obersten Kriegsherrn geleisteten Fahneneid vertrauend, beim Heere bleiben. Indes wurden von dem General Gröner nach den »Erinnerungen« des Kronprinzen jetzt »Fahneneid« und »oberster Kriegsherr« als »Ideen«, als »Worte« bezeichnet. Welche Verkenning der von Bismarck so hoch gewerteten Imponderabilien! Wenn man nicht gar — was wohl richtiger ist — »Fahneneid« und »oberster Kriegsherr« als sehr lebendige Realitäten einschätzt! Ein junger Krieger, der bei einem Regiment im Wasgau stand, erzählt: »Ich saß mit den Offizieren meines Regiments am Tisch. Als die Nachricht eintraf, daß der Kaiser nach Holland gegangen sei, brachen sie zusammen, als wenn ihnen das Rückgrat herausgenommen wäre.« Endlich ist noch auf das psychologische Rätsel hinzuweisen, das darin liegt, daß derselbe Mann, der noch am 5. November die Kampfsfähigkeit des Heeres behauptet hatte, jetzt ein solches Urteil des Heeres über seine sittlichen Grundlagen voraussetzte. Prinz Max von Baden trat nunmehr vom Schauplatz seiner Taten ab. An seiner Stelle erschienen nach russischem Vorbild »Volksbeauftragte«, mit einem Reichstagsabgeordneten Ebert an der Spitze. Sie ermächtigten den Staatssekretär Erzberger, den sogenannten Waffenstillstand zu unterzeichnen.

Die Feinde triumphierten nach Siegen des deutschen Heeres und der deutschen Flotte, die ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht haben.

Und sie triumphierten im letzten entscheidenden Augenblick. Englische Offiziere haben den deutschen Seeoffizieren der nach England ausgelieferten Kriegsschiffe gestanden, daß England nur noch kurze Zeit habe kämpfen können. Und

Churchill, der doch sonst den Mund recht voll nimmt, schrieb einige Zeit später in einer angesehenen Zeitschrift: »Wir sind gerade nur so durchgekommen! Nur ein wenig mehr, und der U-Bootkrieg hätte uns alle durch Hunger zur unbedingten Übergabe gezwungen. Wir sind schließlich nur durchgekommen, weil die ganze Nation zusammenarbeitete und das Volk gesund war.«

Bismarck unterschied »zwischen Monarchie und Republik auf der Linie, wo der König durch das Parlament gezwungen werden kann ad faciendum, irgend etwas zu tun, was er aus freiem Antriebe nicht tut«. Legt man diese Unterscheidung zugrunde, so ist die letzte Monarchie ins Grab gesunken.

Darüber hinaus ist das Deutsche Reich gestürzt. Seiner Wehrmacht beraubt, hat es das Mitbestimmungsrecht in allen Fragen der Menschheit verloren. Den »Fehler«, den seine Nachbarn begingen, als sie die Entstehung des Reiches zuließen, haben sie jetzt wieder gut gemacht im Sinne des Unionspräsidenten Madison. Hat dieser doch im Jahre 1815 in einer Botschaft an den Kongreß gesagt: »Den Kern, der in Deutschland liegt, nicht zur Entwicklung kommen zu lassen, wird das Ziel einer entschlossenen Staatskunst sein!«

So hat sich das Weltbild gründlich geändert. Wer aber das Heft in der Hand hat, ob wirklich die Herrschaft der sogenannten Angelsachsen, die man wohl richtiger als romanisierte Kelten bezeichnet, jetzt fertig ist, ob nicht vielmehr die Beherrschung des europäischen Festlands durch Frankreich von ausschlaggebender Bedeutung ist, steht dahin. Gewiß ist aber, daß die Mächte, die seit Jahrhunderten den Frieden der Menschheit stören, die Herren der Welt sind. Es ist so gekommen, wie der Franzose Waddington schon 1883 im Hinblick auf Bismarcks dereinstigen Abgang vorausgesagt hat: »Die jetzt in Schranken ge-

haltenen Begehrlichkeiten stets unbefriedigter Nationen werden dann zum Ausbruch kommen, und die kleinen Geister, welche sie anfachen, werden überall ihr Haupt erheben.«

Diese »kleinen Geister« haben freilich in Versailles die von Madison verlangte »entschlossene Staatskunst« geübt. Eine richtige Wertung aber dessen, was sie so zuwege gebracht haben, erwächst aus einem Vergleich mit 1815 und 1871. 1815 fabrizierten die sämtlichen Diplomaten Europas einen »Vertrag«, den brauchbar zu machen, nachher Kongresse über Kongresse abgehalten werden mußten. Gleichwohl kam man nicht zum Ziel. Der Grundfehler war eben der, daß man Frankreich, den ewigen Friedensstörer auf dem Festlande, nicht fest genug angefaßt hatte, uneingedenk des Urteils des Prinzen Eugen im Jahre 1714, daß die politischen Beziehungen für alle künftigen Jahrhunderte verdorben seien, da man Frankreich nicht genügend geschwächt habe. Jetzt haben die »Sieger« den entgegengesetzten Fehler gemacht in der Behandlung des Volkes, das seine Macht nie mißbraucht hat. Der Fehler zeigt sich auch bereits darin, daß wieder wie nach 1815 Konferenzen — so heißt das jetzt — über Konferenzen nötig sind. Aber sie werden den Giftrank, den die »kleinen Geister« in Versailles »entschlossen« für das deutsche Volk, für die Menschheit gebraut haben, nicht genießbar machen können.

Hat doch — nicht etwa ein Deutscher, sondern ein Engländer! — John Maynard Keynes die bisherigen Reparationskonferenzen »für die leichtfertigsten und bedenklichsten Episoden der Weltgeschichte« erklärt. Nur »wenn wir nicht von Männern regiert würden, meint er, die an die Albernheit oder Unehrllichkeit ihrer früheren Aussprüche gebunden sind, wären alle Möglichkeiten für eine Regelung vorhanden«.

Ordnung und Ruhe erhielt Europa nach

1815 erst, als ein Großer aus eigener Einsicht und eigener Kraft 1871 den Frankfurter Frieden schuf. Anders wird es diesmal auch nicht sein. Ob dieser Große aber da draußen aufstehen wird? Als nach dem Zusammenbruch des alten Kaisertums und der deutschen Herrschaft im 13. Jahrhundert in Italien dort eine nicht enden wollende Anarchie ausbrach, meinte Dante, seinem Vaterlande, ja der Welt könne nur ein deutscher Kaiser den Frieden bringen.

Das Machwerk von Versailles im einzelnen zu erörtern, hat keinen Sinn, würde auch zu weit führen. Aber eine Bestimmung möge herausgegriffen werden — die über die deutschen Kolonien! Denn gerade hier treten verschiedene wesentliche Züge zutage. Vor allem die Verlogenheit dieses »Vertrags«. Anderen, die nach Wilsons Urteil sich in der Kolonialpolitik besser bewährt haben, sind die deutschen Kolonien zur Verwaltung überwiesen worden. Auf diese Weise hat man sich glücklich darum herumgedrückt, den Wert dieses Raubes bei der Festsetzung der »Reparationen« in Anrechnung zu bringen. Das ist der eine Zug. Über den Wert des Verlustes ist das deutsche Volk — und das ist ein weiterer wesentlicher Zug — sich leider nicht entfernt klar, so daß es sich mit einer unbegreiflichen, wenig löblichen Ruhe mit ihm abgefunden zu haben scheint. Bekannt ist wohl in weiteren Kreisen, daß Lettow-Dorbeck den Wert Ostafrikas, ohne freilich eine Summe zu nennen, sehr viel höher veranschlagen zu müssen meint als bisher andere Kenner. Eine ganz bestimmte Summe aber wird genannt hinsichtlich der Südseeinsel Nauru. Dieses kleine, etwas südlich des Äquators gelegene Eiland hat nur eine Fläche von 22,7 qkm, besitzt aber fast unerschöpfliche Phosphatlager. Und so veranschlagt Rudolf Haefcke, der letzte deutsche Direktor der Nauruwerke, den Wert dieser kleinen Insel allein auf neun

Milliarden Goldmark. Vielleicht bringt diese Angabe eines Sachverständigen das deutsche Volk dahin, sich einmal darüber klar zu werden, wie stark es allein schon durch den Wilsonschen Mandatkniff ausgeraubt worden ist. Auch gegen die dreiste Lüge, daß andere Völker mehr zum Segen der Eingeborenen kolonisiert hätten, ist man deutscherseits bei weitem nicht energisch genug aufgetreten. Neben dem, was hierüber schon an anderer Stelle gesagt worden ist, möge hier das Urteil eines Unparteiischen, weil Neutralen, Platz finden! Der holländische Pater van der Burgt von den »weißen Vätern« schreibt: »Ich kenne Deutsch-Ostafrika seit 1892, war bis 1913 ununterbrochen dort tätig und kann mein Urteil dahin zusammenfassen: die deutsche Kolonialtätigkeit ist der größte Segen für Land und Leute. Dagegen haben die Engländer von 1914 bis 1917 die Schuld auf sich geladen, daß in Uganda 200 000 Menschen zugrunde gingen, ebensoviel in Nyassaland. Der ehemals deutschfeindliche Pater Smulders hat mir gesagt, daß, wenn die Neger wählen dürften, sie alle für die Deutschen stimmen würden. Diese haben sie nämlich gut behandelt und alles bezahlt, auch im Kriege.« So viel über die kolonialpolitische Tüchtigkeit der Engländer. Über die der bekanntlich an der Spitze der Zivilisation marschierenden Franzosen aber hat sich im Dezember 1912 sehr eingehend ein Deputierter von Guadeloupe in der französischen Kammer geäußert. Er erwähnte u. a., daß in seiner Heimat die Hälfte der schulpflichtigen Bevölkerung des Unterrichts entbehrt aus Mangel an Schulen, und daß in Französisch-Aquatorialafrika die Bevölkerung sich durch die schamlose Ausnutzung von seiten der Konzessionsgesellschaften auf den zehnten Teil vermindert hat.



Nachwort.

Von Hans Haefcke.

Werfen wir einen Blick auf die Lage des deutschen Volkes in der Gegenwart! Soll diese Lage das endgültige Ergebnis einer zweitausendjährigen Geschichte sein, die Männer und Leistungen auf allen Gebieten des Lebens aufzuweisen hat, wie sie in solcher Zahl die Geschichte keines andern Volkes verzeichnet? Soll wirklich ein Krieg, der nach dem erst neuerdings bekannter gewordenen »the Problem of Japan« bereits 1897 von den Regierungen der Union, Englands und Frankreichs ins Auge gefaßt, zum gemeinsten aller Raubkriege der an solchen Unternehmungen wahrlich nicht armen Menschheitsgeschichte geworden ist, die Wirkung haben, daß ein Volk von solcher Vergangenheit für alle Zeiten ausgeschieden ist? So sehr, daß es außer dem Mitbestimmungsrecht über das Schicksal der Menschheit sogar auch das Selbstbestimmungsrecht verloren hat? Soll die ungeheure Kraft ungezählter Generationen und insbesondere der letzten während des furchtbaren, mehr als vierjährigen Ringens für immer verloren sein?

Nein! Diese unvergleichlichen Leistungen werden fortwirken auf den Geist des deutschen Volkes. »Die Vergangenheit und Erinnerung haben eine unendliche Kraft,« sagt Wilhelm v. Humboldt einmal. Diese Wahrheit hat das preußische Volk erfahren. Denn das napoleonische Joch hat nicht nur auf Preußen schwer gelastet. Aber hier empfand man den Druck doppelt schwer in der Erinnerung an die Zeit Friedrichs des Großen. Das Volk, dem aus dieser Zeit die Sterne Rossbach und Leuthen zuwinkten, wollte, konnte nicht in der Nacht von Jena und Tilsit versinken. So wurde es in der Kraft der Erinnerung an die Taten seiner Väter zu dem heldenvolk von 1813.

Uns wird ein gleiches Los erblühen,

wenn wir die schlimmste Gefahr zu meistern wissen, die uns jetzt droht, todbringend droht. Vor ihrer Überwindung aber steht noch ihre Erkenntnis. Und diese wird durch die wirtschaftliche Not erschwert, da sie die Blicke wohl der meisten Volksgenossen wegen ihrer furchtbaren Schwere ganz auf sich zieht. Ihre Bekämpfung erscheint weitesten Kreisen als »die Forderung des Tages«, ihre Beseitigung als wichtigste, fast als einzige Vorbedingung für einen neuen Aufstieg. Wäre dem wirklich so, dann wäre uns freilich mit einem Napoleon am besten gedient. Denn dieses Mannes unbestreitbares, freilich auch einziges Verdienst war doch das, daß er Frankreich mit harter Hand aus der Anarchie herausriß, in die die Revolution es gestürzt hatte, und wieder einem geordneten Wirtschaftsleben zuführte. In der Tat kann man denn auch aus dem Munde solcher, die von der Sorge um unsere wirtschaftliche Lage — wohlverstanden! nicht ihrer persönlichen, sondern der allgemeinen — ganz beherrscht werden, den Wunsch vernehmen, daß uns der Himmel einen Napoleon beschere möge.

Gerade aber in diesem ganz folgerichtigen Wunsche tritt am deutlichsten zutage, daß das Gespenst, das todbringend seine Hand nach unserm Volke ausstreckt, ein anderes ist als die wirtschaftliche Not. Denn für einen Napoleon ist auf deutschem Boden kein Platz. Trotz des Napoleonkultus, mit dem weite Kreise unseres Volkes sich beschmuhen! Denn diejenigen Verehrer dieses Mannes, die ihm wegen seines sogenannten Kontinentalsystems, das in Wahrheit nur ein Raubsystem war, den Plan der Befreiung der Menschheit von Englands Welthandels-herrschaft andichten, ihn zu einer Art verkanntem Heiland erheben, tragen in das Wesen dieses heimatlos Gewordenen und darum im innersten Kern Unfittlichen einen deutschen Zug hinein. Dieser Egoist,

der einem nüchternen Philosophen, dem weder national noch christlich »befangenen« Schopenhauer, als Gegenbild Jesus' galt — übrigens in bemerkenswerter Übereinstimmung mit dem lediglich aus seinem ursprünglichen Empfinden urteilenden begeisterten Geschlecht von 1813, das in Napoleon den Antichrist sah — dieser Egoist kannte keine Menschheitsziele. Darum konnte er immerhin ein Volk wie das französische aus wirtschaftlicher Not befreien, zumal er selbst ein Geldmensch war. Aber einem — trotz des Anblicks, den das jetzige bis in die Seele erkrankte Geschlecht bietet, denn was bedeutet eine Generation im Leben eines Volkes! — geistig so hoch stehenden Volke wie dem deutschen kann kein Napoleon helfen.

Am wenigsten aus der Not, die uns bedrängt. Diese Not aber ist die Gefährdung des deutschen Geistes, die Überfremdung. Sie offenbart sich in zahlreichen Erscheinungen. Deutscher Grund und Boden, der uns heiliges Land sein sollte, wird an Leichenfledderer aus aller Herren Ländern veräußert. Genüssen, materiellen wie geistigen, die aus der Fremde, selbst aus feindlichen Ländern bezogen werden, jagen Männer, Frauen und die heranwachsende Jugend nach, in Wirtschaftshäusern, Konzerten, Theatern, Kinos und auf dem Tanzboden. Federn verrückter Deutscher versprühen ihr Gift gegen die Großen unserer Vergangenheit, unserer Gegenwart. Und mit einer Begeisterung, die einer besseren Sache würdig wäre, knien ihre Jünger vor den fremden Götzen, die sie auf den Altar erheben.

Männlich schlicht klingt in dies verwelschte und verwelschende Toben der Baalspfaffen hinein das Wort unsers Hindenburg: »Meine Jugendhelden suchte ich bei aller Verehrung des Altertums nur unter meinen eigenen Volksgenossen.«

Dieses Wort des greisen Generalfeldmarschalls führt uns tief hinein in die

wahre Erkenntnis der sittlichen Erneuerung, in der der Prophet des Germanentums, der zwar nicht deutsch geborene, aber die meisten Deutschgeborenen an deutscher Gesinnung übertreffende H. St. Chamberlain, die Vorbedingung zum abermaligen Aufstieg unseres Volkes erblickt.

Flache Moralprediger wühlen fast wollüstig in den Wunden unseres Volkskörpers, die jedes gesunde Kinderauge sieht und die doch nur allgemein menschliche Sünden sind. Treten sie bei uns besonders stark hervor, so muß diese Erscheinung auch ihre besondere Ursache haben. Diese aber ist in dem Verhältnis des Einzelnen zu seinem Volke zu suchen.

Zugleich zeigt sich wieder, wie unrechtfertigt die oft gehörte Behauptung angesichts des gegenwärtigen Tiefstandes der Sittlichkeit in Deutschland ist: das hat der Krieg aus uns gemacht. Der Krieg macht ein Volk nicht schlechter und nicht besser. Vielmehr ist der Krieg der große Offenbarer: wie er einerseits manchem galanten Helden des Parketts die Maske vom Gesicht reißt, so läßt er andererseits das bis dahin im Kleinleben des Alltags still und verschwiegen geübte Heldentum hell vor aller Augen leuchten. So entschleiert er auch das Wesen der Völker. Und man sollte meinen, daß wir erfahren haben, was sich unter den bei uns nur zu oft und zu laut gefeierten glatten Manieren der Franzosen verbirgt. Uns selbst aber hat er in nicht minder schlimmer Weise bloßgestellt. Denn der weitaus größte Teil unseres Volkes hat nur mit den Lippen gesungen »Deutschland, Deutschland über alles!« Im Herzen ist ihm sein Vaterland nicht über alles gegangen. Kein Wunder! Entsprach doch schon im Frieden der stupiden Bewunderung alles Ausländischen vielfach nur eine stark verklausulierte Hingabe an das Vaterland. Ihm gingen doch noch allerlei Dinge voran, die Partei, die

Konfession, der Geldbeutel, die Karriere u. dgl. m. Ja, ein pädagogischer Reformator konnte laut verkünden, Aufgabe der Schule sei, ihre Zöglinge zu kritischer (!) Liebe zum eigenen Volkstum zu erziehen. Und ein anderer, den man unvorsichtigerweise auf Volksschüler losgelassen hatte, erklärte etwa zur Zeit der Hundertjahrfeier der Leipziger Schlacht: »Die Liebe zur engeren Heimat macht die Menschen unfrei. . . . Wir Lehrer des Volkes haben zu tun, was in unseren Kräften steht, um die Unterschiede der Nationalität auszumerzen. Wir haben daher auch jeden Patriotismus zu bekämpfen, mag er eine Form annehmen, welche er will. Bewußte Erziehung zum Patriotismus aber bedeutet immer eine Unterminierung von Gesinnung und Kultur im Volke, ist somit unmoralisch. Jede patriotische Regung ist nämlich im tiefsten Sinne unmoralisch.«

Mag man nun der immanenten oder der transzendenten Weltanschauung huldigen, auf jeden Fall wird man zugeben müssen, daß ein Volk, das sich solche Propheten gefallen läßt, weder die Kraft noch den Anspruch darauf hat, einen Krieg um sein Mitbestimmungsrecht in der Welt, um sein Selbstbestimmungsrecht, um seine Existenz zu bestehen. Denn wie sollte der Menschheit mit einem Volke gedient sein, das in dem Wahn, seine Eigenart zu verleugnen sei sittliche Pflicht, einem charakterlosen Menschentum zustrebt. Vielmehr! wie ein Volk nicht durch Bedientenseelen ohne eigenes Wesen, sondern durch scharfgeprägte Persönlichkeiten zu höheren Entwicklungsstufen emporgeführt wird, so kann auch das Schicksal der Menschheit nur durch Völker bestimmt werden, die ihre eigene Art haben, auf diese stolz sind und sie bewußt pflegen.

Am wenigsten kann man im Namen der Religion die Entmannung eines Volkes befürworten. »Unterscheider, du unterschiedest die Völker.« So feierte schon

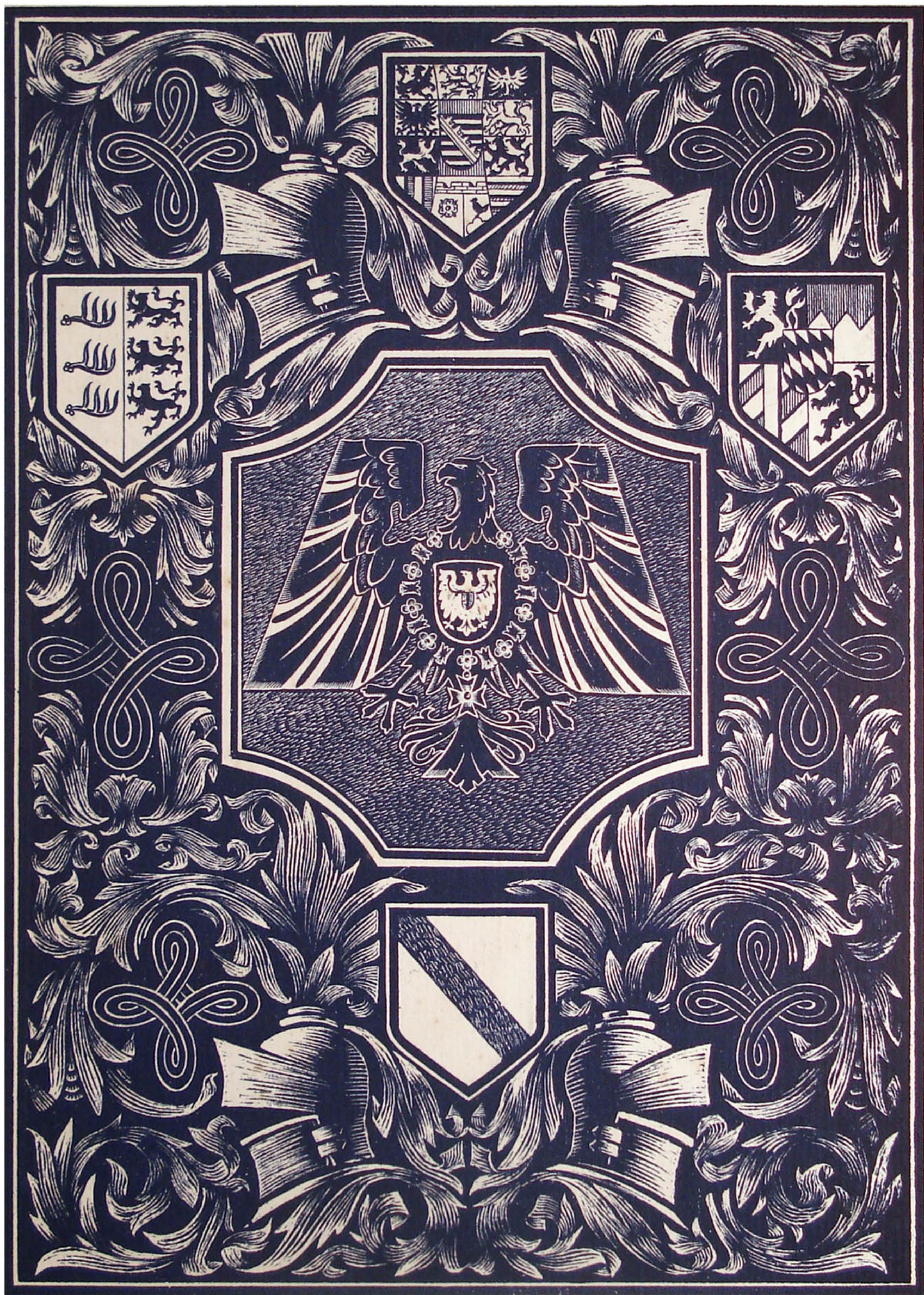
vor Jahrtausenden ein ägyptischer König die nationalen Unterschiede als ein Werk des Schöpfers. Heiße Liebe zur Heimat als dem von Gott geschenkten heiligen Boden durchzieht darum das Alte Testament. »Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen! Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wo ich deiner nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein!« gelobt der in die Fremde Fortgeführte. Und selbst jenes Idyll, das das häusliche Glück besingt, vergißt nicht über dem kleinen Bereich des eigenen Heims das Volksganze, sondern schließt mit dem Wunsche: »Friede sei über Israel!« Denn das war dem frommen Sänger gewiß: die Wohlfahrt des Hauses hängt ab von der Wohlfahrt des Volkes, des Staates.

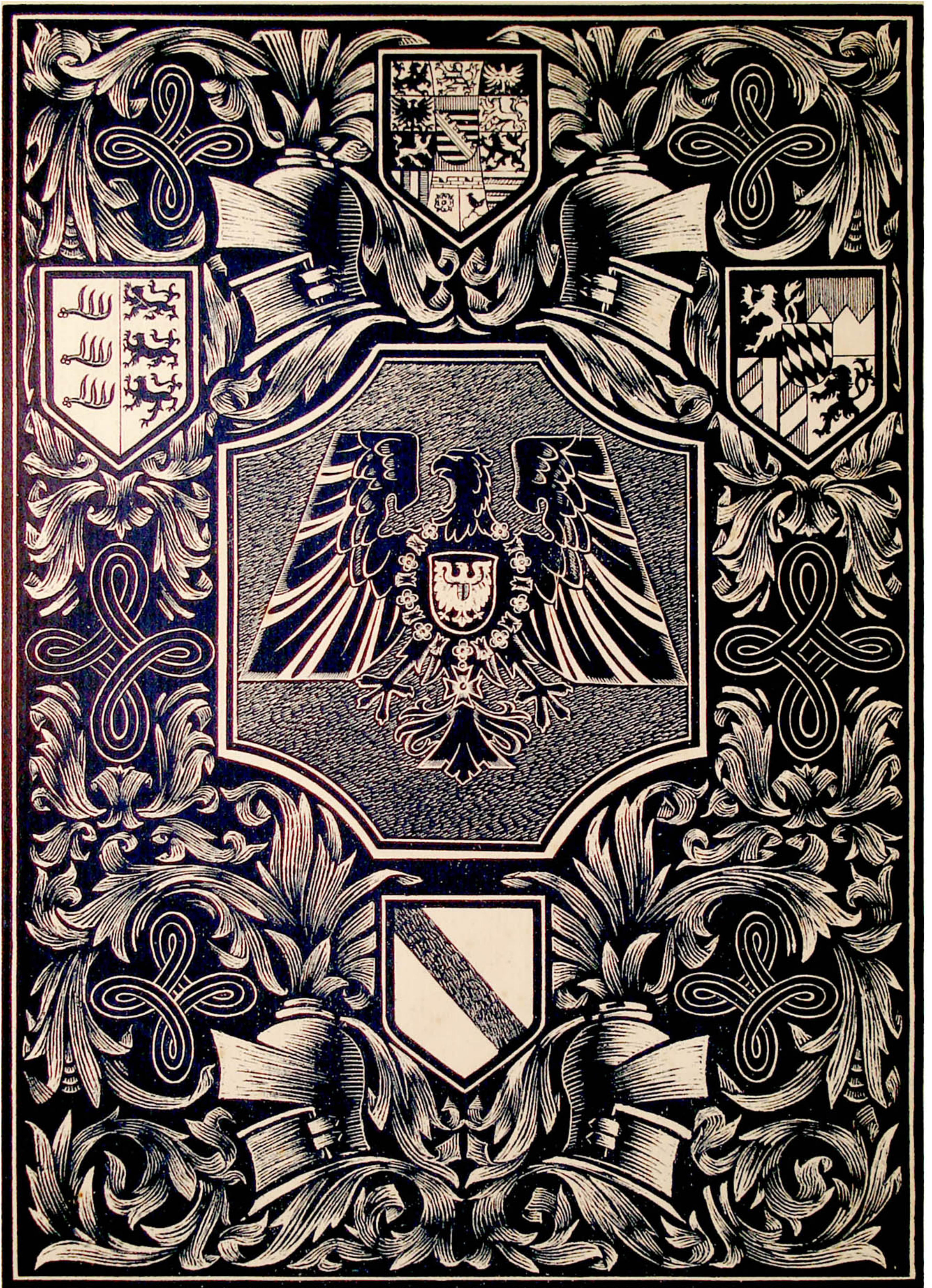
Auch in deutscher Zunge ist, seitdem unser Volk klarere Erkenntnis seiner Sonderart gewonnen hat, alle die Jahrhunderte hindurch manch Wort erklungen, das bezeugt: der es geprägt hat, trug die alles Fühlen und Denken beherrschende, bestimmende Vaterlandsliebe in seinem Herzen als göttliches Gebot. In keinem aber ist der deutsche Glaube, daß das deutsche Volk nach göttlichem Ratsschluß als solches zu hohen Dingen berufen sei, so Fleisch und Blut geworden wie in Bismarck. »Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomaten-gewerbe gleich aufgeben oder das Geschäft gar nicht übernommen haben,« bekannte er im September 1870. Und das obwohl ihm die Schwäche seines Volkes, die sich als schwerstes Hindernis vor dem gehnten Ziel erhob, ein geradezu erbärmliches Nationalbewußtsein, nur zu bekannt war. Hat dieses ihn doch das System der Verstreungen, durch das er die auseinander strebenden Kräfte zugunsten des von ihm aufgeführten Reichs-

gebäudes binden wollte, damit es allen Volksgenossen Schutz gewähre, nur unvollkommen ausführen lassen! »Wenn man Bismarcks Wirksamkeit in der inneren Politik richtig würdigen will, schrieb Eduard v. Hartmann einmal, so darf man nicht auf das Stückwerk blicken, das er (aus anderen als vaterländischen Beweggründen handelnden und darum) widerstrebenden Mächten mühsam abgerungen hat, sondern auf dasjenige, was er geplant und erstrebt hat. Wie anders stände z. B. heute das Deutsche Reich da, wenn es ein Reichseisenbahnetz, Tabaks- und Branntweinmonopol und eine voll durchgeführte Arbeiterversicherung ohne Klebschikanen gäbe!« Aber obwohl bald dieser, bald jener Loki in dem blinden Hödur, dem deutschen Volke, ein nur gar zu williges Werkzeug fand, verlor Bismarck seinen Glauben an die göttliche Sendung dieses Volkes nicht, suchte es vielmehr mit demselben Glauben zu erfüllen, bis daß der Tod den Nimmermüden zur ewigen Ruhe rief.

Kein Zweifel! Wäre das deutsche Volk des Glaubens voll gewesen, »durch göttliche Ordnung zu etwas Gutem und Großem bestimmt« zu sein, dann hätte es den Krieg siegreich bestanden. Aber auch jetzt noch! Erhebt es sich zu diesem Glauben hinweg über alles Elend der Zeit und der kommenden Tage, erfüllt es sich mit diesem Glauben, so daß alles andere davor versinkt, vereinigen sich alle Söhne unseres Volkes in der Gewißheit, daß Gott die deutsche Art, wie manch hochgestellter Geist sie besungen hat, haben will, weil sie ein unentbehrliches Mittel in seinem Weltenplan ist, dann siegen wir auch in der ersten, aber auch entscheidenden Schlacht, die wir jetzt waffenlos schlagen müssen, in dem Kampfe um den deutschen Geist. Siegen wir aber da, so ist unser die Zukunft.

Dennoch!







BRUNNEN VERLAG
MÜNCHEN 1966